Vom Ghetto zur Macht

Die Geschichte des Aufstiegs der Juden auf deutschem Boden

von

Otto Kernholt

4.—6. Auflage



Verlag von Theodor Weicher
Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort zur 1. bis 3. Auflage.

Schon seit geraumer Zeit leidet unser deutsches Volk an einer schleichenden Krankheit. Nur wenige erfahrene Ärzte erkannten die Gefahr rechtzeitig in ihrer ganzen Größe. Ihre Warnungen verhallten beinahe ungehört. So konnte sich das Verderben ungestört weiterentwickeln, zumal die Nöte der Kriegsjahre die Aufmerksamkeit nach außen hin voll in Anspruch nahmen. Da kam der Novemberumsturz, das fressende Geschwür im Innern barst, und vor aller Augen lag nun klar, wie weit bereits die Verseuchung des ganzen Körpers fortgeschritten war. Wir kranken am Judentum. Schon für die Zeit vor der Julirevolution hat Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" die beunruhigende Feststellung machen müssen, daß ein „fremder Tropfen" in unser Blut geraten sei. Dieser Tropfen hatte uns allgemach das Blut vergiftet, da er nicht rechtzeitig aus dessen Kreislauf ausgeschieden wurde. Nun sind wir auf den Tod erkrankt, und nur schnelle und durchgreifende Mittel können uns am Leben erhalten. Wackere Ärzte sind bereits bei der Arbeit, um allen Anfeindungen zum Trotz zunächst die augenblickliche Gefahr zu bannen und der dringendsten Judennot zu wehren. Und wir alle, die an unser Volk glauben, hoffen zuversichtlich, daß ihr Werk gelinge, daß uns nicht das furchtbare „Zu spät!" dereinst an dem Gewissen rütteln wird. Schon sind weiten Kreisen des Volkes die Augen geöffnet über die Gefahr, in der wir schweben, und wie es dieses Mal ganzer Arbeit bedarf, um das Schlimmste zu verhüten.

Es harrt unser aber noch eine zweite Aufgabe. Nach Abwendung der Nöte der Gegenwart gilt es einer Wiederholung der kaum überstandenen Gefahr für die Zukunft vorzubeugen. Wir müssen deshalb klaren Blickes erkennen, wie es möglich wurde, daß verhältnismäßig unbemerkt eine derartige Lebensgefahr für unser Volk entstehen konnte, um für alle Zeit einer ähnlichen vorzubeugen.

Über die Judenfrage selbst, besonders über ihren gegenwärtigen Stand liegt ein umfangreiches Schrifttum vor, von der volkstümlichen Darstellung bis zur wissenschaftlichen Forscherarbeit, von der leidenschaftlichen Anklageschrift bis zur Leugnung einer Judenfrage überhaupt. Nicht in gleicher Weise ist dies der Fall, wenn man nachprüfen will, wie das Entstehen der Judennot überhaupt möglich war. „Judas Schuldbuch" gegenüber unserem Volke ist endgültig von Wilhelm Meister abgeschlossen: den Besserungsvorschlägen Daniel Frymanns ist nichts Wesentliches mehr hinzuzufügen. Das Ziel steht fest, nur über Zeitmaß und Reihenfolge der erforderlichen Maßnahmen ist noch nach Maßgabe der Möglichkeiten zu entscheiden. Über „Judas Aufstieg" im deutschen Volkskörper seit der angeblichen Knechtschaft der Ghettozeit fehlt uns aber eine zusammenhängende, umfassende und zuverlässige Darstellung. Der

Stoff ist bisher entweder einseitig behandelt, wie z. B. in Hausers sonst trefflicher „Geschichte des Judentums“ vom rein anthropologischen Standpunkte aus, die infolgedessen der Vielseitigkeit menschlicher Gestaltung nicht ganz gerecht wird, oder aber er ist in Einzeldarstellungen bestimmter Zeiten und Teilerscheinungen versplittert. Es bedarf daher erst der gestaltenden Hand, um zu einem klaren Gesamtbilde zu gelangen. Dieser Aufgabe habe ich mich in der folgenden Arbeit unterzogen, und ich weiß nichts Besseres zu tun, als sie unter den Schutz der guten Geister zu stellen, die zum Nutzen unseres Volkes Daniel Frymann und Wilhelm Meister die Hand bei ihren prächtigen Werken geführt haben.

Ich bin mir von Anfang an der Schwere der Aufgabe durchaus bewußt gewesen. Trotz größter Sorgsamkeit kann solch ein erster Wurf naturgemäß in mancher Hinsicht zunächst nur unvollkommen ausfallen. Schon das eigentümliche Verschleierungsverfahren der Juden erschwert vielfach die Feststellung der reinen Wahrheit und der wirklichen Beziehungen: durch die deutsche Ahnungslosigkeit von der drohenden Gefahr wurden zudem viele Quellen verschüttet, die sonst vielleicht ergiebig geflossen wären. Von uns heute nur geahnte Zusammenhänge ständen dann in vollem Lichte vor den Augen des Forschenden. Es ergeht deshalb an dieser Stelle meine inständige Bitte an alle diejenigen, die etwas Tatsächliches zur Ergänzung bzw. zur Berichtigung meines Werkes mitteilen können, mir dies nicht vorzuenthalten. Denn jeder Fehler schadet natürlich dem ganzen Werke. Und wenn auch nicht von vornherein alle Fehler ausgeschaltet werden konnten, und wenn auch Irrtümer in Einzelheiten bei der schier erdrückenden Fülle und großen Gleichmäßigkeit des Beweisstoffes an sich nebensächlich wären, so muß es doch meine vornehmste Aufgabe sein, die vorhandenen Mängel möglichst bald und möglichst vollzählig auszumerzen, nicht aber neue hinzuzufügen. Ich stelle hiermit vielleicht etwas unbescheidene Ansprüche an diejenigen Kreise, die in der Lage sind, mich im Sinne meiner Bitte zu unterstützen. Sie werden aber ihre Dienste ja nicht mir, sondern der Sache der Wahrheit leisten und damit zur Wiedergenesung unseres Volkes beitragen.

Mein Buch soll der Ermittelung der Wahrheit dienen auch da, wo sie uns unangenehm ist und der Neigung zur Selbstgerechtigkeit nicht entgegenkommt. Um bei meinem ersten Vergleiche zu bleiben: es handelt sich um ärztliche Aufklärungstätigkeit. Es liegt aber in dem Beruf des Arztes, dem Kranken auch manches Mal unbequeme Dinge zu sagen und von ihm eine Abkehr von alteingerissenen, liebgewordenen Unarten zu verlangen. So wird sich ein Gichtkranker gerne gegen die Erkenntnis sträuben, daß seine eigene unzweckmäßige Lebensweise zu nicht geringem Teile an seinem Leiden schuld ist und daß er daher diese erst ändern muß, will er nicht stets von neuem quälenden Schmerzen anheimfallen. Auch unser Krankheitsfall liegt ähnlich. Zum Bösestun gehören in der Regel zwei. Einer der Unrecht tut und einer, der sich dies gefallen läßt. Von dieser Mitschuld durch eigene gedankenlose Lässigkeit gegenüber dem wachsenden Übergreifen, ja Überwuchern des Judentums kann uns niemand freisprechen. Alle ernsteren Denker auf diesem Gebiete haben dies anerkannt. So Treitschke, so Eduard von Hartmann, so auch schließlich Chamberlain, der in seinen „Grundlagen“ offen ausspricht: „Wir selber waren

die verbrecherischen Helfershelfer der Juden, das war so und ist noch heute so.“ Gutmütiges und feiges Geschehenlassen, Mangel an völkischem Stolz und Verrat an der Heiligkeit des Blutes — das sind nur einige der wichtigsten Schuldbelastungen, welche solch strenges Urteil begründen. Dieser Erkenntnis dürfen wir uns natürlich nicht verschließen, wollen wir anders durch unsere Untersuchungen ein richtigeres Handeln für die Zukunft anbahnen. Die Feststellung unseres Schuldanteils soll aber nur diesem Zwecke dienen. Sie entspringt nicht etwa jener kläglichen Halbheit, die wir so oft finden, wenn selbst sonst achtungswerte Männer jeden Angriff gegen die heilige Unantastbarkeit jüdischer Fehler gleich dadurch gutzumachen suchen, daß sie dem beleidigten Judentum zur Sühne sogleich „paritätisch“ das eigene Volk mit aller möglichen Schuld belasten. Es handelt sich bei dem deutschen Schuldanteil, der für mich in Frage kommt, um eine Schuld gegen das Deutschtum, nicht gegen das Judentum. Daß neben diesem deutschen Schuldanteil der jüdische Riesenanteil nicht zu kurz kommen darf, ist selbstverständlich. Gerade aus ihm werden und müssen wir die wertvollsten Richtlinien für unser zukünftiges Verhalten gewinnen.

Ich schreibe nicht, wie einst Tacitus, „sine ira et studio“, d. h. „ohne Haß und Leidenschaft“, weil ich es nicht für möglich halte und weil ich es auch nicht will: ich glaube auch auf andere Art der Wahrheit dienen zu können. Ich schreibe auch nicht wie der Jude Wertheimer, der unter dem Namen Konstantin Brunner sein haßerfülltes Buch „Der Judenhaß und die Juden“ im Zeichen des Burgfriedens während des Krieges erscheinen lassen durfte, „cum ira et studio“, d. h. „mit leidenschaftlichem Hasse“. Ich möchte mir als Leitwort wählen „sine ira, cum studio“. „Ohne Haß“ also, von dem ich mich gegen den einzelnen Juden durchaus frei weiß, da ich das Judentum in seiner Gesamtheit als Feind unseres Volkes bekämpfe. Überhaupt möchte ich den einzelnen Juden möglichst wenig in den Vordergrund stellen und, soweit es die geschichtliche Betrachtung zuläßt, die namentliche Erwähnung der hervorragenden Vertreter des Judentums auf das unbedingt Notwendige beschränken. Wo es trotzdem geschehen muß, sehe man in den Genannten im allgemeinen lediglich bezeichnende Vertreter jüdischer Eigenart, nicht aber besonders schwarze Bösewichte, die nun an den Pranger kommen sollen. Wenn also die zahlreichen Gaunereien der Rothschilds zur Sprache kommen, so geschieht dies, weil die geschichtliche Nachprüfung gerade bei ihnen für jedermann leicht ist, nicht aber um sie als ein besonders verworfenes Geschlecht gegenüber der Ehrenhaftigkeit anderer Börsengrößen, wie etwa des Türkenhirsch, zu brandmarken. Überhaupt soll, soweit nicht Verfehlungen bewußter Art und gegen allgemein gültige Anschauungen gekennzeichnet werden müssen, von sittlichen Werturteilen durchgängig kein Gebrauch gemacht werden. Nicht als ob ich eine hohe sittliche Auffassung nicht für berechtigt hielte, sondern weil ich mir als Anhänger des Rassengedankens klar bin, daß auch die verschiedenen und ungleichwertigen sittlichen Maßstäbe jeder Rasse durch ihre besondere Artung bedingt sind. Chamberlain hat in seinen „Grundlagen“ dies sehr treffend ausgedrückt, wo er dagegen eifert, daß wir dem Juden zuerst Anschauungen und Gefühle unterschieben, die er nach seiner ganzen Veranlagung nicht haben kann und daß wir dann höchlich empört sind, wenn uns in Wirklichkeit kein Heiliger entgegentritt. Dies „ist nicht

allein ungerecht", sondern auch „bedauerlich irreleitend". Und an dieser Verkennung und Irreleitung, an dem Nichtverstehen der Tatsache, daß auch die jüdische Sittlichkeit von der jüdischen Artung abhängt, hat unsere ganze Behandlung der Judenfrage allzulange gekrankt. Wenn also das sittliche Empfinden und Handeln der Juden vielfach von dem unseren abweicht, so gibt uns das nicht ohne weiteres ein Recht zu einem sittlichen Verdammungsurteil. Für uns genügt es, die Wesensunterschiedlichkeit des Judentums und ihre Wirkung auf unseren Volkskörper festzustellen und darnach unser Verhalten einzurichten. Unser Kampf wird also nicht aus Haß geboren, sondern aus dem Zwange der Not, gleich wie ich der Kreuzotter den Kopf zertrete, nicht weil sie sittlich so verworfen ist, Giftzähne zu besitzen und diese Giftzähne zu benutzen, sondern weil es mir der Selbsterhaltungstrieb gebietet. Diese Erkenntnis schaltet für den geschichtlich denkenden Menschen den Haß aus, so sehr dieser immerhin im Einzelfalle des täglichen Lebens vorhanden sein mag, wobei man nur an die Gefühle eines wirtschaftlich Vernichteten gegen seinen wucherischen Halsabschneider zu denken braucht.

„Ohne Haß" will ich also schreiben, aber „cum studio", d. h. mit heißer Leidenschaft für mein Volk. Denn man müßte, um mit Lagarde zu reden, „ein Herz von der Härte der Krokodilhaut" haben, „um mit den armen, ausgesogenen Deutschen nicht Mitleid zu empfinden und — was dasselbe ist — um die Juden nicht zu hassen, um diejenigen nicht zu hassen und zu verachten, die aus ‚Humanität' diesen Juden das Wort reden, oder die zu feige sind, dies Ungeziefer zu zertreten. Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt, Trichinen und Bazillen werden auch nicht erzogen, sie werden so rasch und so gründlich wie möglich unschädlich gemacht". Bis auf den Judenhaß, den ich vom Rassenstandpunkte aus ablehnen muß, decken sich diese Worte durchaus mit meiner Auffassung. Ich glaube, daß sich eine solche Leidenschaft auch sehr wohl mit der Ermittelung der geschichtlichen Tatsachenwahrheit vereinbaren läßt. Denn sie soll ja nur da mitsprechen, wo ich für unser Volk aus den Tatsachen der Geschichte die Lehren ziehe. Keineswegs möchte ich aber jene vielberufene „Objektivität" des Geschichtschreibers erstreben, die in ihrer matten Farblosigkeit nur allzuoft ein Beweis mangelnden Seelenschwunges ist und vielfach als Deckmantel für den Mangel an Mut zur Offenheit dient. Denn es ist gefährlich, die Dinge beim wahren Namen zu nennen, und die mächtige Feindschaft der gesamten Judenschaft auf sich herabzubeschwören. Schon Klopstock warnte vor solch übertriebener Sachlichkeit: „Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug, zu sehen, wie schön dein Fehler ist!" Zudem steht uns aber die Geschichte der letzten zweihundert Jahre, das zeitliche Gebiet unserer Betrachtungen, noch so nahe und ist noch so innig mit allen Fasern des heutigen Seins verwachsen, daß eine wahrhafte Objektivität mir überhaupt nicht möglich erscheint. Sind wir doch sogar noch nicht imstande, Dinge, die zweitausend Jahre zurückliegen, wie die Entstehung des Christentums, leidenschaftslos und unvoreingenommen zu behandeln, da selbst sie noch mit der Gegenwart aufs tiefste verknüpft sind und lebendig in allen Verhältnissen nachwirken. Darum weg mit einer solchen angemaßten und anmaßenden Objektivität, die doch nur Trug sein kann! Mein Urteil sei deshalb lediglich darnach gerich-

tet, ob die geschichtlich feststehenden Tatsachen meinem Volke **genutzt** oder **geschadet** haben. Gewiß wird eine solche Beurteilung nicht immer im Sinne eines über den Dingen stehenden Richters beiden Parteien gerecht. Das ist aber zur Erreichung meines Zieles, aus den Tatsachen der Geschichte lediglich Lehren für die deutsche Zukunft zu finden, auch nicht nötig. Unabhängig von dieser beabsichtigten Beschränkung meines Urteils auf die Belänge des deutschen Volkes bleibt natürlich meine Verpflichtung, zunächst die geschichtlichen Tatsachen so sicher als möglich zu ermitteln, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen. Das ist selbstverständlich. Ich habe deshalb in besonders reichlichem Maße die Zeugnisse jüdischer Schriftsteller herangezogen, so weit sie nicht, wie beispielsweise in vielen Fällen Graetz, durch ihre gefärbte Darstellung und offenkundige Unterschlagung wichtiger Tatsachen, sich selbst von der Verwendung als Zeugen der Wahrheit ausgeschlossen haben.

Man könnte einer Geschichtsauffassung, die hauptsächlich die Dinge vom Rassenstandpunkt aus betrachtet, also nur das Judentum, nicht aber den Juden in Rechnung stellt, den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen den einzelnen machen, der mit Erfolg es verstanden hat, sich den sittlichen und vaterländischen Gefühlen unseres Volkes anzupassen. Das geschieht in der Tat in ausgiebiger und wehleidiger Weise, wie denn die Ausnutzung unseres Mitleids und die Anrufung unserer Duldsamkeit und Menschlichkeit von jeher ein Hauptkampfmittel des Judentums war und ist, das gerade bei uns Deutschen fast nie versagte. Gewiß, es mag vereinzelt solche Juden, die keine Juden mehr sind, geben. Naudh trifft aber in seinem ausgezeichneten Buche „Die Juden und der deutsche Staat“ durchaus das Richtige, wenn er sagt: „Wir sind daher geneigt, Ausnahmen gelten zu lassen, aber nicht, einzelne vermeintliche Musterjuden als Beweise gegen unser allgemeines Urteil anzuerkennen.“ Wenn diese an ihrem Volke und wegen ihres Volkes leiden müssen, so können wir das menschlich bedauern, wir können aber nicht wegen weniger „Gerechten“ unserem eigenen Volke durch die Masse der Sünder weiterhin das bitterste Unrecht zufügen lassen. Diese Ausnahmen mögen bei ihren Landsleuten den Hebel ansetzen und Besserung schaffen. Davon haben wir aber in Deutschland noch wenig gemerkt und, wo einmal solche Prediger in der Wüste auftraten, entbehrten sie jeden Erfolges. Im allgemeinen ist aber auch bei den besten Juden stets die Neigung festzustellen, irgendwelche Verschuldung ihrer Stammesgenossen gegen ihr Wirtsvolk nicht anzuerkennen, vielmehr selbst offenkundige Fehler derselben zu decken — an sich eine ausgezeichnete Stammeseigenschaft, die wir auch für unser Volk in gleichem Maße wünschen möchten, die aber eben beweist, daß auch sie vollwertige Juden sind und aus ihrer Haut nicht herauskommen. Mit der Erregung unseres Mitleids verschone man uns vollends. Als Nathanael Rothschild durch seine Waterloo-Börsengaunerei[1]) Hunderte von Wirtschaftsleben gefühllos zerstörte, fragte er etwa darnach, ob darunter besonders hochgesinnte und erhaltens-

[1]) R. hatte den Ausgang der Schlacht als Zuschauer beobachtet. Er eilte nach London, wo Napoleons Niederlage noch unbekannt war, ließ an der Börse dessen Sieg aussprengen und kaufte die infolgedessen angebotenen Werte zu billigstem Preis auf. Als der wahre Schlachterfolg bekannt wurde, schnellten diese Papiere außerordentlich in die Höhe und brachten R. unermeßlichen Gewinn.

werte Männer seines Wirtsvolkes mit unter die Räder kamen? Tat das je ein anderer jüdischer Ausbeuter?

Zum Schlusse noch ein persönliches Wort. Ich bin kein Fachmann auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, insofern als mir der alleinseligmachende Stempel der staatlichen Prüfung fehlt. Das soll sagen, ich habe dieses Wissenschaftsgebiet nicht von Hause aus zu meinem Lebensberuf erwählt. Indes bin ich nicht ganz ohne geschichtliche Schulung und habe mich auch schon auf dem Felde des geschichtlichen Schriftstellers versucht. Ich hätte meine Aufgabe allerdings lieber einem geschulten Gelehrten überlassen. Aber unsere zünftige Geschichtschreibung kennt ja die Judenfrage, die ich mit vielen urteilsfähigen Männern nicht nur für eine, sondern schlechthin für die Lebensfrage unseres Volkes halte, überhaupt so gut wie nicht. Seit Treitschke ist kaum ein namhafter Geschichtsforscher — vor allem nicht auf Grund unserer jetzigen Kenntnisse der Rassenbedeutung — an die heikle Sache herangetreten. Und gerade hier harren noch unendliche Einzelaufgaben für unsere geschichtliche Kleinforschung, damit zunächst die Bausteine für das Werk herangeschafft werden. Wie dies schon Sombart für sein Teilgebiet angedeutet hat: es gilt zunächst den gewaltigen Stoff zu sammeln und zu sichten, dann wird uns auch sicher der Geschichtschreiber beschert werden, der, ausgestattet mit dem ganzen Rüstzeug der Forschung und mit reifstem Wissen, uns die umfassende, erschöpfende „Geschichte des deutschen Judentums“ geben wird, so daß wir nicht mehr auf einseitige Teildarstellungen oder gar auf die Ungeheuerlichkeiten jüdischer Geschichtsklitterung angewiesen sind, die sich selbst nicht scheut, den „Jud Süß“ zum schuldlosen Dulder umzumodeln.

Vorwort zur 4. bis 6. Auflage.

An der vorliegenden 4. Auflage ist sachlich wenig geändert worden. Auf den Quellennachweis und das Namen- und Sachverzeichnis mußte verzichtet werden, um den Preis in erträglichen Grenzen halten zu können. Dafür ist das Inhaltsverzeichnis so ausführlich gestaltet worden, daß es ein leichtes Auffinden der Einzelheiten ermöglicht.

Inhaltsverzeichnis.





Erster Abschnitt.

Die Ghettozeit und die Geschichte der Emanzipation der Juden in deutschen Landen bis zum Wiener Kongreß.

Erster Teil.

Einleitung.

Die vorliegende Arbeit wird aus vier Abschnitten bestehen. Der erste wird die Vorgeschichte und die Geschichte der Emanzipation bringen. Daran reiht sich im zweiten Abschnitt die eigentliche Geschichte von Judas Aufstieg vom **„Ghetto zur Macht"**. Im dritten Abschnitt wird sodann den Spuren der Juden im deutschen Leben auf allen Einzelgebieten nachgeforscht werden; er dient also zur Ergänzung des Vorhergegangenen und zu seiner Entlastung von Einzelheiten. Ihre Kenntnis ist aber erforderlich. Denn aus ihnen läßt sich erst das klare und umfassende Bild gewinnen, wie weit fortgeschritten bereits unsere Verjudung ist. Als letzter Abschnitt schließt sich dann eine Schilderung der deutschen Gegenwirkungen an, also eine Art „Geschichte des Antisemitismus", obwohl ein so anspruchsvoller Name in Hinsicht der mehr flüchtigen Behandlung dieser wichtigen Frage, die einer eigenen Arbeit wohl wert ist, nicht ganz am Platze ist.

Der Umfang der Darstellung beschränkt sich nicht auf das Deutsche Reich in seiner heutigen Gestaltung. Schon die geschichtlichen Zusammenhänge zwingen dazu, das ganze Deutschtum in den Kreis der Erörterung zu ziehen, wenngleich natürlich für die abgesplitterten Gebiete wie Holland und die Schweiz nur in großen Zügen die geschichtliche Entwicklung gezeichnet werden kann. Auf dem eigentlichen Reichsboden wird neben Österreich in erster Linie Preußen Berücksichtigung finden müssen, nicht nur als führender Staat im neuen Reiche, sondern weil es tatsächlich an der ganzen Entfesselung des Judentums starken Anteil genommen hat und zudem aus seinen östlichen Landesteilen die dauernde Auffrischung der eingesessenen Juden durch das minderwertigere Ostjudentum vermittelte. Da Elsaß-Lothringen als ein deutsches Land trotz der jetzigen und früheren politischen Verhältnisse anzusehen ist, ergibt sich die Notwendigkeit, auch die Geschichte der französischen Judenemanzipation in die Betrachtung einzureihen, und zwar um so mehr, als der Anstoß zu ihr von den elsässischen

Judenkreisen ausging und die Berliner Juden der Bewegung nicht ferne standen. Dazu kommt noch, daß die französische Emanzipation in der Revolutionszeit auf reichsdeutsches Gebiet übergriff und lange auf die Lage der Juden in den Rheinlanden und den Rheinbundstaaten nachwirkte. Ja, über das Bindeglied des besonders verjudeten Kurhessen beeinflußten diese Umstände die endgültige Entfesselung der Juden im neuen Deutschen Reiche, indem Preußen nach Kurhessens Angliederung 1866 sich gezwungen sah, den Juden seiner alten Landesteile die gleichen Rechte zu gewähren, deren sich die der neuerworbenen Gebiete erfreuten, eine Fehlmaßnahme von größter Tragweite für die weitere Entwicklung.

Ehe an die eigentliche Behandlung des Stoffes herangetreten wird, erscheint es geboten, erst die Bahn für eine richtige Betrachtung freizumachen. Hierzu müssen wir uns von einer Reihe von Grundirrtümern über die frühere Lage der Juden loslösen, die von jüdischer Seite noch heutzutage geflissentlich genährt werden und für weite Kreise der deutschen Bevölkerung fast die Bedeutung geschichtlicher Glaubenssätze gewonnen haben, Irrtümer, die bereits derart eingewurzelt sind, daß ihnen selbst Gelehrte von Ruf immer wieder zum Opfer fallen, wie man sehen wird.

Alle diese irreführenden Behauptungen gehen darauf hinaus, daß die Juden nicht ihr Schicksal, sondern daß das Schicksal die heutigen Juden geschaffen haben. Sie seien von Hause aus ein mit allen nur denkbaren Vorzügen und guten Eigenschaften ausgestattetes, hochstehendes, in Wahrheit das „auserwählte" Volk: seine jetzigen Fehler, soweit man sie notgedrungen zugestehen muß, seien die Folge fremder Schuld und Vergewaltigung, wobei im Auge der Juden das **deutsche** Schuldkonto nicht zum wenigsten wegen dieser Greuel belastet erscheint.

Wie es in Wirklichkeit mit diesen Dingen steht, hat die neuere Forschung unumstößlich ans Licht gebracht. Besonders lichtvoll und überzeugend geschah dies durch **Chamberlain**. Die große Verbreitung seiner „Grundlagen" hat wesentlich dazu beigetragen, alte falsche Anschauungen zu berichtigen und eingewurzelte Geschichtslügen auszureuten. An diesen Tatsachen ist um so weniger zu rütteln, als sie durch das Zeugnis zahlreicher Schriftsteller, die durchaus nicht judenfeindlich sind, bestätigt werden. Ich nenne u. a. nur **Liebe** (Das Judentum in der deutschen Vergangenheit), **Sombart** (Die Juden und das Wirtschaftsleben), **Hauser** (Geschichte des Judentums) und **Delitzsch** (Die große Täuschung).

Um volle Klarheit zu schaffen, muß auf die hauptsächlichsten dieser irreführenden Behauptungen kurz eingegangen werden, ohne Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen. Es wird sich zeigen, wie unter einseitiger Zurechtbiegung der Tatsachen der Versuch gemacht wurde und beinahe glückte, das Judentum zum Nachteil seiner Wirtsvölker, hier der Deutschen, zu entlasten und diesen aus der vermeintlichen Schuld die sittliche Verpflichtung einer **Sühne** aufzuerlegen. Dieser Vorgang spielt in der Geschichte der Emanzipation keine geringe Rolle, so daß er gleich in aller Schärfe herausgestellt werden mußte. Noch über ein halbes Jahrhundert später fühlte sich ein so freier Geist wie der Fürst **Pückler** stets beim Anblick der Juden bedrückt, weil sie ihm wie eine lebendige Mahnung deutscher und demnach eigener ererbter Schuld erschienen. Sehen wir uns deshalb diese Schuld etwas näher an.

Die landläufige Auffassung ging also dahin, daß die handels- und gewerbfleißigen, sowie ackerbautreibenden Juden durch ein schweres Geschick wurzellos gemacht und in alle Länder zerstreut wurden, wobei besonders die Tempelzerstörung unter Titus oft als Ausgangspunkt dieser Zerstreuung angeführt wurde. Trotz großer Verdienste, die sich die Einwanderer sodann in den neuen Heimatländern um das Gedeihen des Wirtschaftslebens und um die Wissenschaften erworben, seien sie allenthalben aus geschäftlichem Neid und kirchlicher Unduldsamkeit verfolgt und unterdrückt worden. Neben der Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit und der bürgerlichen Entrechtung, habe man sie am freien Erwerb gehindert, der Armut preisgegeben und unter unwürdigen Bestimmungen in Ghettos gesperrt. Da sei es kein Wunder, daß sie zu dem einzigen ihnen freistehenden Erwerbszweige, dem Schacher und Wucher, sich gewandt hätten, daß sie zu Kriecherei und Verstellung gezwungen worden seien und jenen Menschenhaß in sich aufgespeichert hätten, der auch heute noch die Kluft zu ihren Wirtsvölkern so vertiefe. Den körperlichen Arbeiten und dem Kriegsdienst entwöhnt, seien sie äußerlich und in mancher Hinsicht auch geistig verkümmert. Die tiefen Narben, welche tausendjähriges Leid im ganzen jüdischen Wesen zurückgelassen habe, hätte natürlich die kurze Zeit seit ihrer schrittweisen Befreiung noch nicht zu tilgen vermocht. Deshalb müßten wir Geduld haben, da es keinem Zweifel unterliege, daß sich die Erholung von diesen Wunden bald vollziehe und daß dann der Jude nicht mehr als Fremdkörper empfunden werde. Natürlich ist nicht überall die ganze Reihe der eben aufgeführten Gründe angeführt: ich bemerke dies ausdrücklich, um nicht der Übertreibung geziehen zu werden. Aber jedenfalls werden alle wechselweise vorgebracht, und es ist zu prüfen, wie es mit ihnen in Wirklichkeit steht.

Zunächst die Frage der erzwungenen Heimatlosigkeit, der „Diaspora". An ihr ist so viel richtig, daß die Juden nach der ersten Zerstörung Jerusalems zum Teile zwangsweise in die babylonische Gefangenschaft geführt wurden. Aber schon lange vor dieser ersten Entwurzelung lebten Juden in den Handelsmittelpunkten des Zweistromlandes, wo sie schon zu Zeiten Sanheribs in Babylon das größte Bankhaus besaßen. Und als sie dann durch Cyrus die Möglichkeit zur Rückkehr erhielten — „da geschah das . . . von keinem für möglich Gehaltene, daß die überwältigende Mehrheit des jüdischen Volkes auf Zion und Jerusalem, auf Vaterland und Verehrung Jahos freiwillig verzichtete", um die glänzenden wucherischen Erwerbsmöglichkeiten im reichen Mesopotamien weiter ausnutzen zu können. Auch die zweite Zerstörung Jerusalems vollendete nur das Werk, das bereits in großem Umfange freiwillig in Angriff genommen war, die Ausbreitung der Juden über die ganze damals bekannte Erde. Chamberlain hat hierfür hinreichenden Beweisstoff angegeben, den auch der Jude Weininger anerkennt. „Diese kurzen Andeutungen . . . sollen darauf hinweisen, erstens daß die jüdische Auswanderung aus Palästina, schon in alter Zeit beginnend, eine immer größere wurde, und zweitens daß diese Emigration eine freiwillige war. Kein Volk hatte die Juden gebeten, geschweige denn gezwungen, sich in seiner Mitte anzusiedeln; nein, wie von einem dämonischen Drange besessen zogen die Juden von einem Land zum andern und, ‚nach wenigen Jahrhunderten — wie der jüdische Historiker

Herzfeld berichtet — und im ganzen ohne alle sichtliche Nötigung von außen, waren die Juden ansässig in allen Landschaften von Medien bis Rom, vom Pontus bis zum Persischen Meerbusen, von Mazedonien bis Äthiopien hinein, und es lag in diesem ungeheuren Ländergebiet keine bedeutende Handelsstadt, in welcher nicht Juden vertreten waren'."

Ob die Einwanderung der Juden den betroffenen Ländern als Entgelt für so viele offenkundige Schäden einen wirtschaftlichen Aufschwung beschert hat, der dann auch in größerer politischer Machtentfaltung zur Geltung kam, darüber gehen die Ansichten auseinander. Sombart bringt den Niedergang der Pyrenäenstaaten und den Aufschwung der Nordseeländer zum großen Teil mit der Ab- und Zuwanderung der Juden in ursächliche Verbindung. Als trefflicher Wirtschaftskenner stützt er diese Behauptung durch zahlreiche Belege, und die Begabung der Juden für alles, was mit dem Handel zusammenhängt, kann nicht geleugnet werden. Hauser dagegen, als ein Hauptwortführer der gegenteiligen Ansicht, kann seine Meinung ebenfalls durch eine Anzahl ernster Gründe vertreten. Er weist nach, daß Spaniens Blütezeit erst nach Vertreibung der Juden, die übrigens nur einen Bruchteil umfaßte, eintrat und daß die Lope, Calderon, Cervantes, Velasquez sowie Camoens dieser nachjüdischen Blütezeit angehört hätten. Ebenso habe sowohl der Aufschwung Frankreichs bis zu Ludwigs XIV. als derjenige Englands bis zu Cromwells Zeiten ohne wesentlichen jüdischen Anteil stattgefunden. Denn die Juden waren damals aus diesen beiden Staaten vertrieben, und der Einfluß der eingewanderten Maranen sei im Verhältnis zum Ganzen noch als unwesentlich zu betrachten. Sei dem, wie ihm sei — unsere gegenwärtige unvollkommene Kenntnis aller mitsprechenden Umstände scheint ein abschließendes Urteil noch nicht zuzulassen. Mir scheint wichtiger als diese Frage die andere, ob durch diesen vermeintlichen äußeren Aufschwung nicht Zustände herbeigeführt wurden, welche den bangen Zweifel erwecken: „Was hülfe es, wenn ich die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an meiner Seele?" Gewiß haben es die Juden trefflich verstanden, sich selbst die leeren Taschen zu füllen. Die Gegenrechnung muß aber auch aufgestellt werden. Es muß ermittelt werden, welchen Preis die Wirtsvölker für das Gedeihen ihrer Gäste zahlen mußten, welche Einbuße sie an ihren besten völkischen Kräften erlitten, wie ihre geistigen und sittlichen Fähigkeiten durch Eindringen widervölkischen jüdischen Geistes verdorrten und wie auch die politische Macht schwand unter Mitwirkung eines Volkes, das es selbst nie zu dauernder Staatsbildung zu bringen vermocht hat.

Auch die Befruchtung des geistigen Lebens durch die Juden in der neugewählten Heimat ist nicht derartig nachhaltig und bedeutungsvoll, wie es die frühere Geschichtschreibung darstellte. Ihre hohen Verdienste besonders um die mathematischen und philosophischen Wissenschaften beschränken sich im wesentlichen auf ein geistiges Zwischenhändlertum in ihrer spanischen Blütezeit. Dies hat Chamberlain in seinen Grundlagen überzeugend dargelegt, auch daß dieses übernommene Gut nicht durchaus in unverfälschter Reinheit weitergegeben wurde, weil die eigne jüdische Veranlagung ihm teilweise fremd und ratlos gegenüberstand. Die wirklichen wissenschaftlichen Verdienste der Vergangenheit schrumpfen also bei näherem Hinsehen stark zusammen. Jedenfalls haben die Juden in der

ganzen Zeit ihrer Zerstreuung uns keinen großen Gedanken beschert, auch nicht nach ihrer Entfesselung, wenn auch ihre starke Begabung für gewisse Bildungszweige auf dem Gebiete wissenschaftlicher Kleinarbeit manchen schönen Erfolg erzielte.

Mit den jüdischen Verdiensten um ihre Wirtsvölker ist es demnach in der Hauptsache nicht weit her. Die Schuld der Dankbarkeit, welche sie für deren Gastlichkeit zu tilgen haben, ist also keineswegs abgetragen, geschweige denn daß sogar eine Gegenschuld der Wirte bestände. Mit dieser Erkenntnis ist viel gewonnen und ein Haupthindernis aus dem Wege geräumt, um über die mannigfachen Klagen erdichteten Unrechts unbefangen urteilen zu können, unbeeinflußt von weinerlicher Stimmungsmache, wie sie allezeit die Juden so vorzüglich verstanden und noch verstehen. Wenn im folgenden im einzelnen der Nachweis erbracht wird, daß diese Anklagen zum größten Teile nüchterner Prüfung gegenüber in sich zusammenfallen, so soll natürlich durchaus nicht bestritten werden, daß die Juden auch in gewissen Zeiten mancherlei Unbill erlitten, ja selbst stellenweise Unwürdiges zu ertragen hatten — ob mit oder ohne eigne Schuld steht auf einem anderen Brette.

An erster Stelle sind unter den dem Judentum feindlichen Maßnahmen die Judenverfolgungen, heutzutage häufig Pogrome genannt, zu prüfen. Sie fanden tatsächlich statt, und zwar überall, wo Juden unter fremden Völkern lebten, zeitlich und räumlich mehr oder minder ausgedehnt. Über den Umfang herrschen jedoch in der Regel falsche Auffassungen; insbesondere wurde die Anzahl der Opfer, die am Leben geschädigt wurden, stets aufs maßloseste, zumal von jüdischen Schriftstellern, übertrieben. Zum Teil mag da die ausschweifende orientalische Einbildungskraft mitsprechen. Man denke nur an die alttestamentarischen Ungeheuerlichkeiten, wenn von Zahlen die Rede ist, worüber Delitzsch in seinem Werke „Die große Täuschung" eingehende Mitteilungen macht. Vielfach dürften aber die Zahlenangaben absichtlich gesteigert sein, um das erlittene Unrecht besonders eindringlich auf das Mitgefühl der Masse wirken zu lassen. Nur ein Beispiel statt vieler: in Mainz sollen 1348/49 allein 6000 Juden erschlagen worden sein, eine Zahl, die erst in das richtige Licht tritt, wenn man die geringe Einwohnerzahl mittelalterlicher Städte berücksichtigt, wenn man erwägt, daß selbst in dem judengesegneten Nürnberg 1449 nur etwa 20000 Einwohner, darunter 150 Juden wohnten, und wenn man liest, daß in der Regel kurze Zeit nach solchen schweren Verfolgungen an den gleichen Orten wieder blühende Judengemeinden sich befinden. Als Ursache der Judenverfolgungen gibt man in der Regel den geschäftlichen Neid der mindertüchtigen und daher geschädigten gewerbe- und handeltreibenden Landeseinwohner und daneben vor allem kirchliche Unduldsamkeit an. Gewiß, all das mag gelegentlich mitgewirkt haben und auch heute noch in der judenfeindlichen Bewegung auftreten. Eine ausschlaggebende Rolle hat es aber im allgemeinen nicht gespielt, sondern nur die Bedeutung von Nebenerscheinungen. Die Haupttriebfeder der Empörung ist durchgängig die schamlose Auswucherung und Ausplünderung der Wirtsvölker. Da diese bei den Fürsten, ihren berufenen Schützern, fast nie die nötige Hilfe fanden, griffen sie gelegentlich endlich zur Selbsthilfe. Daß es hierbei nicht immer glimpflich zuging, liegt an den ganzen damaligen Zuständen. Auch Gobi-

neau bezeugt dies in seiner Geschichte der Perser: „So hat diese widerliche Rasse überall Wind gesät, um schließlich Sturm zu ernten.“ Ehe man jedoch allzusehr sein Mitleid den Opfern der Judenverfolgungen zuwendet, erinnere man sich auch der Leiden, welche die Glaubensverfolgungen über ganze Landesteile und Glaubensgemeinschaften, und zwar über Landeskinder, nicht über Fremdlinge heraufbeschworen, von den Albigensern und Waldensern an über die Hugenotten bis zu den Vertreibungen protestantischer Einwohner aus Österreich noch im 19. Jahrhundert, bis zu einer Zeit also, wo dies kein deutscher Staat mehr gegen seine Judenschaft gewagt hätte. Zudem dauerten die Judenverfolgungen stets nur kurze Zeit dank des Einschreitens von Kaiser und Fürsten, das allerdings meist weniger aus Menschlichkeit oder aus besonderem Wohlwollen für die Juden erfolgte, sondern weil die Herrscher die reichen Gäste als einen Schwamm betrachteten, den nur sie selbst von Zeit zu Zeit ausdrücken durften. Dagegen hat die christliche Geistlichkeit im allgemeinen sich stets der Verfolgten angenommen, wie auch der freiwillige Dank bezeugt, den die große französische Notabelnversammlung der Juden (1807) den Päpsten und dem christlichen Priestertum überhaupt bezeugte. „Die Kirche hat die Juden im Zaum gehalten, sie als fremde Menschen behandelt, zugleich aber sie vor Verfolgung bewahrt.“ Es ist also ein Irrtum, daß kirchliche Unduldsamkeit einen großen Anteil an den Judenverfolgungen, besonders im Deutschen Reiche gehabt habe. Gewiß sprach stellenweise auch Glaubenswut mit und die Gerüchte von Blutmorden an christlichen Kindern, sog. Ritualmorden, und von Hostienschändungen bliesen manches Mal das bereits schwelende Feuer der Volkserregung zur hellen Glut der Tat an. An sich ist aber die Glaubensunduldsamkeit kein Erbgut der christlichen Lehre, vor allem nicht auf deutscher Erde, sondern altisraelitisches Stammesgut, das erst spät in den Kirchen Eingang fand[1]). Man erinnere sich auch daran, daß die Judenverfolgungen schon stattfanden, ehe das Christentum die Macht zu solchen Gewalttaten hatte, und daß umgekehrt das Judentum immer und überall, wo es dies tun konnte, das Christentum seit seinem Entstehen verfolgte und heute noch, unter anderen Formen freilich, verfolgt.

Die Frage, auf welcher Seite die Unduldsamkeit liegt, ist von außerordentlicher Bedeutung. Bei dem steten Bestreben der Juden, die Bedeutung der Rassenfrage herabzusetzen, dagegen zu ihren Gunsten die Frage religiöser Vorurteile und Unduldsamkeit in den Vordergrund zu schieben, muß hier volle Klarheit herrschen. Sie soll uns durch das Zeugnis von Männern der verschiedensten Herkunft und Gesinnung werden. Schon das Aufrollen der Rassenfrage wird von einem sonst so verständigen Juden, wie Prof. Cohen, als Herausforderung empfunden. In seiner Schrift „Ein Bekenntnis in der Judenfrage“ greift er deswegen Treitschke an, der es für angezeigt gehalten habe, „die Rassenfrage gegen uns zu erheben, und zur Genugtuung und Schützung des germanischen Instinktes in Tagen der Aufregung, der Aufstachelung von Volksleidenschaften seine israelitischen Mitbürger tatsächlicher Kränkung, verschwörerischem Argwohn

---

[1]) „Von den Juden übernahmen wir die verhängnisvolle Lehre von der unbedingten religiösen Intoleranz.“ (Chamberlain, Grundlagen, S. 342.)

auszusetzen". Hier haben wir bei diesem sonst ruhig denkenden Manne gleich das ganze jüdische Kampfesrüstzeug zusammen: die Unduldsamkeit, die schon die Erörterung der Judenfrage als Beleidigung empfindet, die maßlose Übertreibung und Unterstellung falscher Beweggründe und die Rührseligkeit der gekränkten Unschuld, all jene „jüdischen Pfiffe", um mit Goethe zu reden, mit denen dem Deutschen „die schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen werden". Wir wollen uns aber nicht umspinnen und umgarnen lassen und deshalb noch andere Zeugen hören. Der Jude Konrad Alberti nennt „die brutale, geradezu barbarische Unduldsamkeit" „eine der gefährlichsten, spezifisch jüdischen Eigenschaften" und spricht ebenso wie der Jude Harden seine Verwunderung über diesen Widerspruch aus bei einem Stamme, der jeden Augenblick selbst nach Duldung schreie. Joh. Scherr, gewiß kein Judenfeind, spricht in seinem Werke „1848" vom „Gift des jüdischen Fanatismus, des furor molochisticus, welchen das Juden-Christentum den Völkern einimpfte". Auf ähnliche Weise äußern sich Eduard von Hartmann und Bleibtreu, in dem Sinne, daß die Juden stets über Unterdrückung schreien, sowie man ihnen das Recht zur Unterdrückung und Verunglimpfung Andersdenkender bestreitet. Und schließlich möchte ich noch auf Friedrich Lange mich berufen, der in seinem Buche „Reines Deutschtum" für die Gegenwart mit Recht betont, daß um des Glaubens willen „in deutschen Landen wohl ein protestantischer Pfarrer gemaßregelt" wird, daß aber nie und nimmer ein Jude in seiner Glaubensübung gehindert werde. Damit können wir wohl die Frage deutscher und christlicher Unduldsamkeit in Glaubenssachen gegenüber den Juden verlassen.

Wir kommen nun zu den andern angeblichen und wirklichen Unterdrückungen, denen die Juden im bürgerlichen Leben ausgesetzt waren. Da drängt sich natürlich gleich die Frage auf, ob denn ein ungebetener Gast überhaupt einen Anspruch auf gleiche Rechte mit seinem Wirt habe. Ed. von Hartmann glaubt bei Erörterung der Emanzipation diese Frage dahin beantworten zu sollen, daß selbst „die äußerliche Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten in keiner Weise als Äquivalent für den Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte gelten kann, sondern nur insofern, als die Präsumtion statthaft ist, daß sie aus dem vollen und uneingeschränkten Zugehörigkeitsgefühl entspringt". Da ich von meinem Rassenstandpunkte aus dieses Zugehörigkeitsgefühl ablehnen, vielmehr reinliche Scheidung fordern muß, kommt für mich ein Recht auf Gleichstellung überhaupt nicht in Betracht. Es handelt sich also nur darum, welche Rechte der Staat den Juden als Mitbewohnern glaubte zuteilen zu dürfen, ohne seine erste Pflicht zu vernachlässigen, den eigenen Bürgern Schutz und gedeihliches Fortkommen zu verbürgen. Und da sah er sich nach anfänglichem allzu gütigem Gewähren durch schlimme Erfahrungen veranlaßt, nach und nach die Zügel etwas straffer zu fassen und einem Volk, das die Freiheit des Handelns nur zu mißbrauchen wußte, die Möglichkeiten zu Übergriffen etwas zu beschneiden. Einen Hauptgrund für die Beschränkungen, die ihnen auferlegt wurden, haben also die Juden in ihrer eigenen Unfähigkeit zu suchen, maßzuhalten, eine Eigenschaft, die ihnen schon früher die Staatenbildung erschwerte. Einen zweiten Grund bildeten dann die religiösen Eigentümlichkeiten der Juden, die eine Einschränkung des Verkehrs mit ihnen er-

wünscht sein ließen und die für sie selber ein nahes Zusammenwohnen bedingten.

Am häufigsten hört man wohl die Klage über die Einsperrung der Juden in besondere Viertel, die nach einer Örtlichkeit in Venedig „Ghetto“ genannt wurden. Wenn irgendwo, kann man hier sagen: „Sein Schicksal schuf sich der Jude selber; in Jerusalem stand der erste Ghetto, die hohe Mauer, welche den Rechtgläubigen und Rechtgeborenen von den Goyim schied, diesen den Eintritt in die eigentliche Stadt verwehrend.“ Und wie stand es in der Diaspora? Der Jude Trebitsch möge die Antwort geben: „So sehen wir denn allerorts, wohin auch in der Versprengung (der Diaspora) die geschlossenen Judengemeinden hinverschlagen werden mögen, sich das gleiche entwickeln; sie beziehen in abgegrenzten Stadtteilen ihre Behausungen . . .“, wozu Rosenberg das schlagende Beispiel von Alexandria erwähnt. Dort forderten sie den eigenen Stadtteil mit der Begründung, daß sie so „ein reines Leben führen könnten und sich nicht mit Fremden vermischten“. Liebe weist für Deutschland dann überzeugend nach, daß im früheren Mittelalter ein Ghettozwang nirgends bestanden habe, daß aber die religiöse Gemeinschaft und die Berufsgenossenschaft die Juden allmählich in bestimmten Judenvierteln zusammenführte. Dies ist indes durchaus keine Sondererscheinung, sondern fand sein Gegenstück in den Zunftgassen der Städte. Die eigene Gerichtsbarkeit der Juden förderte diese Absonderung, die zudem einen gewissen Schutz gewährte, zumal wenn späterhin ein Abschluß der Judenstadt durch eigene Tore hinzukam. Aus dieser freiwilligen Absonderung erwuchs dann allmählich der Zwang. Doch war die Zeit dieses Zwangsghettos verhältnismäßig kurz, nicht viel über dreihundert Jahre. Daß diese Judengassen dann ein wenig verlockender Aufenthalt wurden, liegt weniger an der Enge der Straßen und des Zusammenwohnens — diese Mißstände eigneten der mittelalterlichen Stadt überhaupt —, sondern vielfach an der Unsauberkeit der Bewohner, wie sie auch heute noch für die Ghettos im Osten, wo sie noch bestehen, eigentümlich ist. Als besondere Entwürdigung scheint die Judenschaft dieses angebliche Zusammenpferchen auch nicht aufgefaßt zu haben, wofür Naudh das Beispiel Roms anführt. Die unwürdigsten Zustände und Zumutungen konnten die römischen Ghettobewohner nicht veranlassen, das Feld ihrer Tätigkeit zu verlassen. „Wenige Meilen davon, in Florenz, fanden sie unter dem Schutze der Medici fast vollkommene Freiheit. Sie hatten in Rom nichts, was sie an Auswanderung hätte hindern können, weder Grundbesitz, noch Achtung; aber die Rücksicht auf die lokale Kundschaft der Lumpen und Laster ließ sie Hohn und Schande vergessen.“ Übrigens war die Absperrung keine strenge: zahlreiche Ausnahmen (Hofjuden, Ärzte) sind bekannt. Vor allem war sie nie ein Hindernis für die Freizügigkeit der Judenschaft, hingegen eine außerordentliche Unterstützung für all die Hehlergeschäfte und andere lichtscheue Tätigkeiten, denen die Juden der Ghettozeit in hohem Maße oblagen. Wir müssen also auch in diesem Falle eine Schuld der Wirtsvölker in der Hauptsache ablehnen.

Mit ganz besonderem Eifer sucht man dann die ausschließliche Beschäftigung der früheren und zum Teil auch noch der heutigen Juden mit Schacher und Wucher den mittelalterlichen Zuständen zur Last zu legen. Notgedrungen hätten sie sich diesen Beschäftigungen zuwenden müssen,

da ihnen alle anderen Berufe verschlossen gewesen wären. Während in der Ghettofrage wenigstens noch ein Körnlein Wahrheit vorhanden ist, allerdings durch starke Entstellung kaum noch erkennbar, handelt es sich hier um baren Schwindel. Früher mochte man immerhin die Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse geltend machen. Wenn man aber heute diese unwahren Behauptungen zu wiederholen wagt, so ist dies offenkundig auf die Dummheit und Gedankenlosigkeit derer berechnet, die diese Märchen nachplappern sollen. In Wahrheit ist die fast ausschließliche Beschäftigung mit dem Handel und dem Geldgewerbe, angeborener Veranlagung entsprechend, so alt wie das Judentum selbst. Es ist semitisches Erbteil dieser Mischrasse und schon „die raffiniertesten Formen des Wuchers, z. B. der noch heute beliebte Ausweg, Geld ohne Zinsen zu leihen, sie dafür aber gleich vom Kapital abzuziehen, waren im alten Babylon, noch ehe Homer Verse zu dichten begonnen hatte, wohl bekannt“. Mit der Neigung zum Geldgeschäft und zur Übervorteilung hängt wohl auch zum Teil die Abwanderung aus der Heimat zusammen. Denn was Graetz von den polnischen Juden sagt, gilt auch hier: „gegen Stammesgenossen konnte List nicht gut angewendet werden, weil diese gewitzigt waren.“ Also mußte man sich die Opfer zur Ausbeutung in der Fremde suchen. Tatsächlich waren es in erster Linie die großen Handelsmittelpunkte des Altertums, welche zuerst Anziehungskraft auf das Judentum ausübten. Selbst das Alte Testament spiegelt diese Bevorzugung des Geldgeschäfts wider. „Unter den schrecklichsten Flüchen, mit denen Jahve seinem Volke im Falle des Ungehorsams droht, lautet der eine: ‚daß der Jude dem Fremdling nicht mehr Geld leihen werde!‘“ Ackerbauer dagegen waren die jüdischen Landbesitzer damals ebensowenig, wie die heutigen jüdischen Rittergutsbesitzer: für sie hatten die Ureinwohner des Landes zu fronen. Und mit dem Gewerbe war es ganz kläglich bestellt — Salomos Tempel mußten auswärtige Handwerker bauen. Dagegen weiß man ja wohl, wie Christus das Volk der Wechsler selbst aus dem Tempel hinausjagen mußte.

Im Mittelalter stand es lange Jahrhunderte hindurch den Juden frei, sich dem Ackerbau und gütererzeugenden Beschäftigungen zuzuwenden. Ihre Neigung zum „parasitären“ Dasein war stärker, als jede Versuchung, im neuen Lande wirklich Wurzeln zu schlagen, falls je eine solche an sie herantrat. Alle Bestrebungen, die Juden dem Ackerbau wie dem Handel zu gewinnen, scheiterten, in Deutschland wie anderswo. Luthers gute Absicht, den jungen kräftigen Juden den Karst in die Hand zu geben, um sie zu werktätiger Arbeit zu erziehen, beruhte von vornherein auf der falschen Voraussetzung, daß man im Handumdrehen die natürlichen Anlagen eines ganzen Volkes ändern könne. Im späteren Mittelalter verschlossen sich den Juden allerdings diese, bis dahin nicht benutzten, Möglichkeiten, als sich das Zunftwesen immer kastenartiger ausbildete. Die hierbei entstehenden Schranken erschwerten aber ebenso den andern Deutschen die Gewerbefreiheit, die freie Wahl des Berufs. Ehe wir aber diese Frage verlassen, müssen wir doch noch die Worte eines deutschen Gelehrten von Ruf hier aufführen, um zu zeigen, wie oberflächlich Urteile oft von sonst urteilsfähigen Leuten gefällt werden, wenn ihnen das Eintreten für eine vermeintliche Humanität jeden klaren Gedanken und jede Sorgfalt des Forschers raubt. Theobald Ziegler schreibt mit Bezug auf die nicht

ganz zu leugnende wucherische Geschäftsgebarung der Juden: „Es hing das mit der Art zusammen, wie man, d. h. wie die Christen jahrhundertelang die Juden auf den Handel eingeschränkt und sie gezwungen hatten, den Verfolgungen und Aussaugungen gegenüber List zu brauchen und wie in einem Kriegszustand jedes Mittel für erlaubt anzusehen; die Rute des jüdischen Wuchers haben sich die Christen selbst gebunden.“ In den „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ könnte das Sprüchlein kaum anders lauten. Aber schon Rosenberg wirft dem gegenüber die Frage auf, wie es dann komme, „daß die Bewohner aller Länder, unter denen sich Juden in größerer Zahl befanden, voll sind von Klagen über der Juden betrügerischen Handel und unerträglichen Wucher“ und stützt seine Behauptung durch eine schier erdrückende Fülle von Beweisstoff aus aller Herren Ländern. Mit dem „blassen Neid“ der Wirtsvölker kommt man der Erklärung solcher Tatsachen nicht näher, sondern eben nur durch das offene Eingeständnis, daß das Märchen vom armen, edeln, zum Wucher gezwungenen Juden nicht länger haltbar ist.

Was die rechtliche Stellung der Juden schließlich anlangt, so ist schon oben erwähnt, daß es allein Sache des Wirtes ist, zu entscheiden, welches Maß von Rechten er dem Gaste, zumal dem ungebetenen, zubilligen will. In erster Linie wird sich dies von dem Verhalten der Gäste herleiten. Und da sehen wir übereinstimmend in allen germanischen Ländern, daß nach anfänglicher, fast schrankenloser Gastfreiheit sich die Wirte nach und nach gezwungen sehen, die erstbewilligten Rechte immer mehr einzuengen; ja außerhalb der deutschen Gebiete schreitet man in den wichtigsten Staaten (England, Frankreich, Spanien) sogar zur Landesverweisung, eine Maßnahme, zu der bei uns nur in örtlich und zeitlich beschränktem Umfange gegriffen wurde. Auch müssen wir an den Begriff der persönlichen Freiheit einen anderen Maßstab für diese vergangenen Zeiten legen als jetzt und dürfen nicht vergessen, daß auch große Teile unseres eigenen Volkes die ursprüngliche Freiheit verloren — war doch selbst Ernst Moritz Arndt noch ein geborener Leibeigner, also Unfreier. Die Juden vollends, die von alters her bis heute eigentlich den Alleinbetrieb des Sklavenhandels (heute des Mädchenhandels) besaßen, die fast unser ganzes Volk in ihre Hörigkeit derart gezwungen haben, daß den meisten Deutschen aus ihrer Arbeit kaum der notwendigste Lebensunterhalt zufließt, während der Hauptanteil in die Taschen der Drohnen von der Börse und vom Schieberorden strömt, sollten ja in dieser Frage mit Klagen recht zurückhaltend sein. Zudem hört sich die Bezeichnung der Juden als Kammerknechte schlimmer an, als es in Wirklichkeit war. Von Knechtschaft in dem Sinne, wie wir sonst das Wort „Knecht“ verstehen, war dabei keine Rede; es handelt sich vielmehr um ein besonderes Abgabeverhältnis zum Kaiser — später teilweise an andere Obrigkeiten verpfändet —, für die der wertvolle, stets waffenbereite Schutz der höchsten Reichsstelle eingetauscht wurde. Wenn man jedoch hiervon und von einem allmählichen Ausschluß der Juden von politischer Betätigung absieht, so bleibt ihnen in allen Ländern, wo sie siedelten, ein erkleckliches Maß von Vorrechten übrig, deren sie sich bei ihren Geldgeschäften mit den Großen des Reichs zu versichern wußten. Zu diesen Vorrechten gehörten in erster Reihe schon in römischen Zeiten die Befreiung vom Militärdienste, dann späterhin die Unterstellung unter eigene Gerichtsbarkeit bei

starker Benachteiligung der christlichen Zeugenschaft, die staatlich zugestandene Berechtigung zur Hehlerei, überhaupt das Recht zu jeder Art Gesetzesübertretung, wozu ihnen ihre wohlgefüllten Beutel, die Bestechlichkeit der Beamten und die Geldbedürftigkeit der Behörden die Möglichkeit verlieh. So sah es mit der völligen Rechtlosigkeit der Juden aus. Bei Liebe und anderen Schriftstellern findet sich hierfür überreicher Stoff, auf den ich hier aus Raumgründen nicht zurückgreifen kann. Daß daneben — aber nicht nur gegen die Juden, man denke nur an das Faustrecht! — mancher Willkürakt vorkam, ändert wenig an diesen Grundtatsachen. Auch die vielen Abgaben und gelegentliche Aderlässe durch Fürsten und Städte, diese steten Gönner jüdischen Unwesens, können nicht allzu drückend gewesen sein, da sich der durchschnittliche Reichtum der Juden nicht nur auf gleicher Höhe hielt, sondern stetig anwuchs und in einer Zeit, wo Deutschlands Wohlstand am tiefsten darniederlag, so üppig gedieh, wie man es in den Erinnerungen der Glückel von Hameln nachlesen kann. Gewiß gab es auch arme Juden, wie heute — eine Nachweisung, wie lange diese armen Juden Deutschland zur Heimat erkoren hatten, ist leider nicht vorhanden: sie würde vielleicht überraschende Aufschlüsse geben, wie lange durchschnittlich jeder neue Ostjude gebraucht, um auf unsere Kosten sein Glück zu machen. Auch früher wird gerade so wie heute der arme Jude immer noch besser gestellt gewesen sein, als der arme Deutsche.

Als Ergebnis diese Betrachtungen können wir jedenfalls feststellen, daß eine Schuld der Deutschen an den Juden im allgemeinen nicht vorliegt. Wo es ihnen schlecht ging — und daß dies der Fall war, soll nicht bestritten werden — war es ihre eigene Schuld, weil sie die vorherige Duldsamkeit mißbraucht hatten, oder das Judentum unterlag ähnlichem Drucke, wie andere deutsche Volksteile, wenn auch meist in etwas veränderter Form.

Zweiter Teil.

Kurzer Gesamtüberblick über die Geschichte des deutschen Judentums bis zur Zeit Mendelssohns.

Bekanntlich unterscheidet man bei den Juden auch heute noch zwei ungleich geartete Zweige, die Sephardim, die „spanischen Juden“ und die Aschkenazim, die „deutschen bzw. polnischen Juden“. Ihre Verschmelzung machte indessen in den Kulturländern Mittel- und Westeuropas bereits solche Fortschritte, daß tatsächlich für die Gegenwart nur eine einheitliche Judenart in Frage kommt. Deutschland wurde seit langer Zeit von beiden Stämmen zum Wohnsitz und zum Felde ihrer Tätigkeit auserkoren. Seit dem 19. Jahrhundert überwiegt der ostjüdische Einschlag im deutschen Judentum.

Die ersten Juden kamen jedenfalls schon mit den römischen Legionen an den Rhein. In den Judengemeinden der alten Rheinstädte herrschen sogar sagenhafte Überlieferungen, die auf vorrömische Zeiten zurückgehen. Geschichtlich sind sie unerwiesen und auch ohne Bedeutung. Sehr alt scheinen auch die Judengemeinden an der Donau zu sein und das

Prager Judentum rühmt sich eines besonders hohen Alters. Erst mit dem fränkischen Reiche beginnt eine eigentliche Staatengeschichte auf deutschem Boden. Unter dem Königsgeschlecht der Merowinger gewinnt für uns besondere Bedeutung der ostfränkische König Dagobert, der den Juden in seinem Lande wenig hold gewesen zu sein scheint: Graetz spricht wenigstens von der Beschränktheit der merowingischen Herrscher Gunthram und Dagobert im Gegensatz zu der judenfreundlichen Haltung der Karlinger. Diese ist allerdings außerordentlich auffallend gewesen. Schon unter Karl dem Großen begann für die Juden in Deutschland eine erste Blütezeit, wie sie uns dann nur noch einmal nach der schrankenlosen Entfesselung der Juden im 19. Jahrhundert begegnet. Trotzdem kann man denen nicht zustimmen, die in Karls des Großen Wohlwollen für die Juden einen Beweis seiner rassischen Minderwertigkeit sehen wollen — dafür ragt seine Persönlichkeit zu sehr um Hauptеslänge über alle seine Vorgänger und seine Nachfolger, sowie über seine Zeitgenossen hinaus. Karls schöpferische Kraft war echt deutsch, wenn auch sein Werk, die Erneuerung des römischen Weltherrschaftsgedankens, unserem Volke vielfach zum Unheile gereichte. Seine Unbefangenheit gegenüber den Juden, vor allem deren Verwendung zu wichtigen diplomatischen Aufträgen erklärt sich zwanglos aus ihren zwischenstaatlichen Verbindungen und ihrer Kenntnis der arabischen Sprache. Auch die wirtschaftliche Begünstigung der Juden, die nach Graetz von Karl eine Art Handelsvorrecht erhielten, entspringt wohl ähnlichen Erwägungen. Abgesehen von dieser Förderung der Juden aus außer- und handelspolitischen Gründen scheint aber der Kaiser für sie keine persönliche Vorliebe gehabt zu haben. Dagegen war dies unzweifelhaft bei seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, der Fall. Weibliche Beeinflussung durch seine zweite Gemahlin Judith hat hierbei wohl hauptsächlich mitgewirkt. Hören wir zunächst, welche Gunstbezeugungen er den Juden bewies: „Er nahm sie unter seinen besonderen Schutz und litt nicht, daß ihnen von seiten der Barone oder der Geistlichkeit Unbill zugefügt wurde. Sie genossen Freizügigkeit durch das ganze Reich, sie durften trotz der vielfach erlassenen kanonischen Gesetze nicht nur christliche Arbeiter bei ihren Unternehmungen gebrauchen, sondern auch ganz frei Sklavenhandel treiben, im Auslande kaufen und im Inlande verkaufen. Es wurde den Geistlichen untersagt, die Sklaven der Juden zur Taufe zuzulassen. Ihnen zuliebe wurden die Wochenmärkte vom Sabbat auf den Sonntag verlegt. Von der Geißelstrafe waren sie befreit, es sei denn, daß ihre eigenen Gerichtsbehörden sie über die Schuldigen verhängt hätten. Auch den barbarischen Ordalienproben durch Feuer und siedendes Wasser, die statt des Zeugenbeweises eingeführt waren, unterlagen die Juden nicht. Sie durften unbeschränkt Handel treiben, nur mußten sie an den Fiskus eine Steuer davon zahlen und jedes Jahr oder jedes zweite Jahr Rechenschaft über die Einnahme ablegen. Juden waren auch Steuerpächter und hatten dadurch gegen ausdrückliche Bestimmungen des kanonischen Rechtes eine gewisse Gewalt über die christlichen Steuerzahler, was den streng Kirchlichen ein Greuel war. Ein eigener Beamter war dazu ernannt, unter dem Titel Judenmeister über die Privilegien der Juden zu wachen, damit sie von keiner Seite verletzt würden." Man muß diese Sätze recht genau lesen und ihre Tragweite für die damalige Zeit bedenken und dann die heutigen Zustände zum Ver-

gleich heranziehen. Wem drängt sich nicht die Erinnerung an die späteren Jahre des Wilhelminischen Zeitalters auf, wenn man weiter liest: „Die Juden hatten freien Zutritt bei Hofe und verkehrten unmittelbar mit dem Kaiser und den ihm nahen Personen. Verwandte des Kaisers beschenkten jüdische Frauen mit kostbaren Gewändern, um ihre Verehrung für deren Bekenntnis zu bekunden. Bei solcher außerordentlichen Gunst von seiten des Hofes genossen die Juden des fränkischen Reiches — welches auch Deutschland und Italien umfaßte — eine ausgedehnte Religionsfreiheit. Die gehässigen (!) kanonischen Gesetze gegen sie waren stillschweigend außer Kraft gesetzt. Die Juden durften ungestört neue Synagogen bauen und frei über die Bedeutung des Judentums in Gegenwart christlicher Zuhörer sprechen. Ohne Scheu sprachen sie ihre Meinung über die Wundertätigkeit der Heiligen und Reliquien und über die Bilderverehrung aus. Christen besuchten die Synagogen, erbauten sich an dem jüdischen Gottesdienst und — merkwürdig genug — fanden mehr Geschmack an den Vorträgen der jüdischen Kanzelredner, als an den Predigten der Geistlichen, obwohl jene schwerlich den tiefen Inhalt des Judentums auseinanderzusetzen imstande waren. Jedenfalls müssen wohl damals die jüdischen Kanzelredner in der Landessprache vorgetragen haben. Manche gebildete Christen waren so sehr vom Judentum eingenommen, daß sie den Sabbat heilig hielten und am Sonntag Arbeit verrichteten.“ Selbst wenn wir von dieser Schilderung ein gut Teil der orientalischen Aufbauschung von Graetz zuschreiben, unterliegt es keinem Zweifel, daß die damaligen Zustände es fürwahr rechtfertigten, von einem „goldenen Zeitalter“ der Juden zu reden. Und was taten sie, um sich für diesen Überfluß kaiserlicher Gunst dankbar zu zeigen und sich die Vorteile auch für die Zukunft zu sichern? Der judenfreundliche Henne am Rhyn schreibt in seiner „Kulturgeschichte des Judentums“: „Den wärmsten Freund einer Emanzipation der Juden muß es peinlich berühren, daß sich auch diesmal, nach einer glücklich verlebten Zeit, ein Sturm gegen die Juden, hauptsächlich ihres gierigen Eigennutzes wegen, erhob, welcher wahrscheinlich unterblieben wäre, hätten sie sich begnügt, mit den Christen gleichgestellt, und nicht darnach getrachtet, eine bevorrechtete Kaste zu werden, und hätten sie auf ihre Religion mehr Wert gelegt, als auf ihren Sklavenbesitz, der ihnen zu jener Zeit über alles in der Welt gegangen zu sein scheint.“ Das Sturmbanner entfaltete Agobard, der Erzbischof von Lyon. Man darf natürlich diesen Mann nicht beurteilen nach der hämischen und haßerfüllten Schilderung von Graetz. Es ist hier nicht der Platz, alle Teile dieses Kampfes eingehend zu schildern. Er war, solange Ludwig lebte, ein fruchtloser, zumal Agobards Schreiben an den Kaiser wahrscheinlich zum Teil sogar unterschlagen wurden und diesem gar nicht zu Gesichte kamen. Seiner sei jedoch als des ersten mannhaften Streiters gegen jüdische Herrsucht auf deutschem Boden trotzdem in Ehren gedacht.

Die Judenpolitik Ludwigs des Frommen wurde etwas eingehender behandelt wegen ihrer „Aktualität“ in bezug auf die Ereignisse und Zustände der jüngsten Vergangenheit. Sie bietet zudem ein Schulbeispiel für die geringe Berechtigung der im vorhergehenden Teile besprochenen Klagen über die Bedrückung der Juden im früheren deutschen Mittelalter. Die

weitere Geschichte der Karlinger bietet dann nichts Erwähnenswertes mehr, das noch für die heutige Judenfrage von Bedeutung wäre.

In der Folgezeit, etwa bis zum Konstanzer Konzil, gestaltete sich dann die Lage der Juden in großen Zügen etwa so. Von der Möglichkeit, sich Ackerbau und Gewerbe zuzuwenden, machten sie keinen Gebrauch. Sie widmeten sich vielmehr hauptsächlich den Geldgeschäften, wobei ihnen neben ihrer ererbten Begabung und Neigung für diesen Beruf zwei Umstände zunutze kamen: der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, wodurch das Anleihebedürfnis der Großen ebenso gesteigert wurde wie die Geldnot der Kleinen, und das Verbot der Kirche für die Christen, Darlehensgeschäfte zu betreiben. Der Ausdruck „Jude" wurde bald gleichbedeutend mit „Wucherer" — anfänglich bezeichnete man mit „Wucher" auch das ehrliche Zinsnehmen — und der Mangel an einheitlichen Bestimmungen für das Geldleihen, die Unsicherheit der Zeit, die Geldknappheit und die Ausschließlichkeit der Juden im Geldhandel selbst führte bald zu einer darartigen Höhe der Zinssätze, daß die immer tiefere Verstrickung der deutschen Bevölkerung in das jüdische Schuldnetz nur zu erklärlich erscheint. Hierzu kam die Neigung der Juden, begünstigt durch ihre Sonderstellung bei den Fürsten, den Mangel einheitlicher Münze und den eigenen Hang zu unlauterem Geschäftsgebaren, das Elend ihrer Schuldner noch durch betrügerische Handlungen aller Art zu steigern. Selbst als späterhin gesetzliche Bestimmungen erlassen wurden, blieben die Zinsforderungen ungeheuerlich — nach Liebe setzte der rheinische Städtetag im Jahre 1255 den Satz auf 43½ vom Hundert für Darlehen auf Wochenfrist fest, was dann bis ins fünfzehnte Jahrhundert gang und gäbe blieb. Es erschienen aber auch weit höhere Zinssätze bis zu 174 vom Hundert. Und dabei spricht Graetz von einem „verhältnismäßig niederen Zins!" Diese allgemeine Verschuldung bis zur Unerträglichkeit, ohne daß von den berufenen Schützern des Gemeinwesens, voran dem Kaiser und den Fürsten, Abhilfe zu erwarten war, darf man nicht vergessen, will man die tieferen Gründe der Judenverfolgungen jener Zeiten verstehen. Ihr Ziel war in erster Linie die Tilgung der Schuldurkunden. Die äußern Begleitumstände von Mord und Totschlag und von religiöser Drangsalierung haben dies allzulange vergessen gemacht. Die Verfolgungen hörten dann fast ganz von selbst auf, als mit den veränderten Wirtschaftsbedingungen die einheimischen Geldkräfte wuchsen und hierdurch die jüdische Vorherrschaft gebrochen wurde. Inzwischen hatte allmählich neben den vereinzelten Ausbrüchen der Volkswut, wie sie bei den Judenverfolgungen zutage kamen, eine allgemeine, zwar stille, aber desto nachhaltigere Abwehr gegen das ausbeuterische Judentum eingesetzt, die gesellschaftliche Verfemung der Judenschaft, die diese mit der ganzen Härte des Mittelalters, aber nicht unverschuldet, treffen sollte. Sie wirkt noch bis in die heutige Zeit nach. Indem sie immer wieder deutsches Mitgefühl und deutschen Gerechtigkeitssinn für die Ausgestoßenen wachrief, trug sie mit dazu bei, daß die wahren Ursachen und Triebkräfte dieser Dinge übersehen wurden. Der Umschwung, etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ist deutlich erkennbar. In früheren Zeiten begünstigte man eher die Ansiedelung der Juden wegen ihres Reichtums, wie es z. B. der Bischof Huozmann von Speier tat, der ihnen 1084 große Vorrechte und geschlossene

Wohnsitze einräumte; nun erschienen sie den Fürsten und Städten in wachsendem Maße entbehrlich, da für die größeren Geldbedürfnisse auch andere Kräfte zur Verfügung standen. Dies hatte ein Zeitalter örtlicher Ausweisungen zur Folge, die allerdings bei der Länderzersplitterung Deutschlands ohne Wirkung blieben, da sie sich nicht wie in England und Frankreich über das ganze Gebiet erstreckten und auch nicht gleichzeitig eintraten. Für die Juden selbst hatte aber die Änderung der Verhältnisse das Ergebnis, daß sie an den Geldgeschäften allein, so lohnend der Wucher auch weiterhin blieb, keine Genüge mehr fanden und, durch die Ausweisungen häufig auf Landstädte und das platte Land verwiesen, nunmehr in erhöhtem Maße sich dem hausierenden Schacher und dem Viehhandel zuwandten.

Im Vergleich zu der Karlingerzeit fanden die Juden in der Zeit der Ottonen keine so auffallende Begünstigung. In gewisser Hinsicht bahnte sich vielmehr ein Rückschritt für sie an. Das Rechtsverhältnis der Juden zum Kaiser, als Kammerknechtschaft bezeichnet und ursprünglich nur eine Abgabepflicht für den genossenen Schutz begründend, verschob sich entsprechend den Anschauungen der Zeit immer mehr nach der Richtung persönlicher Hörigkeit. Schon Otto der Große (965) und sein Sohn Otto II. verfügten deshalb über die Einnahmen von den Juden von Magdeburg und Merseburg auf dem Schenkungswege an Dritte. Unter den Saliern und Staufern verschärfte sich diese Entwicklung immer mehr und führte dann naturgemäß zur Beschränkung der Freizügigkeit, einmal um die Judenschaft als Steuerquelle eines bestimmten Ortes zu erhalten, dann aber auch, um durch die Gewährung von Befreiungen dieser Aufenthaltsbeschränkungen neue Geldeinnahmen zu erschließen. Allgemach ging dann das Vorrecht der Judenbesteuerung zu einem Teil auf die Kurfürsten und die anderen Reichsstände über. Die weitere Entwicklung kann hier nicht im einzelnen verfolgt werden. Diese Judenschutzabgaben selbst überdauerten jedoch, ähnlich wie es auch bei den Geleitzöllen geschah, die Zeit der fürstlichen Gegenleistungen. Sie finden sich noch zur Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts in mannigfacher Weise vor, obwohl sich die Verhältnisse durchaus geändert hatten. Man vergesse aber eins nicht bei der Beurteilung solcher mittelalterlichen Zustände: es sind nicht lediglich die Juden, denen Steuern und Gefälle abgepreßt wurden und zwar ohne daß sich die anderen Bevölkerungsschichten in gleicher Weise mit obrigkeitlichem Schutz an Dritten schadlos halten konnten. Auch an den Verlust der persönlichen Freiheit für ganze Stände, an das Herabdrücken Deutscher ins Leibeignen- und Hörigenverhältnis muß erinnert werden, ehe man diese Dinge allzu rührselig als schwere Bedrückung der Juden betrachtet.

Einen besonderen Gönner hatten die Juden in dem stets geldbedürftigen Salier, dem Kaiser Heinrich IV. Man hüte sich übrigens, bei ihm und bei späteren Kaisern — ebenso wie später bei Bismarck — ihre Bevorzugung der Juden auf eine besondere persönliche Vorliebe oder Wertschätzung zurückzuführen. Das war eigentlich nur bei Ludwig dem Frommen und Friedrich III. mit der ihrer sonstigen Kirchlichkeit eigentlich zuwiderlaufenden Judenfreundschaft der Fall. Sonst lagen fast stets geldliche oder, was meist dasselbe ist, politische Veranlassungen vor. Point d'argent, point de Suisse, d. h. kein Geld ohne Vorrechte! Das Judendiplom Heinrichs IV. stammt aus dem Jahre 1095, also aus der Zeit

vor den Judenverfolgungen anläßlich des ersten Kreuzzuges. Nach ihm durfte niemand „bei Strafe Juden, noch ihre Sklaven, zur Taufe zwingen. In einem Prozesse zwischen Juden und Christen soll nach jüdischem Recht verfahren und vereidet werden. Zu den Ordalien der Feuer- und Wasserprobe dürfen sie nicht gezwungen werden." Hiermit war der Grund zu der bevorzugten Rechtsstellung gelegt, die unverkennbar darauf hinauslief, den Juden neben ihrem Wuchervorrecht auch jede andere Möglichkeit zur Bereicherung gesetzlich sicherzustellen, damit dann für die Machthaber die jüdische Geldquelle desto ergiebiger fließen könne. Zu dem jüdischen Sondergerichtsstand und vielfach einer rechtlichen Entwertung des christlichen Zeugeneids kam dann noch ein Ausnahmepfandrecht, das den jüdischen Erwerber unrechtmäßigen Gutes im Gegensatz zu den allgemeinen Rechtssätzen vor Schaden bei dessen Rückgabe behütete. „Vor Verlust in jedem Falle gesichert, war der jüdische Pfandleiher um so weniger gedrungen, sich ängstlich nach der Herkunft seiner Pfänder zu erkundigen. War das anderes als privilegiertes Hehlertum?" An dieser Sachlage änderte sich auch nichts Wesentliches, als man später gewisse Sicherungsbestimmungen gegen allzu großen Mißbrauch dieses Pfand**un**rechtes einführte. Das **große Unrecht deutscher Obrigkeiten**, daß sie für Fremdstämmige ein unsittliches Sonderrecht zur bessern Ausbeutung der eigenen Schutzbefohlenen schufen, bleibt in voller Schwere zu ihrer Last. Die Schuld der Juden, daß sie sich solche Sonderrechte ausbedangen und gründlich ausnutzten, ist daneben die viel geringere.

Mit Heinrich IV. sind wir in das eigentliche Zeitalter der Judenverfolgungen getreten. Zwar hatte sich schon vorher Kaiser **Heinrich II.** recht unfreundlich gegen die Juden gezeigt und sie im Jahre 1012 aus Mainz vertrieben, angeblich weil er über den Abfall eines christlichen Priesters zum Judentum (1005) erbittert war. Bei der kirchlichen Neigung des Kaisers und der „chiliastischen" Richtung um das Jahr 1000 kann man diese Maßnahme auch wohl ungezwungen aus der Artung des Herrschers erklären. Die eigentlichen Judenverfolgungen mit Mord und Raub begannen aber erst 1096. Wie schon erwähnt, ist ihre tiefere Ursache in dem ungeheuren Druck zu suchen, der auf der jüdisch verschuldeten Bevölkerung lastete. Es war die Not, nicht der Neid, der die Erregung schuf. Kam dann eine große religiöse Leidenschaft, wie bei den Kreuzzügen oder bei den Gerüchten von Hostienschändungen, Blutmorden und Brunnenvergiftungen hinzu, war während der Abwesenheit der Kaiser oder bei Thronstreitigkeiten die obrigkeitliche Macht geschwächt, wüteten Hunger und Pest, dann bedurfte es nur eines Funkens, um die aufgespeicherte Wut zu schlimmen Ausbrüchen zu bringen. Daß dabei wie stets in unruhigen Zeiten allerlei Gesindel im Trüben zu fischen suchte, ist erklärlich; ebenso auch, daß es den Lebensformen des Mittelalters entsprechend dabei oft recht roh und hart zuging. Man darf an solche Dinge nicht den Maßstab unseres humanitätstriefenden Zeitalters anlegen, das zwar vor jeder Gewalthandlung gegen Verbrecher zurückschreckt, ohne Bedenken aber Tausende von Menschen dem Börsenschwindel oder der Hungerblockade dahinopfert. Und nochmals sei nachdrücklichst betont, daß wir alle Zahlenangaben dieser Zeiten mit äußerstem Argwohn betrachten müssen. Sind doch ganze Judenverfolgungen nur zu dem Zwecke erfunden, um die Bände der

Stadtgeschichten mit recht gruseligem Stoff zu füllen, wie es z. B. für Nördlingen 1290 erwiesen ist. „Die Angaben über die Zahl der in einer Stadt Erschlagenen pflegen aber durchschnittlich mit zehn zu multiplizieren, und es ist eine Torheit ohne Gleichen, von 100000 Opfern des Jahres 1298 zu sprechen — so viel Juden gab es noch viel später[1]) in ganz Deutschland nicht!" Man bedenke auch, wie schnell die Juden „wenige Jahre nach der größten ausgestandenen Verfolgung, oft an denselben Orten und im Besitze ansehnlicher Barmittel, wieder auftreten". Es handelte sich also nie und nirgends um eine Ausrottung der Juden.

Mit dem Nachlassen der Judenverfolgungen trat, wie schon erwähnt, immer mehr die gesellschaftliche Zurücksetzung, ja Verfemung der Juden in Erscheinung. Sie wurde erleichtert durch ihre allezeit geübte freiwillige Absonderung, die sowohl einem Bedürfnis ihres Glaubens als überheblichem Dünkel entsprang. Sie trat hauptsächlich in dreierlei Richtung auf: „in der Wohnung, der Tracht und dem geselligen Verkehr."

Die Absonderung bzw. das Zusammenwohnen in bestimmten Vierteln war also anfangs durchaus freiwillig und findet in den Zunftgassen ihr Gegenstück. Neben der Gemeinschaft des Berufs, des Geldhandels, sprächen auch Gebote des Glaubens und die rechtliche Ausnahmestellung für diese Gewohnheit. Ja, gewisse Sabbatregeln zwingen die frommen Juden geradezu, zusammenzuwohnen. Später erleichterte dann in unsicheren Zeiten die Wohngemeinschaft, besonders wenn der jüdische Stadtteil durch starke Tore abgeschlossen war, den Schutz der Judenschaft durch die Behörden, setzte allerdings ihr Eigentum auch leichterem und bequemerem Zugriff aus. Als dann der Haß gegen die Juden, die Blutsauger des Volkes, in Verachtung umschlug, wurde die Absonderung der Juden zur gewollten Zwangseinrichtung, die sicher auch ein gut Teil Entwürdigung mit sich brachte. Denn wenn auch allerorten Landesfremde sich in geschlossenen Siedelungen niederlassen — man denke nur an die Fremdenviertel der Europäer in China —, so können diese doch mit dem Ghetto nur solange in Vergleich gesetzt werden, als der Abschluß dort ein freiwilliger war. Übrigens darf man auf das Entwürdigende des jüdischen Ghettoschicksals nicht allzuviel Gewicht legen, wie das früher mitgeteilte Beispiel der römischen Juden erhärtet. Uns fesselt vielmehr die Frage, in welcher Weise das Ghettodasein der Juden während der drei bis vier Jahrhunderte seines Bestehens auf das heutige Judentum, mit dem wir rechnen müssen, nachwirkt. Wer sich darüber eingehender unterrichten will, sei auf Sombart „Die Juden und das Wirtschaftsleben" verwiesen, wo auch die verachtete Stellung der Aschkenazim bei den Sephardim auf die Ghettogewohnheiten der ersteren zurückgeführt wird. Sombart sieht als hervorstechendste Wirkung des Ghettos an: „daß es nämlich die Grundzüge des jüdischen Wesens stärker und einseitiger hat ausbilden helfen." Einerseits wurde der Mangel an „Bodenständigkeit und Wurzelhaftigkeit", einer der Hauptzüge jüdischen Wesens, vertieft, da das Ghetto kein Heimatsgefühl großwerden ließ, andererseits erhielt es die jüdische Religion und begünstigte die Inzucht und damit die Rassenreinheit der Juden. Für uns kommt da mehr die Kehrseite in Betracht: das Ghetto bewahrte unser Blut vor

[1]) Erst um das Jahr 1800 erreichte die Kopfzahl der Juden diese Höhe.

allzu frühzeitiger und umfangreicher Zersetzung durch Mischehen. Wenn wir heute noch trotz weit vorgeschrittener Vermischung imstande sind, uns allmählich wieder zu entmischen, dann verdanken wir das der langen Verhinderung jüdischer Blutzufuhr während der Ghettozeit. Was also den heutigen Juden als Greuel erscheint, ist für unsere Arterhaltung von nicht geringer Wichtigkeit gewesen. Neben dieser Haupttatsache erscheint es beinahe nebensächlich, daß die Ghettoabsonderung auch eine Menge besonders für das Geschäftsleben unerwünschter Eigenschaften der Juden weiter entwickelte: die „Neigung zu kleinen (!!) Betrügereien, Aufdringlichkeit, Würdelosigkeit, Taktlosigkeit usw." Die Ghettos waren geradezu die hohe Schule jüdischer Geschäftskniffe und jüdischen Gaunertums, das dort jederzeit Unterschlupf und gelehrigen Nachwuchs fand.

Die gesonderte Judentracht — Judenhut und Judenfleck — bildete sich seit dem 13. Jahrhundert heraus. Auch sie findet ihr Gegenstück in der Neigung früherer Zeiten, jedem Stande eine bestimmte Tracht vorzuschreiben, die noch bis in die neuere Zeit nachwirkte (hierher gehört z. B. die Beschränkung des Vorrechts, den Degen zu tragen). Das Bestreben der Juden, sich seit jeher auf alle Art unkenntlich zu machen, gewöhnlich „Mimikry" genannt, mag zum Erlaß der Kleiderbestimmungen, die in erster Linie den Schutz der Einheimischen bezweckten, beigetragen haben. Übrigens sind gerade diese Bestimmungen ziemlich lässig gehandhabt worden und im ganzen von geringer Bedeutung.

Von um so größerer Wichtigkeit war dagegen die gesellschaftliche Verfemung der Juden. Ansätze hierzu sind schon in sehr früher Zeit vorhanden. Sie beruhen meist auf einer religiösen Grundlage. Hier wären zu nennen das Verbot des Haltens christlicher Dienstboten für die Juden, das Verbot der Behandlung von Christen durch jüdische Ärzte usw. Sie haben auch ihre Bedeutung für die Arterhaltung der Rasse, indem sie den Juden die Möglichkeiten, sich an ihr zu vergehen, einschränkten; sie kamen aber nie zur vollkommenen Durchführung und Auswirkung. Im Gegenteil kann man die jüdischen Ärzte frühzeitig in Vertrauensstellungen an den Höfen sehen und ihr Einfluß mag manche sonst unverständliche Entschließung der Herrschenden erklären. Übrigens soll man ja nicht denken, daß die Ärzte nur dem Heilberufe obgelegen hätten. Das taten sie ebensowenig, wie die Rabbiner lediglich Geistliche waren; im Nebenamt beteiligten sich beide, innerem Triebe folgend, recht rege an den Geldgeschäften. Den Ausschluß der Juden aus den Zünften empfinden wir heute leicht wie eine Verrufserklärung. Hier ist indes zu bedenken, daß diese Zünfte ausgesprochen religiöse Formen pflegten, so daß sich schon aus diesem Grunde Schwierigkeiten für die Aufnahme der Juden ergaben, die den Eid auf das Kreuz ebensowenig leisten konnten, wie noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts den vorgeschriebenen christlichen Parlamentseid in England. Wie es bei all solchen Entwicklungen geht, so verschärfte sich auch hier später der Gegensatz. Aus der tatsächlichen Unmöglichkeit des Eintritts in die Zünfte wurde allmählich eine sittliche Unfähigkeit. Auch hier ist indes zu bedenken, daß im Mittelalter ganze Klassen an sich durchaus ehrbarer Handwerke, also nicht nur die Henker und Schinder, ähnlichem Verrufe unterlagen, wie beispielsweise die Müller, Leineweber und Barbiere. Eine Reihe von Einschränkungen, wie das Verbot, sich in der Osterzeit in

der Christenstadt blicken zu lassen, ist überdies auf den jüdischen Glaubenshaß, auf die Neigung der Juden, religiöse Gebräuche der Christen zu verspotten und verächtlich zu machen, zurückzuführen. Diese Neigung überwand sogar im Vertrauen auf ihre Geldmacht die angeborene Feigheit und ist ja auch heute noch keineswegs erloschen; noch während des Krieges, im Zeichen des Burgfriedens, als deutschen Männern der Mund zu ernster Warnung verschlossen war, konnte der Jude Brunner ungehindert mit seiner unflätigen Verhöhnung von Christus, den er hämisch „Josefssohn" nennt, hervortreten. Man sollte bei all diesen Dingen nicht nur, wie es Oberflächlichkeit und Voreingenommenheit beliebt, die unangenehmen Nachwirkungen solcher Maßregeln auf sich wirken lassen, als vielmehr den Gründen nachforschen, die sie hervorriefen.

Die gesellschaftliche Absonderung und Zurückweisung der Juden hatte für das deutsche Volk sicher ihre guten Seiten. Diese sehe ich, wie schon gesagt, darin, daß der Vermischungsvorgang, der stellenweise schon im Gange war — rheinische Patriziergeschlechter bezeugen frühzeitig durch den Familiennamen „Jude" ihre jüdische Abstammung —, ausgesetzt wurde, und daß die ebenfalls im Werden begriffene Beteiligung der Juden an den öffentlichen Gewalten verschwand. Abgesehen von der Teilnahme an städtischen Verwaltungen hatten sich die Juden nämlich vor allem in der obrigkeitlichen Geld- und Steuerwirtschaft eingenistet, und zwar sowohl, um neuzeitlich zu reden, als Finanzminister und Staatsbankiers, wie als Steuerpächter. Die geldbedürftigen Fürsten hatten hiermit zwar den bequemsten Weg gefunden, zu Geld zu gelangen, zugleich aber ihren Untertanen eine wahre Geißel aufgebunden und wahrhaft den Bock zum Gärtner gemacht. „Auch geistliche Fürsten nahmen keinen Anstoß an ihrer (der Juden) Mitarbeit: der Hofjude betritt die historische Bühne." Als besonders hervorragendes Beispiel eines solchen Finanzjuden tritt uns Jakob Daniels aus Trier entgegen, etwa um 1300, dem Luxemburger Herrscherstamm zugeschworen, der damals die Kaiserkrone und den Trierer Kurhut innehatte. „Burgen und Zölle gelangen als Unterpfänder in seine Hand, in der sich auch die ungeheuren Forderungen an Graf Walram von Zweibrücken zusammenfinden, und bis nach Straßburg reichen seine Verbindungen." Die Ausschaltung der jüdischen Geldgeber von den staatlichen Geldgeschäften dauerte leider im Zeitalter der Fugger und Welser nur verhältnismäßig kurze Zeit. Die Kostspieligkeit der Söldnerheere und die Geldbedürfnisse der unbeschränkten Fürstenmacht brachten schon bald wieder den Hofjuden zu Ansehen.

Die schon erwähnten häufigeren, wenn auch örtlich und zeitlich beschränkten Ausweisungen der Juden führten eine lebhaftere Strömung des deutschen Judentums nach dem Osten herbei, wohin es bereits früher schrittweise der deutschen Eroberung gefolgt und auch von Böhmen her (z. B. nach Gnesen) gelangt war. Die erstarkende polnische Macht, die vor allem unter Kasimir dem Großen sich sehr judenfreundlich zeigte, übte eine wachsende Anziehung aus. Bekanntlich reichte der deutsche Handel damals weit nach dem Osten, und deutsches Recht herrschte in den Städten bis tief in das heutige Rußland hinein. So läßt sich wohl auch die allgemeine Annahme der deutschen Handelssprache durch das gesamte Ostjudentum, heutzutage zum „jiddisch" verderbt, erklären. Denn dieses Ostjudentum

dürfte trotz einiger Zuwanderungen aus dem Deutschen Reiche doch hauptsächlich über das oströmische Reich und Südrußland nach Polen gekommen sein. Daß auch diese auf so niederer Stufe stehenden Juden die deutsche Sprache annahmen, war für die fernere Zukunft von erheblicher Bedeutung. Für das heutige Deutschtum ist diese Tatsache geradezu zum Verhängnis geworden, da durch die Ähnlichkeit der Sprache und die Annahme deutscher Familiennamen all der Haß und Abscheu, den dieses Ostjudengesindel im Auslande durch sein Gebaren auf sich lud, auf unser Volk zurückfiel. Gleichzeitig erleichterte diese Annahme der deutschen Sprache den Einbruch der Ostjuden in unser Land und schuf damit dem heimischen Judentum einen schier unerschöpflichen Nachwuchs, aus dem es seine Bestände auffrischte, wenn Abwanderung und Vermischung seinen Bestand minderten. Hierdurch vor allem wurde stets von neuem verhindert, daß sich unser eigenes Judentum wenigstens im Rahmen des rassenmäßig Möglichen veredelte.

Im Zeitalter der Religionskämpfe bis zum Beginn der fürstlichen Selbstherrschaft, etwa vom Konstanzer Konzil bis zum Dreißigjährigen Kriege, kann man in Deutschland ein Erkennen der Judenfrage und wenigstens gewisse tastende Versuche zu ihrer Lösung feststellen. Schon auf dem genannten Konzile entstand der Gedanke, den jüdischen Wucher dadurch brachzulegen, daß man die Juden dem Ackerbau und Handwerk zuführe. Auch späterhin wurde noch des öfteren die gleiche Forderung erhoben. Man übersah aber bei diesen gutgemeinten Plänen zweierlei. Einmal daß es zu einer solchen Abkehr nicht kommen könne, ehe für die einmal vorhandenen und nicht wieder zu beseitigenden Geldbedürfnisse unseres Volkes andere Vermittler vorhanden waren, dann aber daß der ganze Vorschlag ein Versuch am untauglichen Gegenstand war, daß die Abneigung der Juden gegen jede gütererzeugende, zudem mit schwerer körperlicher Arbeit verbundene Arbeit ihrem ganzen Wesen entsprach und sich nicht durch Verordnungen und Beschlüsse aus der Welt schaffen ließ. Wir sahen allerdings, daß die jüdische Ausschließlichkeit auf dem Geldmarkte durch die neu erwachsenden deutschen Geldkräfte gebrochen wurde. Dies hatte aber zur Folge, daß sich das gesamte Judentum mit um so größerer Kraft auf die wucherische Ausbeutung von Stadt und Land warf, so daß gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das stets so uneinige deutsche Volk in einem jedenfalls durch alle Klassen hindurch einig ging, in einem untilgbaren Judenhaß. „Es erscheint wohl glaublich, wenn der Franzose Froissard 1497 berichtet, daß in Deutschland die ruhigsten Männer in Erregung geraten, wenn auf die Juden und ihren Wucher die Rede kommt, so daß eine allgemeine Verfolgung zu befürchten sei.“ Nahe daran war es auch oft genug, besonders als die Bauernunruhen entstanden. Wenn uns Graetz erzählt, daß damals der Jude Joselin aus Rosheim die Gefahr durch persönliche Vorstellungen abgewendet habe, so dürfen wir wohl annehmen, daß er seine Beredsamkeit durch klingende Gründe zu unterstützen wußte und den Ingrimm der Bauern nach dem bekannten Spruch:

„Ich bitt' dich, heil'ger Florian,
Verschon' mein Haus, zünd' andre an!“

abzulenken verstand. Denn zuerst waren die Bauern in der Judenfrage

mit ihren erbitterten Widersachern, den Rittern, durchaus einig, wofür Liebe das Beispiel der Sundgauer Ritterschaft anführt.

Die Ausweisungen der Juden im Laufe des 15. Jahrhunderts wurden schon früher erwähnt. Leider wurde die Abwanderung nach dem damaligen gelobten Judenlande Polen durch die Zuwanderung der französischen Juden mehr als wettgemacht, die nach ihrer Austreibung im Jahre 1394, da ihnen England verschlossen war, wohl zum größten Teile sich nach Deutschland gewandt haben dürften. Auch war bei diesen Ausweisungen infolge der kleinstaatlichen Zersplitterung des Reiches ein einheitliches Handeln nicht durchführbar; sie mußten deshalb fast stets nach kürzerer oder längerer Zeit wieder rückgängig gemacht werden, wollten die Städte und Länder sich nicht selbst schädigen. Man suchte nun auf andere Weise des Übels Herr zu werden. Man legte einerseits der Niederlassung und dem Geschäftsbetrieb der wiederzugelassenen Juden weitergehende Beschränkungen auf und begann auch auf eine Herabminderung des Zinsfußes und der Schuldverpflichtungen hinzuwirken. Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Beziehung die Tagung des Augsburger Reichstages von 1530, wo dem Kaiser eine Denkschrift überreicht wurde[1]. „Vermutlich von dem Augsburger Stadtschreiber Peutinger verfaßt, brachte sie mit Schärfe die Mißstände zur Sprache, so den Zuschlag der Zinsen zum Kapital und das Leihen auf geraubtes Gut. Unter den Besserungsvorschlägen treten besonders die Normierung des Zinsfußes auf 9 % und die obrigkeitliche Besiegelung der Schuldbriefe hervor.“ Ein Versuch, die Mißstände mit Hilfe des obenerwähnten Joselin aus Rosheim durch jüdische Selbstbeschränkung abzustellen, scheiterte, so maßvoll die Forderungen an sich waren. „Darnach sollten künftig nicht mehr die Zinsen vierteljährlich zum Kapital geschlagen werden, Geschäfte mit Unmündigen oder Dienstboten ungültig sein und die Gemeindevorsteher über die Ehrlichkeit der abgeschlossenen Geschäfte wachen.“ Das ganze Ergebnis der Bewegung war dann eine lendenlahme Erklärung des Reichstages, die tatsächlich an der Lage nichts änderte. Da das Reich versagt hatte — auch die Bestimmungen der Reichspolizeiordnung von 1548 erwiesen sich als ein Schlag ins Wasser — bemächtigte sich nun der fürstliche Beamtenstaat der Sache, um wenigstens im Rahmen der eigenen Bedürfnisse Wandel zu schaffen. Besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die gesteigerten Möglichkeiten der auf das Land abgewanderten Juden, den Lebensmittelhandel ganz in die Hand zu bekommen und um unlauteren Gewinnes willen Getreideaufkäufe vorzunehmen. Schon siebenhundert Jahre vorher hatte Karl der Große, der sonst den Juden nicht ungünstig gesinnt war, den jüdischen Handel mit Getreide und Wein Beschränkungen unterworfen, „weil der Kaiser den Gewinn von Lebensmitteln für ein schändliches Gewerbe hielt“. Man sieht, die Geschichte der Herbeiführung künstlicher Hungersnöte zur Erzielung höherer Gewinne stammt nicht erst aus unseren Tagen.

Das Reformationszeitalter wurde eingeleitet durch die Pfefferkornschen Händel, deren nähere Darstellung hier zu weit führen würde. Von Bedeutung ist aber immerhin, daß in dem Gutachten Reuchlins, des humanistischen Gegners Pfefferkorns, zum ersten Male der verhängnisvolle

[1] Das Folgende nach Liebe.

Grundsatz aufgestellt ist, „daß die Juden Mitbürger des deutsch-römischen Reiches seien und desselben Rechtes und Schutzes genießen“. Graetz triumphiert denn auch: „Es war gewissermaßen der erste stotternd ausgesprochene Laut zu jenem befreienden Worte vollständiger Gleichstellung, welches mehr als drei Jahrhunderte brauchte, um voll ausgesprochen und anerkannt zu werden.“ In Reuchlins Auffassung lag nicht nur eine vollständige Verkennung der staatsrechtlichen Stellung der Juden im Deutschen Reiche, sondern auch ein schnödes Übersehen der Nöte des eigenen Volkes infolge seiner Voreingenommenheit für das Judentum, ein Beispiel jener weltfremden deutschen Stubengelehrten, das leider noch oft Nachahmer finden sollte.

Im übrigen war aber die Zeitstimmung den Juden keineswegs günstig. Abgesehen von wenigen Ausnahmen — z. B. Hosianders „Judenbüchlein“ — waren sich beide Religionsparteien in ihrer Abneigung gegen die Juden durchaus einig. Auf katholischer Seite kann man den auch aus dem Religionsstreit bekannten Dr. Johann Eck als Hauptwortführer ansehen; er schrieb um 1541 eine Widerlegung gegen Hosiander, worin er nicht nur, wie Graetz behauptet, alle von getauften Juden gegen sie auf Grund erpreßter Foltergeständnisse vorgebrachten Beschuldigungen wieder aufwärmte, sondern wo er auch recht kräftig den unbestrittenen Mißständen, was immer „übles einer Büberei die Juden in allen deutschen Landen und anderen Königreichen gestiftet haben“, zu Leibe geht. Wucher und Hehlerei werden aufgedeckt, aber auch schonungslos die Liebedienerei der Behörden und die Habsucht jener Edelleute bloßgestellt, welche die Aussauger im Dorfe dulden, da sie in einem Jahre mehr eintrügen, als alle anderen Bauern. Von noch größerem Einfluß aber als Ecks Schrift war Luthers Bekämpfung der Juden, schon wegen der überragenden Stellung, die dieser als anerkannter geistiger Führer der größeren Hälfte des damaligen Deutschtums genoß. Seine Stellungnahme ist um so bedeutungsvoller, als sie aus anfänglicher unbedingter Judenfreundschaft (1523) im Laufe der 30 er und 40 er Jahre in die schärfste Verurteilung der Juden umschlug. Schon um 1537 hatte sich Luther geweigert, den Judenvertreter Joselin aus Rosheim überhaupt zu empfangen, der ihn zum Fürsprecher beim sächsischen Kurfürsten gewinnen wollte. Man hat aus seiner Antwort, „obzwar er sich für die Juden bei Fürsten und Herren verwendet habe, haben diese sich undankbar gezeigt, sich nicht einmal zum Christentum bekehren zu wollen“, den Schluß gezogen, als ob Luthers Gesinnungswechsel seiner Enttäuschung und Empörung über seine mißlungenen Bekehrungsversuche entsprungen sei. Das scheint mir aber doch etwas allzu oberflächlich geurteilt. Bei einem so grundlegenden Stimmungsumschwunge eines Mannes wie Luther müssen tiefere Ursachen vorgelegen haben. Und es erklärt sich ohne Zwang, daß der anfänglich einseitig durch seinen Glaubenskampf beanspruchte, im Bannkreise Reuchlinscher Auffassungen befindliche Mann — Melanchthon war Reuchlins Neffe — mit seiner wachsenden Kenntnis der politischen Fragen im Reiche auch der Judenfrage nähertreten mußte, so daß eine Berichtigung seiner falschen Anschauungen durch die Wirklichkeit unausbleiblich war. Der Ton von Luthers späteren Judenschriften ist manchmal von ungeschminkter Offenherzigkeit, so wenn er den Fürsten und Obrigkeiten vorhält, wie sie „schnarchen

und haben das Maul offen, lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbst und ihre Untertanen durch der Juden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen Gelde sie zu Bettlern machen". Oder wenn er sie als ungebetene Gäste gerne los werden möchte: „Dazu wissen wir noch heutiges Tages nicht, welcher Teufel sie her in unser Land gebracht hat; wir haben sie zu Jerusalem nicht geholt. Zudem hält sie noch jetzt niemand, Land und Straßen stehen ihnen offen, sie mögen ziehen in ihr Land, wenn sie wollen, wir wollten gern Geschenke dazu geben, daß wir ihrer los wären." Manches Mal vergißt sich allerdings auch Luther zu maßloser Heftigkeit, wobei aber zu beachten ist, daß die Sprechweise bei Streitigkeiten damals überhaupt keine feine war, wie ja aus den anderen Kampfschriften Luthers und Ecks zur Genüge hervorgeht. Mit seinen staatsrechtlichen Vorschlägen gegen die Juden erzielte aber Luther selbst bei seinen Hauptgönnern keinen Erfolg — Friedrich der Weise ging nur lässig vor, und Philipp der Großmütige lehnte ein Wucher- und Handelsverbot glatt ab. Es ist eine eigentümliche Fügung, daß an dem Widerspruch desselben hessischen Fürstengeschlechtes, dem später zum wahren Unheile Deutschlands die Rothschilds ihr Hochkommen verdanken, ein einheitliches Handeln gegen die jüdischen Mißstände, das bei allgemeiner Übereinstimmung wohl durchführbar gewesen wäre, im Keime scheiterte. Alle Teilmaßnahmen mußten aber stets von vornherein ein Schlag ins Wasser sein. Das galt damals, und das gilt auch noch für heute.

In jener Zeit wurde auch eine Anklage gegen die Juden laut, die früher schon wiederholt erhoben war, aber in Deutschland noch nie zu gerichtlichen Folgerungen geführt hatte, nämlich die Anklage des Landesverrats durch Spionage für die Feinde. Schon bei dem Mongoleneinfall und in den Hussitenkriegen beschuldigte man die Juden, es mit dem Feinde gehalten und ihm durch Waffenlieferungen und ähnliche Dienste Vorschub geleistet zu haben. Während der Türkenkriege lebten diese Anschuldigungen nunmehr von neuem auf. Die zwischenstaatlichen jüdischen Beziehungen zu den in der Türkei lebenden Stammesgenossen machten sie nicht unwahrscheinlich, so daß sie sich schließlich zur förmlichen Anklage (1530) mit dem Endziele der Vertreibung verdichteten. Dem Judenanwalt Joselin gelang es noch einmal, den König Ferdinand I. zur Niederschlagung der Sache zu bewegen. Anderthalb Jahrhunderte später hatte die gleiche Beschuldigung (1670/71) mehr Erfolg; die Juden wurden aus den österreichischen Erblanden und Ungarn vertrieben, ein Ereignis von deshalb so einschneidender Bedeutung, weil die Verwiesenen zum Teil vom Großen Kurfürsten aufgenommen wurden und sich hieraus die überragende Stellung, die das Judentum in Berlin und Preußen, später in Deutschland, eroberte, herleitet. Ob die Anklage des Landesverrates in dem Einzelfalle von 1530 zutraf, ist bedeutungslos. Die Neigung der Juden, um Geld und schnöden Gewinn alles zu verkaufen, also auch die Sicherheit des Landes, das ihnen Gastrecht und Schutz gewährt, ist unbestreitbar. Schon im Westgotenreiche verraten sie gerade denjenigen Herrscher, der sie mit Wohltaten überhäuft hatte, an die Araber; „ohne Haß, nur weil sie dabei zu profitieren hoffen, verraten sie ihren edeln Beschützer". Und in den folgenden Blättern werden wir uns noch öfter bis in die jüngste

Zeit hinein mit ähnlichen Verschuldungen der Juden zu beschäftigen haben.

Die Neigung der Juden zum Kriegsverrat wurde gefördert durch den Umstand, daß die Juden im Zeitalter der Söldnerheere als Kriegslieferanten mit den Heeren in nahe Verbindung kamen und hierdurch die Möglichkeit gewannen, wichtige Nachrichten zu erfahren und sie durch die Kanäle des allverzweigten Judentums mühelos und ohne persönliche Gefahr in die Hände des Feindes zu spielen. Die Beschäftigung mit dem einträglichen Geschäft der Heereslieferungen war keine neue. Schon zur Zeit der Kreuzzüge widmeten sie sich der doppelten Tätigkeit, erst das Geld für die Kriegführung und Ausstattung des einzelnen und dann die Kriegsbedürfnisse zu besorgen. Hauser glaubt in seiner „Geschichte des Judentums" in ihrer übertriebenen Bereicherung bei diesen Gelegenheiten eine Wurzel der damaligen Judenverfolgungen feststellen zu können. Weil das Thema der Kriegsgewinnler besonders zeitgemäß ist, soll sein Gedankengang wörtlich mitgeteilt werden: „Es ist kein Zweifel, daß der Bedarf an Pferden, Lederzeug, Bargeld, Waffen, Futter und Lebensmitteln, den man seit Monaten voraussah, in den für den Durchzug der Heere bestimmten Gebieten eine ungeheure Verlockung für die Kriegsgewinnler war. Dazu waren dem Jahre 1096 Mißwachs und Hungersnöte vorangegangen. Unter diesen Umständen waren zahllose Menschen gezwungen, ihr Eigentum bei den Juden, die das Geld besaßen und die wichtigsten Waren an sich gebracht hatten, zu verpfänden oder zu verkaufen, um sich auszurüsten. Eine geistliche Quelle, aus Gembloux, erzählt dabei ausdrücklich von der Schonungslosigkeit der wuchernden Geldleiher." Hatten also die Juden schon bei den kleinen Heeren des Mittelalters die Ausstattung des einzelnen mit Waffen und Lebensmitteln fast ausschließlich in den Händen, so mußte ihnen bei den angewachsenen Truppenmassen der Söldnerzeit und der stehenden Heere dieses Geschäft erst recht zufallen. Beispiele hierfür gibt es unzählige; der Semigotha wimmelt geradezu von geadelten jüdischen Kriegslieferantenfamilien. Selbst Joselin, der schon mehrfach erwähnte Anwalt seines Volkes, verschmähte es nicht, sich mit Heereslieferungen abzugeben. Zur Zeit des großen Krieges bestätigt Moscherosch diese Tätigkeit der Juden sodann mit den bekannten Worten: „Alle Kommissarii sind Juden, und alle Juden sind Kommissarii, die Juden und Kommissarii haben ein Gesetz und Freiheit, welches heißt Lügen und Trügen, wenn es ihnen nur einträgt." Neuerdings hat das Judentum noch seine gewinnbringende Tätigkeit in Kriegszeiten gesteigert, „wo alle Kriege unseres Jahrhunderts in so eigentümlichem Konnex mit jüdischen Finanzoperationen stehen, von Napoleons russischem Feldzug und Nathan Rothschilds Zuschauerrolle bei der Schlacht von Waterloo an, bis zu der Zuziehung der Herren Bleichröder deutscherseits und Alphonse Rothschild französischerseits zu den Friedensverhandlungen des Jahres 1871 und bis zur Kommune, welche allen Einsichtigen eine jüdisch-napoleonistische Machination dünkte". Den Höhepunkt scheint diese Entwicklung in den letzten Jahrzehnten erklommen zu haben, wo unzweifelhaft einige (z. B. der Burenkrieg), wenn nicht alle Kriege zur Füllung des jüdischen Geldbeutels herbeigeführt wurden, wo das Blut der Wirtsvölker also in Geld für die Juden umgemünzt wurde. So reichen auch hier die Erscheinungen unserer

jüngsten Not mit ihren Ursprüngen bis weit in das Mittelalter zurück. Man erkennt also immer wieder, wie schon die Deutschen früherer Zeit, vor allem die damals allein Verantwortlichen, die Fürsten und Städte, reichlichen Anteil an der Schuld haben, daß alles so gekommen ist.

Die furchtbaren Kriegszeiten, besonders des Dreißigjährigen Krieges, welche ganz Deutschland in einer Weise verelendeten, daß es ein Gegenstück nur in unserem uns für die nächsten Jahrzehnte bevorstehenden Geschicke findet, haben das Judentum nicht in gleich schwere Nöte gebracht. Da die Juden im allgemeinen nicht auf dem platten Lande, sondern meist hinter festen Stadtmauern wohnten, genossen sie an und für sich größere Sicherheit als die Mehrzahl der Deutschen. Ihr leicht bewegliches, nicht an die Scholle gebundenes Dasein und ihre zwischenstaatlichen Verbindungen gestatteten ihnen bei Bedrohung viel leichter, ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen, als der seßhaften Bevölkerung. Vor allem die Verbindung mit den sicher vor Kriegsgefahr in den Niederlanden lebenden Juden ermöglichte es ihnen mit Leichtigkeit, um zeitgemäße Ausdrücke zu gebrauchen, die Vermögen nach dem Ausland zu verschieben und dem Zugriffe des Staates zu entziehen. Als Geldgeber der kriegführenden Parteien genossen zudem die Juden deren besondere Schonung: selbst von Hause aus so glaubenswütige Herrscher wie Ferdinand II. und III., denen es nicht darauf ankam, unter den eigenen andersgläubigen Untertanen mit Feuer und Schwert aufzuräumen, nahmen die ausgedehnteste Rücksicht auf sie, ohne für diese Schonung immer auf Gegenliebe zu stoßen. So war im ganzen also der große Krieg für die Juden im Verhältnis zu den Leiden der Gesamtbevölkerung nicht nur erträglich, sondern vielfach einträglich. Selbst der den Juden wohlgesinnte Liebe muß bei dieser Gelegenheit zugeben, „daß Perioden der Verwirrung des öffentlichen Lebens, die sofort eine Lähmung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeiführten und dem zähen Geschäftssinn die Möglichkeit rücksichtsloser Betätigung gewährten, den Juden nicht ungünstig gewesen sind". Hierzu kamen noch die heillosen Zustände auf dem Geldmarkte, wo mit der Verpachtung der Münzstätten an meist jüdische Unternehmer das betrügerische Ausmünzen unterwertigen Geldes zum furchtbaren Übel wurde und wirtschaftliche Gefahren heraufbeschwor — die Zeiten der „Kipper und Wipper" hatten begonnen. Von dem Umfange der Schädigung kann man sich einen Begriff machen, wenn man die „wutschäumende Literatur" betrachtet, die gegen diese Sünder tobte, wobei ein reichlicher Teil des Volkshasses auf die stark beteiligten Juden abfiel. Auch später begegnet man noch solchen Münzverschlechterungen — es sei nur an Ephraim zu Friedrich des Großen Zeiten oder an den Stammvater der Rothschilds erinnerte, der ebenfalls dieser sauberen Zunft angehörte —, bis die Neuzeit andere Arten des Betrugs durch Geldentwertung mittels des Börsenspiels erfand.

Es nimmt nicht weiter wunder, daß sich die Volkswut nicht nur in Schriften, sondern auch in Taten Luft machte — von besonderer Bedeutung wurde der Frankfurter Aufruhr unter Fettmilch im Jahre 1614, der mit der Vertreibung der Juden endete. Nach anderthalb Jahren konnten sie jedoch zurückkehren, nachdem die Rädelsführer der Unruhen gerichtet waren. Dies ist in der Ordnung. Daß aber diese Rückkehr in besonders feierlichen Formen stattfand „zur Sühne des verletzten Rechtes" beweist,

wie einseitig schon damals die jüdischen Belänge gewahrt wurden. Denn von einer obrigkeitlichen Sühne des an den Deutschen verletzten Rechtes hört man nirgends etwas, und es läßt sich vermuten, daß der Aufruhr, also die Selbsthilfe des Volkes, bei rechtzeitigem pflichtgemäßem Eingreifen der Obrigkeit, überhaupt nicht zustandegekommen wäre. Nur infolge dieser Unterlassungssünden bekamen dann unlautere Kräfte die Oberhand.

Von einer gewissen Bedeutung für den Gesamtverlauf ist es, daß in unserem Zeitraum nun auch die Juden in der Mark Brandenburg und Berlin in Erscheinung treten. Das erstemal anfangs des sechzehnten Jahrhunderts (1510), als die harte Rechtspflege jener Zeit ihrer 38 unter der Anklage der Hostienschändung und des Kindesmordes verbrennen ließ. Zum zweiten Male im Falle Lippold (1573), der zur Ausweisung der Juden führte, „weil der jüdische Finanzminister, Günstling des Kurfürsten Joachim II., zu finanziellen Schwindeleien die Hand geboten" und der Arzt Lippold auf der Folter die Vergiftung des Kurfürsten eingestanden habe. So Graetz. Der Jude Kayserling gibt an, daß Lippolds Unschuld (wohl nur an dem Giftmord?) neuerdings aus den Akten erwiesen sei. Beinahe hundert Jahre blieb die Mark von den Juden frei, bis der Große Kurfürst sie dann wieder zuließ, nachdem er schon infolge der Neuerwerbungen des Jahres 1648 eine nicht unansehnliche Judenschaft in seine Lande mit übernommen hatte.

Die gesellschaftliche Stellung der Juden fand in unserem Zeitraume keine Besserung. Es herrschte aber ein starker Widerspruch zwischen den Bestimmungen und ihrer tatsächlichen Ausführung. Dies beweist schon die stets erneute Wiedereinschärfung der gegebenen Anordnungen. Besonders in der Kleidung suchten die Juden allen Kleiderordnungen zum Trotz ihren Reichtum immer wieder zum Ausdruck zu bringen, wofür uns Liebe ein sehr nettes Geschichtchen von einem Juden Michael aus Berlin aus dem Jahre 1548 erzählt. Er erwähnt aber auch eine Schilderung aus Frankfurt vom Jahre 1614, dem Jahre des Fettmilchschen Aufruhrs, wo es von den Übertretungen der Juden heißt: „Es ist dahin geraten, daß sie soviel nach ihrer Judenordnung gefragt als der türkische Kaiser in Konstantinopel." Wenn wir vollends sehen, daß 1495 ein Pfalzgraf die Synagoge besucht, was nur einen Vorgang in dem „goldenen Zeitalter" der Juden, zur Zeit Ludwigs des Frommen, findet, so können wir immerhin daraus schließen, daß auch ihre gesellschaftliche Lage nicht allerorten eine gar zu gedrückte war. Die Leichtigkeit, mit der sich übrigens die Juden zu allen Zeiten über die ihnen unbequemen Gesetze hinwegzusetzen wußten, wird schon von Juvenal bestätigt:

„Romanas autem soliti contemnere leges
Judaicum ediscunt et servant ac metuunt jus —"

„Gewohnt die Gesetze der Römer zu verachten, beobachten sie das eigene Gesetz mit peinlicher Genauigkeit und Scheu."

Ehe die Darstellung sich der weiteren Entwickelung bis zum Auftreten Moses Mendelssohns zuwendet, wird es nötig sein, zunächst noch einmal in den vorigen Zeitraum zurückzugreifen, weil durch das Auftreten spanischer (portugiesischer) Juden in den Generalstaaten und Hamburg seit etwa 1590 neuartige Kräfte in die deutsche Judenschaft kamen und

weil die Freiheiten, welche diese sephardischen Juden genossen, nicht ohne Rückwirkung auf das Los ihrer deutschen Stammesgenossen bleiben konnten.

Der Druck, der auch auf den getauften Juden, den Maranen, in Spanien und dem mit ihm später vereinigten Portugal unter Karl V. und Philipp II. (gest. 1598) lastete, hatte sie veranlaßt, in immer wachsender Zahl auszuwandern. Da sie für die Durchführung dieses Entschlusses hinreichende Zeit hatten, war es ihnen möglich, ihren Besitz ziemlich verlustlos zu Geld zu machen und ihn, besonders als erst einmal die ersten Juden in den Niederlanden festen Fuß gefaßt hatten, in Wechsel auf Amsterdam und London umzutauschen, also zu verschieben. Die sephardischen Einwanderer kamen also nicht mittellos in die von ihnen gewählten neuen Heimatsländer. Dies erleichterte ihnen die Aufnahme, zumal sie zunächst ihren Glauben verhehlten, bis sie sich hinreichend eingenistet hatten und sich sicher fühlten. Ein kennzeichnendes Beispiel hierfür bietet die Hamburger Judenschaft. So war eine Rückgängigmachung der Duldung an sich erschwert. Da die spanischen Juden zudem im Vergleich zu den deutschen Juden einen gediegeneren Menschenschlag darstellten, der sich auch in seinen geschäftlichen Gebräuchen in mancher Hinsicht vorteilhaft von ihren anderen Stammesbrüdern unterschied, war man sogar stellenweise geneigt, die neuen Einwanderer bei ihrem wirtschaftlichen Reichtum als einen nicht unerfreulichen Zuwachs der Bevölkerung anzusehen, der den durch die langen Kriege erschöpften Landen wohl zu Nutzen käme. Dies bewirkte, daß die Widerstände der Bürgerschaft — vor allem der Kaufmannschaft — und Geistlichkeit bei den Behörden keinen Rückhalt fanden, daß diese im Gegenteil das Ihre taten, um durch Herunterleugnen der tatsächlichen Einwandererzahlen die Eingesessenen über die Bedeutung und Größe der ihnen drohenden wirtschaftlichen Gefahr zu täuschen.

Die Fortschritte der Spaniolen in den Niederlanden unter der wohlwollenden Förderung der Oranier Moritz, Friedrich Heinrich und Wilhelm II. waren reißende. Schon 1598 konnten sie in Amsterdam ihre erste Synagoge errichten, und um 1620 durften die Juden diese Stadt „mit Recht ihr neues, großes Jerusalem" nennen. Die ungehinderte Durchdringung des ganzen holländischen Lebens durch die Juden vollzog sich schnell und äußerst nachhaltig. Wenn man im Weltkrieg feststellen konnte, daß der Grad der Deutschfeindlichkeit bei den Neutralen in unmittelbarem Verhältnis zu ihrer Verjudung stehe, so nimmt es nicht wunder, Holland hier an der Spitze marschieren zu sehen.

In der Amsterdamer Börse spielten die Juden bald eine ausschlaggebende Rolle. Wie sie dabei an dem Ausbau gewisser Zweige des börsenmäßigen Geschäfts, die wir in ihrer Endausgestaltung besser heute missen würden, mitgewirkt haben, muß man bei Sombart nachlesen. Es genügt als Zeichen ihrer Geldmacht anzuführen, wie sie 1698 „den Börsenhandel mit Wertpapieren in ihrer Hand haben und nach Gutdünken gestalten". In dem zugrundeliegenden Berichte des französischen Gesandten heißt es: „In diesem Staat (Holland) spielen die Juden eine große Rolle, und nach den Prognostiken dieser vorgeblich politischen Spekulanten, die selbst oft in Ungewißheit sind, sind die Preise dieser Aktien in so beständigem Schwanken, daß sie mehrere Male des Tages Handelsgeschäfte verursachen, welche eher den Namen eines Spieles oder

einer Wette verdienten, um so mehr, als die Juden, welche die Triebfeder dieses Gebarens sind, Kunststückchen dabei ausüben, welche die Leute immer aufs neue foppen und zum besten halten, selbst wenn es die tüchtigsten sind." Wußten sich also die vornehmen Sephardims auch im allgemeinen von den wucherischen Gaunereien der deutschen Juden dieser Zeit zurückzuhalten, so sind ihre Mittel, ihre Gastgeber auszusaugen, kaum unergiebiger und ehrenvoller als dort. Gegen die Aschkenazim hegten übrigens die Sephardim die heftigste Abneigung, die sich, trotzdem sie ihnen den Unterricht in dem wiedergewonnenen Judentum verdankten, zunächst in schroffer Zurückweisung, dann in anmaßender Bevormundung ihrer weniger glücklichen Stammesgenossen äußerte, bis diese durch die Macht der Überzahl sich endlich zur Gleichberechtigung durchrangen. Dieser Vorgang ist in Holland der gleiche wie in Hamburg. Im Grunde genommen haben die erleichterten, freieren Lebensbedingungen den holländischen Juden keineswegs den Geist geweitet. Es ist bezeichnend, daß gerade auf diesem Boden sich jüdische Unduldsamkeit an Uriel da Costa und an dem größten Denker des Judentums, Baruch d'Espinoza (Spinoza), austobte. Die Freiheit vom Ghettodruck hatte also nur auf die äußere Haltung, keineswegs aber auf die eingeborenen Eigenschaften Einfluß zu üben vermocht, ein beherzigenswertes Beispiel für alle, welche des Wahns sind, daß man auf dem Wege der Überwindung des Judentums im Juden dem Übel steuern könne.

Die Art und Weise, wie sich seit dem Jahre 1594[1]) das spanische Judentum in Hamburg unter falscher Flagge einschmuggelte, ist wenig ansprechend, wenn sie auch Graetz für „spaßhaft" hält, und wird nur von denen entschuldigt werden, die den Juden das Recht zubilligen, sich in jedes Land einzunisten, einerlei ob mit dem Willen der Bevölkerung oder gegen ihn. Erst im Jahre 1612 erlangten sie die gesetzliche Zulassung, wenn auch in beschränkter Anzahl, eine Einschränkung, an die sie sich übrigens hier ebensowenig kehrten wie anderswo. Aus ihrer alten Heimat hatten sie wertvolle Handelsbeziehungen nach beiden Indien mitgebracht und spielten deshalb im wirtschaftlichen Leben bald eine große Rolle — auch bei der Gründung der Hamburger Bank 1619 waren sie stark vertreten[2]). Ihr Einfluß erstreckte sich bald über die nordischen Reiche: bei Christian IV. von Dänemark erlangten sie die Genehmigung zur Niederlassung in Holstein, während sie in Schweden unter der Königin Christine sogar zu Hofbankiers und diplomatischen Vertretern aufstiegen. Von außerordentlicher Bedeutung wurde ferner der zwischenstaatliche Zusammenhang der Juden, der nach der Wiederzulassung der Juden in England in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das ganze Gebiet der am Welthandel beteiligten Länder umspannte. „So wissen wir beispielsweise, daß der Handel Hamburgs mit Spanien und Portugal sowohl als der Handel mit Holland während des 17. Jahrhunderts fast ausschließlich in den Händen der Juden lag. Nun fuhren aber in jener Zeit rund 20% aller von Hamburg auslaufenden Schiffslasten nach Spanien und Portugal, etwa 30% nach Holland." Auch am deutschen Binnenhandel gewannen jetzt die Juden stär-

[1]) Nach Liebe schon in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts.
[2]) so Liebe: nach Kayserling erst 1620.

keren Anteil: die stets wachsende Anzahl der Juden an den Leipziger Messen zeugt davon[1]).

Der Pflege ausgedehnter Handelsbeziehungen mußte auch die jüdische Ehe dienen. Man ist noch heutzutage oft erstaunt über die selbst für unsere Zeit des Schnellverkehrs und der wachsenden Heimatsentwurzelung bemerkenswerte Auseinanderreißung jüdischer Familien über die ganze Erde. Das war schon damals so. Aus den Erinnerungen der Glückel von Hameln, die uns tiefe Einblicke in den Reichtum und Prunk des „armen, verfolgten" Volks tun lassen, erfährt man, daß ihre Kinder in Hamburg, Metz, Kopenhagen, Cleve, Berlin, Wien, Baiersdorf i. Bayern und London lebten. Auch an diesen Dingen darf man nicht achtlos vorübergehen, wenn man das Werden der jüdischen Geldmacht, ihren überlegenen Nachrichtenverkehr und die Größe ihrer Einflußmöglichkeiten verstehen will. Das sind Verhältnisse, die sich nicht erst seit der Entfesselung der Juden, der sog. Emanzipation, herausbildeten, sondern die schon im Zeitalter der angeblich so drückenden Beschränkung der Freizügigkeit allerwärts angetroffen werden. Ein Blick in den Semigotha lehrt, daß es sich bei der Glückel durchaus nicht um eine vereinzelte Erscheinung handelt und daß die Rothschilds bei ihrer planmäßigen Ausdehnung über alle Geldmittelpunkte Europas ihrer Rassenüberlieferung folgten. Die freiwillige Zerstreuung der Juden ist auch heute noch ebenso im Schwange, wie vor der Tempelzerstörung.

Als Hauptergebnis für das Judentum unter uns ergibt sich also in diesem Zeitraume der sephardischen Zuwanderung die Wiedereroberung der zeitweise verloren gegangenen beherrschenden Stellung auf dem Geldmarkte und sein Eindringen in den Großhandel. Dieser erfolgte unter Ausbildung neuer Arten des Geldverkehrs und von den herkömmlichen erheblich abweichender Geschäftsgebräuche. Vor allem letztere fand man vielfach im deutschen Kaufmannsstand als nicht vereinbar mit den Gesinnungen eines „ehrbaren" Kaufmannes. Zum Teil mochte hierbei das Unbehagen über den scharfen Wettbewerb und eine gewisse Schwerfälligkeit gegenüber Neuerungen mitsprechen. In den Klagen steckt aber immerhin ein wohlberechtigter Kern, wie die umfangreiche Aufzählung von Geschäftsbräuchen bei Sombart beweist, die „zwar nicht in offenbar unrechtmäßigen, verbrecherischen Handlungen" bestanden, „aber doch in Praktiken, die nicht ganz sauber waren". Und wenn dieser Gewährsmann ferner sagt, daß das „Sündenregister" der damaligen Juden nichts aufweist, was der heutige Geschäftsmann nicht für das selbstverständlich Richtige erachte, so mag das zwar stimmen. Es beweist aber nur, daß durch zweihundertjährige jüdische Beeinflussung die Ansichten von Treu und Glauben im deutschen Handelsstand erhebliche Wandlungen erfahren haben und daß dieser neben zeitentsprechenden auch entschieden verwerfliche Neuerungen mit übernahm, da er sich gar nicht mehr bewußt ist, wie weit er von den deutschen Auffassungen abgekommen ist.

Neben Hamburg traten als Judenstädte in damaliger Zeit noch hauptsächlich Frankfurt, Berlin und Wien hervor. Das Emporwachsen der dor-

[1]) Nach Sombart: Liebes widersprechende Angaben sind danach zu berichtigen.

tigen Juden muß man kennen, wenn man die schnellen Erfolge der Emanzipationsbestrebungen richtig verstehen will.

Die Frankfurter Judenschaft hat in Deutschland durch ihre Stärke und ihren Reichtum von jeher eine bevorzugte Stellung eingenommen; sie ließ sich von ihrer Vorliebe für diesen Ort, der als Krönungsstadt und Handelspunkt besondere Wichtigkeit hatte, auch nicht durch das geringe Entgegenkommen der städtischen Behörden und die offene Feindschaft der Frankfurter Bürger, die noch im 19. Jahrhundert zum Ausdruck kamen, abhalten. Ihr Ghetto war gewissermaßen das Sammelbecken für die Juden der Umgegend und das Speisungsbecken für das ganze übrige Deutschland. Bei Dietz „Stammbuch der Frankfurter Juden" findet man darüber erschöpfenden Stoff. Wie groß der Reichtum dieser Frankfurter Juden war, schildert uns anschaulich Sombart: schon 1618 betrug die Judenschatzung ein Sechstel der Gesamteinnahme der Stadt. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß die Ghettoverhältnisse eine Verschleierung der wirklichen Vermögensverhältnisse begünstigten, daß also die Schatzung eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist. Eine politische Rolle spielten indes die Frankfurter Juden noch nicht. Dies geschah erst seit dem Aufkommen der Rothschilds.

Mit dem Großen Kurfürsten hielten die Juden wieder ihren Einzug in die Mark Brandenburg und Berlin, die sie fast genau hundert Jahre vorher aus Anlaß des Lippoldschen Gerichtsverfahrens hatten verlassen müssen. Diese Wiederzulassung war eines jener folgenschweren Ereignisse in der Geschichte, welche sich verhältnismäßig unbemerkt vollziehen, um desto nachhaltiger zu wirken. Den äußeren Anlaß gab hierzu Friedrich Wilhelms Bestreben, nützliche und geldkräftige Untertanen in sein Land zu ziehen. Daß er durch die Aufnahme der Juden auf die Dauer seine Absicht, den Aufschwung seines Landes zu fördern, nicht erreichte, ist kaum fraglich. Naudh hält es für einen „volkswirtschaftlichen Irrtum, wenn man früher glaubte, mit den Juden nützliches Kapital in ein Land zu ziehen. Das jüdische Kapital habe seine parasitische Natur nie verleugnet: es diene nicht zur Produktion, sondern zum Raube." Jedenfalls findet diese Anschauung eine eigentümliche Bestätigung in der Klage der kurbrandenburgischen Stände, nur ein Jahr, nachdem die vertriebenen Wiener Juden in das Land gekommen waren (1672), die Juden nähmen „den anderen Einwohnern des Landes . . . die Nahrung von dem Munde weg". Wie Friedrich Wilhelm zu dem verhängnisvollen Entschluß gekommen ist, ist nicht recht klar. Denn die Darstellung von Graetz, daß der Kurfürst durch seinen Wiener Gesandten sich gewissermaßen als den Suchenden den bedrängten Wiener Juden angeboten habe und daß diese erst nach befriedigenden Verhandlungen eingewilligt hätten, scheint doch den tatsächlichen Verhältnissen nicht zu entsprechen. Vielleicht haben eher Einflüsse reicher Juden mitgewirkt, deren sich der Fürst in den andauernden Kriegsläuften bedient hatte, die nun zugunsten ihrer Stammesgenossen Fürsprache einlegten. Schon in den sechziger Jahren findet man einen Juden Israel Aaron trotz der Judensperre „als des Kurfürsten Hoflieferant, den er zu mannigfaltigen Geschäften gebrauchte, namentlich und zu seiner großen Zufriedenheit zu den Armeelieferungen". Es ist auch bekannt, daß der Fürst in dem neuerworbenen Cleve sich in ähnlicher Weise

des Elia Gumperz bediente, der „ihm wesentliche Dienste in den Kriegen als Lieferant von Waffen, Geschützen, Pulver und als diplomatischer Agent leistete“, wenn auch wohl kaum aus uneigennütziger Vaterlandsliebe, wie Kayserling durchschimmern läßt, indem er sagt, daß Gumperz dem Herrscher „sein Vermögen zur Verfügung stellte“. Wie dem nun sei: Das Ergebnis war jedenfalls die Zulassung von fünfzig Judenfamilien in der Mark, wovon sieben, darunter die später hervortretenden Rieß, Lazarus, Veit, in Berlin. Trotz ihrer zahlenmäßigen Beschränkung war diese kleine Berliner Gemeinde bereits im Jahre 1737 auf 120 Familien angewachsen, die sich eines großen Wohlstandes erfreuten. Von ihnen hatten damals „nur 10 Familien weniger als 1000 Taler im Vermögen, alle übrigen 2000 bis 20000 Taler und mehr“. Den Juden wurde vom Kurfürsten ein Schutzbrief zunächst auf zwanzig Jahre ausgestellt, der später erneuert werden sollte. Solche Schutzbriefe bildeten in dieser Zeit zumeist die Grundlage der bürgerlichen Rechte der Juden. Die Verarmung der deutschen Lande nach dem Dreißigjährigen Kriege einerseits, das fürstliche Geldbedürfnis in diesem Zeitalter andererseits hatten vielfach — nicht nur beim Großen Kurfürsten — den Wunsch nahegelegt, geldkräftige und arbeitsame Untertanen in die verwaisten Lande zu ziehen. Die Ansiedelung von Holländern, die Heranziehung der vertriebenen Hugenotten und Salzburger dienten diesem Zwecke der Wiederbelebung von Handel und Wandel. Als vermögendste Zuwanderer kamen Juden in Betracht. Die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Zeit und die landesväterliche Fürsorge ließen aber doch nicht mehr das alte Verfahren zu, die Juden einfach auf die Untertanen gewissermaßen hemmungslos loszulassen und dann mit ihnen den Raub zu teilen. So brachte man in den „Schutzbriefen“ die Belänge der Fürsten, der Untertanen und der Zuzügler in einen gewissen Ausgleich. Der Fürst kam auf seine Kosten durch Festsetzung gewisser Judenabgaben und Schutzgelder; die Untertanen wurden vor allzu großer Ausbeutung geschirmt durch die zahlenmäßige Einschränkung des jüdischen Volksteils und dessen Ausschluß von bestimmten Erwerbszweigen; den Juden wurde endlich ihr Recht durch eine wohl abgestufte Zubilligung von Rechten und Pflichten, von fast völligem Vollbürgertum bis zur einfachen Duldung. Auf dem Papier war nun allerdings durch die Begrenzung der Anzahl der Juden ein gewisser Schutz gewährt. Es war aber doch nur ein papierner Schutz. Denn immer wieder versuchten die Juden, die gesetzten Schranken zu umgehen, und bis zu ihrer Gleichstellung folgen in ununterbrochener Reihe die Erlasse, welche das Nichtinnehalten der Bestimmungen rügen und schärfere Aufsicht von den Beamten verlangen. Noch vor der Aufnahme der Wiener Juden hat der Große Kurfürst im Jahre 1661 Anlaß zu Klagen, weil im Halberstädtischen, wo er im Westfälischen Frieden kaum 10 jüdische Familien mit übernommen hatte, die Judenschaft auf 400 Köpfe angewachsen war. Bei all seinen Nachfolgern war es nicht anders. Überhaupt war die Einfügung der Juden in die staatliche Rechtsordnung nicht leicht. Von jeher forderten sie zwar für sich alle Rechte, ohne indes geneigt zu sein, ihr Sonderdasein aufzugeben. Diese Gleichberechtigung mit „Agio“ findet man schon zur Zeit der Westgoten und der Karlinger. Auch im neuzeitlichen Staate wollten sie von ihren Besonderheiten nicht lassen, vor allem jenen, die ihre Geschäfte der öffentlichen

Beaufsichtigung entzogen. Es hielt schwer, die Buchführung und Rechnungslegung in deutscher Schrift statt in der allen Beamten unverständlichen hebräischen durchzusetzen und den Anmaßungen der Rabbiner entgegenzutreten, die, nicht zufrieden mit der ihnen überlassenen geistlichen Gerichtsbarkeit, wozu auch die jüdischen Erb- und Eheangelegenheiten gehörten, auch andere zivile Streitigkeiten richterlich zu regeln versuchten.

Nicht unerwähnt sei noch, daß der Große Kurfürst bereits in Einzelfällen Juden zum Besuch seiner Frankfurter Hochschule zuließ, wobei es nicht ohne Zwang gegen die Fakultät abging. Sein Sohn Friedrich I., Preußens erster König, hatte im allgemeinen die Duldsamkeit seines Vaters gegen die Juden geerbt. Seine Vorliebe für fürstlichen Prunk wird ihn wohl mannigfach mit jüdischen Geldgebern zusammengebracht haben. Unter ihnen trat besonders die Familie Gomperz aus Cleve hervor. Daneben bestand die alte Einrichtung des geldvermittelnden Hofjuden. Gerade bei diesem Könige ist es besonders fesselnd, sich das Hofjudentum einmal etwas näher anzusehen, weil es unter ihm gewissermaßen zur erblichen Würde geworden war. Es ist schon ein gewisser Israel Aaron unter dem Großen Kurfürsten erwähnt. Dieser waltete seines Amtes bis zu seinem Tode 1698, worauf das Amt auf seine Witwe und deren zweiten Mann, Jost Liebmann, überging. Nach des letzteren baldigem Tode (1702) blieb dann die „Liebmännin" auch weiterhin regierende Hofjüdin, in gleicher Weise für den König und die Königin sorgend und beide zu Ausgaben verleitend. Nach Kayserling hatte die Liebmännin freien Zutritt in die Gemächer des Königs und sich hierdurch den grimmigen Haß des Kronprinzen, späteren Friedrich Wilhelm I., zugezogen, der wiederum in dem Dessauer Markus Magnus seinen eigenen Leibjuden hatte. Man sieht, wie leicht es schon damals die Juden hatten, ihre Wünsche und Bitten bis zur höchsten Stelle gelangen zu lassen. Friedrich I. war übrigens nicht blind gegen die schlimmen Eigenschaften der Juden und gegen die Gefahren, die aus ihrem Überhandnehmen seinen Landen erwachsen konnten. So sagt er 1712: „Wir wollen keineswegs, daß unsere Lande mit überflüssigem Judenvolke angefüllt werden." Vielmehr seien — ich folge Liebe — aus Milde soviel zu dulden, als ohne Schmälerung der Nahrung der Christen möglich sei, eine größere Zahl aber, als der Ort „ertragen" könne, solle abgeschafft werden. Auch die Ostjudengefahr hatte er erkannt und befohlen, diesen unerwünschten Gästen die Grenze zu sperren, damit nicht „denen unvermögenden Juden im Lande die Beihilfe verringert wird und fremde Bettler die meisten Almosen hinwegraffen", und ferner „wann sie ihrer vielfältig verspürten Halsstarrigkeit nach nicht alsofort sich wegmachen würden, daß die gesündesten und stärksten unter ihnen aufgegriffen und zur Festungs- oder anderen öffentlichen, zur Reinigung und Säuberung der Städte und Flecken gereichender Arbeit bei schlechtem Bier und Brot sofort angehalten werden sollen". Diese königliche Weisheit sollte man sich heute zu eigen machen und die Ostjudenfrage würde eine ebenso schnelle als gründliche Lösung durch schleunige Abwanderung dieses arbeitsscheuen Verbrechergesindels finden. Von dem Gerechtigkeitssinn des Königs zeugt auch sein Verhalten im Falle Eisenmenger. Dieser Gelehrte — nach Treitschke jüdischer Herkunft, was aber andere, wie Hauser, bestreiten — hatte in einem Buche „Das entdeckte Judentum" Aufklärung über die talmudische

Moral gebracht und seine Behauptungen, dank seiner Kenntnisse der orientalischen Sprachen, durch wortgetreue Wiedergabe und Übersetzung der angefochtenen Stellen belegt. Die Juden fürchteten von der Veröffentlichung großen Schaden für sich und setzten, als der Aufkauf des Werkes nicht gelang, seine Beschlagnahme durch die Vermittelung ihrer Stammesgenossen, der Wiener Hoffaktoren Samson Wertheimer und Samuel Oppenheimer, beim Kaiser durch. Da Leopold I. durchaus kein Judenfreund war, wie er ja durch seine Vertreibung der Wiener und ungarischen Juden bewiesen hatte, kann man sich denken, welche Mittel ihn zu dieser Gefälligkeit bewogen hatten. Eisenmenger starb darüber. Seiner Erben aber nahm sich Friedrich I. an. Als seine Schritte in Wien zur Freigabe des Werkes erfolglos blieben, gab er selbst die Genehmigung zu einer Neuherausgabe des Werkes, die 1711 in seinem Herzogtum Preußen zu Königsberg, außerhalb des kaiserlichen Machtbereichs, erfolgte.

Friedrich Wilhelm I. war bekanntlich ein sparsamer Herrscher, jeder fürstlichen Prachtentfaltung, wo sie nicht unbedingt nötig war, aufs äußerste abgeneigt. Seinem haushälterischen Sinne gelang es bald, trotz der großen Ausgaben für das Heer, von der väterlichen Schuldenwirtschaft freizukommen und sogar Überschüsse zu erzielen, die später seinen Sohn in den Stand setzten, seine Großstaatspolitik zu treiben. Auf dem Boden seiner Anschauungen konnte das alte Hofjudenunwesen nicht weiter gedeihen. Eine seiner ersten Handlungen war es, die schon erwähnte Hofjüdin Liebmann aus Berlin auszuweisen. Wenn sich der König leider auch noch nicht ganz ohne Hofjuden zu behelfen wußte, so hielt er sie doch strenge in ihren Schranken. Gegen ihre hin und wieder versuchten Gesetzesüberschreitungen war er ebenso unnachsichtlich wie bei andern. So scheute er sich nicht, 1717 seinen eigenen Hofjuden Gumperz wegen Verletzung der Kleidervorschriften eigenhändig „weidlich" durchzuprügeln. Nach einer Nachricht aus Fritschs „Handbuch" hat Friedrich Wilhelm I. allerdings mit seinen Berliner Juden üble Erfahrungen gemacht, indem ihn der Münzjude Ephraim Veit um hunderttausend Taler erleichtert hatte (1721). Seinem Minister schrieb der König deshalb höchst aufgebracht: „Braucht Er die Juden, weil Er sie defendiert und konservieren will? Ich verlange mir das Schachergesindel nicht in meinem Lande. Mein Vorfahr, der Kurfürst Joachim II., hatte ganz recht, als er eines Tages zu seinem Kanzler sagte: Die Israeliten sind ein gefährliches Ungeziefer. Sieht Er wohl, einer war schon genug, mich um 100000 Thaler zu bringen." Schon vor dieser schlechten Erfahrung hatten aber die Klagen seiner Behörden und Stände ihm wohl die Augen geöffnet. So lehnte es Magdeburg im Jahre 1712 ab[1]) Juden aufzunehmen, da ihre betrügerische Art den Handel zugrunde richte, eine Klage, deren Berechtigung durch einen Bericht der Kriegs- und Domänenkammer vom Jahre 1710 bestätigt wird. Bald darauf (1713) reichten die Halberstädter Stände eine umfängliche Beschwerde gegen das Treiben der Juden ein. Nicht nur gegen ihre eigenmächtigen Übergriffe auf religiösem Gebiete richten sich die Klagen, sondern vor allem gegen die von ihnen verursachten wirtschaftlichen Schädigungen, „wonach die Juden das Land aussaugten, mit fremder

[1]) Die meisten Einzelheiten nach Liebe.

Scheidemünze überschwemmten und nach Monopolien strebten". Eine Nachprüfung durch die Regierung ergab die volle Berechtigung dieser Beschwerden. In den folgenden Jahren folgt ein Erlaß dem anderen, um die Aussaugung des Volkes infolge jüdischen Wuchers (bis 30% Zinsen) durch Herabsetzung des Zinsfußes auf 10% (1714) und sorgsamere Regelung und Beaufsichtigung des Pfandrechts (1721) zu verhindern. Schwere Strafandrohungen — Brandmarkung und Auspeitschung — wurden auf die Übertretung dieser Gebote (1725) gesetzt, das unredliche Gebaren, bei einem Wechsel statt des Geldes Waren mit anzugeben, bei Staupenschlag und Landesverweisung verpönt — „Allgemeines Edikt, daß aller Betrug der Juden in Wechsel-Sachen abgestellet, und wenn ein Jude nicht baar Geld, sondern andere Sachen auf Wechsel angiebt oder sonst betrieget, er seiner Forderung verlustig seyn und mit Staupen-Schlägen aus dem Lande gejaget werden soll. De dato Berlin, den 8. Aprilis 1726" —: alle noch so scharfen Maßregeln hatten nur vorübergehenden Erfolg, und schon bald war Friedrich der Große genötigt, von neuem einzugreifen.

Ein Verbot des Hausierhandels vom Jahre 1727 dient ebenfalls dem Zwecke, das Land vor Aussaugung zu bewahren; denn die Zeit, wo das Hausiergewerbe eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung und Berechtigung hatte, wie bei den mittelalterlichen Siedlungszügen nach dem Osten, war im allgemeinen vorüber. Das Verbot sollte aber auch gleichzeitig den gegen bestimmte Abgaben privilegierten jüdischen Handel schützen. Es mag übrigens hier darauf hingewiesen sein, daß auch schon in früheren Zeiten die Einschränkung der jüdischen Freizügigkeit zum Teil auf den eigenen Antrag der ortsansässigen Juden erfolgte, die sich damit die Alleinausbeutung der heimischen Märkte und Absatzgebiete sichern wollten.

Alle diese Einzelbestimmungen ließen die Bedeutung der Judenfrage und die Notwendigkeit erkennen, eine einheitliche Neuordnung der gesamten jüdischen Handelsverhältnisse zu treffen. Sie geschah 1730 im Generalprivileg, das bis zu dem bekannteren „revidierten General-Privilegium und Reglement vor die Judenschaft in Preußen, der Kur- und Mark Brandenburg usw." vom Jahre 1750 Gültigkeit hatte. Das neue Gesetz verbot im allgemeinen den Handel mit Lebensmitteln, erlaubte dagegen den Vertrieb von Prunkgegenständen, Kleiderrohstoffen (Leinwand, Baumwolle, Wolle) und den aus dem Osten, also durch die Juden, eingeführten Waren, wie Talg, Wachs, Rauchwerk. „Die nicht Läden zu halten privilegiert sind, müssen sich mit dem alten Kleiderkram, oder dem ihnen sonst bisher erlaubten Handel von Kleinigkeiten und Trödlerwaren begnügen. Sonst bleibt den Juden frei, auch mit Wechseln (!) Verkehr zu treiben und mit Pfändern zu handeln." Sombart macht hierzu die fesselnde Mitteilung, daß man im Berlin jener Zeit die Juden als „die ersten Federverschleißer, die ersten Kammerjäger und als die Erfinder (?) des Weißbieres" findet.

Schon unter Friedrich I. tauchte die Ostjudenfrage auf. Auch unter Friedrich Wilhelm I. machte sie Sorgen, wie aus einem erneuerten Einwanderungsverbot von 1738 ersichtlich wird, das auch schon auf die Einschleppung der Seuchen durch diese unwillkommenen Gäste hinweist. Der eigentliche Einbruch der Ostjuden erfolgte aber doch erst mit der ersten polnischen Teilung unter Friedrich dem Großen. Im engen Zusammenhange damit scheint die Sprachverwilderung der deutschen Juden zu stehen,

die kaum ausschließlich ihrer gedrückten geistigen Lage zuzuschreiben ist. Das Kauderwelsch, was sich dabei ausbildete und für die anderen Deutschen schwer verständlich blieb, unterstützte nebenbei die Geheimhaltung und Verschleierung verdächtiger Geschäfte, welchen Zwecken ja auch die überlange Anhänglichkeit an die hebräische Schrift förderlich war.

Neben der Beschränkung der jüdischen Erwerbsmöglichkeiten und der Unterbindung des ostjüdischen Zuwandererstromes, suchte der Staat der Gefahren für die Landeseinwohner seitens der Juden noch dadurch Herr zu werden, daß er die höheren Stufen der Schutzjudenschaft nur an eine geringe Anzahl wohlhabender Leute und ihre Erstgeborenen verlieh, und dadurch, wohl nicht ohne Absicht, einen gewissen Antrieb für die minder bevorzugten Juden zur Abwanderung schuf. Es war menschlich nur zu natürlich, daß die Juden die scharfen Bestimmungen auf jede mögliche Art zu umgehen versuchten. Diese Versuche treffen wir allerwärts und zu allen Zeiten — heute bei den Ostjuden — immer wieder. Unter Friedrich Wilhelm I. müssen die Überschreitungen der zugebilligten Zahl aber doch alle Grenzen überschritten haben, wenn er 1724 sich genötigt sah, einen Erlaß herauszugeben, wonach „alle unvergeleitete Juden sofort auf einmal aus dem Lande gejagt werden sollen". Der Ausdruck „unvergeleitet" stammt von „Geleit", wie der Schutzbrief auch genannt wurde. Die strenge Maßregel sollte also alle Juden ohne Schutzbrief treffen. Hier des Königs Begründung: „Demnach Seine Königl. Majestät mit nicht geringem Mißfallen vernommen, wasgestalt hin und wieder in dero Landen, sonderlich in der Chur-Mark und dem Herzogtum Magdeburg, sich eine große Anzahl unvergeleiteter Juden aufhalte, welche nicht allein zum Nachteil und Praejuditz derer Christlichen Einwohner allerhand auch selbst der Judenschaft verbohtenen Handel treiben, oder dazu Handreichung und Anlaß geben, sondern sich auch durch Ankauf und Verhehlung gestohlener Sachen und sonst allerhand Unterschleif melieren. Allerhöchst Seine Königl. Majestät aber solchem Unwesen gesteuert und alle unvergeleitete Juden auf einmal und alsofort aus dem Lande geschaffet wissen wollen . . ." Diese Einschränkungsgesetze — der Zionist Dubnow spricht von „Pharaonenpolitik" — sind als besonders unmenschlich und unwürdig von jüdischer Seite angegriffen worden, indem man es so darstellt, als ob man den Juden sogar die natürliche Vermehrung verwehrt habe. Das ist aber nicht der Fall; Gesetzesbestimmungen können die Natur nicht meistern. Man beschränkte nur die Zahl der in einem Lande geduldeten Juden, in der Erwägung, daß sich von ihnen nur ein bestimmter Höchstsatz, der nicht überschritten werden dürfe, mit dem Wohle der Einheimischen vertrage. Da die Juden kein Bürgerrecht, sondern nur Gastrecht genossen, war dies eine zwar strenge, aber nicht unberechtigte Auffassung. Auch darf man all solche Dinge nur aus ihrer Zeit heraus betrachten und muß die heutige Rührseligkeit dabei ausschalten. In einer Zeit, in der jedem Stande nach unserem jetzigen Empfinden schwer erträglicher und mannigfaltiger Zwang auferlegt war, waren auch die Bestimmungen hinsichtlich der Juden keine ungewöhnlichen. Selbst der judenfreundliche Liebe warnt, „die übergroße Empfindlichkeit unserer Zeiten" als Maßstab auf Zeiten zu übertragen, „denen die Devotion gegen Höherstehende etwas Geläufiges war".

Ehe sich die Darstellung Friedrich dem Großen zuwendet, muß sie

noch die Entwickelung des Judentums in Österreich nachholen. In dem Gebiete der Habsburger saß eine zahlreiche Judenschaft, die infolge des steten Zuzugs der tiefstehenden polnischen und ungarischen Juden sich weder an Wohlstand noch an Gesittung mit den Stammesgenossen in den anderen deutschen Landen messen konnte. Man hatte also an der Donau und Moldau mehr als sonstwo Gelegenheit, die Nachteile eines so starken fremden Bevölkerungseinschlags auszukosten. Bei der bekannten Unduldsamkeit des Herrscherhauses müßte man also eigentlich einen besonders harten Druck gegen die Juden in diesen Landen erwarten. Dem war nicht ganz so. Es soll nicht bezweifelt werden, daß die Ferdinande, welche unter schwersten Greueln die Gegenreformation gegen die eigenen doch immerhin christlichen Untertanen durchführten, gegen die glaubensfremden Juden nicht milder verfahren wären, wenn sie nach ihrer innersten Neigung hätten handeln können. Die fortwährenden Kriege — der Dreißigjährige Krieg, die Türkenabwehr und der spanische Erbfolgekrieg — schufen aber stets neue und wachsende Geldbedürfnisse. Zu ihrer Befriedigung bedurften die Kaiser der Juden, ganz abgesehen von dem Bedarf an Bestechungsgeldern, die jede neue Kaiserwahl und vor allem später die Erlangung der Zustimmungen zur Pragmatischen Sanktion erforderten. So begnügte sich Ferdinand II. mit — natürlich fruchtlosen — Bekehrungsversuchen (1630), wohl mehr um sein Gewissen zu beruhigen, als weil er selbst einen Erfolg erwartet hätte. Die Juden zeigten bei den Bekehrungspredigten ihre ganze Nichtachtung, indem sie einschliefen oder sich schlafend stellten, wofür sie dann unsanfte Kopfnüsse zur Aufmunterung bezogen. Sicherlich hätte sie ihre Klugheit von einer solchen unvorsichtigen Herausforderung abgehalten, wenn sie die Maßnahme völlig ernst genommen hätten. Abgesehen von der Geldnot soll das kaiserliche Wohlwollen noch der besonderen Kaisertreue der böhmischen Juden zu danken sein. Sie müssen ihm wohl keine unwesentlichen Dienste geleistet haben, wenn er wenige Tage vor der Schlacht am Weißen Berge (1620) den Auftrag gab, den Juden „die gleiche Schonung wie den Katholiken angedeihen zu lassen, da sie sich mehr oder weniger offen zur kaiserlichen Partei bekennen". Kayserling erwähnt noch mit Stolz, daß Ferdinand den Jakob Bassewi aus Prag wegen seiner dem Kaiserhause geleisteten Dienste in den Adelstand (1622) erhob und ihm den Namen von Treuenberg beilegte. Worin diese Dienste und diese „Treue" bestanden, besagt eine im Semi-Gotha erwähnte Notiz aus der „Gartenlaube" von einem gewiß unverdächtigen H. Teveles. Darnach bezeugt Bassewi's Witwe auf dessen Sarg, daß sein Verdienst vor allem „darin bestand, die ihm für Lieferungen ausbezahlten geringwertigen Taler in Zahlung genommen und in Umlauf gebracht zu haben". Bassewi war übrigens auch Hoffaktor des Friedländers, was auf die wirtschaftliche Seite der damaligen Kriegführung bezeichnende Streiflichter wirft.

Auch der glaubenseifrige Ferdinand III. konnte der Bitte seiner Wiener, die Juden zu vertreiben, nicht Folge geben, und man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man auch hier die Rücksicht auf seine Geldbedürfnisse als Beweggrund zu so ungewohnter Milde ansieht. Im Gegenteil erweiterte dieser Kaiser sogar die Rechte seiner böhmischen Juden erheblich, nach Kayserling „wegen ihrer tapferen Verteidigung der Prager Kleinseite gegen die Schweden (1648)". Hiernach muß sich der Heldenmut der damaligen

Prager Juden vorteilhaft von dem ihrer Enkel zur Zeit der ersten Aushebung im Jahre 1789 unterschieden haben. Denn damals boten nach Dubnow die Judenaushebungen „ein herzzerreißendes Schauspiel" (angeblich wegen der Gefahr des Glaubensabfalls!), und für Prag war der Tag der Abbeförderung der 25 Rekruten zum Heere „ein Tag des Wehklagens".

Der schwerste Schlag traf die österreichischen Juden 1670, als sie aus Wien (1671 aus Ungarn) verwiesen wurden, woselbst sie sich seit Ferdinand III. wieder angesiedelt hatten. Die Ausweisung erfolgte nach Liebe auf die inständigen Bemühungen der bigotten spanischen Kaiserin hin. Ob dabei auch die zweifelhafte Haltung ungarischer Juden in der Türkennot mitgesprochen hat, ist nicht sicher. Jedenfalls war die Maßregel für Wien und die österreichischen Erblande nur eine vorübergehende. Sie gab aber den unerfreulichen Anlaß zur Wiederzulassung der Juden in der Mark Brandenburg und wurde dadurch von weittragender Bedeutung. Schon nach wenigen Jahren mußte der geldbedürftige Kaiser Leopold I. die Ausweisung rückgängig machen. Zeigt doch auch der schon früher erwähnte Fall Eisenmenger, wie sehr ihn seine Hofjuden Wertheimer und Oppenheimer in den Händen hatten. Auch sein Nachfolger, Josef I., stand während seiner kurzen Regierung unter gleichem Banne. Unter Karl VI. findet zwar eine Teilaustreibung der Juden aus dem damals österreichischen Schlesien statt; da sie aber nur die armen, nicht aber die reichen Juden betraf, so kann sie sehr gut auf die gleichen Gründe zurückzuführen sein, die Friedrich Wilhelm I. 1726 zu seinem Erlaß gegen unvergeleitete Juden zwang. Die Nähe der polnischen Grenze förderte wohl damals schon, wie später selbst zu Friedrichs des Großen Zeiten, die Überschwemmung der Provinz mit Ostjuden.

Eine dritte Ausweisung — dieses Mal betraf sie Böhmen (1744) und Mähren (1745) — hatte einen politischen Hintergrund. Man hatte schon 1742 die Juden der genannten Länder des Einverständnisses mit den Feinden bezichtigt und sie in Mähren deswegen drangsaliert, was indes damals nicht die Billigung Maria Theresias fand. Nun scheinen aber im 2. schlesischen Kriege tatsächlich während der Franzosenbesetzung Prags die dortigen, ehedem so „kaisertreuen" Juden gewisse Verbindungen angeknüpft zu haben, die man ihnen als Landesverrat auslegte. Selbst Graetz muß zugeben, daß sich der damalige Prager, später Metzer Rabbiner Eibeschütz „unbesonnen an die in Prag eingezogenen Franzosen angeschmiegt, entweder aus Eitelkeit oder um sich das Rabbinat in Metz zu sichern. Er erhielt von dem französischen Kommandanten einen Geleitsbrief, ungefährdet nach Frankreich zu reisen, erregte aber bei der böhmischen Bevölkerung den Verdacht verräterischen Einverständnisses mit dem Feinde." Eibeschütz' Benehmen war also gewiß nicht unverdächtig, so daß man die nach Abzug der Franzosen einsetzende Untersuchung wohl begreifen kann. Es ist hiernach nicht klar, weshalb Liebe die Ausweisungserlasse Maria Theresias lediglich als Ausfluß ihres heftigen Temperaments betrachtet, das sie blindlings auf ein haltloses Gerücht hereinfallen ließ. Wenn auch die Kaiserin später die Ausweisungsbefehle, zunächst auf zehn Jahre, zurücknahm, „da durch Abzug derselben (der Juden) dem Lande ein Verlust von vielen Millionen drohte", so schränkte sie doch die bisherigen Freiheiten ein und verringerte vor allem die Zahlen der geduldeten Juden, ein

Zustand, der bis 1848 erhalten blieb. Sie blieb aber darin fest, daß Eibeschütz als einem Landesverräter untersagt wurde, je wieder den österreichischen Boden zu betreten. Die Kaiserin bewahrte aber seit diesen Erfahrungen ihrer ersten Regierungsjahre zeitlebens eine heftige Abneigung gegen die Juden, die durch ihre weitere Bekanntschaft mit jüdischer Art nicht gemildert wurde. Noch kurz vor ihrem Tode schrieb sie an ihre Hofkanzlei, gewissermaßen als Ergebnis ihrer Lebenserfahrungen in dieser Beziehung: „Ich kenne keine ärgere Pest für den Staat als diese Nation . . . mithin, soviel als sein kann, von hier abzuhalten und zu vermindern", wobei man allerdings bedenken muß, daß in ihren Landen das Judentum auf besonders tiefer Stufe stand, mit Ausnahme der wenigen meist aus dem deutschen Westen eingewanderten Hofjuden.

Von den andern deutschen Ländern ist wenig nachzuholen. Es ist von geringerer Bedeutung und mag zur Ergänzung bzw. Unterstreichung von früher Gesagtem hier Platz finden. Am bekanntesten von allen Hofjuden ist wohl „Jud Süß", der Vertraute und allmächtige Geldmann des Herzogs Karl Alexander von Württemberg. Er bietet ein treffendes Beispiel, wie der Jude im Besitze der Macht stets zu deren Mißbrauch und grenzenloser Überheblichkeit bei gleichzeitiger Kriecherei vor den Mächtigeren neigt. Sagt doch Süß selbst: „Ich habe mich in des Herrn Humor zu schicken gewußt, mich eine Viertelstunde ausnehmen lassen und mich doch gleich wieder präsentiert." Die Geschichte ist ja aus Hauffs Erzählung allgemein bekannt. Neben schwersten Steuerlasten waren Geldverschlechterung, Titelschacher und Käuflichkeit die unsauberen Mittel, womit der Jude dem ewig geldbedürftigen Herzog und nicht zum wenigsten sich selbst die nötigen Gelder verschaffte. Nach des Herzogs Ableben (1737), büßte er seine Vergehen mit dem Tode. Und zwar von Rechts wegen, selbst wenn bei seiner Aburteilung Formfehler untergelaufen sein sollten. Es ist unverständlich, wie der jüdische Schriftsteller Kayserling für diesen Mann kein Wort des Tadels findet, sondern nur zu berichten weiß, daß Josef Süß Oppenheimer „die treuen Dienste, die er als Finanzmann dem leichtsinnigen Herzog Karl Alexander von Württemberg geleistet hatte, mit dem Tode bezahlen mußte." Die „treuen" Dienste bestanden in Untreue und Unterschlagung. Die Synagoge zu Fürth aber feierte Süß gar als Glaubenszeugen. Denn ganz Juda bürgt füreinander, eine an sich beherzigungs- und nachahmungswerte Eigenschaft für uns Deutschen.

Andere Hofjuden, die vor allem im Ansbachischen ihr Unwesen trieben, kamen besser davon, indem sie für ähnliche Verfehlungen nur mit ihrer Freiheit büßen mußten. Auch die Anfänge der Rothschilds als hessische Hofjuden fallen in diese Zeit; sie werden aber besser erst später im Zusammenhang betrachtet.

Zum Schluß dieses Teiles sei noch ein kurzer Blick auf die Dessauer Judengemeinde geworfen, der ja auch Moses Mendelssohn entsprossen ist, so daß sie einen passenden Übergang zum folgenden bildet. Im Jahre 1672 öffnete die Stadt Dessau zwei Judenfamilien ihre Tore. Diese hatten sich bis zum Jahre 1759 auf 214 vermehrt, so daß die Dessauer Fürsten trotz ihrer Vorliebe für die Juden durch einen harten Erlaß der weitern unerlaubten Vermehrung der Judenschaft zu steuern suchen mußten. Den Dessauer Juden muß entschieden eine gewisse höfische Anpassungsfähigkeit

zu eigen gewesen sein. Nicht nur Friedrich Wilhelms I. Leibjude Markus Magnus stammt von ihnen, sondern auch Wilhelms I. Geldmann Cohn, da auch im 19. Jahrhunderte bedauerlicherweise die Fürsten noch glaubten, bei ihren Geldgeschäften der Fremdstämmigen nicht entraten zu können. Auch mit dem Dessauer Hofe wußten sich die Juden gut zu stellen. War doch der Alte Dessauer so vorurteilslos, in seinem Schlosse 1740 eine jüdische Hochzeit feiern zu lassen, was dann von dem Brautvater, einem Hofjuden, zur geschäftlichen Ausschlachtung in recht anstößig marktschreierischer Weise in alle Welt durch eine „Umständliche Nachricht dem Publico im Druck überreicht" hinausposaunt wurde. Diese Sucht, selbst solche menschlichen Gnadenbeweise gleich dem eignen Nutzen dienstbar zu machen, ist auch bezeichnend jüdisch und stets wiederkehrend. Diese kleine Geschichte ist absichtlich an den Schluß dieses Zeitraums gestellt, um die Klagen über die rechtliche und gesellschaftliche Unterdrückung der Juden, die besonders im folgenden Zeitalter der Aufklärung, bzw. des „Aufkläricht", laut werden, auf ihr wahres Maß zurückführen zu können.

Dritter Teil.

Die Geschichte der Gleichstellungsbestrebungen der Juden in Deutschland (1750 bis 1815).

In den Zeitraum von etwa 1750 bis 1815 fallen zwei Ereignisse von besonderer Tragweite, die Gleichstellung der französischen Juden 1791 und die der preußischen 1812. Sehr wichtig sind auch für die Entwicklung der Judenfrage die Verhandlungen des Wiener Kongresses, auf dem man die Errungenschaften der Juden in Deutschland in der Bundesverfassung festzulegen versuchte. Diese Tagung erfordert auch deshalb unsre besondere geschichtliche Teilnahme, weil auf ihr zum ersten Male die Bedeutung der jüdischen Geldherrschaft in politischer sowohl als in gesellschaftlicher Hinsicht offen zutage tritt. Die Zeit bis zur französischen Emanzipation gliedert sich zweckmäßig in drei Abschnitte: die Schilderung der äußeren Verhältnisse der Juden in Deutschland im Zeitalter Friedrichs II. und Josefs II., die Bestrebungen zur Anbahnung der geistigen und politischen Gleichstellung der Juden, die sich an die Namen Lessing, Dohm und Mendelssohn knüpfen, und schließlich die Entfesselung der Juden in Frankreich und in den damals von Frankreich beherrschten bzw. beeinflußten deutschen Gebieten während der Umsturzzeit.

In Preußen war Friedrich der Große 1740 seinem Vater in dem Herrscheramt nachgefolgt: das Zeitalter der Aufklärung hielt im Reiche des „Philosophen auf dem Throne" seinen Einzug. In ihm sollte jeder nach seiner „Façon" selig werden können. Diese Duldsamkeit brachte für die Juden in Friedrichs Ländern keine Änderung: denn die freie Ausübung ihres Glaubens war den Juden schon vorher zugestanden und im großen Ganzen während des ganzen Mittelalters nicht angetastet worden, es sei denn daß man Äußerlichkeiten — stellenweise war der Bau von Synagogen verboten — oder wenig ernst gemeinte Bekehrungs-

versuche hierher rechnet. Eigentliche Glaubensverfolgungen im spanischen Sinne waren auf deutschem Boden nicht gediehen. Dies muß man bei der großen Neigung, die Judenfrage auf das religiöse Geleise zu schieben und über Unduldsamkeit zu klagen, gelegentlich immer wieder betonen. In Preußen war jedenfalls die Glaubensfreiheit eine völlige, so daß schon 1713 die Halberstädter Stände klagten, „daß die Religionsfreiheit bishero allzu weite Übergriffe gethan, maßen in der Stadt Halberstadt schier eine völlige jüdische Akademie öffentlich propagieret und docieret wird“. Daß sich natürlich der Staat eine Aufsicht über solche Kulteinrichtungen vorbehielt, die er für staatsgefährlich hielt, ist selbstverständlich. Wegen des Gebetes „Alenu“ war seit 1703 der jüdische Gottesdienst unter staatliche Aufsicht gestellt. Diese Maßregel hielten auch Friedrich Wilhelm I. und zunächst Friedrich II. aufrecht. Denn seine Duldsamkeit ging nicht so weit wie die der Wilhelminischen Zeit, die bis zum politischen Selbstmord führte.

Die ersten Regierungsjahre des großen Königs standen unter dem Zeichen des Kriegsgottes. Während der zwei ersten schlesischen Kriege fand Friedrich wenig Zeit, sich mit den Juden in seinen Ländern zu beschäftigen. Grade durch den Erwerb Schlesiens aber, wo die Juden viel zahlreicher waren und zudem einer tieferen Bildungsstufe angehörten als diejenigen seiner alten Staaten, drängte sich dem König die Bedeutung dieser Frage bald auf. Schon im Jahre 1745 ist er am Werke, die bisherigen auf dem Erlaß vom Jahre 1730 beruhenden Bestimmungen zeitgemäß umzuarbeiten. Das neue Gesetz erschien im April 1750 als „revidiertes General-Privilegium und Reglement von die Judenschaft“. Da Voltaire erst im Juli des gleichen Jahres auf längere Zeit zu Friedrich kam, kann seine bekannte judenfeindliche Gesinnung den König bei Abfassung dieses Gesetzes kaum beeinflußt haben, wenn auch für die spätere Zeit mittelbare Einwirkungen bei der langen Dauer von Voltaires Aufenthalt und dem innigen Verkehr der beiden Geistesfürsten nicht ausgeschlossen ist. Dies grundlegende Gesetz von 1750, das abgesehen von einigen spätern Milderungen und Durchlöcherungen bis 1812 in Geltung blieb, hat je nach dem Standpunkte des Beurteilers die verschiedenartigste Wertung gefunden. Dubnow klagt: „Die Reglementierung der staatsbürgerlichen Knechtung der Juden artete nirgends in solche Ungeheuerlichkeiten aus, wie in Preußen zur Aufklärungszeit Friedrichs II., des Großen.“ Zur Ermöglichung eines eigenen Urteils erscheint darum die Wiedergabe der hauptsächlichsten Punkte dieses Gesetzes am Platze. „Durch das Reglement von 1750 und die nachträglichen Erläuterungen zu diesem wurden die Juden des Königreichs Preußen unter die zwei Hauptkategorien der Schutz- und der geduldeten Juden gebracht. Die Schutzjuden zerfielen ihrerseits nach Maßgabe der ihnen gewährten Rechte in drei Gruppen: 1. Die Generalprivilegierten genossen das Wohn- und Gewerberecht auf Grund eines königlichen Privilegs, das sich auf alle ihre Familienangehörigen und auf alle den Juden als Wohnstätte angewiesenen Orte erstreckte. 2. Die ordentlichen Schutzjuden wohnten auf Grund eines Schutzbriefes, in welchem genau angegeben wurde, in welchen Orten sie sich aufhalten, welche Gewerbe sie treiben durften und auf welche Familienangehörige sich diese

Genehmigung erstreckte; die ordentlichen Schutzjuden durften ihre Rechte nur auf eins ihrer Kinder übertragen, aber im Falle einer besonderen Befürwortung und unter der Bedingung eines soliden Kapitalbesitzes durften sie es auch auf zwei Kinder übertragen; den anderen Kindern war das Handelsrecht entzogen. 3. Die außerordentlichen Schutzjuden genossen das persönliche, lebenslängliche Recht, sich in einem bestimmten Orte aufzuhalten und ein bestimmtes Gewerbe zu betreiben, aber dieses Recht konnte auf ihre Kinder nicht übertragen werden; zu dieser Gruppe gehörten Ärzte, Maler und andere freie Gewerbe ausübende Personen. Der Kategorie der ‚geduldeten‘ Juden gehörten Personen an, die ein Amt in der Gemeinde ausübten (Rabbiner, Vorbeter, Schlächter), die Kinder der ‚ordentlichen‘ außer den beiden älteren, sämtliche Kinder der ‚außerordentlichen‘ Juden, das Hausgesinde u. a.; ihnen war in verschiedenem Grade verboten, Gewerbe und Handel zu treiben und Ehen untereinander zu schließen (nur durch die Verschwägerung war ihnen die Möglichkeit geboten, in die Familien der ‚privilegierten‘ Juden einzutreten). Über die Beobachtung all dieser drakonischen Gesetze wachte ein von der Regierung eingesetztes Generaldirektorium, bestehend aus Mitgliedern des Ministeriums des Innern und der Finanzen, das alle jüdischen Angelegenheiten in Preußen unter seiner Aufsicht und Leitung hatte.“ Ferner war den Juden nur beschränkter Häusererwerb gestattet, ländlicher Grundbesitz dagegen untersagt, wie überhaupt der Aufenthalt auf dem platten Lande ihnen verboten war.

Über die Berechtigung und die Härte solcher Maßnahmen wird man natürlich verschieden urteilen, wenn man sie vom jüdischen bzw. von einem verschwommenen Menschheitsstandpunkte aus beurteilt oder wenn man sie nur unter dem Gesichtspunkte prüft, ob sie dem deutschen Volke nützten oder nicht. Zweifellos ist jedenfalls, daß vor ihrer Gleichstellung die Juden rechtlich als Fremdkörper im Staate anzusehen sind, daß ihnen also nur ein Gastrecht gewährt war, über dessen Umfang doch wohl allein die Wirte, und zwar nach ihren Belängen zu bestimmen hatten. Heutzutage sind ja die Juden besonders empfindlich gegen die Begriffe „Gastvolk“ und „Wirtsvolk“, wie selbst der judenfreundliche E. v. Hartmann erfahren mußte. Brunner bezeichnet es sogar als „tolle Frechheit, von sich selber als den Wirten und von den Juden als Gästen des Landes zu sprechen“, was indessen, da Schimpfen nicht beweiskräftig ist, nicht abhalten darf, auch für die heutige Zeit noch an diesem Standpunkte festzuhalten. Übrigens sprechen andere Juden anstandslos selbst vom „Wirtsvolk“, wie beispielsweise Trebitsch in seinem Werke „Geist und Judentum“. — Auch muß man sich bei Beurteilung damaliger Zustände von der Empfindsamkeit unserer Tage freimachen und sie aus ihrer Zeit zu verstehen suchen. Wer einmal den ersten Band von Taines „Origines de la France contemporaine“ nachliest, kann ermessen, wie es damals im allgemeinen um das Wohlergehen der landsässigen Bevölkerung Mitteleuropas stand und wird dann bei einem Vergleiche die Lage der Juden immerhin verhältnismäßig erträglich finden. Auch geht es kaum an, die Heiratserschwernisse und Heiratsverbote als schlechthin unsittlich zu brandmarken: sie waren das einzige Mittel gegen all zu starkes Überwuchern des Judentums, das man in seinen weniger bemittelten und ungebildeten Teilen

einfach als eine Landplage ansehen mußte. Durch Abwanderung, die ja doch sonst dem Volke Ahasvers nie schwerfiel, wären diese angeblich unwürdigen Zustände leicht zu beseitigen gewesen, da ja niemand durch Grundbesitz an die Scholle gebunden war. Statt dessen sehen wir eine dauernde massenhafte Zuwanderung, so daß sich der König dagegen wenden und seinen Beamten schärfere Aufmerksamkeit zur Pflicht machen mußte. In seinem „Reskript, die Anzahl der Juden-Familien betreffend, vom 25. März 1753" wird Friedrich sehr deutlich und ermahnt die Kammern, besonders „darauf zu vigilieren, daß nicht etwa über die festgesetzte Zahl der Juden-Familien sich neue einschleichen, noch mehrere, als seyn sollen, geduldet werden". Dieser Zudrang der Juden in den preußischen Staat spricht nicht gerade für eine „drakonische" Unterdrückung. Die anderen Bestimmungen des Judengesetzes waren aber recht weise, so die Herabsetzung des Zinsfußes, das Verbot des Hausierhandels, die Unterbindung der Güterschlächterei und die Aufenthaltsbeschränkungen. Sie könnten auch heute noch in entsprechend zeitgemäßer Form von Nutzen sein. Freilich hatte auch in dieser Beziehung der König dauernd sein Augenmerk darauf zu richten, daß die Absicht seiner Verordnungen nicht durch lässige Duldsamkeit und allzu viele Ausnahmen in Frage gestellt wurde. Immerwährend muß er dahin gehende Gesuche ablehnen, so beispielsweise ein jüdisches Gleichberechtigungsgesuch, das er im Jahre 1765 mit den Worten abfertigt: „Der Jude Sol Sich So vohrt aus Magdeburg paquen oder der Comandant wird Ihm heraus Schmeißen", oder wenn er das Gesuch der Berliner Münzjuden Itzig und Ephraim barsch abschlug mit den Worten: „Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie gantze Fölkerschaften von Juden in Breslau anbringen und ein gantzes Jerusalem daraus machen wollen, das kann nicht seynd." Dieser Bescheid läßt schon einen Hauptgrund des Überhandnehmens der Juden in Friedrichs Staaten erkennen, das Eindringen der Ostjuden infolge der Kriege und des Erwerbs polnischer Gebietsteile. Schon die beiden Vorgänger des großen Königs hatten sich genötigt gesehen, strenge Maßregeln gegen diese unerwünschte Zuwanderung zu ergreifen. Nun wurden sie zur dringenden Selbsterhaltungspflicht. 1772 ließ Friedrich gleich 4000 Betteljuden aus Westpreußen über die Grenze schaffen und einige Jahre später machte er auch den Durchgangsverkehr zur Leipziger Messe von dem Ausweis genügender Barmittel abhängig. Denn allzu häufig blieben solche Juden ganz in seinen Staaten hängen. Auch traf der König durch Auferlegung hoher Steuern Vorsorge, daß sie mit ihren billigen Schmuggelwaren nicht den einheimischen Geschäftsmann schädigten. So mußten sie bei der Accise in Berlin mindestens 50 Taler, in der Provinz die Hälfte erlegen. Abgesehen von dieser Schädigung des ehrlichen Gewerbes waren aber die östlichen Gäste auch vom strafrechtlichen Standpunkte aus sehr bedenklich. Auf die Spionagetätigkeit der Juden wurde allgemein schon früher hingewiesen. Besonders arg scheinen es aber die Ostjuden bei den Russeneinfällen getrieben zu haben, wo sie sich nach einem Erlaß von 1758 „zu Spionen und Anführern der Feinde und anderen Raub-Gesindels gebrauchen" ließen. Überhaupt spielte im ländlichen Verbrechertum des 18. Jahrhunderts das Judentum in ganz Deutschland eine große Rolle: das Hausiergewerbe erleichterte dabei das

Ausfindigmachen passender Gelegenheiten, wie es auch ein Erlaß vom Jahre 1763 erkennen läßt: „Weil bey denen auf dem platten Lande zeithero vorgegangenen verschiedenen Einbrüchen und Diebstählen wahrgenommen worden, daß solche größtenteils von schlechtem Judengesindel verübt worden...“, wozu man ein bei Liebe mitgeteiltes Edikt aus dem Jahre 1747 noch heranziehen kann: „Wie es die Judenschaft in denen sämtlichen Königl. Landen, in Ansehung derer gestohlenen oder verdächtigen Sachen, die ihr zum Kauf gebracht werden, halten, Imgleichen, wie gegen diejenige Juden, so dergleichen kaufen verfahren werden solle.“ Am schlimmsten waren die jüdischen Gesetzesübertretungen an den Grenzen, wo ein umfangreicher Schmuggel blühte, der wegen der Schädigung der Staatseinkünfte den König zu den härtesten Maßnahmen veranlaßte und ihn selbst vor der Drohung nicht zurückschrecken ließ, falls trotzdem die Sache nicht aufhöre, würde er rücksichtslos alle Juden aus seinen Landen jagen.

Eine Ausnahme in seiner Haltung gegen die Juden machte Friedrich da, wo es sich um die Förderung von Prunkgewerben handelte, wie bei der Seiden- oder Samtherstellung. Da scheute er selbst vor Zuschüssen auch an die jüdischen Erzeuger nicht zurück, wenn sie dessen würdig waren. Allerdings scheinen sie die Absichten des Königs durch allerlei Geschäftskniffe öfter durchkreuzt zu haben. „Dazu trieben sie einen organisierten Schmuggel, der ihnen einen bis 6 % billigeren Verkaufspreis als anderen Händlern gestattete; in Berlin allein berechnete man den Wert der unversteuert eingebrachten Waren auf 60 000 Taler jährlich.“ Der König erkannte die Mißstände recht wohl und sah den Juden scharf auf die Finger. So schlug er dem Juden Hirsch einen Vorschuß wegen unordentlicher Wirtschaft ab. „Denn wenn ich immer Vorschüsse von 6 bis 7000 Taler gebe und solche Kerls bringen das Geld durch und verfressen es, daraus kann nichts werden.“ Vor allem beachtenswert ist aber die Fürsorge Friedrichs für die Arbeiter gegen die damals schon üblichen Ausbeutungsbestrebungen ihrer jüdischen Arbeitgeber. Die oft wiedergegebenen Erlasse seien auch hier wiederholt. „Das gehet ja gar nicht an, daß der Jude Moses Ries in Berlin seine hiesigen Seidenmeister bei seiner Fabrik eigenmächtig auf eine harte und bei allen Fabriken unerhörte Art behandelt, größer Ellenmaß fordern und ihnen doch von Zeit zu Zeit ihren Lohn immer schmälern und sie noch überdem ganze Wochen feiern lassen will.“ Ferner befahl er 1785 „die Gebrüder Hirsch vorzukriegen, daß sie sich nicht unterstehen sollen, ihre Arbeiter außer Brot zu setzen und gehen zu lassen“.

Recht bedenklich war das Verhältnis des Königs zu dem Hofjuden Ephraim. Die Geldnot zwang ihn dazu, sich mit diesem einzulassen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sei hier nur erwähnt, daß Ephraim das nötige Geld durch Münzverschlechterung herbeischaffte, da in damaligen Zeiten die Zahlungen in einem viel höheren Maße mit Hartgeld beglichen wurden, als gegenwärtig. Mit schweren Opfern mußte später vom preußischen Staate der Rückkauf des minderwertigen Geldes bewerkstelligt werden. Bekannt ist, daß Ephraim durch seine Handlungsweise zeitweise bei seinem Auftraggeber in den Verdacht der Untreue geriet, und sogar in das Untersuchungsgefängnis kam. Weniger bekannt ist, daß er auch

Lessing während dessen Breslauer Zeit zu umgarnen versuchte, der aber, von Mendelssohn gewarnt, sich von dem angebotenen Geschäft fernhielt. Übrigens muß man etwaige Verstöße bei einem von oberster Stelle gebilligten anrüchigen Geschäft nicht allzu scharf beurteilen. Ein gewöhnlicher betrügerischer Schacherjude ist Ephraim jedenfalls nicht gewesen. Das beweist Voltaires Urteil, der gewiß nicht judenfreundlich war und seiner Klugheit oder, wenn man so will, Gerissenheit mit dem Ausspruch huldigte: „Il est plus sage, que Moïse et a plus d'esprit que Salomon". Seine angesammelten Reichtümer waren sehr groß und dienten späterhin zur Vergoldung manchen adligen Stammbaums. Neben den Familien Ebers und Eberty stammt ein Zweig der Limburg-Stirum gen. Ebers von ihm ab, der den preußischen Konservativen einen Führer lieferte. An solchen persönlichen Zusammenhängen kann man leider nicht vorbeigehen, wenn man die Haltung unserer Parteien in der Judenfrage voll verstehen will.

Nur ein Wort noch über die der Judenschaft auferlegten Geldlasten, die ihr nach Dubnow angeblich „das Leben in Preußen vergällten". Mit echt orientalischer Übertreibung klagt er: „die speziellen Besteuerungen nahmen ungeheure Dimensionen an." Sie werden bei näherer Betrachtung stark zusammenschrumpfen, besonders wenn man die Belastung anderer Stände — auch hier ist Taines Buch sehr lehrreich — zum Vergleiche heranzieht. Die Grundlage der Besteuerung bildete das Schutzgeld, worin das staatsrechtliche Verhältnis der Judenschaft zum Ausdruck kam: es brachte im Verhältnis zu der Zahl und vor allem zu dem Reichtum der Juden lächerlich wenig, nur 25 000 Taler jährlich. Über den Reichtum der Berliner Juden um das Jahr 1737 ist schon oben Sombarts Zeugnis angeführt. Und selbst von Moses Mendelssohn bezeugt Lamprecht, daß er, anfangs bettelarm, schon seit dem fünfziger Jahre äußerlich sorgenfrei gestellt war, also mit etwa 25 Jahren! Neben dieser Hauptsteuer liefen eine Anzahl Gebühren, die in ihrer Vielzahl lästig wirken mochten. Aber auch die anderen Stände waren mit derartigen Abgaben reichlich gesegnet, und in Anbetracht der heutigen Ausdehnung der Stempelabgaben und Gebühren wird man auch hierin eine besonders schwere Bedrückung noch nicht finden können. Auch die „Ehesteuer" ist zu erwähnen, die, im Sinne der Einschränkung der preußischen Judenschaft erdacht, zwischen 20 und 60 Taler betrug, wozu noch 14 Taler an Gebühren für den Eheschein kamen. Daß ihretwegen unvermögenden Leuten das Eingehen einer Ehe unmöglich war, ist natürlich eine maßlose Übertreibung. Auch die „Pharaonenpolitik" betreffend die Kindersteuer, die „den Ehepaaren noch größere Angst" vor den natürlichen Folgen der Ehe eingeflößt haben soll, ist zu erwähnen. Der Kinderreichtum der Juden scheint wenig darunter gelitten zu haben: der bekannte Daniel Itzig brachte es immerhin auf 16 Kinder, und selbst von dem „armen" Schutzjuden Mendelssohn sind fünf überlebende Kinder bekannt, trotzdem er erst mit 33 Jahren heiratete. Neben den genannten Abgaben war das Geleitgeld noch in Erhebung, trotzdem es kaum mehr zeitgemäß war: die Formen der Erhebung waren zudem entwürdigend. Noch 1776 mußte Mendelssohn in Dresden, schon ein bekannter Mann, den Leibzoll nach der Taxe für einen „polnischen Stier" bezahlen — so wenig hatten sich die Verhältnisse seit 1742 geändert, wo in dem Berliner Eingangs-

rapport als Neuangekommene am Schlusse gemeldet waren: drei Rinder, vierzehn Schweine, zehn Kälber, ein Jüd, nennt sich Moses Mendelssohn. Solche unnötigen Härten und Demütigungen erbitterten natürlich den gebildeteren Teil der Juden mit Recht: die große Masse der Juden wird aber damals mehr auf die Höhe der Abgabe als die Form der Erhebung gesehen haben. Besonders einträglich war schließlich noch die Auflage für die Juden, bei gewissen Gelegenheiten eine bestimmte Menge Porzellans aus der königlichen Manufaktur zu kaufen. Friedrich gedachte dadurch gleichzeitig sein Porzellan ins Ausland abzusetzen, da er sicher war, daß die Juden das zwangsweise erstandene Porzellan schon weiter zu verkaufen verstehen würden. Daß sie aus diesem Verkaufe in den acht Jahren von 1779 bis 1787 Verluste von 100000 Talern gehabt haben sollen, ist schlechthin unglaubwürdig, zumal sie im Jahre 1786 dem Staate allein noch 52000 Taler Kaufgeld schuldeten. Alles in allem, kann man wohl feststellen, daß die Juden zu Friedrichs Zeiten mit Steuern und Abgaben reichlich bedacht waren, daß das Drückende, im Verhältnis zur Besteuerung der anderen Landeseinwohner, aber mehr in der Form und Vielseitigkeit, als in der Höhe der Abgaben an sich lag, zumal wenn man den verhältnismäßigen Wohlstand der Judenschaft (abgesehen von den Ostjuden) ins Auge faßt.

Ehe die Darstellung sich nun zu der Entwicklung des Emanzipationsgedankens unter Friedrichs Regierung — anknüpfend an die Namen Lessing, Mendelssohn und Dohm — wendet, seien noch die Verhältnisse im josefinischen Österreich und im Reiche dargelegt. Sie werden nicht viel Neues bringen, da unter Abwandelung der äußeren Formen die Grundgedanken der Judenpolitik überall die gleichen waren: Duldung der Juden, soweit sie nutzbringend für die Staatswirtschaft anzusehen waren, und Vorsorge, daß der jüdische Bevölkerungsteil nicht überwuchere und den Einheimischen Licht und Luft zum Gedeihen wegnehme. An sich waren diese Grundsätze für die damalige Zeit sicher zweckentsprechend. An dieser Tatsache können auch vorhandene Mängel hinsichtlich der Form und Art ihrer Anwendung nichts ändern.

In den österreichischen Erbstaaten kam Josef II. erst im Jahre 1780 nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia zur Regierung. Diese Fürstin war, wie schon anläßlich der Vorgänge in den ersten schlesischen Kriegen erwähnt wurde, wenig judenfreundlich gesinnt. Das oft von ihr erwähnte Wort, wonach sie die jüdische Nation als „ärgste Pest für den Staat" bezeichnet, ist indes mit Vorsicht zu werten, wie alle aus dem Zusammenhang gerissenen Sprüche für und wider die Juden, wenn sie nicht tatsächlich die Schlußüberzeugung des betreffenden Kronzeugen gewissermaßen in einen Satz zusammenfassen sollen, wie es Treitschke mit seinem bekannten Ausspruche tat: „Die Juden sind unser Unglück". Auch muß man Zeit- und Begleitumstände in Betracht ziehen, unter denen solche Aussprüche fielen, hier z. B. die Minderwertigkeit der österreichischen Juden im Vergleiche zu denen im Reiche.

Nachdem bei dem einen Staate, Preußen, die Verhältnisse eingehender geschildert wurden, um ein möglichst deutliches Bild der damaligen gesetzlich festgelegten Lage der Juden zu geben, kann es nicht die Aufgabe sein, mit gleicher Genauigkeit auch die Zustände in den Landen

Josefs II. zu untersuchen. Es genügt, ihre wesentliche Übereinstimmung zu betonen und die unterscheidenden Hauptmerkmale daneben hervorzuheben. Beide Herrscher, der von Preußen und der von Österreich, sind hervorragende Vertreter des Zeitalters eines „aufgeklärten Despotismus“ und trotzdem beide der Ansicht, daß eine bedingungslose Entfesselung ihrer jüdischen Untertanen in ihren Staaten unter keinen Umständen geduldet werden dürfe. Die jüdischen, dem festen Gefüge und Wohlstand ihrer Staaten gefährlichen Eigenschaften hatten sie beide wohl erkannt. Über die einzuschlagenden Wege aber waren sie verschiedener Ansicht. Der große König hielt die Juden nicht für wandlungsfähig. Er wäre sie deshalb, mit Ausnahme einiger weniger, für die Entwickelung gewisser Handelszweige und Gewerbe ihm noch unentbehrlicher, am liebsten möglichst alle aus seinen Staaten los geworden. Da dies aber nicht angängig war, trachtete er wenigstens danach, durch schärfste Beaufsichtigung und Beschränkung die Gefahren für sein Volk auf ein Mindestmaß zurückzudämmen. Von der Taufe wollte vollends Friedrich im Gegensatze zu seinem Vater gar nichts wissen, da er für die meisten Fälle und wohl mit Recht unlautere Beweggründe für den Glaubenswechsel annahm. Josef sah dagegen eine Lösung der Frage in der Aufsaugung der willigen und besseren Juden in den Staatskörper, statt daß diese einen Staat im Staate selbst bildeten. Neben seinem Bestreben, sie durch Gewöhnung an Ackerbau und Handwerke zu nützlichen Staatsbürgern zu machen, suchte er deshalb vor allen die Grundlage ihrer Sonderstellung, ihre Gemeindeverfassung, zu zerschlagen. Die Unterstellung der Juden unter die allgemeinen Gerichte, die staatliche Oberaufsicht über die Verhältnisse des jüdischen Eherechts sollten diesem Zwecke dienen. Dubnow klagt darüber: „in solchen ‚Reformen‘ konnte die Masse freilich nur einen gefährlichen Eingriff in jene Freiheit ihrer inneren Lebensgestaltung erblicken, die sie selbst in den Zeiten ihrer gänzlichen bürgerlichen Rechtlosigkeit genoß.“ Einen noch schlimmeren Eingriff erblickte man vielfach in der Heranziehung zur Militärpflicht (1788). Über die Wehklagen der Prager Judenschaft und das „herzzerreißende Schauspiel“ wurde schon früher berichtet. In Galizien konnte man in Reformen wie der Wehrpflicht „nur Manifestationen der alten böswilligen, zerstörenden Politik erblicken“. Fesselnd ist es übrigens, daß in seinem Toleranzedikt 1781 Josef fast die gleichen Forderungen wie Luther stellte, daß „die Juden statt des Zwerchsacks den Karst ergreifen sollen ....“ Auf Taufübertritte scheint der Kaiser keinen besonderen Wert gelegt zu haben. Denn er sagt: „Ihre Religionsübungen und Gebräuche, die nicht wider die allgemeinen Gesetze streiten, können sie ungestört fortsetzen. Die aber dagegen streiten, das wäre alsdann jedem frei zu lassen, entweder von seinen Religionsgebräuchen nach Zeit und Umständen als eine Ausnahme sich zu entfernen, oder aber den Vorrechten, die er als Bürger des Staates genießt, zu entsagen und mit Zahlung des Abfahrtsgeldes außer Land zu gehen.“ An sich trug wohl Friedrichs Anschauung der Wirklichkeit mehr Rechnung als die Josefs. Aber auch dieser vermied wenigstens den Grundfehler der späteren Gleichstellung. Er forderte zunächst das Aufgehen im Staate, „die nationale Entpersönlichung“: dann erst solle die bürgerliche Gleichberechtigung gewährt werden. Statt dessen gab man 1812

und später die Gleichberechtigung gewissermaßen als Vorschuß auf noch zu leistende Dienste. Auf die Gegenleistung warten wir noch heutzutage, was selbst so maßvolle Leute wie Hartmann zugeben müssen. — Graetz ist zwar ebenfalls nicht ganz mit Josefs Maßnahmen einverstanden. Er urteilt aber viel milder als der Zionist Dubnow und schwelgt sogar förmlich in der Freude über die Errungenschaft, daß der „Kaiser den Honorationen und ihren Söhnen gestattete, einen Degen zu tragen".

Eine besonders auffallende Stellung in dieser Zeit nahm in Österreich der Taufjude Josef von Sonnenfels ein, ursprünglich der Berliner Familie Liebmann entstammend, ein Aufklärungsschriftsteller, der auch in der damaligen Freimaurerei eine große Rolle gespielt zu haben scheint und sowohl bei Maria Theresia wie bei Josef II. wohlgelitten war. Auch mit Mendelssohn stand Sonnenfels in Verbindung; desgleichen mit Lessing, worüber indes Bartels wenig Erbauliches zu berichten weiß. Es wäre ganz angebracht, den Lebensgang dieses einflußreichen Mannes etwas näher auf sein Wirken in jüdischem Sinne zu untersuchen; vielleicht ließen sich da noch mancherlei merkwürdige Beziehungen, die bisher zu wenig beachtet wurden, feststellen.

In den andern deutschen Staaten lagen die Verhältnisse im allgemeinen ähnlich. Ein Teil der Fürsten, z. B. die Herzöge von Braunschweig und der Fürst von Lippe-Schaumburg, sind den Aufklärungsjuden sogar besonders nähergetreten. Weniger befriedigend war meist die Lage der Juden in den Reichsstädten. Die Gründe, welche oft die Fürsten dieses Zeitalters zugunsten der Juden stimmten, außer der Geldfrage gewöhnlich die Beschäftigung mit der jüdischen Geheimlehre (Kabbala) auf freimaurerischer Grundlage, lagen hier nicht vor. Im Gegenteil, in der Regel war der einheimische Kaufmannsstand durch das Emporkommen der Juden in seinen Lebensbedingungen bedroht und verlangte Schutz. Besonders in Frankfurt kann man gut verfolgen, wie sich diese wirtschaftliche Schutzpolitik zur gesellschaftlichen Verfemung auswuchs. Überheblichkeit der Juden und ihre Neigung, sich um die sie betreffenden Gesetze nicht zu kümmern, trugen zu diesen Maßregeln allerdings wesentlich bei. Das Nähere findet man bei Liebe, wo die Ratsverordnung von 1756 und ein Bericht aus dem Jahre 1769 mitgeteilt sind, die diese Verhältnisse erläutern. Ferner liegen noch die Zeugnisse zweier bedeutender Frankfurter vor: dasjenige Goethes, der in seinen Lebenserinnerungen die Zustände während seiner Kindheit schildert — man kann daraus auf ein immerhin leidliches Einvernehmen der bürgerlichen und jüdischen Kreise schließen —, und dasjenige Börnes, der alles verbittert und verzerrt malt, trotzdem zu seiner Zeit, ein Menschenalter nach Goethe, sich sicher die Dinge schon viel mehr zugunsten der Juden gestaltet hatten, als während Goethes Jugend. Grade wegen dieser Übertreibung sei seine Schilderung wiedergegeben: „Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde.... Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heiraten, damit ihre Kinder stark und gesund wurden. An Feiertagen durften sie erst

um 6 Uhr abends zum Tore hinausgehen, daß die allzu große Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nötigte sie, ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirtschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach' Mores, Jud'! — so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten." Ein unbefangener Vergleich mit den amtlichen Mitteilungen aus Frankfurt bei Liebe läßt bald erkennen, aus welchen Gründen die meisten dieser Maßregeln hervorgegangen waren.

Für die Beurteilung der Dinge im Zeitalter Lessings und Mendelssohns war für die folgende Darstellung allein maßgebend, ob sie uns im ferneren Verlaufe genützt oder geschadet haben. Deshalb vermag ich auch nicht in die übliche überschwengliche Verhimmelung des ohnehin überschätzten Mendelssohn mit einzustimmen. Seiner Bedeutung für das jüdische Volk wird hierdurch ja nicht zu nahe getreten. Die außerordentliche Wertschätzung ihres Vorkämpfers mag den Juden auch weiterhin unbenommen bleiben.

Lessings und Mendelssohns Wirken für das Judentum hatte deshalb so nachhaltigen Erfolg, weil die öffentliche Meinung bereits vor dem Auftreten dieser Männer stark vorbeeinflußt und gewissermaßen schon in einer bestimmten, judenfreundlichen Richtung festgelegt war. Es war damals das Zeitalter der Aufklärung. Voltaires Kampf gegen Unduldsamkeit und Gewissenszwang hatte allerwärts einen mächtigen Einfluß ausgeübt, und es ist ein neckisches Spiel des Zufalls, daß gerade die Tätigkeit dieses großen Judengegners den Juden besonders zugute kam. Denn meisterhaft hatten es die Juden verstanden, ihre Wünsche nach bürgerlich-rechtlicher Gleichstellung als eine Frage der Duldsamkeit, als eine Forderung der gekränkten Menschenwürde hinzustellen. Damit wurden alle Einwände vom nationalen und politischen Standpunkte aus von Anfang an als rückständig in Verruf gebracht. Dazu trat dann noch die Neigung jener Zeit, in den niedrigststehenden Menschenarten solche von größerer Sittenreinheit — „wir Wilde sind doch bessere Menschen" — zu sehen, die Rousseaus mächtige Feder in seinem Discours sur l'inégalité parmi les hommes (1754) zu beredtem Ausdruck brachte und der dann die ganz unhaltbare Lehre entstammte, „von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt". Dieser Wahngedanke ist ja heute noch nicht ausgestorben, trotz aller Feststellungen Gobineaus und seiner Jünger und trotz aller üblen Erfahrungen, die inzwischen gemacht wurden. Die ersten Anfänge der schriftstellerischen Judenverherrlichung — denn damit nahm die Bearbeitung der öffentlichen Meinung ihren Anfang — waren aber von dieser Schrift Rousseaus und vollends von dem erst im Jahre 1762 erschienenen contrat social ganz unabhängig. Eher können die lettres juives des Marquis d'Argens auf sie von Einfluß gewesen sein, die schon Ende der dreißiger Jahre — ob unter dem Einfluß holländischer Judenkreise, läßt sich nicht feststellen — erschienen und ganz unmögliche Bilder eines allgemeinen Edeljudentums zeichneten. Auch im deutschen Schrifttum tritt ein Musterjude auf, der, von Edelmut triefend, nicht handelt wie ein Jude und nicht einmal aussieht wie

ein Jude, kurz der kein Jude ist. Nach Gellert (1748) schrieb Lessing 1749 im Alter von zwanzig Jahren sein Lustspiel „Die Juden", anscheinend noch durchaus unbeeinflußt von der Berliner Judenschaft. Nach eigenem Zeugnis kam es ihm nicht darauf an, die Juden zu verherrlichen, sondern die Tugend da zu zeigen, „wo man sie ganz und gar nicht vermutet". Gleich die ersten besonnenen Beurteiler, z. B. der berühmte Göttinger Theologe Michaelis, wiesen auf die vollkommene Unwahrscheinlichkeit und infolgedessen Unwahrhaftigkeit des Lessing'schen Leitgedankens hin. Dieses Urteil griff dann Lessing im Jahre 1754, und zwar diesesmal als bewußter Anwalt des Judentums, an, wobei er seine Ansicht durch das Zeugnis zweier Berliner Juden stützte, mit denen er inzwischen Bekanntschaft gemacht hatte, des Moses Mendelssohn und des Dr. Gumperz. Der von Lessing angeführte Briefwechsel jener beiden Männer ist natürlich von vornherein zur Veröffentlichung, nicht zum eigenen Gedankenaustausch, bestimmt gewesen, also eine bewußte Bearbeitung der öffentlichen Meinung in jüdischem Sinne. Lessings Mitwirken hierbei beweist, und dies kann nicht oft genug betont werden, daß sich von Anfang an Männer deutschen Blutes fanden, welche, unbewußt oder bewußt, die Geschäfte der Juden besorgten, ja welche ihnen erst den Weg ebneten, indem sie die Stimmung vorbereiteten, die eine weitere Förderung der jüdischen Wünsche ermöglichte. So war es bei Lessing, so bei Dohm; ihnen folgte dann später die lang Reihe von deutschen Vorkämpfern für das Judentum im 19. Jahrhundert, die es ihrer Aufklärung und ihrem Liberalismus schuldig zu sein glaubten, für das angeblich unterdrückte Judentum einzutreten. In keinem Zeitpunkt seiner langen Leidensgeschichte haben unserem Volk die Segestesnaturen gefehlt, die manchmal aus nicht unedeln Beweggründen, häufig aber auch aus Neid und Sucht nach Anerkennung Handlungen vollbrachten, die man nach ihrer Wirkung nur als Meintaten an unserem Volke bezeichnen kann. Man braucht gar nicht erst immer und überall jüdische Bestechung anzunehmen, wie dies bei Lessing und Dohm geschah. So bestreitet auch Barthels, nach meiner Ansicht mit Recht, daß Lessing erkauft gewesen sei. Für diese Betrachtung wäre es auch ganz unerheblich, wenn es sich anders verhielte. Selbstverständlich ist es, daß die Juden bald den Nutzen von Lessings Feder für sich erkannt haben und ihn auf jede Weise zu fördern wußten. An eine Abstammung Lessings von Juden, wie sie Dühring vermutet, glaube ich vollends gar nicht.

Lessing geriet also in Berlin bald in die jüdischen Kreise. Zunächst hat er sie nicht von der besten Seite kennen gelernt. Er kam nämlich im Jahre 1750 dank seiner Sprachkenntnisse in Beziehungen zu Voltaire, der gerade damals in einen schmutzigen Prozeß mit einem Juden Hirschel verwickelt war. Der französische Weltweise und der jüdische Wucherer hatten sich nämlich zusammengetan, um sich durch ein unerlaubtes Geschäft mit kursächsischen Steuerscheinen zu bereichern. Der Brotneid des bekannten Juden Ephraim Veitel hatte dann einen Zwist zwischen den beiden Geschäftsteilnehmern veranlaßt. Schließlich kam die Sache unter gegenseitiger Bezichtigung des Betruges vor die Gerichte. „Voltaire beschwindelt die Juden" schrieb damals der König an seine Schwester und der gleichen Anschauung war auch Lessing, wie sein bekanntes Spottgedicht

auf Voltaire zeigt. Trotzdem lieh er ihm wenig bedenklich seine Feder zu Eingaben an das Kammergericht. Jedenfalls hätte die Bekanntschaft mit den Juden von der Sorte Hirschel und Ephraim genügen müssen, den Eifer des jungen Schriftstellers für die Juden abzukühlen. Er war aber in dieser Frage geradezu mit Blindheit geschlagen; denn auch nach der Bekanntschaft mit edleren Gliedern des Judentums unterhielt er noch Verbindung mit allen möglichen zweifelhaften Juden. Selbst noch auf seinem Sterbelager verkehrte er mit dem mehr als anrüchigen Davison, der im Jahre 1806 sich aufs niederträchtigste betrug. Wann Lessing mit dem Dr. Aron Gumperz bekannt wurde, konnte ich nicht ermitteln; dieser, ein Nachkomme des Armeelieferanten unter dem Großen Kurfürsten und des von Friedrich Wilhelm I. durchgeprügelten Hofjuden, war damals Privatsekretär des schon genannten Verfassers der lettres juives, des Marquis d'Argens, den Friedrichs Freundschaft zum Direktor der Akademie gemacht hatte. Diese einflußreiche Stellung behielt Gumperz auch unter Maupertuis bei, Seine Tätigkeit scheint sich mehr hinter den Kulissen abgespielt zu haben. Er machte Lessing mit Mendelssohn bekannt. „Es war ein sehr wichtiger Augenblick für die Geschichte der Juden, in dem die beiden jungen Männer, Mendelssohn und Lessing, Bekanntschaft miteinander machten." So Graetz. Wir können diesen Satz dahin erweitern, daß es für die Geschichte der Deutschen ein geradezu verhängnisvoller Augenblick war, als dem „armen" Deutschtum „die schnurrenden Flüglein" unter Mitwirkung Lessings umsponnen zu werden begannen: jener Stunde entsprang der ein Menschenalter währende Bund der beiden Männer, dessen für uns Deutsche unheilvollste Frucht im „Nathan" reifte. Auf die Einzelheiten von Moses Mendelssohns Lebenslauf und Lebenswerk hier einzugehen, verbietet der Raum. Sie sind für uns wichtig und fesselnd genug, daß wir uns gelegentlich näher mit diesem Leben vertraut machen, wozu Bartels' Werk „Lessing und die Juden" gute Dienste leisten kann. Man wird dann auch der herkömmlichen Überschätzung Mendelssohns als Mensch und Denker unbefangener gegenüberstehen. Seine außerordentliche Bedeutung für das Judentum und seine verhängnisvolle für das Deutschtum wird durch diese Prüfung nicht angetastet. Ihre Anerkennung verpflichtet keineswegs, den Popularphilosophen gleich als „König im Reich des Gedankens" zu feiern, den leidlichen Schriftler gar „als Klassiker der deutschen Prosa und Schöpfer des deutschen wissenschaftlichen Stils" zu verherrlichen, an seinen Fehlern achtlos vorüberzugehen und ihn schlechthin als ein Vorbild in jeder Hinsicht zu zeichnen. Goethes maßvolles Urteil trifft wohl auch hier das Richtige. Er bezeichnete Mendelssohn anläßlich seines Todes, trotzdem er gegen seine Fehler nicht blind war — spricht er doch noch kurz vorher von „den jüdischen Pfiffen des neuen Sokrates" — als „einen unserer würdigsten Männer". Denn wirklich Bedeutendes wurde in der Weltgeschichte, mag es zu unserem, der Deutschen, Wohle ausgeschlagen sein oder nicht, doch nur von Leuten, die auch sittlich in ihrer Art hervorragten, geleistet. Dieses Bedeutende liegt bei Mendelssohn in zwei Hauptrichtungen, nämlich in der Niederreißung der Schranken, welche das Judentum bisher von dem geistigen Leben unseres Volkes trennten, und in der außerordentlichen Beeinflussung der öffentlichen

Meinung nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas zugunsten seiner Stammesgenossen.

Von vielen einsichtigen Beurteilern wurde schon auf den Fehler hingewiesen, daß wir Deutsche den Völkern, mit denen wir in staatliche Gemeinschaft kamen und die bisher abseits der Kultur gestanden hatten, die Schätze deutscher Bildung erschlossen und sie dadurch erst zu gefährlichen Mitbewerbern großgezogen haben: so die Polen und Tschechen und das ganze slawisch-ungarische Völkergewimmel des österreichischen Staates. Der Deutsche stellte die Aufgaben der Menschheit, die Humanität, über seine Volksbelänge, was z. B. der Engländer nie getan hätte. Ähnlich ging es uns mit den Juden. Erst dadurch, daß wir sie in wachsendem Maße zur Teilnahme an der deutschen Geisteswelt zuließen — schon Gumperz und Mendelssohn konnten sich von deutschen Hochschulen den Doktorhut holen —, erhielten sie die Möglichkeit, unsere deutsche Art derart mit jüdischem Wesen zu durchtränken, wie es geschah und schließlich zu den unerträglichen Zuständen führte, in denen wir jetzt leben. Mendelssohns Wissen und Können, ursprünglich in die engen Grenzen des Talmud geschnürt, ruht ganz auf deutschem Geistesgut, wobei die Zielstrebigkeit, womit er die Hindernisse auf seinem Wege überwand, alle Achtung verdient. Er wäre aber ohne die Unterstützung von Lessing und anderen Deutschen kaum in die Lage gekommen, ihrer völlig Herr zu werden. Diesen geistigen Besitz versuchte er nun zum Allgemeingut seiner Volksgenossen zu machen, indem er sie aus dem geistigen Ghetto des Nationaljudentums befreite. So wurde er der Vater des Reformjudentums, nicht ohne starke Gegenwirkung der alten Geistesrichtung, der Mendelssohns Bestrebungen als glaubensfeindlich erschienen. In Wirklichkeit waren sie das nicht, denn tatsächlich dachte Mendelssohn gar nicht daran, an den Satzungen der überlieferten Religion zu rütteln oder gar ein Aufgehen des Judentums im Deutschtum zu befürworten, selbst nicht in dem beschränkten Maße, wie etwa neuerdings Hermann Cohen. Dies geht klar aus einem Briefe an seinen Stammesgenossen Herz Homberg hervor, wo er ganz anders und wohl auch aufrichtiger redete, als in der Öffentlichkeit. Dort sagt er[1]), daß man an den jüdischen Gesetzen als einem Bande der Vereinigung festhalten müsse. „Diese Vereinigung selbst wird in dem Plane der Vorsehung nach meiner Meinung so lange erhalten werden müssen, so lange noch Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöse Usurpation den Erdball beherrschen. So lange diese Plagegeister der Vernunft vereinigt sind, müssen auch die echten Theisten eine Art Verbindung unter sich stattfinden lassen......" Das ist eine offene Kampfansage gegen das Christentum, das hier mit allerlei herabsetzenden Namen bezeichnet ist, und beweist, daß der jüdische Dünkel auf dem Grunde von Mendelssohns Seele ebenso gedieh wie bei seinen Stammesgenossen, wenn er auch nicht offen und anständig genug war, seine wahre Meinung öffentlich zu bekennen. Worauf es Mendelssohn im innersten Kerne ankam, das war die geistige und sittliche Hebung seiner Stammesgenossen, um diese zu ihrem Kampfe um die Gleichberechtigung zu befähigen. Diesem großen Zwecke dienen seine Bemühungen, an Stelle

[1]) Vgl. Bartels, Lessing und die Juden.

des jüdischen Kauderwelsch die deutsche Schriftsprache bei den Juden einzubürgern, ihm dienten letzten Endes auch seine philosophischen Arbeiten. Es ist bekannt, daß hierdurch zunächst auch bei vielen Deutschen die Meinung erweckt wurde, daß Mendelssohn das Judentum vollständig in sich überwunden habe und daß es nur noch des letzten Schrittes, des Glaubenswechsels, bedürfe, um ihn völlig als den Unsern zu begrüßen. Von dieser irrigen Annahme ging Lavater bei seinem berühmten Bekehrungsversuche aus. Mendelssohn lehnte diesen Übertritt, der ihn übrigens in damaliger Zeit jedes Ansehens bei den Juden beraubt hätte, ab, was nur gebilligt werden kann. Die übergroße Empfindlichkeit, die er bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, ist weniger verständlich, aber durchaus bezeichnend für ihn: selbst Lamprecht, der ihn durchaus wohlwollend beurteilt, hebt den häufig „larmoyanten" Ton von Mendelssohn hervor. Die Folge dieses falschen und täppischen, wenn auch gut gemeinten Lavater'schen Versuchs war, daß Mendelssohn sich immer mehr auf sein Judentum zurückzog, zumal nachdem die überreichen und überlauten Lobeserhebungen seiner Bewunderer ihm die Gewähr gegeben hatten, daß seine Meinungen in der Öffentlichkeit nicht mehr unbeachtet blieben. Er konnte nun in seinen späteren Arbeit immer deutlicher auf sein eigentliches Ziel, die Erringung der Gleichberechtigung der Juden, lossteuern. Nur einer machte die allgemeine Überschätzung des Berliner Judenpropheten nicht mit, Friedrich der Große. Ob der König sich durch ein abfälliges Urteil über seine Dichtungen von seiten Mendelssohns beleidigt fühlte, das dieser, angeblich „von dem Deutschenhaß des Königs ebenso verletzt, wie von dessen Flitterweisheit", 1760 herausgab, sei dahingestellt. Vielleicht hat eine Verärgerung des Königs mitgesprochen, als er zunächst ein Gesuch Mendelssohns um Verleihung der Rechte eines Schutzjuden ablehnte. Ein zweites Bittgesuch wurde übrigens auf die Fürsprache von d'Argens genehmigt (1763). Jedenfalls verstand sich der König nicht dazu, Mendelssohn zum Mitglied seiner Akademie zu ernennen, ein Entschluß, den man kaum allein auf persönliche Gründe zurückführen kann.

Wie sich Mendelssohn für die Wegräumung der „Vorurteile" gegen das Judentum hauptsächlich der Feder Lessings bediente, der im Jahre 1779 seinen „Nathan" veröffentlichte und hierin seine Rolle als Judenanwalt bis zur stärksten Ungerechtigkeit gegen seinen eigenen Glauben und sein eignes Volk trieb, so hielt er sich auch im Kampfe um die Gleichberechtigung zunächst im Hintergrunde. Dieses Mal fand er in Dohm, damals noch einem jüngeren Manne, den Vorkämpfer für seine Ziele. Er hatte dabei das sichere Gefühl, daß von deutscher Seite ein Eintreten für das Judentum viel wirkungsvoller sein müsse, „weil man bei ihr wohl eine gewisse Unparteiischkeit voraussetzen konnte". Damit war es aber in Wirklichkeit nicht weit her, wenn sich selbst Graetz zu dem Eingeständnis gezwungen sieht, daß „Mendelssohn hinter ihm (Dohm) stand, und wenn er ihm auch nicht die Worte in die Feder diktiert, so hat er ihn doch mit seinem Geiste der Milde und Menschlichkeit angehaucht und ihm über die Punkte, welche dem Christen und politischen Schriftsteller fremd und dunkel waren, Licht gegeben. Mendelssohn ist daher, wenn auch nicht als der Vater, so doch als der Pate der Dohm'schen Schrift anzusehen." Es handelt sich hier um eine geistige Schiebung

von größter Bedeutung, was auch andere jüdische Schriftsteller unumwunden zugeben. Mendelssohns Verhalten mag zwar klug gewesen sein, schön war es jedenfalls nicht. Von Dohm kann man denn auch nur ein ganz einseitiges Urteil erwarten. Es sei hier auf Dubnow verwiesen, wo sich ein teilweise wörtlicher Auszug aus der Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" findet. Dohms Beweisführung mündet in die Zuversicht aus, daß die Gleichstellung der Juden nicht nur diesen, sondern auch dem Staate von Vorteil werden müsse. „Ich wage es sogar, demjenigen Staat Glück zu wünschen, der zuerst diese Grundsätze in Ausführung bringen wird. Er wird sich aus eigenen Mitteln neue, treue und dankbare Untertanen bilden; er wird seine eigenen Juden zu guten Bürgern machen." Heute sind wir ja in der Lage, darüber zu urteilen, wie weit dieses Urteil zutraf. Über die Treue und Dankbarkeit der entfesselten Judenschaft dürfte sich aber mancher ein etwas anderes Bild machen, als es Dohm vorschwebte. In einem hielt sich aber selbst Dohm zurück. Die Gleichberechtigung der Juden wolle er nicht bis auf ihre Verwendung in öffentlichen Ämtern und in der Staatslaufbahn ausgedehnt wissen. Natürlich fand sich dann gleich ein anderer Deutscher, „einer der edelsten (!) Männer jener Übergangszeit", Diez, dem Dohm noch nicht weit genug ging und der es noch für unerläßlich fand, zur größeren Verherrlichung des Judentums das eigene Nest zu beschmutzen. „Sie sagen sehr wahr, daß die jetzige sittliche Verdorbenheit der Juden eine Folge des Druckes sei. Aber zur Färbung des Gemäldes und zur Milderung der Vorwürfe gegen die Juden würde auch eine Schilderung der sittlichen Verdorbenheit der Christen sehr nützlich gewesen sein; diese ist gewiß nicht geringer als die jüdische und vielmehr deren Ursache" Leider sind die Diez auch heute noch nicht ausgestorben, die unbedenklich ein von ihnen als „verdorben" anerkanntes Volk auf das eigene loslassen wollen, weil dieses auch nicht frei von Schuld sei. Wie dann aus der Bastardierung der von ihnen angenommenen zwiefachen „Verdorbenheit" eine Besserung erzielt werden soll, bleibt das Geheimnis dieser „Edeldeutschen". Zur Ehre unseres Volkes sei aber auch erwähnt, daß wenigstens einer gegen diese Einseitigkeiten der Dohmschen Auffassung auftrat. Der greise Michaelis, der schon dreißig Jahre vorher Lessings Musterjuden als unmöglich bezeichnet hatte, widersprach auch dieses Mal. Er blieb dabei, „die Juden seien eine unverbesserliche Rasse". Und damit rührte er, bewußt oder unbewußt, an den Kernpunkt der Judenfrage, an die Erkenntnis, daß die uns Deutschen unangenehmen und schädlichen Eigenschaften der Juden ein Ausfluß ihrer rassischen Eigenart sind und deshalb im Grunde auch nicht durch irgendwelche staatlichen Maßnahmen geändert werden können. Alle scheinbaren Annäherungen und Anpassungen berühren nur die Oberfläche, nicht aber ihr innerstes Wesen. Kayserling nennt solche durchaus sachlichen Entgegnungen natürlich „gehässig", wie ja dann jeder, der nicht für jüdische Belänge eintritt, sich stets auf eine Verunglimpfung gefaßt machen muß. Nun trat auch Mendelssohn auf den Plan und ließ die ältere Schrift eines holländischen Juden, Manasse ben Israel, die „Rettung der Juden" übersetzen und mit eigener Vorrede erscheinen, um den „verjährten Vorurteilen die Wurzel zu durchschneiden". Noch nachdrucksvoller spann er dann seine Gedanken in einer

größeren Schrift „Jerusalem" aus (1783), die auch die Billigung Kants fand, von dem „Magus des Nordens", Hamann aber scharf bekämpft wurde. Bartels weist, nicht zum Vorteil Mendelssohns, nach, daß er in diesem Werke ganz anders spricht, als in dem schon erwähnten Brief an Herz Homberg vom gleichen Jahre, eine Doppelzüngigkeit, die auch mit dem Leitwort „der Zweck heiligt die Mittel" nicht entschuldigt werden kann.

Für Preußen hatte Dohms Schrift keine unmittelbaren Folgen. — Die mittelbaren waren desto nachhaltiger. Hier offenbaren sich die über- und zwischenstaatlichen Zusammenhänge des Judentums, die schon zu damaliger Zeit die Judenschaft ganz Europas umspannten. Mendelssohn stand im Mittelpunkte dieses Zusammenhangs: bei ihm liefen die Fäden aus Ost und West zusammen. Diese Verbindungen waren auch die eigentliche Ursache der Entstehung von Dohms Schrift. Die elsässischen Juden hatten sich nämlich an Mendelssohn gewandt, um eine wirkungsvolle Darstellung zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung Frankreichs zu gewinnen. In Mendelssohn, „auf den damals bereits die europäischen Juden, als auf ihren starken Vorkämpfer, blickten", glaubten sie den geeigneten Mann gefunden zu haben. Ihm sandten sie deshalb ihren Stoff zu. Er gab aber die Arbeit an Dohm ab, da er es lieber sah, „wenn das Vorurteil der Christen wider die Juden von einem christlichen Schriftsteller bestritten wird". Damit stehen wir bereits in der Vorgeschichte des französischen Kampfes um die Gleichberechtigung, der für die Betrachtung der deutschen Verhältnisse deswegen so wichtig ist, weil er von deutschem Boden, dem Elsaß und Berlin, seinen Ausgang nahm und weil er auf das in deutschen Gebieten wohnende Judentum in entscheidender Weise zurückwirken sollte, in Elsaß und Lothringen, in den Rheinlanden und den Rheinbundstaaten: ferner in Holland und der Schweiz. Zunächst muß aber noch die Beeinflussung Mirabeaus, später eines Hauptvorkämpfers der Juden in seinem Vaterlande, durch die Berliner Judenschaft näher betrachtet werden, ehe sich die Darstellung den französischen Verhältnissen zuwenden kann.

Über das Verhältnis Mirabeaus zur Judenfrage geht die Auffassung der jüdischen und der deutschen Schriftsteller anscheinend grundsätzlich auseinander. Die ersteren sehen in ihm den Anwalt, „der stets auf den Seiten der Unterdrückten stand", während die letzteren die Selbstlosigkeit des großen Umstürzlers in Anbetracht seiner starken Verschuldung bezweifeln und anzunehmen geneigt sind, daß jüdisches Geld der Überzeugungstreue und dem Eifer Mirabeaus nicht unwesentlich nachgeholfen habe. Seine Bestechlichkeit an sich steht außer Frage, da er sie selbst mit einem jener Worte, die dem gallischen Munde stets zur Verfügung stehen, um eine häßliche Sache zu beschönigen, zugestand: „Man kann mich kaufen, aber ich verkaufe mich nicht." Tatsächlich war Mirabeau stark verschuldet und ohne sittliche Bedenken. Auch scheint nach jüdischem Zeugnis seine „Zugehörigkeit zu wesentlich jüdischen geheimen Verbindungen" außer Frage zu stehen. Wie dem auch sei, ein Vorwurf trifft höchstens den käuflichen Verräter an seinem eigenen Volke, nicht die Juden, denen man es, ohne in selbstgefällige Sittenrichterei zu verfallen, nicht verübeln kann, wenn sie in dieser Lebensfrage ihres Volkes eine so wertvolle Unter-

stützung annahmen, wo und wie sie sie fanden. Mirabeau war erst nach Mendelssohns Tode 1786 nach Berlin gekommen und dort sofort stark unter jüdischen Einfluß geraten. Er kam in die geselligen Kreise der Henriette Herz, von denen noch später ausgiebiger die Rede sein muß. Dort lernte er auch Dohm kennen, der ihn direkt zugunsten der Juden beeinflußte. Man verstand ihn derart zu gewinnen, daß er schon damals, im Todesjahre Friedrichs des Großen, „einige von seinen Gesetzen betreffs der Juden würdig eines Kannibalen nannte". Das Eintreten Mirabeaus für die Juden in „Wort und Schrift" nach seiner Berliner Zeit kann jedenfalls nur als Frucht seines dortigen Aufenthaltes aufgefaßt werden. Übrigens scheint sein rednerisches Eintreten für das Judentum stark überschätzt zu werden. In der sehr eingehenden Schilderung der ganzen Vorgänge bei Dubnow treten viel mehr als Mirabeau die Abgeordneten Grégoire, Rabeau-Saint-Etienne, Clermont-Tonnerre für die Gleichberechtigung der Juden in die Schranken.

Man liest häufig, daß die Juden, wie bei allen großen Staatsumwälzungen der letzten Zeit, so auch bei der großen französischen, maßgebenden Anteil gehabt hätten. Es steht fest, daß in unruhigen Zeiten stets der Weizen der Juden besonders üppig gedieh. Darüber soll noch im Zusammenhang geredet werden. Für die Französische Revolution stützt sich aber die Behauptung, daß sie an ihrer Vorbereitung und Durchführung wesentlich beteiligt waren, soweit ich es übersehen kann, mehr auf Vermutungen als auf nachweisbare Tatsachen. Eine genauere Erforschung dieser Zusammenhänge wäre gewiß wünschenswert: denn bis jetzt scheint die Geschichtschreibung ihnen nicht die genügende Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. Ob dabei freilich heute noch viel herauskommen wird, ist fraglich, besonders wenn, wie ich glaube, die jüdische Beteiligung verhältnismäßig unbedeutend war. Eine Hauptstütze scheint die gegenteilige Ansicht darin zu finden, daß der Anteil des Freimaurerordens und verwandter Gesellschaften an der vorbereitenden Erregung der Geister recht erheblich war. Da nun heutzutage und auch schon kurz nach der französischen Staatsumwälzung die Juden in diesen Gesellschaften unleugbar eine gewisse Rolle spielten — war doch z. B. nach Goethes Zeugnis Cagliostro ein Jude —, so spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Annahme einer Mitwirkung der Juden beim Heraufführen der Revolution. Die Nachweisung weiteren Stoffes für diese immerhin nicht unwichtige Frage wäre sehr dankenswert.

Die Bewegung zur Emanzipation der elsässischen Juden war, worauf Hauser mit Recht hinweist, bereits vor dem Umsturzjahr 1789 in vollem Gange. Die Mitwirkung Mendelssohns wurde fast zehn Jahre vor diesem Zeitpunkt in Anspruch genommen. Die treibende Kraft war ein reichgewordener Kriegslieferant, Hirsch Berr aus Medelsheim in der Pfalz, der sich dann in einen Herrn Cerf Berr de Medelsheim verwandelte, um dem französischen Sinne schmackhafter zu werden. In Elsaß-Lothringen dürften damals von den 50000 französischen Juden allein 40000 gelebt haben, was einen ganz ungewöhnlich hohen Hundertsatz im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, die damals schwerlich eine halbe Million überstieg, bedeutete. Nach jüdischem Bericht soll vielleicht „in keinem Teil von Europa der Druck und die Schmach der Juden größer als in der fran-

zösisch gewordenen deutschen Provinz Elsaß und Metz“ gewesen sein. Dem widerspricht aber doch wohl, daß sie gerade diese Landesteile als ein so ergiebiges Feld ihrer Ausbeutetätigkeit betrachten konnten: Jude und Wucherer (usurier) waren dort gleichbedeutende Begriffe. Gewiß ist, daß die Juden zahlreichen Aufenthaltsbeschränkungen u. dgl. unterlagen, gewiß aber auch, daß sie sich in ihrer gewohnheitsmäßigen Nichtachtung der Gesetze darüber vielfach hinwegsetzten. So Cerfberr. Durch besondere Fürsprache war ihm persönlich der Aufenthalt in Straßburg gestattet worden. Nach wenig Jahren hatte er eine Judenschaft von 68 Personen nachgezogen, indem er für sie als seine Verwandten, Handlungsgehilfen und Dienstboten stillschweigend die gleiche Bevorzugung in Anspruch nahm. Es war die gleiche Einschleichung, wogegen Preußens Könige immer wieder aufzutreten genötigt waren. Die Gegenwirkung der Bevölkerung blieb nicht aus; die Selbsthilfe nahm, wie stets in solchen Fällen, oft einen Umfang an, der sich nicht mehr auf ihren eigentlichen Zweck beschränkte und mancherlei Gesetzesüberschreitungen im Gefolge hatte. Jedenfalls verstand es Cerfberr und die Judenschaft ausgezeichnet, den nötigen Lärm in Versailles zu machen. Immerhin genügt dies noch nicht, um allein die Erfolge Cerfberrs zu erklären. Es ist kaum anzunehmen, daß Ludwig XVI., die Minister Herzog von Choiseul und Malesherbes, die sich seinen Klagen zugänglich erwiesen, dies nur aus Vorliebe für die Juden und die in ihnen beleidigte Menschenwürde getan haben. Es wäre vielleicht von Wert, die tieferen Gründe der einflußreichen Stellung Cerfberrs kennenzulernen. Seine Verdienste als Heereslieferant reichen dafür schwerlich aus und waren ja auch durch seinen Wohlstand hinreichend belohnt. Nähere Einzelheiten über die Entwicklung bis zum Jahre 1789 findet man bei Dubnow und Graetz, wobei allerdings eine vorsichtige Prüfung ganz besonders am Platze zu sein scheint.

Der Umsturz brachte die Erklärung der Menschenrechte. Mit ihr kam auch die Frage der politischen Gleichberechtigung der Juden ins Rollen. Sehen wir uns zunächst die Judenfürsprecher etwas näher an. Es waren außer den oben genannten noch Talleyrand und Robespierre. Schon Chamberlain weist auf die auffällige Tatsache hin, daß der Adel (und die Fürsten) seit jeher in ihrem Eigennutz den Schutz der Juden gegenüber den Völkern sich angelegen sein ließen, so daß die ausbeuterische Tätigkeit der Juden ohne den schirmenden Einfluß der höheren Stände kaum möglich gewesen wäre. Auch 1789 sehen wir Mirabeau, Talleyrand und Clermont-Tonnerre vom hohen Adel für sie eintreten gegen die Vertreter der bürgerlichen Stände, vor allem die aus dem ausgesogenen Elsaß, die von ihren Wählern judenfeindliche Weisungen mitbekommen hatten. Von den 3 anderen genannten Männern gehörten zwei der Geistlichkeit an, Rabeau-Saint-Etienne als Protestant, Abbé Grégoire als Katholik. Letzterer war schon vor dem Umsturz (1788) mit einer Schrift zugunsten der Juden eingetreten: auch in diesem Falle sieht man nicht ganz klar, welche Gründe ihn bestimmten, entgegen der übereinstimmenden Haltung seiner lothringischen Landsleute, sich derart für die Juden ins Zeug zu legen. Jedenfalls waltet hier ein eigener Zufall, daß diesen fünf Vertretern von Adel und Geistlichkeit sich nur ein namhafter Bürgerlicher beigesellte und zwar aus einer Gegend, welche mit den Juden keine

Bekanntschaft gemacht hatte. Daher kommt wohl auch Robespierres merkwürdige Folgerung in seiner berühmten Befreiungsrede für die Juden, „indem er zugab, sie taugten allem Anschein nach nichts, aber sie würden etwas taugen, sobald es in ihrem Nutzen liege, wohltätige Staatsbürger zu sein". Um es vorwegzunehmen, Robespierre sollte sich von dieser Tauglichkeit noch selbst überzeugen. Durch St. Just wurde er zur Zeit des Konvents in „wütenden" Briefen über die wucherische Ausbeutung des Elsasses durch die Juden aufgeklärt, und Bleibtreu, ein ausgezeichneter Kenner des damaligen Frankreichs, hegt den Verdacht, daß die Juden dem Sturz Robespierres nicht ferngestanden haben, als sie seine strenge Rechtlichkeit gegenüber ihren lichtscheuen Geschäften mit Kirchen- und Nationalgütern fürchten mußten.

So ganz einfach ließ sich aber die Konstituierende Versammlung doch nicht von der Notwendigkeit der Judenemanzipation überzeugen. Dazu waren die Klagen der elsässischen Abgeordneten doch zu schwerwiegend. Besonders Rewbell, selbst Metzer und später Mitglied des Direktoriums, tat sich als Sachwalter seiner Landsleute kräftig hervor. Im Jahre 1790 wurde zunächst nur den in Bordeaux und Avignon ansässigen Sepharden ihr Bürgerrecht bestätigt, das sie schon vorher besessen hatten und erst unter Anwendung des „Terrors" der Pariser und unter Vergewaltignng der Handlungsfreiheit der Abgeordneten gelang es endlich 1791, das Emanzipationsgesetz durchzudrücken, und zwar nur mit der ausdrücklichen Verheißung einer gesetzlichen Schuldentilgung für die elsässische Bevölkerung. „Beide Gesetzesbeschlüsse — der über die Gleichberechtigung und der über die Liquidierung — wurden an ein und demselben Tage angenommen, und man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei die Gleichberechtigung der Juden als Entgelt für die zwangsmäßige Tilgung ihrer Guthaben verliehen worden."

Die Teilnahme der Juden an dem weiteren Verlauf der Umsturzbewegung scheint sich vor allem auf den günstigen Erwerb der Nationalgüter beschränkt zu haben. Daß sie dabei Kirchengebäude durch Kauf erwarben, um sie dann an die Gemeinden, die alten Besitzer, gegen hohen Jahreszins wieder zu vermieten, zeigt, wie wenig ihr Erwerbsinn selbst vor Geschäften zurückscheute, die ihr Wirtsvolk im innersten verletzen mußten. Von dere igentlichen gefährlichen Tagespolitik hielten sie sich im allgemeinen fern und entgingen deshalb auch dem Massenblutbad, worüber Graetz besonders anschaulich berichtet: „Die Vertrautheit der Juden mit Verfolgungen, ihre Klugheit und Geschicklichkeit, sich gewissermaßen tot zu stellen: ‚Verbirg dich einen Augenblick, bis der Sturm vorüber ist,' mag sie vor den Blutgerichten geschützt haben. Sie hatten außerdem im allgemeinen nicht den Ehrgeiz, sich vorzudrängen oder eine Rolle spielen zu wollen; sie verletzten die Machthaber des Tages nicht." Nur wenige Opfer jüdischer Abstammung sind bekannt, darunter die Gebrüder Frey, die Söhne des berüchtigten Sabbatianers Frank. Ferner Pereira, „der böse Geist des Blutmenschen Marat", von welch letzterem es übrigens auch zweifelhaft ist, ob er nicht jüdischer Herkunft war. Wie sehr das neue Frankreich die Juden anzog, ersieht man aus dem Umstande, daß sich ihre Zahl von 1789 bis 1805 fast verdreifachte!

Graetz betont besonders den Heldenmut, mit dem die Juden die

Dankesschuld an Frankreich in dessen vielen Kriegen während der Folgezeit abzutragen bemüht gewesen wären. Das scheint aber etwas stark übertrieben, angesichts der Tatsache, daß Napoleon bei dem Synedrion (1806/7) und in seinem Gesetz vom Jahre 1808 ganz besondere Maßnahmen glaubte ergreifen zu müssen, um ihrer persönlichen Opferbereitschaft für das „sie liebevoll umfassende Vaterland" nachzuhelfen. Auch Hauser glaubt, daß sie den Dienst hinter der Front dem Heeresdienst vor dem Feinde vorgezogen hätten. Selbst bei dem Juden Dubnow findet man Angaben, die diese Vermutung unter allen Verbrämungen doch im wesentlichen bestätigen. Die Wahrheit wird wohl so liegen, daß der seelische Aufschwung der ersten Revolutions- und Emanzipationstage auch an den Juden nicht spurlos vorüberging, daß aber mit den wachsenden Opfern der natürliche Rückschlag eintrat und die ererbte Abneigung gegen den Waffendienst allmählich, zuletzt sehr auffällig, wieder durchbrach. Dubnow meint zum Schluß: „Daß die Juden der Beteiligung an den Hekatomben Napoleons I. . . . . sich zu entziehen suchten, galt für viele als Beweis dafür, daß sie die Gleichberechtigung nicht verdienten. Die Tragik (!) der Geschichte bestand darin, daß das Morgenrot der Befreiung den französischen Juden im blutigen Nebel der Schreckensherrschaft und im Pulverrauch der Schlachten aufging, daß man den Befreiten keine Zeit ließ, sich den neuen Verhältnissen des staatsbürgerlichen Lebens anzupassen und sich auf normalem Wege zu zivilisieren." Ein Vergleich mit der geringen Bereitwilligkeit der Juden zum Militärdienst unter Josef II. und in späteren Zeiten, wird das Schiefe dieser Entschuldigung erkennen lassen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die deutschen Verhältnisse war aber die Entfesselung der französischen Judenschaft infolge der unmittelbaren Nachwirkungen auf die Frankreich bald darauf zufallenden Rheinlande, deren rücksichtslose Aussaugung sich die Juden alsbald angelegen sein ließen, was nicht wenig zu Napoleons Dekret vom Jahre 1808 beitrug. Fast noch wichtiger war aber die mittelbare Einwirkung auf die reichsdeutschen Verhältnisse, da die Ereignisse an der Seine der deutschen Judenschaft eine mächtige Anregung gaben, das gleiche Ziel zu erreichen. Im Deutschen Reiche befand sich auch nach Mendelssohns Tode (1786) der geistige und vor allem der gesellschaftliche Mittelpunkt des Judentums nach wie vor in Preußen. Besonders ist die von Berlin ausgehende gesellschaftliche Beeinflussung von Bedeutung geworden, da sie eine Reihe von Männern in ihren Bann zog, die bei der Weiterentwicklung der Judenfrage mitzuwirken berufen waren und weil selbst die regierenden Kreise in Preußen sich ihr nicht ganz zu entziehen wußten. Nie hat die Estherpolitik des jüdischen Volkes reichere Früchte getragen, als durch die mehr oder minder schönen „klugen Weiber aus der Judenschaft", wie sie Gentz nannte, der natürlich auch mit dabei sein mußte. Die Saat Mendelssohns schoß üppig in die Halme.

Man spricht so häufig von der ungeheuren Sittenverderbnis, welche, schon unter dem großen Könige beginnend, unter dem schlechten Beispiele eines sittenlosen Hofes sich verbreitend, schließlich die ganzen herrschenden Kreise Preußens ergriffen und dessen Untergang in erster Linie mit veranlaßt habe. Dem Herrscherhaus, dem Adel, dem Beamten- und

Offiziersstand wird die ganze schwere Schuld zugemessen: den Anteil des Judentums an diesem sittlichen Zusammenbruch vergißt man in der Regel zu erwähnen. Und doch erscheinen gerade die Berliner Judensalons jener Zeit als Hauptfäulnisherde. Wie schon immer bewies auch damals das Judentum seine zersetzende Kraft als „Ferment der Dekomposition", um diesen Ausdruck Mommsens zu gebrauchen. Es wäre eine recht anziehende Aufgabe, die Geschichte der Berliner Judengesellschaft jener Tage einmal auf ihre große Mitschuld an der Auflösung des Friderizianischen Preußens hin zu erforschen. Hier können nur einige Punkte berührt werden. Hören wir zunächst Graetz: „Geistvolle Juden und Jüdinnen haben zunächst in Berlin jenen gebildeten Weltton geschaffen, der die Eigentümlichkeit dieser Hauptstadt geworden ist und von hier aus anregend auf das übrige Deutschland eingewirkt hat. Durch Friedrich den Großen war die geistvolle französische Literatur in Preußen eingebürgert worden, und die Juden fühlten sich am meisten von dem sprudelnden französischen Witz angezogen. Der talmudische Witz lief sozusagen dem französischen entgegen und umarmte ihn als Geistesverwandten. . . . . Die jüdische Jugend warf sich mit Heißhunger auf die französische Literatur; freilich zog damit auch die französische Leichtfertigkeit mit ein. Auch die klugen Töchter Israels gaben sich dieser Modetorheit mit allem Eifer hin." In nüchternes Deutsch übersetzt, würde die Stelle vielleicht dahin zu deuten sein, daß der eigenartige Berliner Ton mit seiner „Schnoddrigkeit", seinem „dreisten Absprechen und dünkelhaften Großtun" das Judentum zum Vater hat. Die Einwirkung auf das übrige Deutschland, von der Graetz spricht, fand ihren Widerhall in der außerordentlichen Beliebtheit, deren sich das Berliner Wesen, nicht erst seit heute, zu erfreuen hat. Der undeutsche, verletzende Berliner Witz, der nichts Großes und Edles gelten läßt, ist ebenso wie ein gut Teil der Liederlichkeit, die damals Berlin verpestete, jüdische Einfuhrware aus Paris, wie uns ja auch jetzt noch alle Abfälle der Pariser geistigen und sittlichen Halbwelt durch die gleichen Vermittlerhände zugehen. Wertvoll ist noch das Zugeständnis der französisch-talmudischen Geistesverwandtschaft. Sie klärt manche Erscheinungen im Verhältnis der Juden zum Deutschtum besser auf und ist jedenfalls wahrer, als die schönen Worte Hermann Cohens von der Wesensähnlichkeit und gegenseitigen Bedingtheit deutscher und jüdischer Art, die in ihren Folgerungen zum Aufgehen des Deutschtums im Judentum führen müßte. Es steht fest, daß in den jüdischen Salons alles verkehrte, was gesellschaftlich und geistig im damaligen Berlin hervorragte. Daß auf geistig bedeutende Männer wie die Humboldts, Schleiermacher, Gentz, Schlegel und nicht zuletzt Mirabeau lediglich das geistreichelnde, im Grunde genommen seichte Geschwätz der Modejüdinnen so große Anziehungskraft ausübte, glaube ich nicht. Der „vom Geschlechtssinn umnebelte Verstand der Männer" scheint in den meisten Fällen ein gleich starkes Leitseil gesponnen zu haben, das die Besucher zu der Herz, Veit und Lewin führte. Dorothea Veit, die Tochter Mendelssohns, und Henriette Herz waren schöngeistige Buhlerinnen, während die geistig hervorragendste von den dreien, Rahel Lewin, ihr Mangel an Reizen hiervor zwar bewahrte: dafür versah sie zeitweise das Amt einer Kupplerin. Das sind vielleicht

harte Worte. Sie entsprechen aber den Tatsachen. Mag man diesen modernen Aspasien ruhig Geist und Verstand zugestehen. Sie allein wären kaum imstande gewesen, ohne die anderen Anziehungskräfte ihre Salons zum Mittelpunkt der Gesellschaft zu machen. Übrigens müssen auch Juden und judenfreundliche Schriftsteller das lockere Treiben einigermaßen zugeben. Graetz spricht, etwas verschleiernd, von dem „midianitischen Zelt“ der Henriette Herz, während Henne am Rhyn ihren Salon schon offener als „schöngeistiges Bordell“ bezeichnet. Daß sich offenbare Wüstlinge wie Gentz und Mirabeau und haltlose Naturen wie Friedrich von Schlegel in diesen Kreisen wohl befanden, bedarf keiner Erläuterung. „Mit frechem Hohne nannten die sittlich Verkommenen beider Geschlechter ihren Verein, in welchem völliger Kommunismus des Genusses herrschte, ‚Tugendbund‘.“ Weniger leicht ist die Teilnahme von Männern wie Schleiermacher und den beiden Humboldts zu verstehen. Diese letzteren hatte ihr Erzieher Knuth im Herzschen Hause eingeführt, und die Eindrücke, die sich damals ihren jungen Gemütern mitteilten, dürften für die judenfreundlichen Handlungen der beiden einflußreichen Männer in ihrem reiferen Alter nicht ohne Nachwirkung gewesen sein. Auch zu der königlichen Familie stand Henriette Herz seit ihrer frühesten Jugend in Beziehungen. „Als Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen, einst die Laubhütte eines der reichsten Juden Berlins besuchte, wurde ihr als die schönste Zier der prächtig geschmückten Räume die kleine Henriette vorgestellt, und als einige Zeit darauf die Königin Ulrike, ihre Schwester, bei einer Judenhochzeit erschien, führte man ihr ebenfalls das schöne Judenkind vor.“ Späterhin war dann Engel, der Erzieher des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm III.) ein häufiger Gast im Herzschen Kreise, ein Mann, „welcher Proben rabbinischer Weisheit, von Juden empfangen, unter das Publikum brachte“, seinen Zögling also sicher nicht judenfeindlich beeinflußte. Dieser gab dann als König seinen beiden ältesten Söhnen, den nachmaligen Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., zum Erzieher jenen Delbrück, der selbst jüdischer Abstammung gewesen sein soll[1]); jedenfalls war er auch sehr judenfreundlich und führte Friedrich Wilhelm IV. als Knaben in das Herzsche Haus ein, dessen Ansehen er dadurch wesentlich hob. Jede einzelne dieser Tatsachen scheint gewiß an sich belanglos zu sein. In ihrem Zusammenhang geben sie aber doch ein fesselndes Bild von der „Bedrückung“ der damaligen Berliner Judenschaft und von der Vorurteilslosigkeit der hohen Kreise und zeigen zugleich, auf wie vielfachen Wegen das Judentum schon damals in der Lage war, seine Wünsche bis an die höchste, entscheidende Stelle zu bringen.

Daß der Lessingsche Kreis — Nicolai und Ramler — sich ebenfalls bei der Herz ein Stelldichein gaben, ist selbstverständlich, ebenso Dohms Verkehr daselbst. Weniger selbstverständlich erscheint es, daß wir in der losen Gesellschaft neben Schleiermacher auch die beiden Konsistorialräte Teller und Zöllner finden. Auch der ältere Schadow, der mit einer Wiener Jüdin durchgegangen war und sie dann geheiratet hatte, war dort zu

---

[1]) Nach dem Semikürschner, dem ich die Verantwortung für diese Nachricht überlassen muß.

treffen. Und schließlich sei noch Börne genannt, der als Berliner Student im Herzschen Hause wohnte.

Von weiteren Salonjüdinnen der damaligen Tage sind noch zu nennen Dorothea Veit, Mendelssohns Tochter, die Schlegel zuliebe den Gatten und die Kinder verließ. Und schließlich Rahel Lewin, die über 40 Lebensjahre alt noch den viel jüngeren Varnhagen von Ense heiratete und durch dessen Schreibseligkeit zu einem nicht ganz verdienten Rufe kam. Sie gefiel sich in der Rolle der Goethe-Verehrerin und kam, als dieser sie 1815 aufsuchte, völlig aus dem Häuschen. Neben dieser rein schöngeistigen Rolle spielte sie aber noch im Kreise des genial-lüderlichen Prinzen Louis Ferdinand „die Prinzenkupplerin". Letzterer war ein Sohn des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen. Er hinterließ aus seiner Verbindung mit der Jüdin Fromme eine Nachkommenschaft, die besonders durch den Dichter Ernst von Wildenbruch bekannt wurde. Bartels hält jedoch das jüdische Blut Wildenbruchs für zweifelhaft. Auch die beiden Geschwister des Prinzen waren den Juden wohlgesinnt: seine Schwester Luise, Fürstin Radziwill, würdigte die Herz ihrer Freundschaft, und sein Bruder August förderte die Aufnahme der Juden selbst in das Offizierkorps.

Friedrich Wilhelm II. war im Grunde genommen ein wohlmeinender Herrscher und hatte klaren Blickes erkannt, daß nach dem Tode seines großen Oheims die neuen Zeiten auch neue Maßnahmen erforderten. So leitete er eine ganze Anzahl wohltätiger und notwendiger Änderungen in der Staatsverwaltung und im Heere ein. Infolge seiner Unbeständigkeit blieb aber seinen Bestrebungen der Erfolg versagt. Jedenfalls war von ihm nicht eine von vornherein ablehnende Haltung gegen jüdische Wünsche, sondern deren wohlwollende und verständnisvolle Prüfung zu erwarten. Daß die Juden unter seiner kurzen Regierung nicht mehr erreichten, liegt an ihrer Maßlosigkeit, alles oder nichts zu verlangen, da sie ganz verkannten, daß eine allmähliche und planmäßige Förderung ihrer Absichten auch in ihrem eigenen Nutzen liege. Der Hergang war folgender. Auf Rat David Friedländers, eines Freundes Mendelssohns, hatte die Berliner Judengemeinde ein Gesuch eingereicht, die bestehenden Beschränkungen aufzuheben, und hierauf den durchaus günstigen Bescheid erhalten, daß sie „redliche Männer aus ihrer Mitte wählen" sollten, mit denen die Regierung ihre Wünsche besprechen könne. Zu diesen Verhandlungen wurden auch Abgeordnete der übrigen preußischen Judenschaft mit Ausnahme Schlesiens, Westpreußens und Ostfrieslands zugelassen. Der König ernannte dann einen besonderen Ausschuß zur Untersuchung der jüdischen Beschwerden und zur Ausarbeitung von Vorschlägen zur Änderung. Das Ergebnis der Beratungen fand seinen Niederschlag in einem Gesetzentwurf zur „Verbesserung der jüdischen Lage", dem der König zustimmte (1789). Mit seiner Annahme konnten die Juden eine ganze Reihe beträchtlicher Fortschritte erreichen, nachdem schon vorher der Leibzoll aufgehoben und die Porzellansteuer abgelöst worden war. Natürlich konnte der Staat nicht den plötzlichen Einbruch der Juden in die verbotenen Berufe gestatten, ohne schwere Gefahren für diese heraufzubeschwören. Ebenso ist es zu billigen, daß er z. B. den Ankauf bebauter Grundstücke verbot. Für die gebotenen Erleichterungen wurde verlangt, daß die Juden aufhörten, ein Staat im Staate zu sein. Wie in Österreich sollten sie sich in Schule und öffentlichem Leben der Lan-

dessprache bedienen. Es ist bezeichnend, wie Dubnow hämisch bemerkt: „Dann und nur dann würde die jüdische Jugend mit der Zeit die große Ehre erleben, zum Militärdienste zugelassen zu werden." Wie die damalige Judenschaft diese Ehre des Militärdienstes einschätzte, wissen wir nun schon von Österreich und Frankreich her. Es ist nicht zu rechtfertigen, wenn es Graetz so darstellt, als wären die jüdischen Deputierten zu ihrer Ablehnung der Vorschläge bestimmt worden, weil sie „zur Heranziehung zum niederen Kriegsdienste ohne Vollmacht wären". Der Kernpunkt liegt doch wohl darin, daß sie ihre nationale Sonderstellung nur gegen völlige Gleichberechtigung aufgeben wollten und daß der Militärdienst ohne dieses Zugeständnis vollends nichts Verlockendes für sie hatte. Die Worte, mit denen die Judenschaft ihre Ablehnung des Entwurfs beschloß, sind zu bezeichnend, um hier übergangen werden zu können. Die Antwort zeigt eine Sprache, die zu führen sie sich unter Friedrich dem Großen nie unterfangen hätten und die am beredtesten für ihre veränderte Lage spricht: „Es ist Zeit, daß uns die Fesseln abgenommen werden, die uns so lange beschweren. Wenigstens getrösten wir uns, daß Eine Hohe Landesregierung Ihrerseits Alles anwenden wird, den Unterschied, den die Verschiedenheit der Religion (!) festgestellt hat, soviel wie möglich in Vergessenheit zu bringen. Dies kann aber nicht anders geschehen, als wenn wir in vollkommene Gleichheit mit anderen Untertanen gesetzt werden; wenn die Landesgesetze, bey Erwähnung des Namens Jude, seiner mit keiner Wegwerfung oder auch nur mit Mißtrauen in seine Moralität gedenken; mit einem Worte: wenn Eine Hohe Landesregierung es nicht unter ihrer Würde hält, den Juden nicht allein mehr Nahrungsquellen zu eröffnen, sondern auch ihre bürgerliche Ehre wiederherzustellen . . . Sollte aber die allgerechte Vorsehung beschlossen haben, unsere Hoffnung zu täuschen, so müssen wir mit tiefgekränktem Herzen einen Wunsch äußern — einen schrecklichen Wunsch —, in den aber doch alle Mitglieder der Colonie einstimmig werden, nehmlich den, daß Ew. Königl. Majestät geruhen möchten, uns in der alten Verfassung zu lassen, ob wir gleich voraussehen, daß die Bürde dann von Tage zu Tage unerträglicher wird . . ."

Bei der Beurteilung von Friedrich Wilhelms II. Haltung muß man natürlich den Stand der damaligen wissenschaftlichen Erkenntnis berücksichtigen. Auch wo man das Judentum damals als Nation, nicht lediglich als Religionsgemeinschaft, auffaßte, glaubte man doch immer, daß es nur seines guten Willens zum Aufgehen im deutschen Volke bedürfe — an die Möglichkeit einer solchen Aufsaugung der entnationalisierten Juden im deutschen Volke glaubte sogar noch Treitschke und Lagarde, und erst recht E. v. Hartmann. Wo einzelne Männer die Möglichkeit einer Wesensänderung der Juden überhaupt bestritten, wie etwa Michaelis oder Fichte, geschah dies mehr aus natürlicher Abneigung oder infolge der Lehren der Geschichte, als in Ahnung der bestehenden gebieterischen Naturgesetze. Erst das Ende des 19. Jahrhunderts wußte die Lehren Darwins und Gobineaus zu der richtigen Erkenntnis zu vermählen, daß alle Versuche, den Juden zu ändern und ihn zu einem für den deutschen Staat wünschenswerten Deutschjuden umzumodeln, an der Artung seines Wesens, an der zwingenden Gewalt seiner Natur scheitern müssen. Im Rahmen der damaligen Erkenntnis fühlte und handelte der König durchaus richtig. Er sah ein,

daß eine sofortige Abänderung gewisser Bestimmungen, die mit dem Geist der Zeit nicht mehr vereinbar waren, nicht zu umgehen sei. Er übersah aber auch nicht, daß die Umwandlung der Juden, ihre Anpassung an deutsches Wesen, längerer Zeit bedürfe und daß man daher schrittweise vorgehen müsse, solle der Staat nicht Not leiden. Diesen Gedanken brachte er eigenhändig auf dem 1789 vorgelegten Gesetzentwurf zum Ausdruck, wenn er schreibt: „übrigens ist es höchst wahrscheinlich, daß in der dritten Generation, nach etwa 60—70 Jahren, die Juden in allen bis auf wenige, dem Staat ganz unschädliche und gleichgültige Religionsdifferenzen, den Christen durchaus gleich sein werden, und alsdann werden auch die noch bis dahin nötigen Einschränkungen gänzlich aufgehoben werden können.“ Es war nicht nur unklug, sondern auch ungerecht, wenn die Juden dagegen sofortige Auslieferung aller Rechte forderten, ohne überhaupt imstande zu sein, zunächst entsprechende Gegenleistungen dem Staate darzubringen, und dann — wie immer — den Gekränkten herauskehrten, als ihr Vorhaben nicht auf Anhieb glückte. Damit war die verhältnismäßig günstigste Gelegenheit, einen tüchtigen Schritt vorwärts zu kommen, durch den eigenen jüdischen Starrsinn verpaßt. Denn bald darauf stockte die Gesetzgebung infolge der andauernden Kriegswirren in West und Ost. Und die Gebietserwerbe bei der zweiten und dritten Teilung Polens mit dem Zuwachs ihrer zahlreichen Judenschaft schufen Verhältnisse, welche die größte Vorsicht bei weiteren gesetzgeberischen Maßregeln bedingte. Natürlich war es gänzlich unmöglich, diesen jüdischen Zuwachs rechtlich der jüdischen Bevölkerung gleichzustellen. Immerhin bedeutete auch für diese polnischen Juden die Angliederung an Preußen einen erheblichen Schritt vorwärts. Zum Dank dafür stellten sie sich dann im Winter 1806/7 ganz auf die Seite der Franzosen. Wenn Napoleon ihre Dienstbeflissenheit für seine Sache auf Rechnung der am 6. Oktober erfolgten Einberufung des Synedrions setzt, so mag er darin recht haben. Es erklärt den Landesverrat, kann ihn aber nicht entschuldigen. Bezeichnend für das Wohlwollen der preußischen Regierung gegenüber den später so undankbaren polnischen Juden ist auch die Antwort des Grafen Hoym auf eine Eingabe der Berliner Juden zugunnen ihrer neu hinzugetretenen Stammesgenossen. In ihr erbaten sie die Nachsicht und Geduld des Ministers für ihre an Bildung noch tieferstehenden Brüder. Hoym erwidert: „Den Herren Daniel Itzig und den übrigen Ältesten der Judenschaft zu Berlin erwidere ich auf ihr Schreiben, wie es mir wahres Vergnügen ist, zum Wohlstand ihrer Nation (!) beitragen zu können, und dieses wird auch in Ansehung der jüdischen Einrichtungen in Süd-Preußen geschehen.“

Friedrich Wilhelms III. lange, mehr denn 40 jährige Regierung wies keine so einheitliche Linie in der Judenfrage auf, wie die seiner Vorgänger. Das Unklare und Schwankende seines Wesens bewirkte, daß er sich auch auf diesem Gebiete Zugeständnisse abringen ließ, mit denen er innerlich nicht ganz einverstanden sein mochte. Von Hause aus scheint der König nicht gegen die Juden beeinflußt gewesen zu sein. Der schon erwähnte sehr rege Verkehr seines Erziehers Engel in jüdischen Kreisen spricht dagegen. Auch seine Duldung, daß Delbrück die Prinzenzöglinge gelegentlich dem Herzschen Kreis zuführen durfte, und seine Nachsicht gegen das Judentreiben bei Louis Ferdinand beweisen zum mindesten eine starke

Gleichgültigkeit gegenüber den Juden. Graetz spricht allerdings von Vorurteilen, die der König gegen seine Stammesgenossen gehegt habe, und Boyen bezeugt ein Ähnliches. Tatsache ist jedenfalls, daß das Judentum unter keinem der preußischen Könige Größeres errungen hat, als unter Friedrich Wilhelm III., daß dem deutschen Volke kaum je ein verhängnisvollerer Schlag versetzt wurde als durch den Gleichstellungs-Erlaß vom März 1812. Dieser gehört indes schon einer späteren Zeit an. Für die ersten Jahre der neuen Regierung waren die Verhältnisse in Preußen noch wesentlich andere. Zu ihrem Verständnis muß auf die außerpreußischen Verhältnisse kurz eingegangen werden.

Während sich nämlich in Berlin eine Teilbewegung entwickelte, die auf dem Wege der Religionsvermanschung die Juden ihrem Ziele, der politischen Gleichberechtigung näherbringen sollte, was scharfe Gegenwirkungen zur Folge hatte, versuchte die gesamte deutsche Judenschaft — übrigens stark beeinflußt vom Berliner Judentum — ihre Wünsche auf dem Kongresse von Rastatt (1797—1798) und bei der Reichsdelegation in Regensburg durchzudrücken. Diese letzteren Versuche müssen vom deutschen Standpunkte aus unbedingt verurteilt werden, da sie zweifelsohne bezweckten, durch das Aufrollen der deutschen Judenfrage vor zum Teil nichtdeutschen Versammlungen einen unzulässigen Druck des Auslandes auf die Entschlüsse der deutschen Regierungen und auf die deutsche öffentliche Meinung auszuüben. Die ausländische Judenschaft wurde zunächst vorgeschoben. Dieses Arbeiten mit vorgeschobenen Personen gehört zum jüdischen Kampfverfahren und wurde ja schon im Falle Cerfberr-Mendelssohn-Dohm in gleicher Weise festgestellt. Auch später wird man ihm noch begegnen. Holländische Juden warfen also den Ball hin, ein Deutscher nahm ihn auf. Es war ein Regensburger Rechtsgelehrter namens Grund, „den die Berliner vorgeschoben hatten", der sich, ebenso wie noch ein zweiter Deutscher in Denkschriften „hauptsächlich" (also doch auch an andere!!) an die deutschen und österreichischen Gesandten wandte. „Beide wollten die Forderung der holländischen Juden an die diplomatischen Vertreter, in Deutschland die Achtung der deutschen Juden von den Fürsten gewissermaßen zu erzwingen, ihrerseits durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung unterstützen." Ich finde nirgends — weder bei Graetz, noch Dubnow oder sonstwo — ein Wort des Tadels für dieses Gebaren. Deshalb soll das Verwerfliche dieses Treibens wenigstens hier gebrandmarkt werden. Selbst vom jüdischen Standpunkte aus dürfte es unklug gewesen sein, die Würdigkeit der Juden, als vollberechtigte Staatsbürger anerkannt zu werden, durch eine derartig offene Bekundung ihrer Verständnislosigkeit für vaterländische Werte bloßzustellen. Einen Erfolg hatten die Denkschriften beim Rastatter Kongreß ebensowenig wie die weiteren Schritte der Juden in Regensburg (1802). Auch hier war Hofrat Grund wieder der Wortführer der Judenschaft. Als Ziel der Gleichberechtigung wird in dieser Denkschrift angegeben, „dieses Volk mit der deutschen Nation zu verschmelzen". Auch dieser Bittschrift blieb der Erfolg versagt. Sie hatte merkwürdigerweise einen Fürsprecher an dem böhmischen Gesandten gefunden. Wer die starre Herzenskälte des Kaisers Franz II. kennt, muß sich sagen, daß diese Haltung des habsburgischen Vertreters unmöglich judenfreundlichen Regungen entsprossen sein kann. Wer sich Österreichs Geldnot infolge der

seit 1792 fast ununterbrochenen Kriege vorstellt, wird geneigt sein, dieses Eintreten für die Juden ebenso auf klingende jüdische Einflüsse in der Hofburg zurückzuführen, wie früher die Unterdrückung von Eisenmengers Werk. Die künftige Geschichtsforschung sollte auch die Klärung solcher Zusammenhänge für nicht zu gering erachten. Die Geschichte des Judentums in Deutschland würde dann vielleicht in mancher Hinsicht ein anderes Bild bekommen. Auch in diesem Falle wurde der jüdische Vorstoß wieder durch einen Aufsehen erregenden Aufruf eines ausländischen Juden zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung Deutschlands eingeleitet (1801). Recht aufklärend ist es, wie sich dieser, der „sich mehr als Franzose, denn als Jude fühlt", dennoch für berechtigt hält, „im Namen aller Bekenner der jüdischen Religion in Europa" aufzutreten. Auf den schwülstigen Aufruf hier sonst näher einzugehen, lohnt sich nicht. Wir Heutigen kennen ja zum Überdruß diese Weise des ausländischen Juden, der die Dreistigkeit besitzt, dem deutschen Volke unter Berufung auf die Gebote der Menschlichkeit seine Rückständigkeit vorzuhalten. Wir kennen ja auch leider den Erfolg, welchen im Zeichen des überstaatlichen jüdischen Preßklüngels derartige Beeinflussungen in unseren Tagen im Gegensatz zu früher hatten.

Der jüdische Vorstoß in Rastatt und Regensburg, die außenpolitische Beeinflussung, war zunächst mißglückt. Auch die gleichzeitige innere Bewegung in der Berliner Judenschaft hatte keinen Erfolg. Die Regierung Friedrich Wilhelms II. hatte abgeschlossen, ohne die von den Juden erwünschten Verbesserungen, dank auch ihrer eigenen Halsstarrigkeit, zu bringen. Was für die Gesamtheit nicht gelungen war, suchte ein kleiner Kreis nun wenigstens für die „gebildeten" Juden zu erreichen. Diese spielten schon in den letzten Jahren eine fast ausschlaggebende Rolle in Berlin, und zwar nicht nur in der Gesellschaft, deren Verkehr und Einfluß schon geschildert wurde. Ein bezeichnendes Beispiel bietet eine Shylock-Aufführung vom Jahre 1788, wo der Darsteller vor der Aufführung in einem besonderen Vorspruch sich gewissermaßen vor den Juden entschuldigte. Allerdings war die damalige Berliner Zuhörerschaft für derartige Schamlosigkeiten noch nicht reif, und in Zukunft mußte der Vorspruch unterbleiben. „Mit Recht äußerte man seine Unzufriedenheit darüber, daß die Juden sich eine Sonderstellung im Theater schaffen wollten, wo alle Stände dargestellt werden . . ."

Die Gesuche der Berliner Judenschaft, sie aus der großen Masse ihrer Stammesgenossen durch Gewährung von Sonderrechten herauszuheben, schlugen fehl. Die Antwort der preußischen Regierung (1798) beleuchtet gewissermaßen ihre grundsätzliche Stellung zu der ganzen „Emanzipationsfrage". Bei unbefangener Prüfung wird man ihren Hauptgrundsatz — der Schutz der Deutschen hat der Besserung der jüdischen Lage voranzugehen — durchaus billigen müssen. Der Inhalt der Antwort war nach Dubnow etwa der: Die Regierung sei sich dessen wohl bewußt, daß die Gesetzgebung über die Juden eine „gewisse Härte" enthalte und daß man „zur Ehre der Menschheit" einige Rechtsbeschränkungen aufheben sollte; die Regierung könne jedoch bei ihrem besten Willen nicht nach ihrer besseren Einsicht handeln, da diese Gesetze mit einem ganzen politischen System in Zusammenhang ständen, dessen Aufgabe es sei, die christliche Bevölkerung vor allen jenen „Inkonvenienzen zu sichern" und Unannehm-

lichkeiten zu schützen, die mit einer etwaigen Erteilung bürgerlicher Rechte an die „jüdische Nation" angesichts ihrer Absonderungsbestrebungen, ihres „Nationalhasses", ihrer Hierarchie und der Art ihrer Erziehung, entstehen würden. Die Regierung sehe sich daher genötigt, selbst auf die Gefahr hin, daß mit dem einfachen Volke auch die Gebildeten zu leiden hätten, vorerst alles beim alten zu lassen, bis „eine allgemeine Verbesserung erfolgt", dann erst werde man zu einer „soliden Reform" greifen, um die Juden „zur vollständigen Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern zu qualifizieren".

Da also die Regierung den Wünschen der Berliner Juden nicht geneigt war, versuchten diese es auf eine andere Weise. Zum Verständnis muß ganz kurz auf die geistigen Zustände der Berliner Judenschaft eingegangen werden. Die Bemühungen Mendelssohns, seine Stammesgenossen für die deutsche Geistesbildung zu gewinnen, mußten schon deshalb Stückwerk bleiben, weil er selbst nicht gewillt war, die letzten Folgerungen aus seinen Bestrebungen zu ziehen. Er suchte das Neue und wollte doch den Bruch mit dem Alten, Überlebten vermeiden. Das war ein Widerspruch in sich. Nur infolge seines hohen Ansehens gelang es ihm, diesen geistigen Eiertanz schließlich durchzuführen. Der geschärfte Nationalsinn der Juden, der erkannte, was schon allein der Namen Mendelssohn für die Judenschaft bedeute, legte auch dessen strenggläubigen Gegnern Zurückhaltung auf. Die Gegensätze traten aber nach seinem Tode ungemildert hervor. Die Altgläubigen, durch fortwährenden Zufluß aus dem Osten gestärkt, waren nicht mehr geneigt, weiter nachzugeben, während Mendelssohns geistige Erben, vor allem Friedländer, die einmal beschrittene Bahn weiter verfolgten und notgedrungen dazu kommen mußten, in dem Anpassen und dem späteren Aufgehen der Juden im Wirtsvolke ihr Heil zu suchen. Das war nicht von vornherein das klar erkannte und erstrebte Ziel: es war aber der Endpunkt des Weges, wohin sie zwangsläufig kommen mußten, wenn anders sie in der eingeschlagenen Richtung verharrten. Die Berliner wohlhabende Judenschaft gehörte nun zum überwiegenden Teile Friedländers Richtung an, eines Mannes, der sich übrigens durch Gründung der ersten jüdischen Berliner Schule, der Freischule, hohe Verdienste und großes Ansehen bei seinen Stammesgenossen erworben hatte. In seinen Kreisen reifte nun ein Gedanke heran, der sowohl vom deutschen wie vom jüdischen Standpunkte aus innerlich durchaus unwahr und unsittlich war und Gott sei Dank völlig scheiterte. Bei seiner Verwirklichung in irgendeiner Form hätte lediglich das Deutschtum die Zeche bezahlen müssen. Man wandte sich nämlich 1799 in einem namenlosen Schreiben — es war aber ein offenes Geheimnis, daß Friedländer der Urheber war — an den vom Herzschen Kreise her bekannten Probst Teller, da man ihn für besonders weitherzig in religiösen Fragen ansehen mochte. In diesem „Sendschreiben an Seine Hochwürden, Herrn Oberkonsistorialrat und Probst Teller in Berlin, von einigen jüdischen Hausvätern", baten diese ihn um Rat in ihren Gewissensnöten zwischen talmudischem Aberglauben und neuzeitlichem Unglauben. Sie wähnten im Christentum und Judentum genug Gemeinsames zu entdecken, um zu einer gewissen Vereinigung zu gelangen. Denn sie gestanden zu: „Die jüdischen Gebräuche hindern uns wirklich an der Erfüllung unserer Bürgerpflichten (!) und wir müssen dem Glück unserer Nachkommen zuliebe das

Joch der Riten von uns werfen." Sie glaubten aber nicht „ohne Heuchelei" die kirchlichen Lehren annehmen zu können. „Wir sehen, daß viele aus unserer Mitte sich leichtsinnig in den Schoß der Kirche werfen: ein paar Worte erretten sie vor Rechtlosigkeit; die Vermehrung solcher Neophyten kann aber einen verständigen Menschen nicht freuen . . . Belehren Sie uns, edler Tugendfreund: wenn wir uns entschließen sollten, die große christliche protestantische Gesellschaft zum Zufluchtsorte zu erwählen, welches Bekenntnis würden Sie, würden die Männer, die mit Ihnen in dem ehrwürdigen Rate sitzen, von uns fordern?" Zu deutsch heißt das, daß eine Anzahl Juden, die das Heuchlerische des Religionswechsels klar erkannt hatten, um politischer Vorteile willen an die Kirche das Ansinnen stellten, ihnen eine Ausnahmestellung einzuräumen, also gewissermaßen von Amts wegen ein neues, offen eingestandenes Maranentum zu gestatten. Die Folgen einer solchen Selbstaufgabe wären für das Christentum wie das Deutschtum vernichtende gewesen. Waren ja doch schon die zahlreichen Judentaufen von schlimmstem Einfluß auf die folgende Entwickelung, infolge der Rassenverschlechterung und auch der geistigen Verjudung Deutschlands, die sie mit verschuldeten. Die Sache schlug aber den „jüdischen Hausvätern" fehl. Teller und Schleiermacher mußten sie auf das Halbe und Unziemliche ihres Schrittes hinweisen. Besonders letzterer geißelte nicht nur das Unwürdige dieser Zumutung, sondern die Taufwut im allgemeinen. Und die Volksmeinung machte sich vollends über die „trockene" Taufe lustig. Ein Gutes hatte jedoch das Ganze. Es öffnete weiteren Kreisen die Augen über die Judenfrage. Die Vorgänge in Regensburg (1802) sowie die jüdischen Bestrebungen im Reich, von denen noch die Rede sein wird, und nicht zum wenigsten das Gebaren der Berliner Judenschaft in der Öffentlichkeit kamen hinzu, so daß sich eine sehr judenfeindliche Stimmung in Berlin herausbildete. Diese zeigte sich an der außerordentlichen Wirkung einer Kampfschrift eines gewissen Grattenauer (1803), die es sicher nicht in kurzer Zeit auf 6 Auflagen gebracht hätte, wäre der Boden für sie *nicht so wohl vorbereitet gewesen*. Auch auf die gelehrten Kreise griff schließlich der Streit über, und es zeugt nicht für die Güte ihrer Sache, wohl aber für den Einfluß der „*rechtlosen*" Juden, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie das noch heute so beliebte Mittel anwandten, die staatliche Macht für sich in Bewegung zu setzen. „Als die Ältesten der Berliner Gemeinde sahen, daß die Polemik den Charakter einer gefährlichen Hetze annahm, erwirkten sie bei der Behörde einen Erlaß, der der Zensur vorschrieb, keine weiteren Veröffentlichungen für und wider die Juden zuzulassen, da diese Polemik zu einem ‚*Unfug*' ausgeartet sei." Heute ruft man nicht nach dem Zensor, sondern nach Polizei und Staatsanwalt; der deutschvölkische Schutz- und Trutzbund weiß ein Lied davon zu singen. Der Streit ging dann außerhalb Berlins noch eine Zeitlang weiter.

Es ist ein Fehler, wenn man die judenfeindliche Stimmung dieser Zeit lediglich auf die Hetze streitsüchtiger Schriftsteller niederen Ranges zurückzuführen sucht. Dubnow bezeichnet sogar, wenig unbefangen, Paalzow und Buchholz als Leute, die sich für „Gelehrte" ausgaben, weil sie „auf Grund der Geschichte und der Lehre der Juden die Minderwertigkeit dieses Volkes und die Unmöglichkeit, es in einem christlichen Staate zu dulden" nachwiesen. Mag nach den beigebrachten Schriftstellen auch manches über-

triebene und Verletzende in ihren Werken stehen, so findet man in ihnen doch auch die nicht unzutreffende Anschauung, daß die ganze Judenfrage nur darauf hinausginge, „wie man die Christen vor den Juden beschützen könne". Wer denkt da nicht an Dingelstedts und Hebbels bekannte Aussprüche? Nein! Es waren wirkliche Gelehrte, die damals schon gegen die Juden auftraten, wie es später Treitschke, Dühring, Lagarde auch waren. Dies muß man anerkennen, mag man nun ihre Anschauungen teilen oder nicht. Übrigens standen zwei der erlauchtesten Geister der damaligen Zeit auch durchaus ablehnend zu den Juden: Goethe und Fichte. Letzterer hat schon 1793 in seinen „Beiträgen zur Berechtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution" das Judentum als einen „durch alle Länder verbreiteten, feindselig gesinnten Staat, der mit allen übrigen im beständigen Kriege lebt" bezeichnet und damit eine seiner gefährlichsten Seiten, seine vaterlandslose Internationalität, bloßgelegt. Ebenso hatte er die Hoffnungslosigkeit aller Anpassungs- und Veredelungsbestrebungen erkannt, wenn er sich derb ausdrückt: „Aber ihnen Bürgerrechte zu gewähren, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel, als das: in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee steckt. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie alle dahin zu schicken."

Nachdem also die „trockene" Taufe in Berlin gescheitert war, brach dort eine förmliche Taufepidemie aus, die schließlich einen solchen Umfang annahm, daß nicht nur die jüdische Gemeinde eine Erschwerung des Übertritts von den Behörden verlangte und verständigerweise auch erzielte, sondern daß der Zuwachs bald darauf der Regierung selbst so bedenklich erschien, daß ein Erlaß vom Jahre 1810 den Geistlichen verbot, wahllos die Judentaufen vorzunehmen, ohne daß eine schriftliche Bestätigung der Ortspolizeibehörde über die Ernsthaftigkeit der Absichten vorläge. Das war natürlich verfehlt: denn die Polizei war zu derartigen Urteilen wohl kaum befähigt. Das Schlimme war eben, daß es den Geistlichen vielfach nicht zum Bewußtsein kam und noch bis zum heutigen Tage kommt, wie schmählich sie an ihrem Volke und ihrem Glauben handeln, wenn sie ihrem Taufeifer die Zügel schießen lassen und ohne lange, eindringliche Prüfung der jeweiligen wahren Beweggründe die Übertrittsbewegung fördern. Solche Taufepidemien traten im Laufe des 19. Jahrhunderts noch mehrmals ein. Diese erste ist darum so wichtig, weil auf sie alle *zukünftigen* gesetzgeberischen Bestimmungen und alle *gegenwärtigen* Selbstschutzmaßnahmen zur Feststellung, was deutschen Blutes ist, was nicht, zurückgehen müssen, wenn anders sie Wert haben sollten. Für alle Blutsproben müßte man daher Friedrichs II. Todesjahr ansetzen.

In Österreich war die kurze Regierungszeit Leopolds II. nur insofern von Bedeutung für die Stellung der Juden, als der Kaiser eine Abänderung des Josefinischen Toleranzediktes zuungunsten der Juden ablehnte. Auch sein Nachfolger Franz II. dachte nicht daran, die Rechte der Juden zu schmälern: allerdings verhielt er sich auch in der Einführung von „Verbesserungen", seiner eigentümlichen Abneigung gegen Neuerungen entsprechend, zurückhaltend. Es muß jedoch gleich hier betont werden, daß er höchstens in den ersten Zeiten seiner Regierung in seinen Entschlüssen ganz

frei von jüdischem Drucke war. Es wurde schon auf die merkwürdige Unterstützung des jüdischen Antrags bei der Regensburger Reichsdelegation durch den böhmischen Gesandten hingewiesen. Bezeichnend für die wachsende Macht der Juden in Österreich ist auch ihre häufige Erhebung in den Adelstand in jener Zeit — die bekannten Schwiegersöhne des Daniel Itzig aus Berlin, die Arnstein und Eskeles, wurden bereits 1797 geadelt, während in Berlin der erste geadelte Jude, Delmar, erst im Jahre 1810 seine Standeserhöhung erhielt. Der Entschluß zum Adeln ihrer jüdischen Geldgeber dürfte in der ersten Zeit kaum jemals dem freien Willen und Wohlwollen der betreffenden Herrscher entsprungen, sondern auf Verpflichtungen zurückzuführen sein, unter denen allein die Geldhilfe der Juden zu erlangen war. Daß solche Bedingungen aber eingegangen wurden, zeugt mehr als alles andere von der Abhängigkeit der Fürsten von der Judenschaft schon in jener Zeit.

Während also die vornehmen Geldjuden als „Tolerierte Juden" in Wien durchaus frei lebten und damit zufrieden waren — es kam sogar vor, daß sie die Regierung gegen den übermäßigen Zuzug nichtgeduldeter Stammesgenossen anriefen —, unterlagen die übrigen Juden mancherlei Abgaben und Beschränkungen. Wie stets, wenn ein neuer Herrscher kam, suchten sie sich auch den Wechsel bei Franz des Zweiten Regierungsantritt zunutze zu machen und forderten in einer Eingabe an die Hofkanzlei gewisse Erleichterungen (1793). Sie wäre der Erwähnung kaum wert, wenn sie neben maßvollen Forderungen hinsichtlich der Steuern und ähnlichen Dingen nicht auch zwei grundsätzlich neue Forderungen erhoben hätten, die für ihre damalige Begehrlichkeit — selbst Dubnow nennt die Forderungen „äußerst kühn" — bezeichnend sind: „Die Juden sollen zu den Staatsämtern zugelassen werden" und „Verordnungen in Judensachen sollen nicht ohne Mitwissen der Vertreter erlassen werden". Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. Bezüglich des ersten Punktes war sie aber immerhin freundlich belehrend. Sie legte den tatsächlichen staatsrechtlichen Zustand dar, wie ihn hundert und mehr Jahre später von Hartmann und Sombart ebenfalls betont haben, daß nämlich die gesetzliche Freiheit der Bewerbung um ein Staatsamt für den Staat noch nicht die Verpflichtung ergebe, alle Bewerber nun auch zu berücksichtigen. Die Antwort wies auch darauf hin, daß für bestimmte Ämter religiöse Bedenken gegen die Zulassung beständen und daß der Staat die Pflicht habe, einer Überschwemmung der Staatslaufbahnen durch die Juden vorzubeugen. Man muß anerkennen, in wie treffender und weitsichtiger Weise die Behörden, in Preußen sowohl, wie in Österreich, die Judenfrage erkannt und beurteilt haben, ehe Einflüsse von außen, meist geldlicher Art, das Übergewicht über rein sachliche Erwägungen erhielten — ehe also das Zeitalter der Rothschilds und Genossen heraufdämmerte. Die zweite Bitte bedeutet eigentlich nichs mehr und nichts weniger als eine Vorausnahme der jüdischen Rätewirtschaft, den Betriebsrat für jüdische Staatsangelegenheiten, in einer Zeit, wo die eigentlichen Staatsangehörigen noch keinerlei derartige berufsständische oder religiöse Vertretung nur zu hoffen wagten. Es ist immer von einem gewissen Reiz, solche ersten Anfänge späterer Entwicklungen zu betrachten und die große Zähigkeit festzustellen, die in den Rassenanlagen liegt und die auch im Wechsel der Verhältnisse sich stets verwandter Mittel im Ringen um die Macht bedient. Diese zweite „kühne" Bitte erfuhr natürlich eine Zu-

rechtweisung: „Die Regierung kann wohl Männer zu Rate ziehen, doch sei ihr dies nicht als Pflicht aufzutragen. Die Bitte der Vertreter zeuge überdies von Stolz und Unfolgsamkeit.“ Friedrich II. hätte sich wohl deutlicher auszudrücken gewußt.

Auch im übrigen Deutschland war die bürgerliche Stellung der Juden im Zeitalter der Aufklärung überall vorwärts gekommen. „In München zwang die Behörde 1790 einen Gastwirt, der sich auf einer Tafel jüdische Gäste verbeten hatte, diese Tafel zu entfernen. Selbst schon das volle Bürgerrecht wurde erteilt (in Mannheim 1799),“ wobei allerdings die Verhältnisse auf dem linken Rheinufer von Einfluß gewesen sein mögen. Aus den Erinnerungen des Ritter v. Lang sieht man, wie man geflissentlich auch in den gebildeten Bürgerständen durch Synagogenbesuch u. ä. seine Judenfreundschaft zur Schau trug. Allerdings nährten solche Freundschaftsbeweise in der Hauptsache nur den Hochmut der Juden, ohne sie irgendwie deutscher Art näherzubringen oder sie gar zu Deutschen zu machen. Hierin liegt natürlich kein Vorwurf für die Juden, die nicht aus ihrer Art heraus können und die wir ja auch gar nicht als Halb- oder Scheindeutsche wünschen dürfen, wohl aber eine ernste Mahnung für die Deutschen, die Verhältnisse doch so zu betrachten, wie sie sind, und vor allem eine reinliche Scheidungslinie innezuhalten. Jedes Verwischen der Unterschiede geschah stets auf unsere Kosten! Neben solchen Beispielen von größerer Achtung der Juden trifft man natürlich auch gegenteilige, was nicht verschwiegen werden darf, soll das Bild nach allen Richtungen hin treffend sein. Besonders wirkungsvoll beleuchtet diese verschiedene Behandlung der Juden eine kleine Geschichte, die Scherr erzählt. So habe der aufgeklärte Raumer 1810 an einen Königsberger Bankier die „allerhöflichsten Briefe“ geschrieben, als er mit ihm wegen staatlicher Geldgeschäfte verhandelte, während ein anderer Beamter zur gleichen Zeit demselben Bankier die wenig ansprechende und damals sicher nicht mehr zeitgemäße Anschrift zuteil werden ließ: „An den Judenknecht N. N.“ Am meisten klagten die Juden über den Leibzoll, weil er bei der Zersplitterung Deutschlands in eine Unzahl kleiner und kleinster Gebietsteile den jüdischen Handel außerordentlich erschwerte und zudem der Beamtenwillkür und -roheit manchen Übergriff erlaubte. Da eine reichsgesetzliche Abschaffung dieses Zolles nicht zu erlangen war, versuchte ihn die Judenschaft im einzelnen durch Geld abzulösen. Diese Bestrebungen waren im Jahre 1803 in vollem Gange. Der Reichskanzler Dalberg unterstützte diese Bemühungen am Rhein und in Bayern. Die Fürsten zeigten sich dabei im allgemeinen viel zugänglicher, nicht nur wegen der Geldabfindung, sondern auch als Jünger der Aufklärungszeit, bei der Beseitigung der Leibzölle und überhaupt bei der Besserstellung der Juden mitzuwirken, als die Freien Städte. Für diese letzteren war vor allem die Schutzpflicht gegenüber der eigenen Bürgerschaft ein Hauptgrund, weshalb sie einer schrankenlosen Betätigung ihrer Juden so abhold waren. Und trotzdem gelangte gerade in der judenfeindlichsten Reichsstadt, in Frankfurt a./M., damals ein jüdisches Haus zu größerer Bedeutung, das später ein furchtbarer Feind unseres Volks werden sollte, das Haus Rothschild. Man ist vielfach der Meinung, daß sein Aufschwung erst mit dem Umtreiben der 1806 übernommenen kurhessischen Millionen, jenes „mit dem Blute der verkauften hessischen Solda-

teska erworbenen Vermögens des kurfürstlichen Hauses", zustande gekommen sei. Das ist aber nur bedingt richtig. Denn im Jahre 1806 bestanden die Geschäftsbeziehungen mit Kassel schon 30 Jahre lang und betrafen durchaus nicht nur, wenigstens seit 1800, kleinere Geschäfte. Es sei auch daran erinnert, daß um die Jahrhundertwende das Haus Rothschild ein Vermögen von 109000 Gulden, sicher nicht zu hoch, versteuerte und daß schon 1798 das Geschäft nach England übergriff. Es ist hier nicht die Aufgabe, die Geschichte des Hauses Rothschild zu schreiben, so fesselnd es wäre, an diesem Einzelbeispiel die ungeheure und schnelle Entwickelung der jüdischen Geldmacht zu verfolgen. Ihr Eingreifen in die deutsche Geschichte zwingt uns sowieso, öfter als uns lieb ist, uns mit den Rothschilds zu beschäftigen.

Wir müssen zunächst Deutschland verlassen und uns nochmals Frankreich zuwenden. Denn von dort erfolgte mit dem militärischen auch der jüdische Einbruch in das rechtsrheinische Gebiet. Die veränderte Stellung der Juden in den Rheinbundstaaten ist die unmittelbare Folge davon: aber auch die preußische Gleichstellung von 1812 ist in ihrer kopflos überstürzten Form ohne die französische Einwirkung nicht denkbar.

Die Juden haben in Zeiten des Glückes es nie verstanden, maßzuhalten. Gerade der Mangel an seelischer Ausgeglichenheit, jenes Maßlose in Kriecherei oder Überhebung, wie es die äußeren Umstände mit sich brachten, läßt das jüdische Wesen uns Deutschen so fremd erscheinen. Denn die innere Freiheit, welche die richtigen Grenzen unseres Tuns erkennen läßt, ist im allgemeinen unserem Volke in hohem Maße zu eigen. Als mit dem Siege des Umsturzes in Frankreich den Juden das unverhoffte und noch unverdiente Geschenk der völligen Gleichstellung zuteil wurde, wußten sie es nicht zu nutzen. Wie eine Räuberhorde, „wahre Rabenschwärme"[1]), fielen sie über das ihnen preisgegebene Land her, um es im Namen der „glorreichen Prinzipien von 1789" auszuplündern. Ihre Teilnahme am Güterschacher mit enteigneten Kirchen- und Adelsgütern ist schon erwähnt, ebenso, wie rasch sich ihr anfänglicher Eifer für kriegerische Lorbeeren abkühlte. Beides, das Aussaugen des Landes und die Scheu vor dem Waffendienste, konnte Napoleon nicht verborgen bleiben und noch weniger zusagen.

Schon frühzeitig war Napoleons Aufmerksamkeit durch Portalis im Jahre 1802 auf eine Seite der Judenfrage gelenkt worden, die ihm als Schöpfer eines straffen Einheitsstaates vor allem Bedenken erregen mußte. Der Minister hatte nämlich festgestellt, daß die Juden weniger „ein Glaubensbekenntnis als eine Nation" bildeten und daß dieser Umstand auch die Regelung ihrer religiösen Beziehungen zum Staate erschwere. Einen Staat im Staate konnte aber Napoleon als Emporkömmling noch weniger dulden als irgendein anderer. Auch brachte er von seinen Heereszügen keine günstigen Eindrücke von den Juden mit. Er bemerkte wenig jüdische Soldaten unter seinen Waffengenossen — die Ausrede, daß diese des öfteren ihre Abstammung unter Decknamen verborgen hätten, kann nicht ernst genommen werden —, um so mehr aber bemerkte er die jüdischen „Hyänen des Schlachtfeldes" hinter der Front als Händler, „die der Geldbeute überall nachjagten, wo der Führer der französischen Truppen auf Kriegsbeute

[1]) Ausspruch Napoleons.

ausging". Dazu kamen die Klagen und Beschwerden, besonders aus dem Elsaß, über die er bei seiner Durchreise durch Straßburg 1806 sich persönlich unterrichten konnte. Selbst Graetz kann die ungeheuerlichen Mißstände nicht ganz ins Rosenrote umfärben, und muß schließlich nach allem Drehen und Wenden um diese heikle Frage eingestehen: „Einige jüdische Wucherer mögen allerdings viel Härte gezeigt haben." Allerdings! Der Wiener Geschichtsforscher Fournier, selbst Jude, schreibt über die Juden: „Nach einem offiziellen Berichte, den der Minister des Innern im April 1807 an Napoleon erstattete, betrugen allein im elsässischen Departement Oberrhein die Schuldsummen, die sie seit 1799 auf Hypotheken zu fordern hatten, bei 23 bis 30 Millionen Franken, und Marschall Kellermann bezeichnete mit mehr als 70 Prozent den von ihnen gewöhnlich verlangten Zins, so daß alljährlich für anderthalb Millionen Franken zwangsweise Versteigerungen vom Bauerngut vorgenommen wurden. Vom Militärdienste wußten sich die meisten freizumachen . . ."

Napoleon sah ein, daß hier Wandel eintreten müsse, und betraute seinen Staatsrat mit der Prüfung der Frage. Der Berichterstatter, Graf Molé, selbst ein Judenstämmling, gelangte zu dem Antrage, die Juden wieder unter Ausnahmegesetze zu stellen. Dies erregte natürlich den Widerspruch der Emanzipationsanhänger, die jede Einschränkung der einmal zugebilligten Gleichberechtigung verurteilten. Napoleon selbst stand zuerst ganz auf seiten Molés und wetterte in starken Tönen gegen die Juden los: „Die Regierung kann nicht gleichgültig und teilnahmslos zusehen, wie eine gesunkene, verlotterte und zu allen Schandtaten bereite Nation die beiden schönen Departements des Elsaß an sich reißt. Die Juden müssen als Nation und nicht als Sekte angesehen werden — sie sind eine Nation innerhalb einer Nation . . ." Damit sprach er den gleichen Gedanken aus, den sein berühmter Berater Portalis ausgedrückt hatte, daß das Judentum keine Sekte, sondern „eine in sich abgeschlossene und allen anderen Rassen feindliche Nation" sei. Es gelang aber den Juden, der ersten Aufwallung Napoleons zu begegnen: das Spiel hinter den Kulissen begann und nach Monatsfrist war der Kaiser soweit bearbeitet, daß er von weiteren gesetzgeberischen Maßnahmen zunächst Abstand nahm. Dagegen beschloß er eine jüdische Notabelnversammlung einzuberufen, um diese zu einer klaren Stellungnahme hinsichtlich der politischen und allgemeinen Stellung des Judentums zu veranlassen. Gleichzeitig mit der Einberufung dieser Vertreter wurde die Vollstreckbarkeit jüdischer Wucherforderungen in dem Elsaß und den anderen „deutschen" Gebieten auf Jahresfrist ausgesetzt. Ob Napoleon von selbst auf den Gedanken gekommen ist, die Notabeln einzuberufen, und ob er dabei von Anfang an seine weitgehenden späteren politischen Pläne mit den Juden verfolgte, ist ungewiß. Vielleicht trug zu diesen Plänen eine Bittschrift des noch öfter zu erwähnenden deutschen Juden Israel Jacobsohn bei, die dieser damals Napoleon zugesandt hat. Leider war es mir nicht möglich, die genaue Zeit (Sommer 1806?) ihrer Abfassung und Überreichung festzustellen. Von ihr könnte der Kaiser allerdings Anregungen genug — zum Nachteile Deutschlands — empfangen haben. Darnach sollte in Frankreich ein jüdischer Zentralrat mit geistlichem Oberhaupte bestehen. „Es müsse ferner die ganze jüdische communauté (d. h. Nation) in Distrikte geteilt werden, von denen

jeder unter eine eigene Synode zu stellen wäre. Diese Synoden sollten unter Aufsicht der französischen Regierung und des souveränen jüdischen Großrats in allen gottesdienstlichen Angelegenheiten (eine sehr elastische Rubrik) zu entscheiden und die Rabbiner zu ernennen haben. Der souveräne Rat müßte die Gewalt haben, allen Juden die nötige Autorisation, ‚les dispenses‘, zu erteilen, damit sie in allen Ländern die Bürgerpflichten erfüllen (folglich auch die Bürgerrechte genießen) könnten.“ Dies schrieb nicht etwa ein Franzose, sondern ein „deutscher“ Jude, ein Mann, der noch heute von der deutschen Judenheit als einer ihrer besten gefeiert wird. In Deutschland aber fand sich kein Gericht gegen diesen Landesverräter, dessen Pläne unserem größten Feinde eine außerordentliche Macht- und Einmischungsbefugnis in innerdeutsche Angelegenheiten in die Hände spielen wollte. In Kassel und später in Berlin wird man noch mehr von diesem „Vaterlandsfreund“ hören.

Die Notabelnversammlung trat Ende Juli zusammen und wurde mit dem üblichen Theaterdonner eingeleitet. Etwas eigenartig mochte es vielleicht berühren, daß wenige Tage vorher ein Begrüßungsaufsatz im „Moniteur“ nachzuweisen versuchte, daß „das Laster des Wuchers schon in der Religion der Juden zu finden sei“. Ebenso eigenartig mutete von den Juden das Bekenntnis zur jüdischen unteilbaren Nation an, wo sie doch gerade Napoleon ihr gutes Franzosentum bezeugen sollten. „Vergessen wir, woher wir stammen! Nichts mehr von ‚deutschen‘ Juden, nichts von ‚Portugiesen‘! Über den Erdboden zerstreut, bilden wir doch nur ein einziges Volk, denselben Gott anbetend, und, wie unser Gebot es befiehlt, der Macht unterworfen, unter deren Gesetze wir leben.“

Als vorsichtiger Mann legte der Kaiser der Versammlung ein volles Dutzend von Fragen vor, die sich auf die Mischehenfrage, die Vaterlandsliebe, den Wucher und weniger wichtige Dinge bezogen. Im allgemeinen fielen die Antworten befriedigend aus. Dies war aber nur dadurch möglich, daß sie, besonders auf dem Gebiete der Glaubensfragen, recht zweideutig gehalten waren. In der Frage des „Staats im Staate“ dagegen machte die Versammlung die Entgleisung vom ersten Tage wieder gut. Sie mochte einsehen, daß dies ein Punkt sei, wo der Kaiser nicht mit sich spaßen lasse. Deshalb klang es dieses Mal ganz anders: „Im gegenwärtigen Moment bilden die Juden keine Nation mehr, da ihnen der Vorrang zuteil wurde, einer großen Nation (der französischen) angegliedert zu werden, und sie erblicken darin ihre Erlösung.“ Sie versicherten ferner — gegen die Wahrheit — dem Herrscher, daß kein Gemeinschaftlichkeitsgefühl zwischen den Juden der verschiedenen Länder bestehe. Napoleon wird schwerlich daran geglaubt haben. Er versuchte vielmehr, dieses Gefühl seinen politischen Zwecken dienstbar zu machen. Hierin liegt wohl der wesentlichste Grund zur Einberufung des sog. Synedrions, wozu er im Oktober 1806, noch vor seiner Abreise in den preußischen Krieg, die Einladung ergehen ließ. Nebenbei sollte ihm diese Versammlung die „religiöse Bürgschaft von der vollen Verwirklichung“ der in den Antworten der Notabeln ausgesprochenen Grundsätze geben. Indem dieses Synedrion sich nicht auf Frankreich beschränken, sondern unter französischem Einfluß ganz Europa umspannen sollte, nahm Napoleon den Jacobsohnschen Gedanken auf. Für den bevorstehenden Feldzug konnte er ihm gute Dienste leisten.

In dieser Erwartung täuschte sich Napoleon auch nicht. Die anderen Länder erkannten sehr gut die wahren politischen Absichten des Korsen, nämlich „aus den Juden aller Länder einen Geheimbund zur Unterstützung der französischen Politik zu bilden". Österreich verbot deshalb seinen Staatsangehörigen den Besuch der Versammlung. Sehr bezeichnend ist das betreffende Rundschreiben an die Verwaltungsbehörden. „Schon ein oberflächlicher Blick in den Gang dieser Angelegenheit enthüllt die politische Tendenz derselben und läßt Folgen von der höchsten Wichtigkeit für alle Staaten ahnen, in welchen jenes Volk zerstreut und durch Reichtum, Verbindungen, Schlauheit und Zusammenhang bedeutend ist. Die gleiche Taktik, durch welche Napoleon der Freimaurerei eine politische Richtung gab und aus den Mitgliedern des Ordens in so manchen fremden Staaten eine geheime Polizei sich bildete, scheint auch hier nicht bloß zu diesem, sondern zu noch höheren Zwecken angewendet zu werden."

Hätten die Notabeln Napoleons Pläne sowohl in religiöser als in politischer Hinsicht geahnt, dann wäre ihre Freude über die Neuschaffung des Synedrions wohl etwas gedämpfter gewesen. So gingen sie voll Eifer an das Werk, und im Februar 1807 konnte das Synedrion zusammentreten. Vor ihrer Auflösung aber wurde noch die berühmte, aus der Mitte der Notabelnversammlung angeregte, nicht auf höheren Wunsch erfolgte Danksagung an die christliche Kirche und ihre Oberhäupter und Vertreter in den vergangenen Jahrhunderten beschlossen. Dieser Beschluß ist wegen seiner Freiwilligkeit besonders bemerkenswert. Er findet aber bei den jüdischen Schriftstellern, soweit sie ihn nicht ganz verschweigen, wenig Anklang.

Das Synedrion war nichts anderes als eine Jasagemaschine. Die Beschlüsse der Notabeln wurden einstimmig zum Gesetz erhoben. „Nur in den die Gewerbe und den Wucher betreffenden Fragen führte das Synedrion eine würdige Sprache, indem es die schändlichen Wuchergeschäfte auf das Entschiedenste verurteilte und die Stammesgenossen zu nutzbringenden, nunmehr allen zugänglichen Beschäftigungen aufrief." Was diese bekanntlich denn auch mit Freude taten! Eigenartig mutet es nur an, daß trotz dieses Eiferns gegen den Wucher gleichzeitig Schritte zur Aufhebung der Wucherverordnung vom Vorjahre unternommen werden sollten, welche die Schuldforderungen jüdischer Wucherer zeitweise außer Kraft setzte. Napoleon hatte diesen Schritt nicht erwartet, sondern im Gegenteil gehofft, daß das Synedrion seinerseits mit Vorschlägen zur Besserung an ihn herantreten werde, und zwar zur Unterdrückung der wucherischen Leihgeschäfte, zur Förderung der Mischehen und damit des Aufgehens der Juden im Franzosentum und zur Sicherstellung der Erfüllung der Militärpflicht. Gerade in diesen Punkten — es waren die anfänglichen Wünsche Napoleons — war er trotz aller schönen Antworten der Judenschaft der wirklichen Lösung der Fragen keinen Schritt näher gekommen. Er mußte also selbst die Lösung der Judenfrage in die Hand nehmen, nachdem der Reichsrat ihn bei der Verwirklichung seiner Absichten im Stiche gelassen hatte. Dem Zwange, endlich etwas zu tun, entsprang dann das Gesetz vom 17. März 1808, das die jüdische Gleichberechtigung in wesentlichen Punkten aufhob und neuerdings von der jüdischen Geschichtschreibung den Namen des „Schmachvollen Dekrets" erhalten hat. Es sollte zunächst für

10 Jahre Gültigkeit haben. Es bestand also noch in den Rheinlanden bei deren Übernahme durch Preußen. Im Jahre 1818 wurde es in diesem Gebiete fristlos verlängert und ragt infolgedessen noch in eine viel spätere Zeit hinein. Die Hauptbestimmungen des Gesetzes waren: „ein Zins von über 5 Prozent soll behördlich reduziert, ein solcher von über 10 Prozent als wucherisch erklärt und die Schuld annulliert werden; kein Jude darf ohne behördlichen Erlaubnisschein Geschäfte machen, keiner ohne notariellen Akt auf Faustpfänder leihen; Juden, die zur Stunde, da das Dekret gesetzeskräftig wurde, noch nicht im Elsaß ansässig sind, dürfen sich dort nicht niederlassen und in den anderen Departements nur dann, wenn sie Grund und Boden erwerben; jeder Jude unterliegt der Wehrpflicht und entbehrt des Rechtes, einen Stellvertreter zu stellen.“ Das Gesetz war zweifellos verfassungswidrig, aber es wirkte. Bald lauteten die Berichte günstiger, und es konnten Erleichterungen eintreten. Merkwürdig ist, daß Napoleon im Juli 1812 die Bestimmung abschaffte, wonach jüdische Rekruten keine Vertreter stellen durften. Vielleicht hatte er inzwischen eingesehen, daß der jüdische Soldatenersatz ein fraglicher Gewinn für seine Armee gewesen war. Wir wissen es nicht: ebensogut können hier Geldbedürfnisse in der bekannten Weise seinen starren Sinn beeinflußt haben.

Ehe die Darstellung sich zu den Rheinbundstaaten und damit nach Deutschland zurückwendet, seien noch ganz kurz die Verhältnisse in dem niederdeutschen Holland und der oberdeutschen Schweiz gestreift. In ersterem, das ja schon 1795 als batavische Republik ein Anhängsel Frankreichs wurde und unter wechselnden Formen bis 1814 blieb, trat die uneingeschränkte Gleichberechtigung der Juden ein. Schon immer hatten die Juden in den Niederlanden eine große Rolle gespielt, so daß sie es im Jahre 1798 versuchen konnten, sich sogar in die deutschen Angelegenheiten gelegentlich des Rastatter Kongresses zu mischen. Ohne weiteres Gewicht darauf zu legen, sei des Gerüchtes gedacht, wonach Napoleons III. wirklicher (?) Vater, der Graf Verhuel, angeblich Judenstämmling gewesen sein soll. Solche Sagen deuten immerhin die Möglichkeit derartiger Verbindungen an und werfen insofern ein gewisses Licht auf die allgemeine gesellschaftliche Lage der damaligen holländischen Judenschaft. Von einem gewissen Reiz ist es auch zu erfahren, daß das holländische Heer ein rein jüdisches Regiment besaß, das allerdings, als Napoleon Holland einverleibte, sofort aufgelöst wurde: der Versuch mag dem großen Schlachtenlenker doch allzu bedenklich für die Verhältnisse des großen Krieges erschienen sein.

Auch die Schweiz konnte sich, sehr gegen ihren Willen, unter französischem Einfluß der Judenemanzipation zunächst nicht entziehen. Sowie sie aber später infolge der politischen Lage freie Hand erhielt, beeilte sie sich (seit 1803) die alten eidgenössischen Gesetzesbestimmungen wieder herzustellen. So gelang es diesem kleinen Lande noch vor Napoleons Untergang, rechtzeitig dem Übel zu steuern und Herr im eigenen Hause zu bleiben. Und auch späterhin blieb es dieser Überlieferung treu und widerstand hartnäckig der Entfesselung seiner an sich nicht zahlreichen Judenschaft. Es wäre von Wert, zu ermitteln, inwieweit hierdurch die eigenartige wirtschaftliche Stärke und Kraft der Schweiz beeinflußt wurde.

Mit dem Jahre 1806 drang im Gefolge des Napoleonischen Siegeslaufes die Judenemanzipation auch in die deutschen Lande ein, und zwar

zunächst in das neugeschaffene Königreich Westfalen, wo nicht erst die Widerstände alter geordneter Staatswesen zu überwinden waren. Daß die Juden dieser Errungenschaften froh waren, wird man ihnen nicht verdenken. Wohl aber ihr würdeloses Heranschmeißen an die Franzosen, die doch der einheimischen Bevölkerung als Zwingherren erscheinen mußten. Nichtsdestoweniger wurde König Jerôme bei seinem Einzug in Kassel am 10. Dezember 1807 „von den Juden mit besonderer Begeisterung begrüßt", wohlbemerkt nicht etwa aus Dank für die Befreiung, denn diese erfolgte erst am 27. Januar 1808! Inzwischen war auch der schon erwähnte Israel Jacobsohn aus Braunschweig in Kassel eingetroffen — von seinem bisherigen Gönner, dem Braunschweiger Herzoge, war nichts mehr zu holen. Die Juden mögen Grund haben, diesen Mann zu feiern. Wir Deutsche können seine Tätigkeit, die alles dessen ermangelt, was man Treue oder Vaterlandsliebe nennt, nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten. Jacobsohn übte in Kassel als Finanzberater des stets geldbedürftigen Jerôme großen Einfluß aus, und ihm mag es mit zu verdanken sein, daß seine Stammesgenossen in dem Gesetz vom Januar 1808 größere Freiheiten erhielten, als sie selbst die französischen Juden nach dem „Schmachvollen Dekret" besaßen. Unter den Schöpfern der Verfassung befand sich auch Dohm, unseligen Angedenkens vom Jahre 1781. So liegen die Wurzeln ziemlich klar vor Augen, aus denen jenes erste und weitgehendste Gleichberechtigungsgesetz auf deutschem Boden erwuchs. Jacobsohn beschränkte übrigens seine Tätigkeit keineswegs auf das Königreich Westfalen. Auch in die Frankfurter Verhältnisse suchte er sich in seiner taktlos vorlauten Weise einzumischen, als des Fürstprimas Dalbergs Schutzordnung vom Jahre 1807 seinen Wünschen nicht entsprach. Die Abfuhr blieb nicht aus, was Goethe zu der brieflichen Äußerung veranlaßte: „Es war mir sehr angenehm zu sehen, daß man dem finanzgeheimrätlichen jacobinischen Israelssohn so tüchtig nach Hause geleuchtet hat." Seine Bemühungen um das Wohl seiner Stammesgenossen hinderten Jacobsohn keineswegs, seinen eigenen Nutzen im Auge zu behalten. Er nutzte seine Stellung weidlich zu seinem Vorteil aus, „indem er bei dem überhasteten Verkauf von Staats- und Kirchengütern vorteilhafte Erwerbungen zu Schleuderpreisen machte."

In Deutschlands alter Krönungsstadt Frankfurt lebte eine besonders zahlreiche und wohlhabende Judenschaft. Nichts war natürlicher, als daß auch sie nach einer Erweiterung ihrer Rechte drängte, der sich, wie schon berichtet wurde, die Stadt hartnäckig widersetzte. Immerhin war es eine deutsche Stadt, in der die Frankfurter Juden wohnten. Gerade ihr Beispiel ist lehrreich, wie wenig es dem Judentum mit der Heimat- und Vaterlandsliebe, die es bei jeder Gelegenheit im Munde führt, Ernst ist, wenn es sich um die Verfolgung der eigenen Ziele handelt. Schon mit der Pariser Notablenversammlung wurden Verbindungen angeknüpft. Im November 1806, als das benachbarte Kurhessen auf preußischer Seite im Kampf auf Leben und Tod mit dem Korsen stand, fand es die Frankfurter Judenschaft für richtig, die Pariser Versammlung mit einer Schrift zu begrüßen und darin die Erbfeinde Deutschlands sowie den „unsterblichen Napoleon" zu feiern. Auch am Synedrion nahmen Frankfurter Abgeordnete teil. Ihre Erklärung, dessen Beschlüsse anzunehmen, sobald sie die gleichen Bürgerrechte erhielten wie die französischen Juden, zeigt klar den Zusam-

menhang dieser Franzosenfreundlichkeit mit ihren Gleichberechtigungsbestrebungen. Ob diesen Frankfurter Juden und einem Jacobsohn völlig das Gefühl dafür abging, daß die auf solche Weise errungenen Rechte in den Augen ihres deutschen Wirtsvolkes nur mit bitteren Gefühlen betrachtet werden konnten? Wie konnten sie sich da wundern, daß 1815 der Rückschlag kam und die Errungenschaften wieder zum großen Teile verschlang.

So schnell, wie es die Frankfurter Juden sich dachten, ging aber die Sache nicht. Karl von Dalberg, der Fürstprimas, „ein Mann von liberaler Gesinnung im französischen Geiste", zögerte doch davor zurück, die Juden mit einem Male und hemmungslos zu entfesseln. So entsprach denn die „Neue Stättigkeit und Schutzordnung der Judenschaft" für Frankfurt vom Nov. 1807 durchaus nicht den weitgehenden jüdischen Wünschen. Wie klar Dalberg die Judenfrage erkannt hatte, geht aus dieser Ordnung hervor: um so schmählicher war es, daß er sich hernach im Jahre 1811 gegen seine bessere Überzeugung die Judenemanzipation abringen ließ. 1807 sagte er: „Die Juden sind keine Europäer, keine Deutsche; sie sind ein durch das Schicksal und eine Reihe von Zufällen unter die europäischen Christen geworfener fremdartiger Menschenstamm, fremd in ihrem Kultus, ihren Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und Vorurteilen. Was aber das Schlimmste ist, sie wollen immer Fremde bleiben, sie haben einen eingewurzelten Widerwillen gegen jede engere Gemeinschaft mit Christen, der Mehrzahl in allen Staaten. Darum wäre es unklug, ja ungerecht, ihnen gleiche Rechte mit den christlichen Einwohnern zu erteilen . . . Man wäre sogar befugt, sie bei der ihnen anklebenden durchaus uneuropäischen Sinnesweise ganz als Fremde zu betrachten und zu behandeln, wenn man ihnen nicht durch vielhundertjährige Duldung und mannigfaltige Schutzrechte gewisse Ansprüche gegeben. Aber solche Rechte, die sie nie erworben hatten, die ihnen zu gestatten höhere polizeiliche Gründe verbieten, alle, die sich auf die bürgerliche Verfassung des Staates und des Ortes gründen, wo sie leben, können sie in Ewigkeit nicht ausüben, solange sie politische Separatisten bleiben wollen. Sie müssen den ersten Schritt tun und ihr fremdartiges Wesen ablegen, wenn zwischen ihnen und den einheimischen Christen die Scheidewand fallen soll." Am 28. Dezember 1811 war von all dem nicht mehr die Rede: das Gesetz erklärte ohne jede Bürgschaft die Juden für gleichberechtigte Bürger. Damit mußten auch alle Sonderbesteuerungen fallen. Als Ersatz für sie, also als Ablösungsgeld für den Schutzzoll, nicht als Kaufpreis für die Gleichberechtigung, mußten 440000 Gulden gezahlt werden. Dies muß man festhalten, da später diese klare Rechtslage verdreht wurde, als die Gleichberechtigung nach der napoleonischen Zeit rückgängig gemacht wurde. Es ist also falsch, wenn es heißt: „So kauften sich die Frankfurter Juden ihre Gleichberechtigung für eine halbe Million Gulden."

Ähnlich wie in Frankfurt kamen die Juden in den norddeutschen Hansastädten gegen den Willen der Bevölkerung zur Gleichberechtigung. Sie wurde ihnen nur unter dem Zwange der französischen Besatzung eingeräumt. Es ist deshalb nicht recht erklärlich, wie die Juden sich später so entrüsten konnten, als diese Städte, des Zwanges endlich ledig, auch die Rechte der ungebetenen Gäste auf ihr richtiges Maß zurückzuführen versuchten. In diesem Punkte waren jedenfalls die Reichsstädte und auch die

Nachfolgestaaten des Königreichs Westfalen in einem viel besseren Rechte, als es Preußen war, als es die freiwillig gewährten Zugeständnisse später, wenn auch nur unwesentlich, einschränkte. Die Frage der Nützlichkeit solcher Maßnahmen oder ihrer Notwendigkeit wird durch diese Feststellung natürlich nicht berührt.

Einen gleichen Druck zugunsten der Judenschaft im Sinne der Napoleonischen Synedrionspolitik, welche sich die französischen Präfekten und Generale in den kleineren deutschen Staatsgebilden erlaubten, konnten sie in den größeren Ländern nicht durchführen. Dort gab es darum auch viel stärkere Widerstände, trotzdem alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden und an Geld sicher nicht gespart wurde. Nur in Baden erreichten die Juden ohne große Anstrengungen eine erhebliche Verbesserung ihrer staatsbürgerlichen Rechte, die indes von Gleichberechtigung noch weit entfernt blieb. Die beiden Rheinbundskönigreiche Bayern und Sachsen verhielten sich dagegen fast völlig ablehnend gegen die jüdischen Wünsche. Dies ist besonders wichtig, da man so häufig über die preußische Emanzipation falsche Urteile hört. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß Preußen in dieser fraglichen Errungenschaft der Neuzeit hinter den anderen Staaten dreingehinkt und diesen nur gefolgt sei, als es sich gar nicht mehr dem Gebot der Stunde hätte entziehen können. Im Gegenteil: abgesehen von einigen Kleinstaaten ging es auch in dieser Bewegung, und zwar ohne äußeren Druck voran. Daß Preußen in dieser Frage die Lebensbedürfnisse des eigenen Volkes verkannte und also falsch handelte, darf nicht die Erkenntnis trüben, daß dieser „vermeintliche" Fortschritt, wie so viele andere „wirkliche", in dem vielgeschmähten rückständigen Staate sich zuerst durchsetzte. In den jüdischen Gedächtnisreden zur Jahrhundertfeier der Gleichstellung ist diese Tatsache nicht hervorgehoben. Und doch war es so. Im linksrheinischen Gebiete herrschte „Das schmachvolle Dekret", und zwar bis 1847. Sachsen, Bayern, das übrige Süddeutschland und Deutschösterreich: alle hatten sie noch die Einschränkungen und den Zustand etwa vom Jahre 1800 beibehalten oder nur geringe Verbesserungen beschlossen. In fünf Sechsteln des außerpreußischen Deutschlands standen sich die Juden schlechter als in dem Preußen von 1812.

Nun noch kurz zu den einzelnen Staaten. Sachsen, durch seine lange Verbindung mit Polen besonders befähigt, die Gefahren des Judentums beurteilen zu können, war von je äußerst zurückhaltend in den Zugeständnissen an die Juden gewesen. Selbst alte, wirkliche Mißstände wurden nicht abgeschafft. So willfährig gerade dieser Staat sich sonst Frankreich anpaßte, in der Judenfrage verharrte er, in Erkenntnis der für beide Staaten so gänzlich verschiedenen Verhältnisse, auf seinem schroff ablehnenden Standpunkt. Und merkwürdigerweise, erst der Einzug der Preußen im Jahre 1813 brachte eine Abstellung der gröbsten Mißstände.

In Bayern hatten die Protestanten erst 1800 eine gewisse papierene Glaubensduldung errungen. Dies erklärt, daß die Juden dort nur sehr allmählich mit ihren Wünschen vorwärts kamen. Andererseits war der König Maximilian Josef in einer Weise von den Juden abhängig, daß er sich doch nicht völlig abweisend verhalten konnte. Seine Zugeständnisse befriedigten jedoch die bayerischen Juden wenig. Erst das preußische Märzedikt von 1812 gab auch in Bayern den Anstoß zu weitergehenden Erleich-

terungen. Das bayerische Gesetz vom Juni 1813 vermied aber, in den preußischen Fehler der plötzlichen vollständigen Entfesselung zu verfallen. Es sollte ein „Verbesserungs- und Erziehungsgesetz“ zugleich sein, von dessen Wirkung die Gewährung weiterer Freiheiten bis zur völligen Gleichberechtigung abhängen sollte.

In Österreich hatte die Erkenntnis, wie Napoleon mit seinen Plänen in der Synedrionzeit die Gesamtjudenschaft Europas seiner Politik dienstbar machen wollte, wegen der Menge der dortigen Juden lebhafte Beunruhigung hervorgerufen. Auf diesem Boden des Mißtrauens konnten die Wünsche der Juden um Besserstellung um so weniger gedeihen, als die unruhigen Zeiten sowieso für innere Reformen wenig günstig waren und die Bestrebungen anscheinend von den wohlhabenden Stammesgenossen, die im Genusse der bürgerlichen Rechte nichts vermißten, wenig Unterstützung fanden. Denn tatsächlich nahm die jüdische Geldmacht in Österreich infolge der andauernden Kriegsnöte und ihrer Geldbedürfnisse bereits eine ausschlaggebende Stellung ein. Neben den Arnstein und Eskeles tritt nun auch das Haus Rothschild auf die österreichische Staatsbühne und gewann in kurzer Zeit einen derartigen Einfluß, daß es schon auf dem Wiener Kongreß eine hervorragende Rolle spielen konnte. Trotzdem geschah in Österreich zunächst nichts zugunsten der Juden.

Das Jahr 1806 brachte für den preußischen Staat eine Zeit der schwersten Prüfung mit sich. In solcher Zeit konnte es sich erweisen, ob und wie sehr es den preußischen Juden mit ihren Anpassungsbestrebungen und vaterländischen Gefühlen Ernst war, ob sie sich derart bewährten, daß ihnen der Staat ihre Wünsche ohne Bedenken erfüllen konnte. Wenn wir Graetz allein hören würden, müßten wir diese Frage unbedingt bejahen. Er erklärt, daß der Kreis um Friedländer das Gaukelspiel des Synedrions erkannt habe und daß in dem Unbehagen hierüber auch die patriotische Saite angeklungen sei. Ja er versteigt sich sogar — ohne aber sein Urteil näher zu begründen — zu der Behauptung, daß die preußischen Juden „während der Unglückszeit fast mehr Vaterlandsliebe gezeigt und mehr Opfer gebracht (hätten), als manche verrottete Adlige, die sich mit dem siegenden Feinde auf guten Fuß gesetzt hatten“. Andere jüdische Schriftsteller wissen allerdings von diesen Dingen, die sie doch sonst wohl hervorgehoben hätten, nichts zu erzählen, und übergehen sie mit Stillschweigen. Demgegenüber wird bekundet, daß die Juden während der Franzosenherrschaft, „soweit es ihnen nützte, gut französisch“ waren. Hält man dieses Zeugnis mit dem Gebaren Jacobsohns und dem Verhalten der Frankfurter Juden zusammen, so klingt es nicht unwahrscheinlich. Auch Treitschke stellt fest: „Als die Franzosen einzogen, bekundete sich in manchen (!) jüdischen Kreisen eine leicht erklärliche Teilnahme für das Volk, das ihnen zuerst die volle Gleichberechtigung geschenkt hatte, und Napoleon verstand dem jüdischen Kosmopolitismus geschickt zu schmeicheln; das eifrigste Werkzeug der französischen Polizei in Berlin war Davidsohn-Lange, der Herausgeber des berüchtigten „Telegraphen“. Außer diesem Davidsohn wird auch noch der Geheimrat Veitel Ephraim genannt, der unter dem Verdachte des Verrats von Staatsgeheimnissen an die französische Regierung 1806 verhaftet wurde. Voll erwiesen erscheint die landesverräterische Tätigkeit der Juden in den östlichen Landesteilen. „Gleich den

Polen begrüßten die Juden in diesem polnischen Landstrich die Franzosen als Befreier. Napoleon sagte von ihrer Dienstbeflissenheit gegen ihn und sein Heer, es sei eine Frucht des von ihm zusammenberufenen Synedrions." Im übrigen wird man zunächst mit seinem Urteil über diese Frage zurückhalten müssen, bis die Forschung hier reichlicheren Beweisstoff zutage gebracht hat. Jedenfalls war aber das Verhalten der Juden kein derartiges, daß der preußische Staat mit der Gewährung der Gleichberechtigung gewissermaßen eine Dankespflicht an sie abzutragen gehabt hätte.

In erheblichem Umfange verantwortlich ist für den verhängnisvollen Schritt vom 11. März 1812 der Staatskanzler Graf Hardenberg. Ihm wird auch die ganze Ehre dieser Tat vom Judentum angerechnet. Man darf aber nicht vergessen, daß ihm Stein bereits in gewisser Hinsicht richtungbestimmend vorgearbeitet hatte, als er in der Städteordnung vom Jahre 1808 den Juden das städtische Bürgerrecht schenkte und die städtischen Ämter zugänglich machte. Damit hatte er ihnen das Tor erschlossen, durch das sie in die Selbstverwaltung einströmen konnten. Dieses Eindringen erfolgte unmittelbar: Friedländer wurde fast sofort Mitglied der Berliner Gemeindevertretung. Sein Eintritt bedeutet die Geburtsstunde jener üblen Judenwirtschaft, welche für den Berliner Kommunalfreisinn so bezeichnend wurde. Stein war also nicht von Hause aus als Politiker ein Gegner der Juden, mochte er sie auch nicht recht leiden können. Seine spätere Haltung gegenüber den Juden in Frankfurt (im Januar 1814) ist auf seinen Napoleonhaß zurückzuführen: er „schloß in seine Abneigung nicht bloß die Franzosen ein, sondern auch die Juden, weil sie von diesen die Befreiung erhalten und weil sie bis dahin ihnen Vorschub geleistet hatten".

Man hat Hardenberg wegen seiner Judenfreundlichkeit, die sich nicht nur im Jahre 1812, sondern auch noch später auf dem Wiener Kongreß in manchmal schwer erklärlicher Weise äußerte, den Vorwurf gemacht, daß er in seiner Abhängigkeit von jüdischen Gläubigern gewissermaßen fahrlässig die Belänge des Staates geopfert habe, wenn nicht gar Bestechlichkeit im Spiele sei. Selbst nüchtern urteilende Männer wie Chamberlain schreiben, daß die Hardenbergs und Metternichs sich beim Wiener Kongreß „vom Bankhaus Rothschild umgarnen" ließen. Die ewige Geldklemme Hardenbergs, an dem stets ein Schwarm von Neffen und Nichten hing, ist bekannt. Ebenso auch, daß Hardenberg persönlich unter jüdischen Einflüssen stand. Nicht nur der mehrerwähnte Jacobsohn stand mit ihm in Verbindung, sondern seine nähere Umgebung scheint fast rein jüdisch gewesen zu sein: seine Geliebte, die Schauspielerin Schönemann, und sein langjähriger Hausfreund, der Arzt Koreff, waren Juden und lange Jahre um ihn, bis sie beide nach Lösung des Verhältnisses nach Paris verschwanden. Koreffs Stellung war aber noch auf dem Wiener Kongreß sehr groß. Auch Bartholdy, der sich ursprünglich Salomon nannte, von 1813—1815 im nächsten Gefolge des Fürsten, war Jude. Daneben hatte Hardenberg in der gebildeten jüdischen Gesellschaft zahlreiche Verbindungen. Trotz dieser Tatsachen, aus denen die Wahrscheinlichkeit einer jüdischen Beeinflussung Hardenbergs hervorzugehen scheint, verkennt man aber doch die Größe dieses Mannes und seine Vaterlandsliebe, wenn man ihn gewissermaßen als willenloses

oder gar käufliches Werkzeug in Judenhänden ansieht, der seine und seines Landes Ehre geopfert hätte. Hardenberg war geistig ein Kind der Französischen Revolution. Ihre Gedanken lebten und webten in ihm, und da bedurfte es keiner großen Nachhilfe seitens seiner jüdischen Bekannten, die ja sicher nicht fehlte, um ihn von selbst zu dem Emanzipationswerk zu drängen. Mit dieser natürlichen Erklärung müssen wir zufrieden sein, bis reichhaltigere Quellen fließen, so daß vielleicht eine andere Auffassung gerechtfertigt wird. Bis dahin brauchen wir uns das Andenken eines unserer größten Staatsmänner und Deutschen nicht durch unerweisbare Vermutungen trüben zu lassen. Zudem sei noch bemerkt, daß auch andere Männer an der Judenemanzipation mitgewirkt haben. Der Königsberger Jurist Brand befürwortete sie, weil sie das Aufgehen der jüdischen Nation im Deutschtum beschleunigte, und unter dem gleichen Gesichtspunkte stimmte ihm der judenfeindliche Minister Schrötter zu, da er damit dem Judentum einen tödlichen Streich zu versetzen hoffte. „Der Liberale und der Konservative begegneten sich also in der Ansicht, daß man die jüdische Nation auf dem Wege der Gleichberechtigung vernichten müsse." Da blieb Hardenberg wirklich nicht viel mehr zu tun übrig, als den widerstrebenden König für das Gesetz zu gewinnen. Am schwersten war es, den König für die Militärpflicht der Juden zu bestimmen. Schließlich gab er jedoch nach, und am 11. März 1812 erging Friedrich Wilhelms III. Erklärung: „Die in Unseren Staaten befindlichen Juden sind für Einländer und preußische Staatsbürger zu achten." Nur die Zulassung zu den Staatsämtern blieb ihnen noch vorenthalten. Zur Entlastung Hardenbergs muß auch noch nachgeholt werden, daß der Kultusminister W. v. Humboldt ebenfalls an den Vorarbeiten zu diesem Gesetz beteiligt war, auch er vom Willen beseelt, die nationale Einheit der Juden zu zerstören.

Das Urteil über die überstürzte Einführung der Judenemanzipation ohne irgendwelche Bürgschaften muß vom rein deutschen Standpunkte aus vernichtend lauten. Bei der falschen Meinung, daß zur Höchstentfaltung der im Staate schlummernden Kräfte auch die Entfesselung der jüdischen nötig sei, übersah man ganz, daß die bisherigen Erfahrungen mit dem Judentum in keiner Weise das Recht gaben, die Äußerungen und wohl auch Gesinnung einiger wohlmeinender Schwärmer wie Friedländer als Ausdruck des jüdischen Gesamtwillens und -wesens zu nehmen und ohne irgendeine Sicherung die Juden gewissermaßen hemmungslos auf den Staat loszulassen. „Wie ein Feind stürzte der Jude hinein, stürmte alle Positionen und pflanzte — ich will nicht sagen auf den Trümmern, doch auf den Breschen unserer echten Eigenart die Fahne seines uns ewig fremden Wesens auf." Dazu brauchte es keinerlei Kenntnis der Rassenlehren, dazu hätte es nur des offenen Auges eines Friedrich Wilhelms I. oder Friedrichs II. bedurft. Selbst Boyen, dem der „Zweck des Gesetzes gerecht und also wahrhaft christlich" erscheint, kann in seinen „Denkwürdigkeiten" nicht umhin, seinem Zweifel Ausdruck zu verleihen, ob die Mißachtung der im Volke herrschenden Vorurteile nicht bedenklich und der Sprung nicht vielleicht auf einmal zu groß gewesen sei. Bemerkenswert ist es, daß er, ein Eingeweihter, darauf hinweist, daß man nicht vergessen dürfe, „daß der Staat damals unaufhörlich Geld brauchte, und daß die Juden bei augenblicklicher

Verlegenheit dies noch am ersten herbeischaffen konnten: auf diesem Wege wenigstens hat in einer minderbedrängten Zeit Rothschild von beinahe allen christlichen Mächten Ritterorden und Baronien erhalten". Ein bedeutsamer Fingerzeig über die wahren Triebkräfte der Geschichte, so wenig man es zu fassen vermag, daß selbst in solchen Lebensfragen unseres Volkes in entscheidender Stunde derartige Gesichtspunkte mitsprechen durften. Recht auffällig ist es, wie wenig die Geschichtschreiber bei der Schilderung der Judengleichstellung vom Jahre 1812 die Bedeutsamkeit dieser Maßregel für unsere Zukunft hervorheben. Lamprecht versagt völlig. Aber auch Treischke beschränkt sich auf wenige allgemeine Redensarten. Man kann kaum umhin, sich Gedanken über diese Zurückhaltung zu machen.

Der Jubel, den die Judenschaft anstimmte, war nicht grundlos, wenngleich sich die meisten Juden wohl ebensowenig der ganzen Tragweite des Gesetzes für die Zukunft klar waren, als die unseligen Gesetzgeber. Aber nur wenige zogen sofort und aufrichtig die Folgerungen aus der erwiesenen Wohltat. Auch hier muß an erster Stelle Friedländer genannt werden. „Heute haben wir nur ein Vaterland — Preußen — und nur für dieses dürfen wir beten. Unsere Muttersprache ist die deutsche, und durch die unverkümmerte Einführung dieser Sprache in das Gebet kann der religiöse Dienst zu neuem Leben erweckt werden." Gegen diese völlige Eindeutschung erhob sich sofort schärfster Widerspruch, besonders von den Altgläubigen, von ihrem Standpunkte aus durchaus berechtigt. Denn ihnen sagte ihr Gefühl, daß ihr Glaube und ihre Volkheit nicht zu trennen seien, daß der Untergang des einen auch den der anderen bedeute. Und, so können wir hinzufügen, daß er auch den des Deutschtums bedeutet hätte. Der König sah in dieser Sache tiefer als Hardenberg, der ihm, in seinen Gedankengängen der Aufklärungszeit befangen, die Friedländerschen Verbesserungsvorschläge hinsichtlich der Glaubens- und Kultusangelegenheiten unterbreitet hatte. Er winkte ab. Die heranziehende Zeit der Befreiungskriege brachte dann diese Pläne sowieso in Vergessenheit.

Seinen Abschluß findet das Emanzipationszeitalter mit dem Wiener Kongreß. Ehe sich aber die Betrachtung ihm zuwendet, müssen noch kurz die Befreiungskriege und der Anteil der Juden an ihnen erwähnt werden. Es ist bekannt, daß Napoleon scharfe Maßregeln ergreifen mußte, um die Juden dem Militärdienst willfähriger zu machen. Wir erinnern uns auch noch ihres Widerwillens gegen den Waffendienst zur Zeit Josefs II. Später mußte dann wohl Napoleon seine Erfahrungen gemacht haben, denn er hatte nichts Eiligeres zu tun, als das holländische Judenregiment schleunigst aufzulösen, da ihm vor einem derartig konzentrierten Heldentum doch bange werden mochte, und noch im Jahre 1812 führte er wieder die Stellvertretung für die jüdischen Rekruten ein. All diese Vorgänge flößen einen gewissen Argwohn ein, wenn auf einmal das jüdische Heldentum der Befreiungskriege mit gar zu lebhaften Farben geschildert wird. Die Erinnerung an den jüngsten Krieg ist kaum geeignet, diesen Argwohn zu zerstreuen.

Als Hauptkronzeuge jüdischer Waffenfreudigkeit wird immer Hardenberg angeführt, der im Januar 1815 geschrieben habe: „Die jungen Männer jüdischen Glaubens sind die Waffengefährten ihrer christlichen

Mitbürger gewesen, und wir haben auch unter ihnen Beispiele des wahren Heldentums und der rühmlichen Verrichtung der Kriegsgefahren aufzuweisen, sowie auch die Frauen in Aufopferung jeder Art den Christen sich angeschlossen haben." Diese liebenswürdige, aber immerhin zurückhaltende Anerkennung der jüdischen Mitkämpfer wurde dann schon nach wenig Jahren derart aufgebauscht, daß man schließlich sogar das Hauptverdienst an der glorreichen Durchführung des Befreiungskrieges für die Juden in Anspruch nahm. Es ist der berüchtigte Deutschenbeschimpfer, Saul Ascher, der sich zu schreiben erdreistete: „Man vergißt, daß Deutschlands Heere in dem Kampfe gegen Frankreich unterlagen, ehe noch Juden in ihrer Mitte Teil daran nahmen, und erinnert sich nicht, wie folgenreich sie in den Jahren 1813 und 14 kämpften, als die Juden aus Rußland, Polen, Österreich und Preußen mit ihnen in Reihe und Glied standen." Von der Nähe betrachtet, sieht die Sache etwas anders aus. Die Juden Westpreußens, die sich selbst am besten kennen mußten, boten 1813 dem Könige für Ablösung von der Landwehrpflicht Geld, weil sie überzeugt wären, „daß bei jetzigen Zeiten feige Memmen gar nichts, zehntausend Taler bar Geld aber viel helfen können," eine Begründung von so zwingender Beweiskraft, daß der König gerne auf das Angebot einging. Unter den gebildeten Berliner Juden fanden sich gewiß nicht wenige, die ins Feld zogen, auch als Freiwillige, wie z. B. der Bruder Meyerbeers, welch letzterer aber diesem Beispiel nicht folgte. Daneben finden wir aber die Juden auch in den Kanzleien und Lazaretten und vor allem auch als Spione, worüber dann in Frankfurt am Main Listen in die Hände der Verbündeten fielen. Solche Einzelbeispiele sind indes noch nicht beweiskräftig, weder für die eine, noch die andere Ansicht. Wohl aber die von Treitschke mitgeteilten Zahlen, wonach 1813 nicht viel mehr als 350 Juden dem Heere angehört haben. Das bedeutet bei einem Aufgebot von etwa 175000 (ohne Landwehr) nur zwei von Tausend. Wenn Treitschke diese geringe Zahl der Juden auf ihren Ausschluß von den Offizierstellen zurückführt, so kann ich dem nicht folgen: denn die fehlenden 1400 Juden, um den Anteil von Einem vom Hundert zu erreichen, hätten doch nicht sämtlich Offiziere werden können. Übrigens stimmt hiermit auch nicht überein, daß tatsächlich **während** des Krieges Juden Offiziere wurden, wenngleich sie dann im Frieden wieder bis auf einen ausgemerzt wurden. Jedenfalls ist es aber unsinnige Übertreibung, wenn nicht Lüge, wenn ein jüdischer Schriftsteller von 55 allein bei Belle-Alliance gefallenen Offizieren redet. Die gesamte preußische Armee hat dort nach Treitschke nur 24 Offiziere verloren! Wenn man aus all diesen Angaben das Ergebnis zieht, so muß man gestehen, daß von einer **auffälligen** Teilnahme der Juden an den Befreiungskriegen als Ausdruck ihrer Vaterlandsliebe und ihres Dankes für die Gleichberechtigung des Vorjahres keineswegs die Rede ist. Sie handelten ihren Rassenanlagen gemäß. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Der Wiener Kongreß bildete den Abschluß und auch gewissermaßen den Höhepunkt des vorangegangenen Zeitalters für das Judentum. Und zwar weniger wegen seiner Beschlüsse zur deutschen Judenfrage, obwohl auch sie wichtig genug sind, als weil er zum ersten Male die ungeheuren Fortschritte der jüdischen Geldmacht auf dem Wege zur Weltbeherrschung

in dem eben beendeten Menschenalter der ununterbrochenen Kriege in Europa enthüllt. Fürwahr, nichts kann die Tatsache besser beleuchten, daß Umsturz, Kriege und Wirren die Erntezeiten für das Judentum sind, als die erstaunliche Entwicklung der jüdischen Geldherrschaft von 1789 bis 1815. Mit dem Wiener Kongreß treten die geistigen Kräfte im Kampfe des Judentums zurück. Sie bestehen zwar weiter und werden auch noch weiterhin eingesetzt: sie bilden aber, nachdem die Bresche in die Mauer der europäischen Staaten geschlagen war, nur noch ein Kampfmittel untergeordneter Art. Die Macht des Mammons tritt in unverhüllter Nacktheit an ihre Stelle. Von nun an dürfen Staaten keine Kriege führen, mag auch ihr Leben daran hängen — „mein Sohn erlaubt's nicht", sagte Mutter Rothschild, wenn es ihm nicht zu seinen geschäftlichen Absichten paßt: von nun an müssen Staaten Krieg führen, ob sie wollen oder nicht — die allgebietende Geldmacht verlangt es so.

Dieser Wechsel der Verhältnisse kam auch äußerlich auf dem Wiener Kongreß zur Geltung. Neben der alten herrschenden Klasse Europas, die sich dort ein Stelldichein gab, erschien in protzenhaftem Dünkel der neue Geldadel, der trotz seiner fabelhaften Verschwendung doch auf seine Kosten kam. Es sind die Arnstein, Eskeles, Torlonia und wie alle diese Judenhäuser hießen, die auch gesellschaftlich den Ton mit angaben. Nur die Rothschilds scheinen sich noch klug zurückgehalten, dafür aber desto mehr und erfolgreicher hinter den Kulissen gewirkt zu haben. Ihr Aufstieg zur europäischen Geldmacht war erst allerjüngster Prägung. Mit dem größten Teil der kurhessischen Gelder hatte sich der eine Sohn in London niedergelassen. Ein zweiter ging nach Paris. So konnte das Haus beiden Seiten dienen und, wo erforderlich, auch beide Staaten verraten. Die großartige Schiebung, als im spanischen Kriege der Londoner Rothschild mit Hilfe seines Pariser Bruders Wellington, dem Feinde Frankreichs, die nötigen Gelder zukommen läßt, zeugt ebenso von der geschäftlichen Bedenkenlosigkeit als von der Weitsichtigkeit des Hauses, mit der es in allen Landen rechtzeitig seine Pfähle einschlug, das Urbild des vaterlands- und vorurteilslosen Judentums. Ein weiteres Beispiel für diese Art, die über Leichen geht, wenn nur der eigene geschäftliche Zweck, die mühelose Bereicherung, gelingt, ist ferner jener berüchtigte Gaunerstreich, mit dem der Londoner Rothschild die Schlacht von Waterloo, in der auf beiden Seiten Tausende in flammender Begeisterung ihr Herzblut hergaben, durch die Ausstreuung des falschen Gerüchtes von Napoleons Sieg zu einem ungeheuren Fischzug an der Börse benutzte, ein Streich, nicht schlechter als tausend andere seiner Art, geplante und gelungene, nur daß er bekannter geworden ist. Der wirtschaftliche Tod von hunderten bis dahin schaffenden, tätigen Menschen durch jüdisches Börsenspiel steht gewissermaßen als Kennzeichen an der Scheide zweier Zeiten.

Bei den Verhandlungen über die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß ergab es sich, daß die beiden deutschen Großstaaten ihr am freundlichsten gegenüberstanden. Bei Preußen, für das Hardenberg und Humboldt das Wort führten, war das insofern verständlich, als es damit ja nur den übrigen Juden in Deutschland dieselben Rechte zukommen lassen wollte, die es den eigenen Untertanen jüdischen Stammes bereits zugestanden hatte. Anders bei Österreich. Dies hatte sich bisher gegen jede

Verbesserung der staatsbürgerlichen Lage seiner Juden gesperrt und dachte auch jetzt durchaus nicht daran, sie einzuführen. Trotzdem wurde der Staatskanzler Metternich ein warmer Fürsprecher der Juden im Reich. Dubnow weiß diese „seltsame Erscheinung" nur mit „fremden Einflüssen und den finanziellen Beziehungen Metternichs zu Berliner und Wiener Juden" zu erklären. Er vergißt dabei nur als dritte im Bunde die Frankfurter Rothschilds, die „still und unsichtbar" hinter der Szene mitarbeiteten. Sie waren ja an den Frankfurter Zuständen in erster Linie beteiligt, deren Neugestaltung damals einen großen Raum bei den Besprechungen einnahm. Man tritt auch Metternich, im Gegensatz zu Hardenberg, kaum zu nahe, wenn man ihm einfach Bestechlichkeit, natürlich in der verhüllten Form irgendeiner Gewinnbeteiligung oder dgl., zutraut, da er sich ja auch mehr als 30 Jahre lang von den russischen Kaisern bezahlen ließ, übrigens mit Wissen seines Kaisers Franz, der wohl glaubte, es doch nicht verhindern zu können. Alle andern Staaten aber, die entweder nur unter Zwang die Gleichberechtigung der Juden zugestanden oder aber sich ihrer noch erwehrt hatten, von den Freien Städten Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt an bis zum Königreich Bayern, sträubten sich dagegen, sich eine neue Verpflichtung aufzwingen zu lassen, die sie von vornherein nicht zu halten willens waren. So kam denn, da letzten Endes auch Metternich und Hardenberg diese Widerstände nicht überwinden konnten und ihre volle Aufmerksamkeit von wichtigeren Fragen der Außenpolitik in Anspruch genommen wurde, jene Formel zustande, die den Juden nur die Beibehaltung derjenigen Rechte als Mindestmaß verbürgte, die ihnen von — nicht in — den Bundesstaaten bisher zugestanden waren. Dieser zweideutige Ausdruck gab den Städten und Staaten die Handhabe, alle die Rechte rückgängig zu machen, welche die Juden von fremden Regierungen erhalten, zum Teile erschlichen hatten. Nach der endgültigen Fassung des § 16 der Bundesakte unterlag es keinem Zweifel, daß die genannten Städte rechtlich zu ihren Schritten gegen die Juden durchaus befugt waren: ob dabei auch die Gebote der Billigkeit zu Worte kamen, ist unabhängig davon zu erörtern. Jedenfalls hatten Hardenberg und Metternich keinerlei Befugnis, gegen diese, wenn auch kleinen, so doch selbständigen Mitglieder des Deutschen Bundes mit Warnungen und unerbetenen Ratschlägen vorzugehen, wie sie es taten, um einen Druck zugunsten der Juden auszuüben. Dieser Schritt war auch bei Hardenberg nicht mehr durch ein preußisches Interesse begründet, und es hält recht schwer, dem nicht zuzustimmen, daß die jüdischen Vertreter die beiden Staatsmänner der Großstaaten für sich „gewonnen" hätten. Denn zu fadenscheinig ist der Vorwand, daß der Einspruch „im Interesse des deutschen Handels und der Finanzen mit Rücksicht auf die Bedeutung der jüdischen Bankhäuser, des Kredits und des Handels" geschehen sei. Nein der Schritt war gegen das Interesse des deutschen Handels, im Interesse der jüdischen Geldmacht unternommen.

Anders als mit der Rechtsfrage steht es mit der Frage, ob es der Billigkeit entsprach, den Juden die einmal gewährten Rechte wieder zu entziehen. Zwar waren diese in Frankfurt nicht, wie vielfach angenommen wird, regelrecht erkauft. Abgekauft war nur die Verpflichtung zur Entrichtung des Judenschosses. Immerhin war es unzeitgemäß, in der Wieder-

einschränkung weiterzugehen, als es die Staatsnotwendigkeit unbedingt gebot. Daß Hannover und Kurhessen auf Grund der vorgenannten Bestimmung auch den Juden-Leibzoll wieder einführen konnten, war eine Zeitwidrigkeit und, was schlimmer war, es war eine unnötige Härte, die den Juden die Möglichkeit gab, nicht ganz mit Unrecht über unwürdige Behandlung und mittelalterliche Bedrückung zu klagen. Es war nach dem bekannten Worte Talleyrands schlimmer als ein Unrecht, es war eine grenzenlose Dummheit. Und diese Blöße wurde bald weidlich ausgenutzt.

Zweiter Abschnitt.

Von der Gleichberechtigung bis zur Herrschaft in Deutschland 1815 bis 1920.

Erster Teil.

Allgemeiner Verlauf des Aufstieges.

Der Jude Dubnow, dessen wegen seiner größeren Offenheit und Wahrhaftigkeit der Geschichte von Graetz weit überlegenes Buch im vorangegangenen schon des öfteren benutzt werden konnte, glaubt in der neuesten jüdischen Geschichte ein gewisses Wechselspiel zwischen Fortschritten und Rückschlägen zu erkennen. Er kommt infolgedessen zu folgender Einteilung, die, soweit Deutschland in Betracht kommt, wiedergegeben sei:

„1. Das Zeitalter der ersten Emanzipation, der französischen (1789—1815), als Frankreich seine Juden emanzipierte, und die anderen Staaten unter dem Einflusse der siegreichen Republik und des napoleonischen Kaiserreiches die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze konstituierten oder Schritte zur Besserung der bürgerlichen Lage der Juden machten (Holland, Teile . . . Deutschlands . . .);

2. das Zeitalter der ersten Reaktion, einer allgemein-politischen (1815—1840), als die Emanzipation allerorten, Frankreich und Holland ausgenommen, von einer gänzlichen oder teilweisen Rückkehr zur ersten bürgerlichen Entrechtung der Juden abgelöst wurde;

3. das Zeitalter der zweiten Emanzipation, der deutschen (1848—1881), als die Festlegung des konstitutionellen Regimes vornehmlich in den Ländern deutscher Kultur zur juridischen (aber nicht überall faktischen) Gleichberechtigung der Juden im Westen . . . führte;

4. das Zeitalter der zweiten Reaktion, der antisemitischen (1881—1905), als der gesellschaftliche Antisemitismus des westlichen Europa zu einer Macht wurde, die in vielen Ländern der faktischen Durchführung der vollen bürgerlichen und politischen Gleichberechtigung der Juden Hindernisse in den Weg legte . . .“

Alle solche Einteilungen haben natürlich etwas Willkürliches und Gezwungenes. Immerhin können wir die vorliegende in großen Zügen als treffend ansehen und noch durch zwei weitere Stufen, eine Vorstufe und eine Gegenwartsstufe, ergänzen. In die Vorstufe käme für Deutschland die Zeit von 1750 bis etwa 1800, mit zwei Unterabschnitten, die Zeit der Fort-

schritte der Juden im Zeitalter Lessings und Mendelssohns (1750—1785) und die beginnende Abwehrstellung von Staat und Gesellschaft (1785 bis 1800). Die Gegenwartsstufe zeigt dagegen das Erklimmen der vollen jüdischen Machthöhe (1905—1918) und den Rückschlag unserer Tage (seit 1918), der, so Gott will, den dauernden Abstieg der Juden in Deutschland einleitet und sie andern Geschicken, unabhängig von unserem Wohl und Wehe, entgegenführt.

Das Zeitalter von der Emanzipation bis zur Herrschaft stellt sich auf deutschem Boden, unbeschadet dieser Schwankungen, doch im allgemeinen als eine Zeit ununterbrochenen Aufstiegs der Judenschaft dar. Wenn zeitweise die politischen Fortschritte zu stocken oder gar nachzugeben schienen, so gewann unterdessen auf anderen Gebieten — auf dem der Eroberung unseres Schrifttums und der Lehrstühle — das Judentum weiter Feld, so bereiteten sich noch unerkannt und unbemerkt Entwicklungen vor, wie beispielsweise die jüdisch-deutsche Anarchistenkolonie in Paris der dreißiger und vierziger Jahre, die in ihren Auswirkungen dereinst unser Reich aus den Angeln heben sollte. So bedeutet das Zeitalter der „ersten Reaktion" trotz des Einsatzes noch ungeschwächter Machtmittel des Staates keinen eigentlichen Rückschritt oder nicht einmal einen Stillstand in der ununterbrochenen Linie des Aufstiegs des Judentums. Viel mehr die äußerlich erfolglose, wennschon manchmal etwas laute „zweite Reaktion". Denn sie leitete einen Umschwung der Geister in Deutschland ein, wenn auch noch in seinen ersten Anfängen und, da von den verschiedensten Seiten in Angriff genommen, ohne die nötige Wucht und Stoßkraft. Die mit dem Ende des Jahrhunderts in den Vordergrund tretende Rassenlehre bot dann im Verein mit den Errungenschaften naturwissenschaftlich-biologischer Forschung das Mittel, um all die verschiedenen Richtungen zu einheitlichem Wirken zusammenzufassen. In dieser Vorbereitungstätigkeit liegt die Bedeutung jener von Dubnow rein äußerlich gefaßten und in ihrer Stärke und ihren Folgen nicht erkannten „zweiten Reaktion". Möge die jetzt im Werden begriffene „dritte Reaktion" das Werk zum Heile unseres Volkes vollenden.

Zweiter Teil.

Geschichte des Aufstieges (1815—1918).

1. Bis zur Julirevolution (1815—1830).

Da unsere Darstellung nur auf die deutschen Verhältnisse zugeschnitten sein soll, so kann sie der Einteilung Dubnows nicht folgen. Für die deutsche Geschichte bildet die Julirevolution eine Scheide, an der das Zeitalter der heiligen Allianz abschließt und das Zeitalter des Umsturzes beginnt, bis in den Jahren 1848 und 1849 die gewaltsame Entladung erfolgt und eine Neuordnung der Dinge einsetzt. Allerdings greifen die Geschehnisse um 1830 von einem in den anderen Abschnitt über und lassen sich nicht so scharf trennen wie etwa 1848/9 oder

1870/1. Immerhin bedeutet die Übersiedlung der beiden bedeutendsten damaligen deutschen Juden Börne und Heine nach Paris (1830 und 1831) und ihre seitdem verstärkt betriebene deutschfeindliche Tätigkeit im Verein mit dem Wachsen der von ihnen beeinflußten jungdeutschen Bewegung einen Wendepunkt, der die Wahl des Jahres 1830 rechtfertigen mag.

Unmittelbar nach den Befreiungskriegen wirkte, vor allem bei der Jugend unserer Hochschulen und ihren Lehrern, die Hochstimmung der eben verflossenen Jahre noch nach. Sie gewann in Anlehnung an die geistige Bewegung, die wir als Romantik zu bezeichnen gewöhnt sind, eine hauptsächlich deutschvölkisch und christlich geartete Färbung. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie unter dem Einflusse Jahns und anderer auch stellenweise in eine Deutschtümelei umschlug, die Tadel und Spott herausforderte. Dies geschah von mancherlei Seite, vor allem aber von jüdischer. Die Juden hätten nach den Zugeständnissen der letzten Jahre allen Grund gehabt, sich dankbar und bescheiden in den das innerste Gefühl des deutschen Volkes aufwühlenden Fragen der damaligen Zeit zurückzuhalten, auch wo einige Äußerlichkeiten ihren Beifall nicht fanden. Das ließ aber ihre angeborene aufdringliche Überheblichkeit nicht zu, und sie begnügten sich nicht damit, nur die lächerlichen Außenseiten zu bespötteln, sondern sie griffen, in der richtigen Erkenntnis, daß in der Burschenschaft ein Stück urdeutschen, ihnen im Grunde feindlichen Wesens zum Ausdruck komme, deren Deutschgesinnung selbst an. Es ist bezeichnend für die jüdische Geschichtschreibung, daß sie diese Verhältnisse ganz falsch darstellt und den jüdischen Schuldanteil meist völlig verschweigt. Meist wird der Name Saul Aschers überhaupt nicht genannt, jenes giftigen Deutschenfeindes, der mit seiner „Germanomanie" sich vor allem den Haß der deutschen Hochschuljugend zugezogen hat und dessen Schrift bei dem Feuergerichte auf der Wartburg unter einem „Wehe über die Juden" mit verbrannt wurde. War Saul Ascher der giftigste von den jüdischen Schriftstellern, die damals Anstoß erregten, so war er doch nicht der einzige. Treitschke zählt noch eine ganze Anzahl von Beispielen jüdischer Überheblichkeit auf, deren Wiedergabe hier zu weit führen würde. Daß diese jüdischen Verunglimpfungen nicht ohne Antwort blieben, kann nicht wundernehmen und ebensowenig, daß auch von der deutschen Seite nicht immer die Gerechtigkeit und die Form gewahrt wurde. Es ist jedoch festzustellen, daß die Fehde im allgemeinen von hier aus durchaus würdig geführt wurde. Waren es doch Gelehrte von Ruf, wie der Berliner Geschichtslehrer Rühs, die Heidelberger Professoren Fries und Paulus und andere, die in dem Streite das Wort ergriffen, Männer der verschiedensten Geistesrichtungen, so daß die Einheitlichkeit ihrer Judenfeindschaft doch zu denken gibt. Sie alle lehnten den grundsätzlichen Irrtum, die unbedingte Gleichstellung hinsichtlich der staatsbürgerlichen Rechte ab, die einen, weil sie diese mit dem Wesen des christlich-deutschen Staates nicht vereinbar fanden, die andern, weil die Gleichstellung ohne eine vorherige Selbstangleichung der Juden an die Deutschen nicht möglich sei. Eine freundlichere Stellung nahm Kotzebue ein, was in den Augen der Jugend nicht gerade zum Vorteil der Juden sprach. Noch weiter ging ein gewisser Professor Lips in Erlangen. Dieser redete schon der Vermischung das Wort, indem er von dem jüdischen Blutzuschuß sich eine ähnliche günstige Wirkung versprach wie später E. v. Hartmann.

Waren die Hauptgründe für die Judenfeindschaft jener Tage demnach zunächst in der Empörung der Hochschuljugend über die jüdische Verhöhnung ihrer Hochziele und in der Erkenntnis der Gelehrtenkreise von den Fehlern der gewährten Gleichberechtigung zu suchen, so hat nebenbei auch die angeborene Abneigung gegen die Juden und die Tatsache mitgesprochen, daß die Juden besonders Napoleon und Frankreich zugetan waren. Diese vorzugsweise geistige Bewegung verglomm jedoch nach und nach und steht mit den tätlichen Judenverfolgungen der nächsten Jahre nur in sehr lockerem Zusammenhange. Wenngleich diese sich zeitlich an die Ermordung Sands und die damit zusammenhängende Erregung in den deutschen Burschenkreisen anreihten, so wurden sie doch in erster Linie durch wirtschaftliche Gründe veranlaßt. Von ihnen wird später die Rede sein.

In Preußen hatte die judenfreundliche Stimmung in dem Fürsten Hardenberg immer noch einen starken Fürsprecher an maßgebender Stelle. Der Staatskanzler war ganz in die Netze seines Arztes Koreff geraten, der ihm mit der Halbwissenschaft des Mesmerismus den Kopf verwirrte und ihn zu einem Schritte veranlaßte, dessentwegen der Fürst sogar mit der Berliner Hochschule in Streit geriet. Hardenberg suchte nämlich aus eigener Machtvollkommenheit zwei Günstlinge, darunter diesen Koreff, der Hochschule als ordentliche Professoren aufzunötigen, wogegen sich diese zur Wehr setzte. Koreff vergalt das Wohlwollen, indem er den alten Fürsten mit seiner Schönemann betrog, so daß schließlich die Trennung erfolgte. Bezeichnend für Hardenbergs Verstrickung in jüdische Bande ist es auch, daß ein „Vaterlandsfreund" wie Israel Jacobsohn ihm wieder näher treten konnte. Dieser hatte es nach seinem Kasseler, nicht unergiebigen Gastspiel gewagt, sich in Berlin niederzulassen, ohne daß man ihm dort die Tür gewiesen hätte. In jener Zeit unmittelbar nach den Befreiungskriegen wurde nun in Berlin mit außerordentlichem Erfolge ein Lustspiel aufgeführt „Unser Verkehr", das von scharf judengegnerischer Art die jüdischen Eigenschaften mitleidslos geißelte. Der stürmische Beifall, den dieses dichterisch minderwertige Erzeugnis fand, beweist, wie weit verbreitet in allen Schichten des Volkes damals die lebendigste Abneigung gegen die Juden war. Jacobsohn hätte nun zwar allen Grund zur Zurückhaltung infolge seiner früheren Stellung zu den Franzosen gehabt. Trotzdem wagte er es, sich an Hardenberg zu wenden, um ein Aufführungsverbot des Stückes zu erwirken. Unbegreiflicherweise gab Hardenberg diesem Wunsche nach, allerdings nur um sein Verbot nach kurzer Zeit wieder rückgängig machen zu müssen, da das Volk für eine derartige Vergewaltigung zur Schonung jüdischer Empfindlichkeit doch noch nicht reif war. Solche zarte Rücksichtnahme blieb erst unserer glorreichen Zeit vorbehalten. Auch dieses kleine Begebnis beweist von neuem die fast unerklärliche Willfährlichkeit des Staatskanzlers gegen jüdische Wünsche, selbst wenn sie von einer Person kamen, die den Preußen und Deutschen in Hardenberg doch schlechtweg abstoßen mußte. Aber selbst Hardenbergs mächtige Hand vermochte gegen den Widerstand der anderen Minister und des Königs in der Hauptsache nichts durchzusetzen, nämlich in der Frage der Gleichstellung der Juden aus den wiedergewonnenen und neuerworbenen Landesteilen mit denen des alten Preußens von 1812. Denn eine solche wäre nach der Bundesakte, wonach keine Judenschaft in irgendeinem Gebietsteile

schlechter als vorher gestellt werden durfte, nur auf dem Boden der völligen Gleichberechtigung möglich gewesen, wenn man nicht, wie die Reichsstädte es taten, die Fremdherrschaft in den Rheinlanden und dem Königreich Westfalen als ungesetzlich und ihre Erlasse also als rechtsunwirksam ansah. Denn in den Rheinlanden hatten die Juden z. B. den freien Zutritt zu den Staatsämtern, während in Altpreußen diese den Juden noch nicht zugänglich waren. Auch dachte der König keineswegs daran, diese letzte Schranke niederzureißen. Deshalb versagte er beispielsweise auch den jüdischen Soldaten die Zivilversorgungsscheine. Immerhin hätte sich in diesen Fragen vielleicht ein Ausweg finden lassen, wenn man es gewollt hätte. Die Widerstände lagen aber tiefer. Sie lagen an den Landesteilen selbst, die eher jede Einschränkung der bestehenden jüdischen Rechte als ihre Steigerung gutgeheißen hätten. Es ist deshalb nicht ganz richtig, wenn für diese Frage die Abneigung des Königs Friedrich Wilhelm III. gegen die Juden allzusehr in den Vordergrund geschoben wird. Wenn er auch unter dem Einfluß seiner Umgebung die damals erneut ausbrechende Taufseuche begünstigte, so hatte er doch andererseits schon früher gezeigt, daß er durchaus nicht judenfeindlich an sich war und daß er eine kluge und sachliche Zurückhaltung zu üben wußte, wie gegenüber den Friedländer-Hardenbergischen dem orthodoxen Judentum wenig günstigen Vorschlägen des Jahres 1812. Von jüdischer Seite wird immer über Gebühr das Lächerliche des Zustandes hervorgehoben, daß nach 1815 die Juden in Preußen nach 21fachem Rechte regiert wurden. Man muß eben in Betracht ziehen, daß das bürgerliche Recht im damaligen Preußen kaum weniger zersplittert war und daß erst das Jahr 1900 den Deutschen im Reiche ein einheitliches bürgerliches Gesetzbuch brachte. Wenn Graetz von einer „verheißenen Gleichstellung der Juden in den neuerworbenen oder wiedereroberten Provinzen" spricht, also gewissermaßen den König und seine Ratgeber des Wortbruchs beschuldigt, so ist er entschieden im Irrtum. Daß die Juden diese Zurückstellung ihrer Wünsche empfindlich traf, ist erklärlich. Andererseits ist aber auch nicht zu leugnen, daß sie für die Abstellung der Mißstände, welche der Erfüllung ihrer Wünsche entgegenstanden, nichts taten, ja diese nicht einmal zugestehen mochten.

Die Buntscheckigkeit der Judengesetzgebung in Preußen hatte notgedrungenerweise eine Einschränkung der Freizügigkeit für die Juden zur Folge, um zu verhindern, daß sich die Judenschaft aus den minder begünstigten Gebieten in Strömen in die besser gestellten ergösse. Dies war besonders im Hinblick auf die zahlreiche und minderwertige Judenbevölkerung der ehedem polnischen Landesteile bedenklich. Deshalb wurde den Juden untersagt, von einem Gebiete in ein anderes von „abweichender Judenverfassung" zu ziehen (1818). Bei Beurteilung dieser Maßregel bedenke man jedoch, daß auch für die anderen Stände keineswegs innerhalb des Staatsgebietes eine unbedingte Freizügigkeit bestand, sondern daß mannigfaltige Einschränkungen galten. Es ist merkwürdig und nicht billig, daß dieser Vergleich mit den allgemeinen Zuständen der betr. Zeit bei den jüdischen Schriftstellern fast immer aus den Augen gelassen wird, so daß man in Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse leicht dazu kommt, die Lage der Juden für schwärzer anzusehen, als sie es im Gesamtrahmen der Zeitzustände war.

Einen wirklichen großen Rückschritt hatten die preußischen Juden in diesen Jahren zu verzeichnen, nämlich die Aufhebung der Bestimmungen des Gesetzes von 1812, nach denen sie zu den akademischen und Schulämtern zugelassen waren „wegen der bei der Ausführung sich zeigenden Mißverhältnisse" (1822). Diese Mißverhältnisse wurden in der Zugehörigkeit der Juden zu einem besonderen Glauben gesehen. Man wird zugeben müssen, daß Bedenken in der Tat in einem „christlichen" Staate, und ein solcher war das damalige Preußen, bestehen. Man wird auch nicht leugnen können, daß der Staat das Recht hat, einmal erkannte Mißstände zu beseitigen, und nicht verpflichtet ist, sie aus papierenen Bedenklichkeiten weiter um sich greifen zu lassen. Dagegen ist es auch unzweifelhaft, daß durch diese Gesetzesänderung der Artikel 16 der Bundesakte offen verletzt wurde, so daß vom jüdischen Standpunkte aus mit Recht gegen diese gewaltsame Verletzung zustehender Rechte Einspruch erhoben wurde. Wir haben aber hier die Dinge nicht vom jüdischen, sondern vom deutschen Standpunkte aus zu betrachten und müssen deshalb die Zweckmäßigkeit der Maßnahme durchaus anerkennen und zugeben, daß nur durch eine Verletzung jüdischer Rechte das höhere Recht des eigenen Volkes, das auf seine christliche und deutsche Erziehung, gewahrt werden konnte. Dies ist aber der Kernpunkt der Sache, den man zur damaligen Zeit nicht hinreichend erkannt hat und auch heute noch nicht stets genügend berücksichtigt. Denn die Übermittelung der Wissenschaft ist nur bedingt neutral, so lange diese wenigstens von Menschen mit Fleisch und Blut niedergeschrieben und vor allem von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr weitergepflanzt wird. Gerade in unseren Tagen sieht man deshalb, wie die neuen Machthaber Männer ihrer Gesinnung auf die Lehrstühle der Hochschulen, in die Klassen der Mittel- und Volksschulen zu bringen bestrebt sind, um dadurch auf die Jugend einzuwirken. Denn wer die Jugend hat, hat die Zukunft des Volkes. Wenn aus den Vorträgen dem Schüler ein fremder Geist entgegenweht, so nimmt er allmählich die fremde Gedankenwelt an. Ganze Wissenschaftszweige sind auf diese Weise mit undeutschem Geist durchsetzt. Man denke nur an die Rechtswissenschaft! Das kann und darf ein Staatsmann, der nicht völlig weltfremd ist, nicht dulden. Deshalb müssen wir heute auch die Bestimmung vom Jahre 1822 noch als ungenügende, halbe Maßregel ansehen. Sie hatte zwar ihr Gutes, insofern als sie zeitweise tatsächlich die Überschwemmung der Lehrfächer mit Juden zurückdämmte, aber auch andererseits das Bedenkliche, die Taufübertritte gerade unter den geistigeren Kreisen der Juden zu befördern und damit die Blutvermischung in drohender Weise zu beschleunigen.

Die preußische Regierung konnte sich auf die Dauer der Einsicht nicht entziehen, daß die Mannigfaltigkeit ihrer Judenordnungen einer gewissen Einheitlichkeit Platz machen müsse. Denn ein Teil der mit den Neuerwerbungen übernommenen Bestimmungen, wie die kursächsischen und schwedischen, war außerordentlich hart im Vergleich mit denen des Jahres 1812, ohne daß, wie etwa im Osten, eine starke Minderwertigkeit der Juden dieser Landesteile solche Härten geboten hätte. Die Krone wandte sich deshalb an die einzelnen Provinzialstände um gutachtliche Äußerung, wie die unzweifelhaften Übelstände beseitigt werden könnten (1824). Die Freunde der völligen Gleichstellung sollten an dieser Begutachtung keine Freude erleben. Denn „kein einziger der acht Landtage empfahl die allgemeine Ein-

führung des Edikts von 1812". Die Verhandlungen waren äußerst erregt und offenbarten einen allgemeinen Judenhaß von einer Tiefe und Ursprünglichkeit, der jeder Regierung zu denken geben mußte. Es waren nicht mehr Äußerungen einer mehr triebhaften Abneigung gegen das volks- und glaubensfremde Judentum und seine Überheblichkeit, wie bei der Burschenschaft, sondern hier offenbarte sich die Nachwirkung der schweren wirtschaftlichen Schädigungen durch das Judentum, vor allem auf dem platten Lande, das ja in den Ständen ausschlaggebend vertreten war: „denn unsägliches Elend hatten jüdische Wucherer und Güterschlächter während der schweren Krisis, die um die Mitte der zwanziger Jahre das Land heimsuchte, über Grundherrn und Bauern gebracht." Hier entlud sich endlich der lang aufgespeicherte Groll, der selbst im Jahre der Judenverfolgungen (1819) auf preußischem Gebiete nicht zum Ausbruch gekommen war. Und zwar dank der starken Staatsgewalt, nicht aber, weil damals kein Grund zu schwerer Klage gegen jüdische Ausbeutung gewesen wäre. Denn schon 1817 hatte Westfalens Oberpräsident über „die Pest des Landes", die Wucherjuden in jedem Dorfe, nach Berlin berichtet. Und auch in der linksrheinischen Rheinprovinz hatte man 1818 das Napoleonische Gesetz von 1808 erneuern müssen, da die „Immediat-Kommission" in Köln erklärt hatte, „daß die Juden noch jetzt demselben gefährlichen Schachergeiste ergeben wären und durch ihren Wucher den Wohlstand der ländlichen Bevölkerung in gleicher Weise untergrüben, wie früher". Es geht wirklich nicht an, ein solch einheitlich ursprüngliches Aufbegehren der gesamten Stände, wo u. a. Männer wie Frhr. v. Stein und Fürst Wied die Leitung hatten, mit den üblichen Redensarten von Neid über die größere wirtschaftliche Tüchtigkeit der Juden oder von Glaubenshaß abzutun. Auch diese Beweggründe waren gewiß stellenweise vorhanden: sie haften aber doch nur auf der Oberfläche der Dinge und haben mit deren tieferen Ursachen nichts zu tun. Es lohnt sich, die einzelnen Gutachten näher zu betrachten. „Der Landtag der Provinz Preußen z. B. trug scharfe Prüfung der Staatsangehörigkeit der hier vorhandenen Juden und Fortschaffung der fremden, sowie auf wesentliche Beschränkungen des Ediktes von 1812 an. Wie dieser, so glaubte auch der pommersche Landtag, daß der Zweck jenes Erlasses, die Juden vom Schacher abzuziehen und ihren Charakter zu veredeln, verfehlt sei und daß bei der Fortgeltung des Gesetzes und der wachsenden Zahl der Juden die Wohlfahrt der christlichen Bevölkerung gefährdet sei. Ebenso sprachen die brandenburgischen Stände den Wünsch aus, daß das Edikt von denjenigen Landesteilen ausgeschlossen bleibe, wo es noch nicht Geltung habe, und daß es da, wo es bereits eingeführt worden, Abänderungen erleide, da die Erfahrung gelehrt, daß die den Juden damit zu höherer Ausbildung und nützlichen Berufsarten reichlich gebotene Gelegenheit unbenutzt sei. Der Landtag der Provinz Sachsen berief sich auf die Beobachtung, daß die Juden in die Eigentums-, Erwerbs- und sonstigen Lebensverhältnisse der Christen störend eingegriffen, und drang auf Maßregeln, wodurch der Verbreitung der Juden und ihrem gewerblichen Verkehr gesetzliche Grenzen gesteckt würden. Desgleichen meinten die schlesischen Stände, die 1812 gehegte Hoffnung, in den Juden Bürgersinn und Gemeingeist zu erwecken, sei größtenteils unerfüllt geblieben und daher die Erteilung der ihnen eingeräumten Rechte zu voreilig erfolgt. Der westfälische Landtag hielt es bei der fort-

dauernden moralischen Verderbtheit der Juden und bei dem unglücklichen Einflusse, den sie auf die christliche Bevölkerung übten, für dringende Pflicht, dieser gefährlichen Einwirkung Schranken zu setzen; er kam daher zu dem Ergebnis, daß den Juden vor allen Dingen das ihnen unter der Fremdherrschaft voreilig erteilte Staatsbürgerrecht wieder zu entziehen sei und daß man sie vorläufig nur als Schutzgenossen behandeln müsse. Auch der rheinische Landtag war der Ansicht, daß ihnen unter Ausschließung vom Staats- und Gemeindebürgerrecht die Übernahme von Staats- und Gemeindeämtern zu versagen sei." „Die drei Grenzprovinzen des Ostens forderten außerdem noch strenges Einschreiten wider die Landplage der schnorrenden und schachernden Einwanderer, die aus der polnischen Wiege des Judentums jahraus jahrein westwärts zogen und zumal in Ostpreußen die öffentliche Sicherheit ernstlich gefährdeten."

Auch über diese, ihnen wenig bequemen Gutachten der Landtage schweigen sich die jüdischen Schriftsteller meist völlig aus. Hierdurch gewinnt natürlich ihre Darstellung, da die verbindenden Mittelglieder fehlen, ein völlig falsches Gesicht. So finden sie auch kein Wort der Anerkennung für die preußische Regierung, der es bei der einmütigen Stimme des Volkes nicht leicht wurde, dessen Wünsche nach weiterer Einschränkung der jüdischen Rechte nicht zu erfüllen. Gegenüber dieser den Juden so günstigen Haltung fallen deren andere kleinen und kleinlichen Klagen über Namensbezeichnung und Namensgebung nicht ins Gewicht. Hardenberg hatte nämlich 1815 das Wort „Jude" aus der amtlichen Bezeichnung ausgemerzt und auf jüdischen Wunsch durch das wundervolle Wort „alttestamentarischer, mosaischer Glaubensgenosse" ersetzt. Die Wiedereinführung des kürzeren und treffenderen Ausdrucks „Jude" rief nun wegen dessen angeblicher gehässiger Nebenbedeutung Beschwerden hervor, die in manchen Einzelfällen nicht unberechtigt waren. Der Minister wies aber mit Recht darauf hin, daß ein Mißbrauch im Einzelfalle nichts gegen das Wort selbst beweise und daß kein vernünftiger Mensch zugeben werde, „in der Benennung Jude liege etwas, was man zu umschreiben nötig habe". Auch Dubnow hält diesen Bescheid für einen „gerechten Vorwurf gegen die ihr Gesicht versteckenden assimilierten Juden". Dies berührt auch schon eine grundsätzliche Frage, nämlich das Bestreben vieler Juden, ihre Namensgebung möglichst so zu gestalten, daß man sie nicht auf den ersten Blick als Juden erkenne. Auch hiergegen hatte ein Teil der Stände in seinen Gutachten Einspruch erhoben, da es den deutschen Familien, denen der ererbte Name ein heiliges Gut und keinen Handelsartikel bedeutete, nicht gleichgültig sein konnte, mit einer „morgenländischen Namensvetterschaft" verwechselt zu werden. Die Geschichte der jüdischen Familiennamen war ja noch nicht alt: erst mit der Gleichstellung war ihre allgemeine Annahme erfolgt. Anfangs bildeten sich dabei ganze bestimmte Gattungen heraus, die man auch unter dem deutschen Gewande bis zum heutigen Tage als Judennamen erkennt. „Die Levi, Cohn und Jacobsohn behielten ihre semitischen Namen bei, die Wolf und Kuh begnügten sich mit den Spottnamen, welche ihnen der grausame Volkshumor der Germanen angehängt, die Zwickauer und Bamberger nannten sich einfach nach ihrer Heimat; jene sinnigen Naturen aber, die der sanfte Hauch dieser sentimentalen Epoche angeweht hatte, wählten holdere Namen, um unbemerkt die Schönheit der

Seele getreulich auszudrücken, also daß die Türen unserer Börsen noch heute von Blümchen, Veilchen, Nelken und Rosenzweigen dicht umrankt sind." Bald versuchte man aber die Auffälligkeit solcher Namen zu meiden. Aus dem stark anrüchigen Namen des Münzjuden Ephraim wurde das deutsche Ebers, und Salomon hieß fortab Bartholdy, hiermit die Erinnerung an einen bedeutenden Staatsmann Friedrichs I. wiedererweckend; der Baruch veredelte sich zum Börne. Man wird gewiß nichts einwenden, wenn häßliche und sinnlose Namen, wie sie Beamtenwillkür, zum Teil zur Gelderpressung, den Juden auferlegt hatte, geändert wurden. Zwei Grundbedingungen waren dabei aber zu erfüllen, nämlich, daß der Träger auch mit dem neuen Namen als Fremdstämmiger zu erkennen blieb und daß keine deutschen Namensrechte angetastet wurden. Mit den Vornamen verhielt es sich ähnlich. Wenigstens hier hätte schon der Stammesstolz die Juden abhalten sollen, ihre ererbten Namen abzutun und dafür in deutschen Namen zu prangen, die ihnen doch nicht standen. Ein jüdischer Hermann und eine jüdische Thusnelda fordern doch bloß die Lachlust heraus. Einige Namen, wie z. B. Siegfried, wurden durch die Vorliebe der Juden für sie bei uns nach und nach fast unmöglich. Die Erlasse von den Jahren 1828 und 1836 faßten auch diese Frage falsch an. Sie verboten nur die Benützung „christlicher" Vornamen durch die Juden, später sogar nur diejenigen, „welche mit der christlichen Religion in Beziehung standen", wie Baptist, Christian (1841). Statt ihrer hätten die deutschen Namen geschützt werden müssen. Dafür hätte man den Juden ja die alttestamentarischen und fremdstämmigen zur beliebigen alleinigen Benutzung überlassen können.

Vom anderen deutschen Großstaate, von Österreich, ist nicht viel zu berichten. Abgesehen von einigen „Tolerierten" galt dort für die große Masse der Juden noch die Rechtsstellung des 18. Jahrhunderts. Ihre tiefe Bildungsstufe mochte in gewisser Hinsicht ihre härtere Lage gegenüber den höherstehenden Stammesgenossen in Deutschland rechtfertigen. Jedenfalls müssen die einflußreichen Juden in Wien und Frankfurt die Sachlage so angesehen haben. Denn sie hätten, mit einigem Nachdruck, bei ihrem außerordentlichen Einfluß in Österreich, schlechterdings alles erreichen können, was sie ernstlich erstrebt hätten. Das taten sie aber anscheinend nicht, und so sehen wir das merkwürdige Schauspiel, daß ein Metternich mit seiner ganzen Kraft sich für das Judentum in Deutschland ins Zeug legte, während er in den habsburgischen Erbstaaten alles beim alten ließ. Auch der Versuch einer Vereinheitlichung der vielgestaltigen österreichischen Judengesetzgebung blieb in seinen Anfängen stecken. Die Verhältnisse waren in den einzelnen Erblanden eben gar zu mannigfaltig. Übrigens wurden die drückendsten Gesetze, wie das Aufenthaltsverbot in Wien, jederzeit mit Leichtigkeit umgangen, so daß zwischen der Härte des Gesetzes und seiner Ausführung ein erheblicher Unterschied war.

In den Freien Städten hatte die Judenfrage mit der endgültigen Fassung des Artikels 16 der Bundesakte, die einer Anregung des Bremener Bürgermeisters Smidt entsprach und die den Städten das Recht zur Wiederherstellung der alten Verhältnisse gab, keineswegs ihr Ende gefunden. Im Gegenteil sie fing erst an. Zwar in Bremen und Lübeck hatte man einfach die eingewanderten Juden wieder ausgewiesen, ohne viel Rücksicht auf Preußens Einspruch zu nehmen. In Frankfurt ent-

brannte dagegen ein längerer Kampf, der erst 1824 vorläufig seinen Abschluß fand und im wesentlichen dem Rechtsstandpunkt der Stadt zum Siege verhalf. Es hätte überhaupt nicht zu so langem Streite zu kommen brauchen, wenn der Senat nicht hartnäckig sich jeder vernünftigen Neuerung verschlossen hätte und Bestimmungen wieder eingeführt hätte (z. B in Eheschließungsangelegenheiten), die wirklich einer vergangenen Zeit angehörten. In der langen Fehde, die schließlich in ein Feilschen um ein Mehr oder Minder an Kleinigkeiten ausartete, standen den Juden die Großstaaten Österreich und Preußen und der von ihnen beeinflußte und von Rothschild abhängige Bundestag zur Seite, während sich der Frankfurter Senat mangels der Macht sein gutes Recht von mehreren juristischen Fakultäten bestätigen ließ. Auch Börne trat mit seiner Feder für seine Stammesgenossen ein.

Auch in Hamburg setzten für die Judenschaft Einschränkungen gegenüber ihren Freiheiten in der französischen Zeit ein: hier scheint vor allem die wirtschaftliche Seite eine große Rolle gespielt zu haben. Zu dem Mittel der Austreibung konnte man hier nicht greifen, wie in den Schwester-Hansestädten, da ja in Hamburg seit zwei Jahrhunderten eine zahlreiche und wohlhabende Judenschaft eingesessen war. Neben der wirtschaftlichen Einschränkung lief eine politische her, indem man die Zulassung der Juden zu den öffentlichen Ämtern wieder rückgängig machte.

In diese Frankfurter und Hamburger Judenhändel hinein fiel die große Judenverfolgung des Jahres 1819, eine Bewegung, die mit Ausnahme Preußens ganz Deutschland ergriff und ihre Wellen bis nach Holland und Dänemark hinübertug Ihr Grund war nur zum geringsten Teil der Rassenhaß und die durch die burschenschaftliche Bewegung genährte Judenfeindschaft. Es war hauptsächlich die Empörung „über die schweren Wuchersünden der jüngsten Jahre", die hier zum furchtbaren Durchbruch kam. Auch bei dieser Gelegenheit muß wieder der Mangel an Unbefangenheit bei den jüdischen Geschichtschreibern betont werden. Die „deutschtümelnden" Studenten allein hätten nie eine Bewegung von derartiger Stärke und solchem Umfang hervorzurufen vermocht, wenn sie auch an einzelnen Orten an dem Hep-Hepgeschrei beteiligt waren Dagegen traten sie an anderen Orten, wie in Heidelberg, sogar mutig für die bedrohten Juden ein Treitschke stellt sogar ausdrücklich fest, daß „ein Zusammenhang zwischen den christlich-germanischen Träumen der Burschenschaft und jenen wüsten Ausbrüchen einer lange verhaltenen (!!) Volksleidenschaft weder nachweisbar, noch wahrscheinlich" sei. Auch spricht unser deutscher Geschichtschreiber nur von „Mißhandlungen" der Juden, während Graetz von mehreren Todesopfern berichtet und Dubnow gar von Mord und Verstümmelung spricht Wer die aufgeregte Phantasie jüdischer Pogromberichte aus dem Mittelalter sowohl als auch dem Rußland der unlängst vergangenen Zeit kennt, wird wohl starke Zweifel in die jüdischen Angaben setzen. Es ist übrigens bemerkenswert, daß die Bewegung sich besonders in dem sonst judenfreundlichen Baden, das als erster deutscher Staat freiwillig die Fesseln der Juden beseitigt hatte (1808), austobte. Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg waren die Hauptstätten der Unruhen. In das bereits erregte Frankfurt schlugen ebenfalls die Wellen der Bewegung. Die Krawalle scheinen eine Zeitlang ziemlich ernst ge-

wesen zu sein, da mehrere Juden der ungastlichen Stadt den Rücken kehrten und selbst Rothschild schon seine Koffer gepackt hatte, was denn den Bundestag zum Einschreiten bewog. Daß sich dieser Bewegung, wie stets in solchen Fällen, auch häßliche schriftstellerische Auswüchse zugesellten, soll nicht verschwiegen werden. Ich habe den oft genannten Judenspiegel von Hundt-Rakowsky nicht nachprüfen können. Man muß aber fast an seinem gesunden Verstand zweifeln, wenn die von ihm angeführten Worte zutreffen und ernstlich gemeint sind: Man müsse „möglichst viele Juden an die Engländer verkaufen, welche sie statt der Schwarzen in ihren indischen Pflanzungen gebrauchen können; die Männer sind zu entmannen, und ihre Weiber und Töchter in Schandhäusern unterzubringen. Am besten werde es jedoch sein, man reinige das Land ganz von dem Ungeziefer, indem man sie entweder ganz vertilge oder sie, wie Pharao, die Meininger, Würzburger und Frankfurter es gemacht haben, zum Lande hinausjage.“ Solche hirnverbrannte Wutausbrüche schaden natürlich der Sache ungeheuerlich, der sie nutzen wollen. Bei den späteren sogenannten Radauantisemiten werden wir etwas Verwandtes finden, so daß nach dem Grundsatze: cui prodest? sogar vielfach die Meinung vertreten wird, daß solche Auswüchse von den Juden hervorgerufen oder unterstützt werden, um eine ihnen unangenehme Bewegung bloßzustellen.

Es ist merkwürdig, daß die große Bewegung des Jahres 1819 gerade in denjenigen Staaten, die sich damals bereits freisinniger Verfassungen erfreuten, in Bayern und Baden, um sich griff. Begreiflicher wird es, wenn man die Kopfzahl der Juden betrachtet, die damals in Süddeutschland wohnten. In Bayern waren es ihrer 50—60000, in Baden 20000, während in ganz Preußen 1816 trotz seiner Ostjuden nur 123921 wohnten. Das bedeutete in Bayern einen Juden auf je 60, in Baden auf je 50, in Preußen auf je 83 Einwohner! Dies erklärt es auch, weshalb die Bevölkerung sich in Bayern der politischen Gleichberechtigung durchaus widersetzte, und daß in Baden selbst die freisinnigsten Männer als Bedingung für die völlige Emanzipation den „Verzicht der Juden auf alle ihre nationalen und religiösen Eigenheiten, die ihrer völligen Verschmelzung mit den Deutschen im Wege standen,“ verlangten. Ähnlich lagen die Dinge in Württemberg.

Die Geschichte der Entwickelung des Judentums in jener Zeit wäre nicht vollständig, wenn sie nicht kurz auf die dritte Großmacht im damaligen Deutschland, auf das Haus Rothschild und seine Beziehungen zu den Hauptmächten einginge. Preußen war infolge der Napoleonischen Aussaugungspolitik und der ungeheuren Anstrengungen in den Kriegsjahren 1813 bis 1815 mit schwer zerrütteter Geldwirtschaft in die neue Zeit hinübergetreten. Bald galt es, das wachsende Geldbedürfnis zu befriedigen. Im Jahre 1818 wurde die erste preußische Anleihe mit dem Hause Rothschild abgeschlossen unter so ungünstigen Bedingungen, wie sie später nicht einmal mittelamerikanischen Räuberstaaten zugemutet wurden. Begeben zu 72, standen die Papiere schon 1824 auf Pari — fürwahr ein glänzendes Geschäft für die Anleihefirma. Eine kleine Geschichte wirft auf manches ein bezeichnendes Schlaglicht. Am Tage nach Überbringung der Obligationen war der preußische Beamte zu Tisch bei Rothschild geladen, wo auch die Brüder Humboldt zufällig Gäste waren. Er schrieb,

„die gestrige Tafel zeichnete sich durch besondere Heiterkeit aus". Das war wirklich „ein Bild, das in jedem Deutschen das Gefühl tiefster Beschämung hervorrufen muß: zwei der besten Geister mit dem Juden in ausgelassener Heiterkeit an gemeinsamer Tafel — nur weil dieser ein für ihn ungemein profitliches Darlehen ihrem Staate gegeben hatte, dessen ungeheure Kosten von der arbeitenden Bevölkerung aufgebracht werden mußten". — Einem allzu starken Vordringen der Rothschilds in Preußen wußten aber dessen Staatsmänner rechtzeitig einen Riegel vorzuschieben. Zumal als jene 1824 die Hände nach der damals ungünstig stehenden Preußischen Bank ausstreckten. Hier gebührt Niebuhr das Verdienst, den König über die Hintergedanken der Geldmänner aufgeklärt und damit den Plan zum Segen des Staates zu Fall gebracht zu haben.

Um so mehr Erfolge hatte das Haus Rothschild in Österreich. Dort war der leitende, allmächtige Staatsmann ganz in Rothschilds Händen. Nur so erklärt sich auch die Eigenmächtigkeit, mit der er dem Frankfurter Haus die 20 Millionen Festungsgelder aus der französischen Kriegsentschädigung gegen einfachen Schuldschein überlassen hatte. Vergeblich drängte Preußen auf Verdoppelung des Zinsfußes und Verleihung des Geldes an die Staaten, die sich von außen her ihre Anleihen teuer beschaffen mußten (1824). Mangels genügender Unterstützung des Antrags durch die kleineren Staaten blieb es bei dem jährlichen Geschenk von etwa einer halben Million Franken an das Bankhaus. Dafür stand Metternich der politische Geheimdienst des Welthauses zur Verfügung. Dieses machte 1820 auch in Österreich einen tiefen Fischzug mit seiner Lotterieanleihe, einer besonders verwerflichen neuen Form des Staatsdarlehens. Mit den „Rothschild-Losen" erfocht „das Judentum den ersten großen Sieg gegen das deutsche Volk". Es war leider nicht auch der letzte.

Die judenfeindlichen Bewegungen der Jahre 1815/16 und die von 1819 hatten auf die gesellschaftliche Stellung des Judentums in den Großstädten keinen nenneswerten Einfluß. Zu tief hatte sich schon die übertriebene Wertschätzung des Mammons in die Herzen hineingefressen, als daß die reichen Häuser der Mendelssohn und Meyerbeer in Berlin, der Eskeles in Wien nicht weiter ihre Anziehungskraft ausgeübt hätten. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß wenigstens in Berlin in dieser Geselligkeit wohl auch edlere Genüsse zu finden waren. Auch die Rahel Lewin, jetzt verehelichte Varnhagen, hielt weiter ihren schöngeistigen Hof, bis ihr Haus nach der verdienten Kaltstellung ihres Gatten als Diplomat immer mehr ins politisch-oppositionelle Fahrwasser abtrieb. Die hervorstechendste, aber weder für das Judentum noch das Deutschtum erfreuliche Erscheinung der Zeit waren die sich häufenden Taufübertritte. Es sei neben Henriette Herz und Rahel Varnhagen nur Börne genannt. Keinem dieser Täuflinge war es mit dem Übertritt zum Christentum Herzenssache, was Börne in niedriger Selbstbeschmutzung durch seine Äußerung bezeugte, daß er das „Taufgeld bereute". Schuld an diesen schlechthin schamlosen Treiben waren aber nicht allein die Juden, sondern auch der Staat, der diesen gesinnungslosen Täuflingen, statt sie mit der verdienten Verachtung zurückzuweisen, seine Pforten weit öffnete, schuld war vor allem auch die Geistlichkeit beider Bekenntnisse, der das Scheinchristentum

und die meist unsittlichen Beweggründe ihrer Täuflinge nicht verborgen bleiben konnten. In den besseren jüdischen Kreisen regte sich auch die Erkenntnis dieses Übels, und es taten sich einige Männer zusammen „um eine Art Verschwörung gegen den unduldsamen christlichen Staat anzuzetteln“ und die Widerstandsfähigkeit des Judentums zu beleben. Sie gründeten 1819 einen Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden. Der bedeutendste der Gründer ist Eduard Gans, der spätere Hegelianer und Berliner Professor. Neben den älteren Namen der Friedländer und Jacobsohn finden wir als namhaftesten unter den jüngeren Anhängern den von Heinrich Heine. Als erste Ordensbedingung galt die Verpflichtung der Treue zum Judentum. Die Zeit schritt über diese gut gemeinten Bestrebungen hinweg. Grade die hervorragendsten Köpfe der Bewegung, Gans und Heine, fielen, entgegen ihrem ersten Ordensgelübde, von der Lehre ihrer Väter ab, beide nicht aus Herzensüberzeugung, sondern beide, um sich dadurch Professorenstühle zu ergattern, was Gans in Berlin glückte, während Heines Hoffnungen in München fehlschlugen.

In eben diesen zwanziger Jahren erfolgte auch schon der Einbruch des Judentums in das geistige Deutschland, so daß Treischke mit einem bekannten Wort sagen konnte, daß „seit Ende der zwanziger Jahre ein fremder Tropfen in ihr (der Deutschen) Blut geraten“ sei. Da dieser Vorgang aber nicht gut von der geistigen Entwicklung der dreißiger Jahre zu trennen ist, wird er dort erst im Zusammenhang behandelt werden

2. Bis zur deutschen Revolution 1830—1849.

Der Zeitraum zwischen der Julirevolution und der deutschen Revolution findet für die deutsche Geschichte einen natürlichen Abschnitt im Jahre 1840. Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. wurde das Zeitalter der Verfassungskämpfe in Preußen eröffnet, von deren Wogen sich das Judentum geschickt tragen zu lassen verstand, es begann das Erwachen des deutschen Nationalgefühls gegen welschen Übermut, und die unterirdisch ringenden Kräfte des sozialen Umsturzes fingen an, allmählich Gestalt zu gewinnen. Die ganze Entwicklung von 1830—1840 gilt der Vorbereitung und Gestaltung dieser zum Tageslicht emporstrebenden Kräfte, auf geistigem, politischem und sozialem Gebiete. Die Folgejahre bis 1848 zeigten dann der Öffentlichkeit, was in der Stille herangewachsen war. Gerade dies heimliche Werden und Entstehen trug dazu bei, daß sich viele der Besten, darunter auch der wohlmeinende König, zunächst in das Fremde der neuen Zeit nicht finden konnten und daß sie das Gute und Notwendige an ihm nicht erkannten.

An diesem geheimen Wachsen und Weben ist das Judentum mit starken Kräften beteiligt gewesen und es ist außerordentlich schwierig, mangels genügender Vorarbeiten, all den feinen Verästelungen und Verzweigungen des jüdischen Lebens jener Zeit, soweit sie für unser Deutschtum Bedeutung haben, nachzuspüren. So ist es auch heute noch nicht möglich, den vollen Anteil des Judentums an den Vorbereitungen der ja nicht ausschließlich deutschen, sondern allgemein europäischen Umsturz-

bewegung festzustellen, da hier in das Netz der Ereignisse neben den rein deutschen, stets auch noch übervölkische Fäden verwoben sind. Vielleicht wird hier nie mehr volle Klarheit zu schaffen sein. Der Anteil, den das Judentum an allen Umsturzbewegungen genommen hat, besonders in der neueren und neuesten Zeit, die Vorteile, die ihm stets aus der Erschütterung der Staatsgewalt erwuchsen, ließen vermuten, daß es auch bei der Herbeiführung jener 48er Wirren bestimmenden Einfluß ausgeübt habe. So gewiß aber die jüdische Mitwirkung auf allen Gebieten ist, die den Umsturz vorbereiteten und heraufführten, so wenig ist der Nachweis von einer planvoll durchdachten und einheitlich handelnden jüdischen Urheberschaft zu erbringen. Gewiß, das oft angeführte Zeugnis eines Disraeli aus dem Jahre 1844, also vor dem Ausbruche der Revolution, darf nicht gering angeschlagen werden. Dazu ist seine Persönlichkeit viel zu ernst zu nehmen. Es findet sich in seinem Romane Coningsby und lautet: „Die mächtige Revolution, die sich in Deutschland vorbereitet und zusammenbraut, wo sie bald eine zweite Reformation, bedeutender als die erste, werden wird, diese Revolution, deren Geheimnis kaum ein Verdacht in England zu durchdringen vermag — nun, unter wessen Gönnerschaft nimmt sie ihre Entwicklung? Unter der Gönnerschaft der Juden, welchen in Deutschland fast das ganze Monopol der Professorenkatheder zugefallen ist.“ Metternich hat dies im Jahre 1849, aber erst, nachdem er vom Rathaus mit schlechten Erfahrungen herunter kam, folgendermaßen ergänzt: „Es gibt im deutschen Reiche revolutionäre Kräfte, die fürchterlich sind; das jüdische Element zum Beispiel. In Deutschland haben die Juden die ersten Rollen eingenommen und sind die hochfliegendsten Revolutionäre. Sie sind Philosophen, Schriftsteller, Dichter, Redner, Journalisten, Bankiers und haben im Kopf und im Herzen das ganze Gewicht der alten Schande! Sie werden einen fürchterlichen Tag für Deutschland herbeiführen . . ., welchem wahrscheinlich ein fürchterliches Morgen für sie folgen wird!“ Nehmen wir an, daß Metternichs Worte in der Veröffentlichung (1861) richtig wiedergegeben sind, und hoffen wir, daß der Schlußsatz in seiner zweiten Hälfte sich ebenso bewahrheiten wird, wie er es in seiner ersten im Jahre 1918 getan hat. Trotzdem kann ich nicht finden, daß Disraelis Ausspruch für eine planmäßig vorbedachte jüdische Umsturzbewegung viel beweist, wenn diese Meinung nicht durch noch andere vollgültige Zeugnisse gestützt wird. Daß es in Deutschland 1844 zur jähen Entscheidung trieb, konnte schließlich auch ein minder scharfer, außerhalb der Dinge stehender Beobachter, als es Disraeli war, ahnen. Im Gegenteil, ein Eingeweihter würde wohl kaum so plump die Karten vor der Tat aufgedeckt haben. Zudem ist seine Behauptung von dem jüdischen „Monopol“ auf die Lehrstühle der Hochschulen für die damalige Zeit bestimmt falsch: für heute könnte sie eher zutreffen. In damaliger Zeit war aber die Anzahl von Professoren jüdischen Blutes noch verhältnismäßig gering. Glaubensjuden wurden, wenigstens in den wichtigsten Staaten, zur ordentlichen Professur überhaupt nicht zugelassen, und auch der Zugang zum Dozententum war immerhin recht erschwert. Die Verseuchung der Hochschulen mit Judenstämmlingen, Halbjuden und Judenversippten war aber noch lange nicht in dem Maße fortgeschritten, wie heutzutage, wo es ganze Fakultäten gibt, an denen

Judenblütigkeit oder mindestens jüdische Verheiratung geradezu die Vorbedingung zur Lehrtätigkeit ist. Indem ich so auf Grund des bekannten Tatsachenstoffes zu der Auffassung komme, daß sich der Nachweis gemeinsamer und vorbedachter jüdischer Herbeiführung der 1848er Umsturzbewegungen, die sich damals noch nicht so unbemerkt bewerkstelligen ließen, wie heutzutage im Zeichen des Verkehrs, zur Zeit **nicht** erbringen läßt, so kann ich doch nicht die Möglichkeit solcher Umtriebe ableugnen, vor allem nicht die Möglichkeit, daß neben der triebhaften, im Kampfe um die Gleichberechtigung und in der jüdischen Art überhaupt begründeten Zersetzungstätigkeit, auch in mehr oder minder umfangreicher Weise bewußt auf den Umsturz seitens der Juden hingearbeitet wurde. Für einen wesentlichen Teil der Tätigkeit Heines möchte ich beispielsweise eine solche Zerstörungsabsicht durchaus annehmen.

Während in den zwanziger Jahren die Judengesetzgebung fast überall in Deutschland über den toten Punkt nicht hinauskam, bringen die dreißiger Jahre in einer ganzen Reihe von Staaten eine erhebliche Besserstellung der staatsbürgerlichen Lage der Juden. Diese gewinnen dann in der Mitte der vierziger Jahre in neuem Anlauf weiteren Boden und erringen schließlich in der Versammlung in der Paulskirche 1848 vorübergehend die allgemeine und volle Gleichberechtigung. In Preußen hatte die Regierung nach den Gutachten der Landtage (1824—1828) sich zunächst abwartend verhalten müssen, wollte sie nicht die bisher den Juden zugestandenen Rechte ernsthaft aufs Spiel setzen. Denn jeder gesetzgeberische Akt hätte dem einmütigen der jüdischen Gleichberechtigung durchaus abgeneigten Willen der Bevölkerung Rechnung tragen müssen. In den dreißiger Jahren begann sich aber allmählich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung vorzubereiten. Das in den zwanziger Jahren zu größerer Bedeutung erwachende Literatentum, das auch die Führung im „Jungen Deutschland“ aufnahm, und die Einwirkungen aus dem Paris des Bürgerkönigtums hatten manches dazu beigetragen und trotz der neuen Reaktionswelle, die dem Hambacher Fest folgte, waren sich die Regierungen doch nicht mehr in gleicher Weise ihrer selbstherrlichen Macht sicher, wie in dem vergangenen Jahrzehnt. Rapp weist in seinem trefflichen Buch „Der deutsche Gedanke“ darauf hin, wie man aus der Burschenschaft von 1830 die veränderte Sinnesart der Zeit beurteilen könne. Nach den Befreiungskriegen war sie die Trägerin des christlich-deutschen Gedankens und stand als solche im schroffsten Gegensatz zum Judentum. Im Jahre 1830 hatte sie sich ganz der politischen Freiheitsbewegung verschrieben, auf die auch das Judentum seine Hoffnungen baute. Die Juden fanden nun Aufnahme in der Burschenschaft, aus der sie erst 90 Jahre später der mannhafte Entschluß vom Jahre 1920 wieder entfernte. Nichts vermag greller den Wechsel der Zeit zu beleuchten als eine solche Tatsache, wo es den Juden, wie später noch öfter, gelang, in einer Hochburg ihrer bisherigen Feinde sich einzunisten.

Anfang der dreißiger Jahre wandte sich die preußische Regierung unter diesen Umständen von neuem einer gesetzlichen Allgemeinregelung der Judenfrage zu. In dem Entwurf wollte man der großen Verschiedenheit in der Judenschaft insofern Rechnung tragen, als in Zukunft die besseren Juden in der Zuerkennung der staatsbürgerlichen Rechte nicht

von dem tiefern allgemeinen Zustand der Judenmasse abhängen sollten. Es sollte demgemäß zwischen Bürgern und Schutzbürgern unterschieden werden. Trotzdem der Entwurf eigentlich den tatsächlichen Verhältnissen und Bedürfnissen Rechnung trug, fand er keinerlei Anklang bei den Juden. Bei den einen deshalb nicht, weil er ihnen den Zustand ihrer Rechtsminderung zu verewigen schien, bei den anderen trotz der Aussicht, Vollbürger zu werden, infolge der grundsätzlichen Erwägung, daß mit dieser Bestimmung eine Bresche in die Errungenschaften des Jahres 1812 geschlagen werde und man den Anfängen widerstehen müsse. Aus dem beabsichtigten Gesetz wurde nichts. Es hat aber eine gewisse geschichtliche Bedeutung, da sich an dem Abwehrkampfe dagegen drei Männer beteiligten, die in der Geschichte der deutschen Judenschaft auch weiterhin hervortraten: Isaac Jost, als ihr erster Geschichtschreiber, Gabriel Rießer aus Hamburg und Johann Jacoby: Rießer, ein unermüdlicher Verfechter der jüdischen Gleichberechtigung, mit manchen Fehlern und allen Vorzügen der jüdischen Art, dabei aber immer auch bei den Gegnern geachtet, Jacoby, ein Mann von echt jüdischer Dreistigkeit und Überheblichkeit, ein Vorkämpfer und Totengräber des deutschen Liberalismus und, nicht zuletzt, einer der verbissensten Feinde der deutschen Einigung. Der starre Widerstand der Juden veranlaßte die preußische Regierung, wie gesagt, das Gesetz als solches für das ganze Königreich fallen zu lassen. Sie begnügte sich, es in gewissem Umfange für die Provinz Posen mit seiner zahlreichen und minderwertigen Judenmasse in Anwendung zu bringen, allerdings gegen den heftigen Widerspruch des dortigen Landtags. Die einzelnen Bestimmungen bieten heute wenig Reiz mehr. Nur die Zulassung der posenschen Juden zum freiwilligen Militärdienst an Stelle der Zahlung des herkömmlichen Rekrutengeldes ist insofern erwähnenswert, als sie zeigt, daß damals und noch später die Juden keineswegs durchgängig die gleichen Pflichten wie die Vollbürger hatten, während sie der entsprechenden Rechte ermangelten.

In Bayern war seinerzeit die beabsichtigte Erweiterung der Judenrechte in den Stürmen der judenfeindlichen Bewegung von 1819, die ja gerade in seinen nördlichen Landesteilen besonders stark war, begraben worden. Weitere Ansätze der Folgejahre kamen nicht zum Ausreifen. Auf die Dauer mußte aber in dem viel kleineren Staate die Rechtsungleichheit zwischen den rechts- und linksrheinischen Juden noch unhaltbarer werden, als in Preußen. Die Anträge und Wünsche der Judenschaft führten endlich im Jahre 1831 zu leidenschaftlichen Erörterungen im bayerischen Landtage, der schließlich für die Gleichberechtigung gewonnen wurde. Bei diesem Entschlusse hatte das Gefühl lebhafter mitgesprochen als der Verstand. Die Regierung betrachtete die Sache aber nüchterner und sammelte zunächst die Unterlagen, auf denen sich das Verbesserungswerk aufbauen sollte. Ob sie dabei mit beabsichtigter Langsamkeit zu Werke ging, sei dahingestellt. Jedenfalls war der Weg, den sie beschritt, als sie die Frage zunächst auf das religiöse Geleise schob, einer schnellen Erledigung nicht günstig, und tatsächlich gingen die dreißiger Jahre zu Ende, ohne daß die Judenfrage in Bayern einen Schritt vorwärts gekommen wäre.

In Baden war trotz der freisinnigen Haltung der Regierung und

Bevölkerung eine starke judenfeindliche Strömung vorhanden. Von der Heidelberger Hochschule aus hatten Fries und Paulus lebhaft in den Streit nach den Befreiungskriegen eingegriffen, und in den Städten des nördlichen und mittleren Badens war die judenfeindliche Bewegung von 1819 zeitweise zu starkem Auswirken gekommen. Im Jahre 1830 war nun von Paulus der Federkrieg wieder aufgenommen worden, in einer Schrift, die auf die folgenden Landtagsverhandlungen von erheblichem Einfluß war. Sie hieß „die jüdische Nationalabsonderung" und gipfelte in dem Satze: „Die Judenschaft, so lange sie wirklich im rabbinisch-mosaischen Sinn jüdisch sein zu müssen glaubt, kann deswegen nicht Staatsbürgerrechte bei irgendeiner anderen Nation erhalten, weil sie selbst eine abgesondert bestehende Nation bleiben will und es für ihre Religionsaufgabe hält, daß sie eine solche von allen Nationen, unter denen sie Schutz gefunden hat, immer geschiedene Nation bleiben müsse." Mit kürzeren Worten: Paulus hatte das Wesen des Judentums als eines Fremdkörpers, als eines Staats im Staate, erkannt. Da die Juden sich weigerten, die verlangten religiösen Bürgschaften zu geben, kam die Sache zunächst nicht recht vorwärts. Erst nach langem Hin und Her kam die Frage in Form einer jüdischen Denkschrift wieder vor den Landtag. Es ist bezeichnend, daß die Erste Kammer den jüdischen Wünschen günstig gestimmt war, daß die Anträge jedoch in der freisinnigen Zweiten Kammer, auf den Bericht des liberalen Führers von Rotteck abgelehnt wurden: erst sollten die Juden selbst die Hindernisse, die ihrer Gleichberechtigung entgegen ständen, beseitigen, ehe man der Verwirklichung ihrer Wünsche entgegentreten könne. Auch hier kam eine Einigung ebenso wenig zustande wie in Bayern, und erst in der Mitte der vierziger Jahre (1846), nach Rottecks Tode, empfahl auch die Zweite Kammer der Regierung die Bittschrift zur Berücksichtigung. Das Jahr 1848 brachte dann die Erfüllung.

Kurhessen war der erste Staat, wo die Juden die volle Gleichberechtigung erlangten. Dort waren zunächst die Gesetze aus der Zeit vor dem Jahre 1808 wiederhergestellt worden. Die Juden verstanden es aber, den Kurfürsten an der richtigen Stelle seines schäbigen Wesens zu packen. Gegen Geldzahlung erkauften sie sich einige der Rechte aus der westfälischen Zeit zurück. Im übrigen machten sich in diesem berüchtigten Lande des Judenwuchers, wo auch später die antisemitische Bewegung der achtziger Jahre vorzugsweise Boden gewann, die Mißstände besonders stark geltend: „die Aasvögel des deutschen Bauernstandes, die Wucherjuden, hatten sich längst in Scharen eingenistet." Als in den kurhessischen Verfassungswirren dann die Liberalen ans Ruder kamen, brachten sie im Jahre 1833 den Juden die volle Gleichstellung; auch die Anstellung im Staatsdienste blieb davon nicht ausgenommen. Nur Wucherer und Kleinhändler sollten der Bürgerrechte nicht teilhaftig werden. Selbst in die „Armee" konnten sie als Offiziere eintreten. Bis zum Jahre 1848 blieb Kurhessen der einzige deutsche Staat mit voller Gleichberechtigung der Juden.

In Württemberg war die Lage der Juden eine ähnlich ungünstige wie in Bayern. Ein Gesetz zu ihrer Besserstellung fand im Jahre 1828 starken Widerstand im württembergischen Landtag und wurde nur unter

wesentlichen Einschränkungen durchgebracht. Die Juden setzten daher ihre Bestrebungen, die Gleichberechtigung zu erlangen, auch weiterhin fort. Aber auch hier kam es vor dem Sturmjahr 1848 trotz günstigerer Haltung des Landtages schon im Jahre 1836 nicht zu einer weiteren Gesetzgebung. Bemerkenswert ist es, daß der von den Juden Börne und Heine so verunglimpfte Wolfgang Menzel, der dann die Judengefahr im Schrifttum als einer der ersten bekämpfte, bei den Beratungen im Mai 1836 sein Wort für die Juden einlegte.

Auf die übrigen Staaten hier näher einzugehen, gebricht es an Raum. Mehr oder minder umfangreiche Zugeständnisse an die Juden, jedoch Versagen der vollen Gleichberechtigung: das ist im allgemeinen in wechselnden Formen und Kämpfen der Gang der Entwicklung. Nur das kleine Sachsen-Weimar darf mit seiner Judengesetzgebung noch kurz unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, weil Goethe aus diesem Anlaß Stellung zur Frage der Mischehen genommen hat. Diese waren in dem Judengesetz von 1823 im Herzogtum erlaubt worden. Goethe hat zwar noch nicht, wie wir Heutigen, die Mischehen vom Rassenstandpunkt aus verworfen, weil sie das gefährliche Mittel sind, um durch Verfälschung des Blutes unsere Eigenart zu zersetzen und unsere Widerstandskraft zu lähmen. Seine Ablehnung beruht vielmehr auf religiösen Gesichtspunkten, und er tadelt unbarmherzig die Geistlichen, die — wie ja auch bei den Judentaufen — hier ihre Mitwirkung nicht versagen. Er äußerte sich zu dem Kanzler von Müller nach dessen Bericht: „Ich (Müller) war kaum . . . in Goethes Zimmer getreten, zunächst um Professor Umbreit für morgen anzumelden, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz, welches die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahnte die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben; überdies wolle er nur sehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeisterin würde. Das Ausland müsse durchaus an Bestechung glauben, um die Adoption dieses Gesetzes begreiflich zu finden; wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahintersteckte." Müller fügte hinzu: „Was in seinem Judeneifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatseinrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte." Wir möchten diesem richtigen Urteile noch hinzufügen, wie erstaunlich der klare Blick über die bedenklichen Folgen der Maßnahme war, nicht nur in den höfischen Äußerlichkeiten — auch hierin hatte er recht — sondern in der Vorahnung, wie der Kern des Volkes, die Familie, hier mit Zersetzung bedroht sei. Man kann sich nur immer wieder wundern, daß orientalische Betriebsamkeit sich gerade Goethes erlauchten Namen für ihre ungoethischen und undeutschen Goethebünde aussucht. Der Lebende hätte sich solche Ehrung verbeten, er, mit dessen Tode erst, wie Viktor Hehn meint, „das jüdische Zeitalter (begann), in dem wir jetzt leben".

Sieht man näher hin, so begann das „jüdische Zeitalter" nicht erst mit Goethes Tode, sondern es hatte schon seit geraumer Zeit begonnen.

Der Einbruch des Judentums knüpft sich hauptsächlich an die beiden Namen von Börne und Heine. Aber neben diesen lauten Wortführern des Judentums, waren, nicht minder gefährlich für unsere Art, noch andere Kräfte am Werk, um das „Umspinnen der Flüglein" zu besorgen. Die Gefahr war deshalb nicht geringer, daß die Mendelssohn, Veit und Neander dem jüdischen Glauben entsagt hatten und in ihrem Leben achtungswerte Männer waren. Gerade die Verkennung des Gegensatzes „deutsch"—„jüdisch", an Stelle der Losung „christlich"—„jüdisch" erleichterte es, daß durch tausend Poren auf allen Gebieten von Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel der fremde Geist unauffällig bei uns sich einschleichen und unbekämpft und ungestört sich verbreiten konnte.

Über Börne und Heine ist von berufenen Federn schon allzuviel geschrieben worden, als daß es hier unternommen werden könnte, ihrem Wesen und Wirken neue Seiten abzugewinnen. Jeder muß sich zudem sein Urteil über sie zunächst aus ihren Werken selbst zu bilden versuchen, um sich die nötige Unbefangenheit im Streite der Meinungen zu sichern. Denn allzusehr klaffen die Urteile ihrer Freunde und Gegner noch heute auseinander, als daß sich aus ihnen über ihre Bedeutung und ihr Wirken, sowohl in rein schriftstellerischer, als in politischer Hinsicht, schon ein feststehendes Bild ergäbe. Zur besseren Selbstprüfung sei etwa auf die Werke von Graetz, Dubnow, Erich Schmidt, Meyer, dann Ziegler, Bleibtreu und schließlich Treitschke, Bartels, Dühring und Chamberlain hingewiesen: sie umspannen die ganze Stufenleiter von der höchsten Wertschätzung bis zur schärfsten Verurteilung.

Im allgemeinen lautet das Urteil für Börne in sittlicher Hinsicht günstiger als für Heine. Von der feilen Käuflichkeit und den Erpresserkünsten desselben hielt er sich frei. Und da er sich besser mit dem Mantel der Vaterlandsliebe zu umhüllen verstand als dieser, bei dem doch stets wieder der blinde Deutschenhaß durchblickt, so gab es und gibt es wohl noch heute Beurteiler, die Börne gar als Deutschen ansprechen, dem nur das Mitgefühl mit diesem seinem Volke die harten, heftigen Worte von den Lippen gerissen habe. Ich gehe nicht so weit wie Chamberlain, der von dem „frechen Schuft" Börne spricht, weil er freudetrunken die „Befreiung Deutschlands" gepriesen habe, als er den Heimgang Goethes, des größten Deutschen, vernahm. Ich lehne es aber ab, mir diesen Beschimpfer und Verhöhner all dessen, was uns Deutschen am Herzen liegt, diesen Verherrlicher unseres Erbfeindes, als Volksgenossen aufschwätzen zu lassen. Börne war, ebenso wie Heine, Jude, nur Jude. Auch der verächtliche Glaubenswechsel beider kann an dieser Tatsache nicht das mindeste ändern, zumal beide mit jenem Mangel an Scham, der nach Schopenhauer ein besonderes Kennzeichen der jüdischen Rasse ist, offen bekannten, daß nicht die Überzeugung sie zu diesem Schritte geführt habe. Börne gesteht ohne Scheu, daß er das „Taufgeld bereute", und Heine bekennt seinem Freunde Moser gegenüber, er sei „im Herzen Jude, der sich aber aus Luxusübermut taufen" ließ. Treitschke weist übrigens darauf hin, wie unanständig es von Börne war, als Abtrünniger noch den Anwalt seiner verlassenen Glaubensgenossen zu spielen. Gleich unanständig müßte man natürlich die Art finden, mit der Graetz das Eintreten dieser beiden Abtrünnigen für das Judentum feiert, wenn man auf Treitschkes Standpunkt stände. Vom Rassen-

standpunkte aus dagegen ist das Verhalten beider nur natürlich, da sie ja mit der Taufe ihr Judentum nicht abgelegt haben und nicht ablegen konnten.

Die Hinneigung der beiden jüdischen Vorkämpfer zu dem Franzosentum ist bekannt. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen hätte diese Vorliebe sie im gebildeten Deutschland, wenn nicht unmöglich gemacht, sie aber jedenfalls um jede tiefere Wirkungsmöglichkeit gebracht. Der Geist der Karlsbader Beschlüsse und die Demagogenverfolgungen hatten jedoch hierin einen Wechsel heraufgeführt. Man hatte sich gewöhnt, in den tönenden Redensarten der französischen Kammergrößen die Verkündung der freiheitlichen Gedanken zu sehen, und die Blicke so manches edeln freisinnigen Mannes waren nach Paris gerichtet, von woher man das Heil erwartete. Diese Stimmung für politische Freiheit, ja diese Sehnsucht nach ihr, wußte das schriftstellernde Judentum geschickt für sich auszunutzen. Es machte in richtiger und rechtzeitiger Erkenntnis der Zeitstimmung in „Freisinn", wie seine schachernden Stammesgenossen sonst in „alten Hosen" zu machen pflegen. Und sein Mittel erschuf es sich in der Presse, in dem „souveränen Feuilleton". Diese „zerreibende und zersetzende Tätigkeit des radikalen Judentums war um so gefährlicher, da die Deutschen sich über den Charakter dieser neuen literarischen Macht täuschten. Sie hielten arglos für deutsche Aufklärung und deutschen Freisinn, was in Wahrheit jüdischer Christenhaß und jüdisches Weltbürgertum war." Setzen wir statt des Wortes „Christenhaß" den umfassenderen und richtigeren Ausdruck „Christen- und Deutschenhaß", so können wir die Wahrheit dieses Treitschkeschen Satzes an der ganzen Geschichte der deutschen Freisinnigen und später der sozialdemokratischen Parteien bis heute bestätigt finden. Tönende Redensarten, die der Eigenliebe des deutschen Durchschnittsmenschen schmeichelten, gaben diesem den Glauben, daß er der Schildhalter des geistigen und staatlichen Fortschritts, der geschworene Feind der Dunkelmänner sei. In Wirklichkeit besorgte er am jüdischen Leitseil nur die Geschäfte der fremden Rasse, und es ist ein trauriges Verhängnis, daß die geistigen Nachkommen der politischen Richtung, die für Deutschlands Einigung im Vorkampfe stand, die willigsten und unheilvollsten Mitwirker an seinem Sturz wurden. Diese Drachensaat wurde in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gesät und gedieh mächtig in dem folgenden Jahrzehnt. Zur wirklichen Bedeutung erhoben wurde dieses Zwitterschrifttum durch die unleugbare Begabung Börnes, der auch im Gegensatz zu Saphir und seinen albernen Plattheiten wirklichen Witz besaß. Es war aber nicht der Witz, der unter Tränen lacht und bessern will, sondern jene jüdische Abart, die in der Verhöhnung alles dessen, was dem geistigen Klopffechter bekämpfenswert erscheint und was er, selber fremden Wesens, nicht begreift, ihr Genüge sieht. Die sittliche Höhe, welche auch diese Geisteswaffe, den „Zorn der freien Rede" adeln kann, fehlt dem jüdischen Witz. Deshalb ist auch heute das meiste von dem, was Börne und auch Heine in dieser Hinsicht geschrieben haben, so ungenießbar, ja vielfach widerlich, während wir selbst bei Lessings theologischen Zänkereien noch heute einen Hauch unseres eigenen Geistes verspüren. Hierzu kam die, auch eigentümlich jüdische, unanständige Kampfesweise, die in persönlicher Herabsetzung des Gegners den Mangel an geistigem Gehalt auszugleichen sucht und die allerdings wirkungslos bliebe, wenn sie in unserem Volke nicht immer wieder Anklang fände, das an derlei Schmutzereien Geschmack findet

und die Leere hinter der grinsenden Maske nicht erkennt. Zwischen den unflätigen Schimpfereien eines Saul Ascher und denen Börnes und Heines besteht nach Treitschke nur der Unterschied, daß das gesündere Empfinden der früheren Jahre sich die jüdische Frechheit nicht gefallen ließ, während man sich später feig duckte und, was noch schlimmer war, die fremde Art nachahmte.

Ist Börne bei allen seinen Fehlern, die ihn vom deutschen Standpunkte aus als schlimmen Feind und Schädling erscheinen lassen, der menschlich achtungswertere gewesen, so Heine sicher der beanlagtere. Aber er hat die reichen Gaben, die ihm eine gütige Natur verlieh, auf das ärgste mißbraucht, nicht nur durch die schnöde Undankbarkeit, mit der er Deutschland, dem er seine ganze Bildung verdankte, begeiferte, sondern durch die Feilheit seiner Feder, durch seine Gesinnungslumperei. Diese Niedrigkeit seiner Gesinnung zeigt sich in seinem empörenden Christen- und Deutschenhaß, in seiner Käuflichkeit (Guizot), in seiner Erpressertätigkeit (Meyerbeer, Rothschild). Es ist geradezu unverständlich, wie sich nicht schon seine Zeitgenossen mit Ekel von ihm abwandten und wie selbst noch in unseren Tagen überhaupt eine Meinungsverschiedenheit darüber entstehen konnte, daß diesem „Lumpen“ auf deutscher Erde kein Denkmal gebühre. Darüber konnte doch all seine Bedeutung in dichterischer Beziehung nicht hinweghelfen, daß ihm das erste Erfordernis eines großen Mannes fehlte, der Adel der Seele, und in Deutschland wenigstens war man bis dahin nicht gewohnt, seine Vorbilder in der Gosse zu suchen, wie Heine selbst singt:

„Nur wo wir im Kot uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich!“

Ich kann Treitschke nicht zustimmen, wenn er Heine weit mehr als Deutschen anerkennt, als seinen Frankfurter Stammesgenossen. Beide waren Vollblutjuden, und es ist überhaupt fraglich, ob das Deutschempfinden eines Juden mehr sein kann wie eine Anempfindelei. Selbst die manchmal etwas aufdringlichen Bekenntnisse zum Deutschtum von Männern, die sittlich und menschlich so turmhoch über Heine und Börne stehen, wie Gabriel Rießer und Herm. Cohen, setzen doch zum mindesten den ernstesten Willen und die ernsteste Arbeit an sich selbst voraus, die jenen fehlen. Ich kann weder in dem einen noch in dem anderen etwas finden, was verwandt in meiner Seele anklänge, selbst nicht bei den meisten der rein dichterischen Leistungen Heines.

Mit Börne und Heine begann der Einbruch des Judentums in unser deutsches Schrifttum. Das Zeitalter des „Jungen Deutschland“ sollte dann den richtigen Nährboden zum Emporwuchern dieser Art fremden Gewächses geben, von dem es seinerseits mannigfaltige, aber nicht segensreiche Anregung und Befruchtung erhielt. Treitschke nennt diese Zeit die „häßlichste und unfruchtbarste unserer neuen Literaturgeschichte, die zum Glück nicht lange währen sollte“. Es war ein recht minderwertiges Gedankengut, was das „Junge Deutschland“ in seiner Geistesdürre sich von den jüdischen Propheten erborgte: „Das Weltbürgertum und der Christenhaß, der ätzende Hohn und die Sprachverderbnis, die Gleichgültigkeit gegen die Größe der vaterländischen Geschichte — alles war jüdisch in dieser Bewegung.“

Dieses Urteil Treitschkes ist von großer Bedeutung, weil es aufdeckt, welche Wege die jüdische Zersetzungstätigkeit fand, um sich im Deutschtum auszuwirken. Wir haben ja leider nicht mehr die Darstellung des Umsturzjahres 1848/9 von der Hand dieses echten Deutschen und großen Forschers, so daß seine zusammenhängende Meinung über die jüdische Mitwirkung an jenen Ereignissen uns leider vorenthalten blieb. Um so bedeutsamer erscheint das folgende Urteil aus seiner Feder: „Zu schaffen vermochte dieser halbjüdische Radikalismus nichts, jedoch er half die Grundfesten von Staat, Kirche, Gesellschaft aufzulockern, den Umsturz des Jahres 1848 vorzubereiten; deshalb allein gebührt ihm eine Stelle in der Geschichte."

Wie schon früher erwähnt wurde, ließ das damalige Deutschtum, anders als nach den Befreiungskriegen, den jüdischen Einbruch in sein Schrifttum, die Verfälschung und Umwertung alles Artgemäßen fast widerstandslos über sich ergehen. Erst allmählich erkannte man, wie groß die Gefahr herangewachsen war. Der Hauptwortführer war Wolfgang Menzel, ein wackerer Schwabe, der ehedem für die Juden in der schwäbischen Kammer eingetreten war. Es ist um so mehr eine Ehrenpflicht, diesen mutigen Mann hervorzuheben, als ihm die gemeine Niedertracht Heines im Verlaufe des Streites durch den Vorwurf des Denunziantentums ein Brandmal aufdrückte, das auch heute, trotz Treitschkes Eintreten, noch bei Gelehrten wie Ziegler nachwirkt. Im Kampf gegen das „Junge Deutschland" mußte Menzel folgerichtig auch schließlich Stellung gegen das Judenunwesen in unserem Schrifttum nehmen, und er kam zu dem vernichtenden Schlusse, „das vaterlandslose Judentum zersetze und zerstöre alle unsere Begriffe von Scham und Sittlichkeit, und wenn der Pöbelwahn des Mittelalters die Juden fälschlich der Brunnenvergiftung beschuldigt hätte, so müsse die alte Anklage jetzt mit vollem Rechte auf dem Gebiete der Literatur erneuert werden". Zwei Jahre später (1837) starb Börne: mit ihm hatte die Bewegung ihren stärksten Kämpfer verloren. Mit Heine hatte er sich zuletzt nicht vertragen — eine Kampfgenossenschaft wie die Goethe-Schillersche in der Xenienzeit ist für jüdische Art unerträglich, da sie nur unduldsame Herrschsucht kennt. So fällte Börne denn auch starke Urteile über Heine, der ja der Angriffsflächen genug bot. Ihre Veröffentlichung war für beide Gegner wenig vorteilhaft. Als die Welt alles erfuhr, „was Börne je vertraulich über Heine geäußert hatte, da zogen alle Düfte des Ghettos in dicken Schwaden über Deutschland hin, und mancher ehrliche Germane begann jetzt erst einzusehen, vor welchen Götzen er einst gekniet hatte".

Noch vor dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. war ein Mann im Jahre 1839 gestorben, der ebenfalls keine unwesentliche Rolle in den Geisteskämpfen der vorangegangenen Jahre gespielt hatte. Es war E. Gans, schon bekannt von seiner Teilnahme an der Gründung des Vereins „für Kultur und Wissenschaft der Juden". Auch er hatte, seiner Hochschullaufbahn zuliebe, nicht aus Überzeugung, seinen Glauben abgeschworen und dann in seiner Stellung einen wenig erfreulichen Einfluß ausgeübt, indem er die historische Rechtsschule mit talmudischer Spitzfindigkeit zugunsten der längst überwundenen Auffassung des Vernunftrechts bekämpfte. Läßt man die Schwächen der Nachfolger Savignys und die philosophische Verbrämung bei Gans außer Betracht, so war es im Grunde ein Kampf der unnationalen gegen die nationale Rechtsauffassung, wobei der

Jude auch in diesem Falle die Zersetzung und Zerstörung der Werte betrieb, deren Stärkung und gesunde Weiterentwickelung im deutschen Sinne lag.

Friedrich Wilhelm IV. gilt nächst dem Alten Fritz als der am wenigsten judenfreundliche unter Preußens Königen. Seine Gesinnung entsprang jedoch einer durchaus anderen Quelle, als bei dem großen König. Bei diesem sprachen religiöse Gesichtspunkte so gut wie gar nicht mit. Seine Anschauungen wurden vielmehr durch seine Fürsorge um das wirtschaftliche Wohl seiner Untertanen und durch politische Rücksichten beherrscht. Ganz anders bei Friedrich Wilhelm IV. Die etwa vorhandene judenfreundliche Beeinflussung seiner frühen Jugend war längst vergessen. Das große Geschehnis der Befreiungskriege hatte statt dessen die nachhaltigsten Eindrücke in dem empfindsamen Gemüte des Fürsten in christlich-germanischem Sinne hinterlassen, und ähnlich wie bei der Burschenschaft auch bei ihm Stimmungen erzeugt, die den Juden nicht günstig waren. Der jüdische Anteil an der Entwickelung unseres Schrifttums in den Folgejahren mit seiner vorlauten, absprechenden Frechheit und seiner Neigung zum undeutschen, ja stellenweise geradezu französischen Wesen mochte solche Abneigung noch verstärkt haben. Andererseits lebte der König schon als Kronprinz in dem Bewußtsein der Notwendigkeit, einen frischen Luftzug in die geruhsame Stille zu bringen, welche seines alternden Vaters letzte Regierungszeit mit sich gebracht hatte, und vor Verbesserungen nicht zurückzuscheuen. Auch aus des Königs Antwort an die Juden Berlins aus Anlaß seines Regierungsantritts konnte man hoffnungsfreudig eine vorurteilslose Gesinnung für ihre Wünsche entnehmen. Wenn diese anfängliche Stimmung bei Friedrich Wilhelm bald umschlug, so trugen die Juden ein gut Teil schuld daran durch ihre schroffe Haltung gegenüber seinen Verbesserungsplänen, noch ehe sie recht feste Gestalt gewonnen hatten, sowie durch das verletzende Auftreten eines Mannes, der in immer schärferen Gegensatz zu dem Könige trat, bis er ihn persönlich aufs tiefste durch seine dreiste Taktlosigkeit verletzte, des Doktor Johann Jacoby aus Königsberg.

Der König hatte nämlich die ganz richtige Erkenntnis, daß die Juden eine besondere Nation seien, und daraus den doppelten Schluß gezogen, daß es einerseits geboten sei, diesem Fremdkörper im christlich-deutschen Staate zwar die innere Selbstverwaltung zuzugestehen, daß andererseits aber alle Teilnahme dieser verselbständigten Judenschaft am Leben eines Staates, der sich auf christlichen Grundlagen aufbaue, zu verwerfen sei. Ihren Ausschluß vom Staatsdienst wollte er sogar auf den Waffendienst, als einen Teil der staatsbürgerlichen Betätigung, erstreckt wissen. Ehe diese Gedanken indes für die Erörterung in der Öffentlichkeit reif waren, gelangten sie zur allgemeinen Kenntnis und schufen eine starke Erregung in dem Teile der Judenheit, die im Besitze der Bildung damals allein tonangebend war. Bei unbefangener Prüfung vom deutschen Standpunkte aus kann man die Anschauungen des Königs als durchaus annehmbar betrachten, wobei die Frage der zeitlichen Zweckmäßigkeit, sowohl für die Einführung der Gemeindeselbstverwaltung, als der staatsbürgerlichen Beschränkung der Juden, zunächst außer Erörterung bleiben kann. Jedenfalls waren sie eine völlige Absage an die „Assimilationsjuden", während Zionisten, wie Dubnow, sie gerechter beurteilen und nur bemängeln, daß der König

aus richtigen Voraussetzungen falsche Schlüsse gezogen hätte. Die Zionisten unterscheiden sich nämlich häufig in ihren Wünschen von denen der Reformjuden nur durch ihre größere Begehrlichkeit. Sie wollen die Anerkennung als Nationalität und daneben noch die völlige bürgerliche Gleichstellung. Die beabsichtigte Befreiung vom Militärdienste gab den Juden eine Handhabe, ihre Verwahrung in Form eines „patriotischen“ Protestes zu kleiden. Man sandte eine Bittschrift an den König, er möge „die Juden der Pflicht und Ehre, in der Armee zu dienen, nicht berauben. Sie würden aufhören, echte Preußen zu sein, wenn man ihnen die bedingungslose Pflicht, in der Armee zu dienen, nehmen würde.“ Über die Aufrichtigkeit dieser Gesinnung mag sich ja jeder seine besonderen Gedanken machen — ich glaube jedenfalls diese etwas auffällige Begeisterung der Juden für das Waffenhandwerk auf ihre Befürchtung zurückführen zu dürfen, mit dem Zwang zur Militärpflicht zugleich entsprechende Rechte zu verlieren. Die Antwort des Ministers (1842) betonte des Königs wohlwollende Absichten bei seinen Plänen, die auf eine Erweiterung, nicht aber eine Verkürzung der jüdischen Rechte hinausliefen. „Seine Majestät erachten aber für notwendig, daß die Gewährung alles dessen an die Bedingungen geknüpft werde, die in dem Wesen eines christlichen Staates beruhen, nach welchem es nicht zulässig sei, den Juden irgendeine obrigkeitliche Gewalt über Christen einzuräumen oder Rechte zu bewilligen, welche das christliche Gemeinwesen beeinträchtigen könnten. Mit der Aufhebung der Militärpflicht der Juden würde denselben nichts genommen werden, da ihnen der freiwillige Eintritt in den Militärdienst gestattet bleibe.“ Die etwas spöttische Fassung des letzten Satzes war die richtige Antwort auf die schauspielerische Aufdringlichkeit des „patriotischen“ Protestes. Im übrigen war die Antwort sehr entgegenkommend und stellte eine Regelung der Judenfrage durch besonderes Gesetz in Aussicht, wozu die Vorarbeiten bei den Ministerien und den Landtagen alsbald in Angriff genommen wurden. Ehe diese Gesetzgebung des Jahres 1847 im Zusammenhang dargestellt wird, müssen aber noch die innerpolitischen Verhältnisse berührt werden, die des Königs persönliches Verhältnis zur Judenschaft stark änderten.

Den Anlaß gab die Verfassungsfrage, deren Erledigung die Gemüter damals aufs tiefste bewegte. Besonders in Ostpreußen entstand eine lebhafte Bewegung für die baldige Erfüllung des Verfassungsversprechens. Es erschienen 1841 die „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“, die in drängender und drohender Schärfe die Forderungen der Verfassungsfreunde vertraten. Es blieb nicht lange verborgen, daß der ungenannte Verfasser kein Ostpreuße, sondern ein Königsberger Jude, Johann Jacoby, war, der schon früher für die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit gewandter Feder eingetreten war. Wenn Treitschke bei dieser Gelegenheit meint, daß die Ostpreußen von allen Deutschen am besten verstünden, sich ihre Juden zu erziehen, und daß auch Jacoby mehr Ostpreuße als Jude war, so kann ich mich dem nicht ganz anschließen. Denn nicht nur seine „vordringliche Dreistigkeit“ erinnerte an seine Abstammung; auch sein späteres Verhalten, besonders im Jahre 1870, dürften die Ostpreußen nicht als Ausfluß ostpreußischer Eigenschaften anerkennen. Jacoby war ein echter Jude, dem es die Anpassungsfähigkeit seines Stammes erleichterte, gelegentlich mit Erfolg als Ostpreuße zu erscheinen. Der König, seiner eige-

nen guten Absichten sicher, war aufs tiefste gekränkt, und in dem sich entspinnenden Briefwechsel mit Schön fallen nun jene scharfen, wenig königlichen Äußerungen, die man so häufig wiedergegeben findet. Man muß aber betonen, daß solche Äußerungen, noch dazu wenn sie einer verärgerten Stimmung entsprangen, für die Beurteilung der Stellung bedeutender Männer zur Judenfrage, wenig beweiskräftig sind — hierin liegt die Gefahr von ganzen Sammlungen solcher aus dem Zusammenhang gerissener Worte — und daß alle Ausfälle und Witzworte des Königs gegen die Juden wenig wiegen im Vergleich zu seinen Taten für dieselben, die in der Gesetzgebung von 1847 zum Ausdruck kommen. Denn daran muß festgehalten werden, unter der Regierung und mit Willen dieses von den Juden schwer gereizten Königs errangen die Juden in dem so „rückständigen" Preußen fast alle die Rechte, die in den meisten anderen deutschen Staaten erst das Revolutionsjahr den Herrschern und Regierungen gegen deren Willen abzwang, ebenso wie im Jahre 1812 dieses verlästerte Preußen der Mehrzahl der deutschen Staaten auf dem Wege der Judengesetzgebung vorangegangen war. Von jüdischer Seite sollte man dies etwas mehr anerkennen, wenngleich wir diese Art von „Preußen in Deutschland voran" vom deutschen Standpunkte aus nicht loben können.

Wie die harten Königsworte in die Öffentlichkeit dringen konnten, ist unklar. Die jüdische Presse griff sie jedenfalls mit Gier auf und eifrig verbreitet, erweckten sie „in der gesamten Judenschaft eine unauslöschliche Rachgier, welche den Ruf seiner (Friedrich Wilhelms) Regierung noch schwer schädigen sollte". Schon nach kurzem flammte der Streit von neuem auf, und wieder war es Jacoby, der des Königs Mißfallen in besonderem Maße erregte. Auch dieses Mal läßt sich Friedrich Wilhelm IV. in seinem Schreiben an den Grafen Dohna leider zu recht unköniglichen Äußerungen hinreißen, während er in der Sache zum Teil nicht unrecht hatte, wenn er sagte: „Die freche Rotte legt täglich durch Wort, Schrift und Bild die Axt an die Wurzel des deutschen Wesens; sie will nicht (wie ich) Veredelung und freies Nebeneinanderstellen der Stände, die allein ein deutsches Volk bilden; sie will Zusammensudeln aller Stände . . ." Wie die Folge zeigte, waren diese Gedanken durchaus richtig und zeigten jedenfalls ein klareres Erkennen der Lage, als seitens der meisten Ständemitglieder.

Auch in den weiteren Jahren wurde der König gerade durch die Königsberger Juden vor den Kopf gestoßen. 1846 war es ein jüdischer Doktor Falkson, der den König in seinen christlichen Gefühlen verletzte, als er eine Mischehe eingehen wollte, ohne den Glauben zu wechseln, was nach dem Landrechte unstatthaft war. Die Art und Weise, wie Falkson den Gesetzen ein Schnippchen schlug, indem er in England die verbotene Trauung vollziehen ließ, stieß auch viele Leute ab, die der religiösen Bedeutung des Falles sonst gleichgültig gegenüberstanden. Uns fesselt der Fall nicht nur als Glied in der Kette von Ereignissen, die des Königs Stimmung gegen die Juden aufbrachten, sondern weil er Gelegenheit gibt, seine Anschauung zur Mischehenfrage kennenzulernen. Für den König hatte er nur rein religiöse Bedeutung. Wenn er in bezug auf den Fall Falkson in einem Briefe an Bunsen von „säuischen Ehen" sprach, so war das wohl mehr als ein besonders kräftiger Ausdruck der Abneigung zu verstehen, denn als eine Erkenntnis, daß in der Tat jede Mischehe mit jeder Art von frem-

der Rasse eine Versündigung am eigenen Blute bedeute. Auf diesem Standpunkte müssen wir aber stehen. Die religiösen Gründe der Abneigung gegen die Mischehen sind allein nicht hinreichend, da sie nur in der Glaubensverschiedenheit den Grund zur Unmöglichkeit einer wahrhaftig christlichen Ehe sehen. Mischehen sind aber alle Ehen zwischen Deutschen und Juden, mögen letztere getauft sein oder nicht.

Inzwischen hatten die Vorarbeiten zur Judengesetzgebung ihren Fortgang genommen: fast alle Provinziallandtage hatten sich geäußert und es ist unverkennbar, daß in den zwanzig Jahren fast allenthalben seit 1824 ein starker Stimmungsumschwung eingetreten war. Besonders deutlich zeigte sich dies im Rheinland, wo früher die Judengegnerschaft besonders scharfen Ausdruck gefunden hatte. Im Jahre 1843 bat der dortige Landtag, „die Wegräumung aller bestehenden Hindernisse zur völligen Gleichstellung der Juden in bürgerlicher und politischer Hinsicht mit den christlichen Untertanen vorzubereiten und deren Beseitigung herbeiführen zu wollen". Die Aufhebung der Napoleonischen Beschränkungen vom Jahre 1808 war die schließliche Folge (1845). Auch die anderen Landtage traten mit Wünschen zur Besserstellung der Juden an die Regierung heran mit alleiniger Ausnahme jenes der Provinz Sachsen, der nach wie vor sich völlig ablehnend verhielt.

Als im Jahre 1847 der vereinigte Landtag zusammentrat, wurde ihm auch neben den anderen Gesetzen das neue Judengesetz vorgelegt. Der Gesetzesentwurf bedeutete eine außerordentliche Erweiterung der jüdischen Rechte, indem er die Wohltaten des 1812er Edikts allgemein und ohne Einschränkungen persönlich-rechtlicher Art durchführen wollte und nur auf öffentlich-rechtlichem und politischem Gebiete das Wesen des christlichen Staates unbedingt wahrte. Von diesem Standpunkte wich die Regierung nicht ab, als viele Stimmen auch die Beseitigung dieser letzten Schranken verlangte. Sie sprach durch den Mund des Ministers Thile aus, daß die Verleihung obrigkeitlicher Rechte an die Juden mit den Daseinsbedingungen des christlichen Staates unvereinbar sei. „Das mosaische Gesetz sei allein verbindlich für die Juden. Die Juden haben kein Vaterland, Zion ist das Vaterland der Juden", was ein anderer Regierungsvertreter noch ergänzte: „die Juden sind Fremde in unserem Lande und werden es bleiben, solange sie Juden sind", d. h. also immer! Das war ein durchaus richtiger Standpunkt. Treitschke deutet an, daß die Judenfreundlichkeit manches der damaligen Landtagsmitglieder durch allerlei Nebeneinflüsse mitbestimmt gewesen sei: man kannte die Schuldabhängigkeit dieser Abgeordneten von Berliner Geldkreisen, die eifrig hinter der Szene tätig waren. Dennoch fanden sich auch mutige Gegner, die das aussprachen, was viele nicht auszusprechen wagten. Thadden-Trieglaff verlangte bündig „die Emanzipierung der Christen von den Juden", vor allem in der Schulerziehung, und der junge Bismarck wies vor allem auf die unwägbaren Gefühle des Landvolkes hin, das judenfeindlich dachte und an die Unbestechlichkeit eines jüdischen Richters nicht glauben wollte: „Ich würde mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen, wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs einen Juden denke." Später fand er es bekanntlich mit dieser Majestät vereinbar, sich nicht nur als Landwirtschaftsminister und Mitarbeiter den Juden Friedenthal zu nehmen, sondern in

dem Minister Friedberg sogar einen Juden an der obersten Spitze der Rechtspflege im Reich und in Preußen zu dulden und diesem Manne bestimmenden Einfluß auf das Zustandekommen unseres Reichsstrafgesetzes zuzugestehen. — Besonders erstaunlich ist es, daß man bei der Ausgestaltung des Judengesetzes keine Rücksicht auf die Rückständigkeit der Ostjuden zu nehmen gewillt war, jener Hefe des Judentums, in der „sich aller Schmutz der polnischen Geschichte abgelagert" hatte; „deutsch war an diesen Leuten mit dem stinkenden Kaftan und den Locken des Gesetzes noch nichts als ihre abscheulich verhunzte Sprache". Ein polnischer Abgeordneter hatte sogar die Dreistigkeit, für die Emanzipation dieser Kulturträger zu sprechen, „damit seine Heimat Posen von der Überzahl ihrer Israeliten entlastet würde". Der leichtsinnige Beschluß wurde aber schließlich von der Herrenkurie vereitelt, und die posenschen Juden blieben vorläufig den bisherigen Sonderbestimmungen auch weiterhin unterworfen. Danklos wurde die große Verbesserung von der Judenschaft hingenommen. Nur neue Begehrlichkeit klang vom jüdischen Lager zurück.

Von den Verhandlungen verdient als bemerkenswerte Einzelheit noch nachgeholt zu werden, daß auch der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., in die Erörterung eingriff, als es sich um die Zulassung zum mittleren Lehrberuf handelte. Hier widersprach er und erklärte, man sei „in der Toleranz schon weit genug gegangen und brauche sich die Juden nicht auch noch als Gymnasiallehrer gefallen zu lassen".

Im gleichen April 1847 als der „Vereinigte Landtag" in Berlin zusammentrat, fanden dort mehrtägige Hungerkrawalle statt, die durch entschlossenes Vorgehen bald gedämpft wurden. Hierbei fiel auf, „wie viele wohlgekleidete Männer sich unter dem hungernden Pöbel umhertrieben . . . Man konnte sich des Verdachts kaum erwehren, daß eine verschworene Umsturzpartei die gute Stunde benutzt hatte, um die Widerstandskraft der Staatsgewalt einmal auf die Probe zu stellen." War das die Generalprobe für 1848? Und wer waren die Drahtzieher? Man wird wohl heute diese Fragen nicht mehr beantworten können. Sie leiten unmittelbar über zu der Entwickelung der Presse einerseits und der Umsturzpartei andererseits.

Die Presse hatte anfangs der vierziger Jahre mit der Lockerung der Zensur einen starken Aufschwung genommen. Damit eröffnete sich den Juden ein erweitertes Feld ihrer Tätigkeit zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Bei Treitschke finden wir diese Verhältnisse, besonders für Süddeutschland und Sachsen, eingehender geschildert. Fast alle bei ihm genannten Zeitungsmenschen sind Juden — merkwürdigerweise hat auch der dort erwähnte badische Zensor v. Uria-Sarachaja zwei unverfälscht alttestamentarische Namen — und zwar Juden, die vielfach im Umsturzjahr eine Rolle spielen sollten: Grün, Hartmann, Kuranda. Schon in diesen Jahren konnte Metternich an die Gesandtschaft in Berlin schreiben: „Siebzehn deutsche Blätter werden heute — und unter den deutschen Produkten nicht die wenigst pikanten — von Judenjungen redigiert", ein Beweis zugleich der jüdischen Begabung für das Zeitungsfach und der frühzeitigen Verbreitung der Juden auf diesem Gebiete. In Königsberg waren die Juden (Crelinger, Walesrode, Jacoby) in der „Hartungschen Zeitung" ebenfalls ausschlaggebend, und in Köln begegnen wir zum ersten Male Karl

Marx neben Oppenheim bei der „Rheinischen Zeitung" (1843). Und zwar sind die Juden in fast allen Fächern Verfechter der radikalen Gedanken; ganz selten findet man einen in der (herzlich unbedeutenden) Rechtspresse. In welcher Weise dabei das Judentum die Macht der Presse, abgesehen von der Förderung seiner politischen Ziele, für seine eigentlich jüdischen Zwecke ausnutzte, zeigt ein Fall, als in Preußen auf strengere Sonntagsruhe hingewirkt wurde. Im allgemeinen liberalen Widerspruch „lärmten am lautesten die jüdischen Journalisten, weil ihre Leute zwar den jüdischen Sabbath streng einhielten, den christlichen Sonntag aber für ihre Geldgeschäfte mit den Bauern zu benutzen pflegten". Es war dieselbe Dreistigkeit, mit der sie sich noch heute in rein christliche Angelegenheiten zu mischen pflegen. Daß die Juden ihre wachsende Macht aufs rücksichtsloseste ausnutzten, daß kein junger Schriftsteller aufkam, der „die orientalische Eitelkeit" zu kränken sich unterstand, findet auch in den heutigen Erscheinungen sein Gegenstück. Die schlimme Folge war, daß die Deutschen fast ohne Gegenwirkung lange Menschenalter hindurch gezwungen wurden, alles, was eine Zeitung an geistigem Stoff zu verarbeiten pflegt, nur in der Beleuchtung anzusehen, wie es das schreibende wesensfremde Judentum für gut fand, daß eine allmähliche, aber sichere Entdeutschung unseres Denkens und Empfindens um sich griff, daß sich unsere Auffassung von Gut und Böse, von Recht und Unrecht vollständig verwirrte. Daneben ging eine fortschreitende Sprachverwilderung von der Presse aus, da die Sprache in der Obhut von Leuten, die sie zwar mit der Zunge reden, aber nicht in ihrem Innersten erleben, notwendigerweise verrotten mußte.

In diese Zeit fallen auch die Anfänge des politischen Kommunismus. Seine aus Deutschland stammenden Anhänger sammelten sich in Paris, wo sie sich auch ein besonderes Blatt, den „Vorwärts" schufen. Es waren ihrer einige hundert Männer, darunter nach den Pariser Polizeiberichten viele Juden; die einflußreicheren Mitarbeiter des „Vorwärts" waren mit der alleinigen Ausnahme Ruges, der sich bald zurückzog, sämtlich Juden: Marx, Börnstein, Bernays, Heß und Heine. Aus diesen und verwandten Kreisen wurden dann geheime Vereine in den größeren Städten Deutschlands ins Leben gerufen, in denen man kommunistische Lehren vortrug. „Der ganze Umfang dieser weitverzweigten unterirdischen Wühlerei wird wohl immer im Dunkel bleiben; wie erfolgreich sie aber arbeitete, das beweisen die Barrikadenkämpfe des Revolutionsjahres." Hier haben wir tatsächliche Anhaltspunkte für die rege Beteiligung des Judentums an dem Umsturz von 1848. Dafür aber, daß diese bewußt umstürzlerischen Kräfte von einer jüdischen Hauptstelle aus ihre Befehle und Weisungen empfangen, daß die Juden also nicht nur als führende Teilnehmer, sondern auch als planmäßige Anstifter einer großen Weltverschwörung anzusehen seien, fehlt der Beweis. Zu bedenken ist auch, daß der erste bekannte übervölkische Judenbund, die alliance israélite universelle, erst im Jahre 1860 gegründet wurde.

Neben dieser Internationalen der Zerstörung machte auch die schon lange im Werden begriffene übervölkische Verbindung der Geldmächte weitere Fortschritte — die Verbreitung des Hauses Rothschilds über die Hauptländer des mittleren und westlichen Europas begünstigte diese Entwickelung; daneben kam ihr die bekannte Heimatlosigkeit des Judentums zustatten. Mit

dieser länderumspannenden Geldmacht trat der größte Feind der völkischen Entwickelung auf den Plan: denn die jüdisch geleitete, übervölkische Umsturzbewegung war von Anfang an, bewußt und unbewußt, im Dienste des Großkapitals, das sie angeblich bekämpfte. Schon damals konnte der französische Jude Crémieux frohlockend auf die außerordentliche Macht des Judentums hinweisen, und 1847 erschien des Franzosen Toussenel Buch, „Les Juifs rois de l'époque", das mit dem Scharfblick des Schwärmers die ganze Judengefahr vorahnte.

Wenn Toussenel schon 1847 die Juden mit einiger Übertreibung die „Könige der Zeit" nennen konnte, so muß man sich doch, rückschauend auf die knappe Zeitspanne seit 1791 oder gar 1812 fragen, wie eine solche Entwicklung möglich war. Leider wird man da erkennen, daß sie wirklich nur möglich war durch die Mitschuld unseres Volkes in allen seinen Schichten. Gewiß waren durch das Übergreifen des französischen Einflusses auf einzelne Gebiete unseres Vaterlandes Zustände entstanden, die auf Gesamtdeutschland zurückwirken mußten. Man macht sich da aber doch leicht übertriebene Vorstellungen. Denn gerade das Frankreich benachbarte Süddeutschland bewahrte in seinem größeren Teile eine besonnene Zurückhaltung, und in dem ganzen linksrheinischen Gebiete hatte das Gesetz von 1808 die Dinge auf ihr richtiges Maß zurückzuführen vermocht. Das französische Beispiel mußte also von verhältnismäßig geringem Einflusse bleiben, wenn der Hauptstaat Preußen fest blieb. Umgekehrt mußte eine Nachgiebigkeit Preußens mit Sicherheit die anderen Staaten nach sich ziehen, nachdem es wieder die herrschende Vormacht im Norden Deutschlands geworden war. Der preußische Gleichstellungserlaß vom Jahre 1812 war deshalb von den verhängnisvollsten Folgen für die gesamte Weiterentwicklung. Und wenn man selbst eine Verbesserungsbedürftigkeit der damaligen Lage des preußischen Judentums anerkennt, so zwang doch nichts dazu, gleich das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die preußischen Reformen bezweckten doch, die sittlichen Kräfte im Volke zu stärken. Das ungehemmte Loslassen des gesamten Judentums auf das Volk war aber alles andere als eine Entfesselung sittlicher Kräfte. Weder die Wuchertätigkeit im Kleinen noch die Ausbeutung des Staates im Großen, weder das Eindringen der Juden in das Schrifttum und in die Presse noch ihre politische Betätigung kann als eine Bereicherung unseres Volkes an sittlichen Werten aufgefaßt werden. Im Gegenteil, es bedeutete seine wirtschaftliche, sittliche und rassische Schädigung in einem Umfange, der zum allmählichen Absterben führen mußte. Diese Verhältnisse waren frühzeitig erkannt, wenn auch nicht in vollem Maße, und eine entschlossene Umkehr war durchaus möglich. Denn noch war der preußische Staat verhältnismäßig unabhängig auf dem Gebiete, wo die jüdischen Fesseln späterhin am stärksten und wirksamsten angelegt wurden, auf dem des Geldwesens. Noch war die jüdische Geldherrschaft nicht derart ausgebildet, daß sie ganz Europa ihrem Willen einfach unterwerfen konnte, wie etwa später in der rumänischen Judenfrage, wo sich selbst ein Bismarck beugen mußte. Diese Umkehr erfolgte aber weder 1815 bei der Beratung der Bundesakte, noch in den Jahren bis 1820, wo die Regierung einen unbedingten Rückhalt an der fast einmütigen Meinung des Volkes gehabt hätte. Und wie im Jahre 1812 begegnen wir auch hier dem Namen Hardenbergs,

nicht als des einzigen, wohl aber des verantwortlichen Staatsmannes. Der Mann, welcher so Großes für sein preußisches und deutsches Volk geleistet hatte, war mit Blindheit geschlagen und trägt einen nicht unerheblichen Schuldanteil daran, daß sein Werk den Keim schwerster Krankheit empfing. Er war aber nicht der Alleinschuldige. Auch das Volk in seiner Gesamtheit, vor allem die gebildeten Stände und die gelehrte Welt sind mitverantwortlich. Die einseitige Hervorhebung wirtschaftlicher, religiöser und politischer Gesichtspunkte ermöglichte immer nur Teilvorstöße gegen die Juden, deren Abwehr ihnen und jenen Fürsprechern, die sie stets in unserem Volke hatten, leicht werden mußte. Bald führte man den Kampf für wirtschaftliche Freiheit, bald für religiöse Duldsamkeit, bald für die Erweiterung der politischen Rechte. Auf jedes dieser Schlagworte fiel der Deutsche herein. In Wahrheit vertrat er immer nur jüdische Belänge und jüdische Herrschsucht. Allerdings fehlten der damaligen Zeit noch wesentliche Erkenntnisse für die richtige Einschätzung der vollen Judengefahr: die Lehren von der Ungleichheit der deutschen und jüdischen Rasse und von der Unmöglichkeit ihrer Verschmelzung. Selbst Männern wie Treitschke und Lagarde, von anderen ganz zu schweigen, war am Ende des 19. Jahrhunderts die grundlegende Bedeutung der Rassenfrage, welche alle anderen umschließt, verschlossen. Trotzdem kann den deutschen gebildeten Schichten, vor allem auch der Gelehrtenwelt der Vorwurf nicht erspart werden, daß nicht nur Unkenntnis, einseitige Auffassung und Schwärmerei ihre falsche Stellung zur Judenfrage bestimmten, sondern auch lässige Lauheit und sogar Feigheit. Man wollte sich durch Anrühren der Frage die Finger nicht verbrennen. Dies geschieht bis in die heutigen Tage, wo doch schon von vielen Seiten scharf zugepackt wird. Besonders bezeichnend ist hier beispielsweise Lamprechts Verhalten, der in seiner „Deutschen Geschichte" bei Erwähnung der Gleichstellung von 1812 nur die nackte Tatsache berichtet, ohne eine Betrachtung über die Folgen daran zu knüpfen, wo er über jeden anderen Gegenstand so ausgiebig zu reden wußte, daß er es auf 19 Bände brachte. Verständnislosigkeit kann das nicht sein. Es muß hier die Absicht vorliegen, der Erörterung einer Frage auszuweichen, die wahrlich wichtig genug war, um einige Seiten zu verdienen. Ganz ähnlich ist es bei anderen Schriftstellern.

Dieses Verpassen der günstigen Gelegenheit, dieses Mitschuldigwerden unseres Volkes in allen seinen Teilen, Obrigkeiten und Untertanen, am Heranwachsen des Judentums hatte nach einem Menschenalter bereits eine derartige Erstarkung der jüdischen Macht herbeigeführt, daß schon im Jahre 1848 eine Heilung nur mit den stärksten Mitteln zu erhoffen gewesen wäre. Das Sturmjahr sollte diese Stellung des Judentums vor allen Blicken enthüllen. Die Warnungstafel war aufgestellt: man ging aber achtlos an ihr vorüber.

Die Mitwirkung der Juden an der 1848er Umsturzbewegung war eine doppelte. Sie nahmen in hervorragender Weise sowohl an ihrer Vorbereitung, als an ihrer Ausführung teil. Bei der Vorbereitung beteiligten sich die Juden, wie schon bekannt, besonders eifrig auf schriftstellerischem und politischem Gebiete. Die Zersetzung der Geister, die Schürung der Unzufriedenheit und die Erweckung wirtschaftlicher Begehrlichkeiten waren, wie stets, für sie die Mittel, ihre eignen Ziele zu fördern,

mag man diese nun für enger umgrenzt und auf ihr Streben nach völliger Gleichberechtigung beschränkt ansehen, wie es die Juden selbst glauben machen möchten, oder mag man in den Wirren des Jahres 1848 nur eine Vorstufe im jüdischen Kampfe um die Weltherrschaft erblicken, wie dies manche behaupten, aber zur Zeit jedenfalls nicht beweisen können. Keinesfalls ist es aber statthaft, die Juden, ungeachtet ihres großen Anteils, allein für das Entstehen der Gärung, aus deren Boden die Ereignisse von 1848 hervorwuchsen, verantwortlich zu machen. Das bedeutet sowohl eine Überschätzung der damaligen Macht der Juden als eine Verkennung der Vielgestaltigkeit und innern Wucht solcher urwüchsigen Geschehnisse, wie der des Sturmjahres. Die 48er Revolution war keine Treibhauspflanze und künstliche Mache: der günstige Nährboden für das Aufgehen jüdischer Saat war vorhanden und von den mannigfachsten anderen Verhältnissen geschaffen, deren Erörterung aus dem Rahmen unserer Aufgabe fällt. Ganz ähnlich liegt es nach meiner Überzeugung in bezug auf die Mitwirkung der Juden an den Ereignissen des Revolutionsjahres selbst. Dies sei vorausgeschickt, um dem Verdacht einseitiger Darstellung der wirklichen Verhältnisse zu begegnen, wenn im Folgenden die jüdischen Beziehungen zu den Geschehnissen des Umsturzjahres stärker herausgehoben werden.

Es wird genügen, die Ereignisse in Berlin und Wien und außerdem die Tätigkeit des Frankfurter Parlaments in diesem Sinne zu untersuchen, um ein zutreffendes Urteil über das Ganze zu gewinnen. Die Erwähnung aller Einzelheiten im ganzen Reiche würde das Bild nur verwirren.

Die Teilnahme der Juden an den Berliner Märzereignissen des Jahres 1848 wird recht verschieden dargestellt, so daß es schwerhält, ganz klar zu sehen. Prinz Karl von Hohenlohe erwähnt als Augenzeuge die Juden im Gegensatze zu der Beteiligung französischer und polnischer Aufwiegler nicht. Auch Friedrich Wilhelm IV. spricht in einem Schreiben an Bunsen vom Mai 1848 zwar u. a. von der Teilnahme französischer Galeerensträflinge, milaneser Grafen und Mannheimer (!), nicht aber von der der Juden, die er doch bei seiner bekannten Stimmung schwerlich vergessen hätte, wenn sich ihre Tätigkeit auf offener Bühne, und nicht mehr hinter der Szene abgespielt hätte. Auch Scherr gibt zwar jüdische Teilnahme zu, leugnet aber, daß sie ausschlaggebend gewesen sei. Diesen gewichtigen Zeugnissen gegenüber erscheint mir die Angabe, daß unter den 230 Märzgefallenen nahezu 10 %, nämlich 20 Juden gewesen seien, um so bedenklicher, als sonst die jüdischen Revolutionsteilnehmer, wie wir es seit dem Jahre 1918 schon häufiger gesehen haben, die Tätigkeit hinter den Barrikaden dem Kampfe auf denselben vorzuziehen pflegen. Da indes bei der Bestattung gleich zwei Juden, der Rabbiner Sachs und der Geschichtler Zunz, sprachen, muß man immerhin annehmen, daß unter den Opfern auch Juden waren, wenngleich ihre Zahl vielleicht zu hoch angegeben wird. Derartige Übertreibungen sind einmal jüdisch. Man denke an die 55 gefallenen jüdischen Offiziere von Waterloo! Bemerkenswert ist übrigens, daß an dieser Feierlichkeit auch der Jude David Mendel, bekannter als protestantischer Theologieprofessor unter dem Namen Neander und als Günstling des Königs, trotz seiner Stellung zu Friedrich Wilhelm IV. teilnahm. Die andere Hauptstütze des Christenglaubens, Herr Schlesinger, damals schon als Professor des Staatsrechts Stahl bekannt, zog es da-

gegen vor, dem schnöden Berlin und seinen Wirren vorübergehend den Rücken zu kehren. Nach der Niederlage des Königtums in den Märztagen scheinen die Juden in Berlin offener hervorgetreten zu sein. Dafür zeugt wenigstens ein Rundschreiben aus dem Magdeburgischen, das sich beklagte über den „nichtswürdigen Pöbel der Hauptstadt, welcher, von Polen, Juden und Franzosen verführt und angeführt, gegen unseren Herrn und König sich empört hat. Wir sind jetzt in Gefahr, der Willkür dieses Pöbels preisgegeben zu werden. Unser Leben und Eigentum, unser Vaterland und unser Glaube ist aufs höchste bedroht. Aber Berlin ist nicht Preußen; wir wollen nicht, daß Berlin mit seinen Franzosen, Polen und Juden uns beherrscht und knechtet; wir wollen auch mitsprechen!" In manchen Teilen des außerpreußischen Deutschlands wandte sich der Pfeil gegen den jüdischen Schützen zurück. Es kam an verschiedenen Orten zu Judenverfolgungen. Besonders in Bayern war das flache Land wenig mit der Aussicht auf künftige jüdische Obrigkeiten einverstanden. Man rief ihnen zu: „Staatsdienst wollt ihr haben? Tot müßt ihr geschlagen werden!" Es kamen hier weniger Pöbelinstinkte zum Ausdruck, wie etwa in der Großstadt Hamburg bei den gleichzeitigen Judenkrawallen dortselbst, sondern es waren wohl in erster Linie die Folgen des Hungerjahres 1847, aus denen die judenfeindliche Stimmung entstammte. Auch darf man nicht vergessen, daß in den bayrischen Gegenden Besorgnisse wegen einer Bedrohung des christlichen Glaubens und des angestammten Herrscherhauses mitsprachen. Die Bewegung blieb übrigens, ebensowenig wie die Hungersnot, auf Bayern beschränkt. Auch in Baden, Oberschlesien und Hessen griff sie um sich. Wie arg die Verhältnisse auf dem Lande stellenweise gewesen sein mögen, dafür zeugt Treitschke, wenn er von den Folgen der kurhessischen Judenemanzipation (1833) sagt: „Dieser erste Versuch bewährte sich sehr schlecht. Gerade hier kam es an den Tag, daß die Sünden des Wuchers und des Truges durchaus nicht bloß Folgen der Unfreiheit, sondern tief eingewurzelte, so leicht nicht zu überwindende Nationallaster waren; gerade hier, wo die Juden nach Belieben jeden Beruf ergreifen konnten, zeigten sie sich als grausame Blutsauger des armen Landvolks, und so wurde diese Wiege der deutschen Judenbefreiung sehr bald zur Heimstätte eines ganz fanatischen Judenhasses." Es dürfte daher etwas gewagt sein, die Judenkrawalle des Jahres 1848 lediglich auf Pöbelausschreitungen und Geschäftsneid zurückzuführen.

In Wien war das jüdische Gepräge der 48er Unruhen ein ungleich stärkeres als in Berlin. Wenigstens trat dort das Judentum viel bedeutungsvoller in Erscheinung. Vielleicht auch, daß man hier eher dauernde Erfolge erhoffte, wo die Staatsgewalt, an sich weniger stark gefügt als in Preußen, den jüdischen Geldmächten viel schärfer verpflichtet war und wo in den zahlreichen Judenmassen allen jüdischen Bestrebungen von vornherein ein kräftigerer Widerhall gewiß war. Es darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, daß in Österreich die Juden tatsächlich viel schlechter gestellt waren als in Preußen. Jedenfalls stand die Wiener Bewegung von den ersten aufreizenden Worten Fischhofs am 13. März bis zu den Schüssen in der Brigittenau, die Becher und Jellinek galten, ganz unter Judas Stern oder vielmehr Unstern. Auch das erste Opfer war ein Jude: allerdings verdankt er seinen Heldentod als ganz Unbeteiligter

einer verirrten Kugel. Auffällig ist es, welche Anziehungskraft Wien in diesen Zeiten auf das nichtösterreichische Judentum ausübte. Auch Auerbach mußte dabei sein, ebenso wie sein Schwager Landesmann (Hieronymus Lorm), der von Berlin nach Wien zurückgekehrt war. Man witterte allenthalben Morgenluft. Besonders die Wiener Presse hatten sich die Juden zum Tummelplatz ausersehen. Nicht nur die bessere, wo die Jellinek, Becher, Engländer, Heller arbeiteten, sondern vor allem jene zügellose Hetzpresse, über die der Judenfreund Scherr schrieb: „Wenn man aber, hoch greifend, etwa ein Dutzend der damaligen Wiener Journalisten, Straßen-Mirabeaus und Kneipen-Robespierres ausnimmt, so sind die übrigen samt und sonders in die Rubrik Gesindel zu werfen, und zwar in des Wortes gesindelhaftester Bedeutung. Bemerkenswert ist auch, daß zwei volle Drittel dieses Gesindels dem Hause Israel angehörten. Diese — (Juden in dem gang und gäben schlimmen und schlimmsten Sinne) — warfen sich in die Wiener Bewegung, nicht nur rachedurstig, sondern auch geschäftshungrig. Sie betrieben die Politik wie ein Schachergeschäft, entwickelten dabei die bekannte rastlose jüdische Betriebsamkeit, ebenso aber auch die nicht weniger bekannte jüdische Keckheit, und sie haben zu der Verjudung der deutschen, der europäischen Presse viel beigetragen, von welcher Verjudung seither soviel Lärms gemacht worden ist, natürlich nur von seiten des christlichen Neides (?)." Nach dem gleichen sicher unbefangenen Zeugen lag es nicht an diesen Hetzaposteln, wenn die „friedliche Anarchie" vorläufig noch gutmütiger Art blieb. Immerhin ist der spätere grauenhafte Mord an dem Kriegsminister Latour unter starker jüdischer Mitwirkung vollzogen worden. An den Oktoberereignissen waren dann die Juden im höchsten Maße beteiligt. Auch in die österreichische Nationalversammlung, den „konstituierenden Reichstag", sandten sie Vertreter, von denen besonders Fischhof und Goldmark aus dem Latour-Trauerspiel bekannt sind. Die namhafteren Hartmann und Kuranda gehörten dagegen der deutschen Nationalversammlung an. Von diesen beteiligte sich Hartmann an der Abordnung, welche sich im Herbst nach Wien begab, was Robert Blums standrechtliche Erschießung zur Folge hatte. Hartmann hatte sich aber rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Auch der Wiener Aufruhr wurde wie der Berliner niedergeschlagen. Es war also eine kaum mehr erhoffte Gunst des Geschicks — und nach dem Verhalten der Juden im Jahre 1848 eine auch kaum verdiente —, wenn ihnen im April 1849 vom Kaiser Franz Josef die volle Gleichberechtigung verliehen wurde. Die Wirkungen für das Wirtsvolk waren auch hier recht verderblich: in Steiermark, Tirol und Kärnten brachen sie ein, erwarben überall Grundbesitz und ließen sich auf dem flachen Lande nieder. „Sie brachten es in kurzem fertig, was der Türkensäbel und die Nöte von Jahrhunderten nicht vermocht hatten; sie vertrieben die Bauern der Gebirgstäler aus ihrem alten Besitz kraft der Schuldscheine, die sie bald in den Händen hatten." So konnte denn auch diese hemmungslose Befreiung keinen langen Bestand haben. Wien aber erhielt seit dieser Zeit den Stempel einer vollendeten Judenstadt.

Zeigten die großen Umsturzbewegungen in Berlin und Wien die zerstörende Tätigkeit des Judentums, so bot ihnen das Frankfurter Parlament Gelegenheit, am Aufbau der neuen Verfassung mitzuwirken. Denn weit über ihr Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung war

es den Juden gelungen, sich eine Vertretung in dieser gesetzgebenden Versammlung zu sichern. Von jüdischer Seite wird diese Tatsache zu verschleiern versucht, indem man nur die Glaubensjuden rechnet. Das geht aber nicht an, da es auf Glaubensfragen hierbei nicht ankommt. Neben den vier Volljuden, Rießer, Veit, Hartmann und Kuranda, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, finder sich noch eine ganze, große Anzahl getaufter, wie Simson, die beiden Simon, Heckscher, Löwe (?), Detmold, zu denen in Spätwahlen noch Jacoby und Bamberger hinzutraten. Sie verteilten sich zwar auf alle Parteien. Hauptsächlich gehörten sie jedoch der Linken an und siedelten mit dieser zum Rumpfparlament nach Stuttgart über.

Die Beratung der Grundrechte gab den jüdischen Abgeordneten die erste Gelegenheit für ihre Sonderwünsche zu wirken. Der Entwurf bestimmte: „Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt, den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun.“ Hierzu hatte der Abgeordnete Moritz von Mohl aus Stuttgart folgenden Zusatz vorgeschlagen: „Die eigentümlichen Verhältnisse des israelitischen Volksstammes sind Gegenstand besonderer Gesetzgebung und können vom Reiche geordnet werden. Den israelitischen Angehörigen Deutschlands werden die aktiven und passiven Wahlrechte gewährleistet.“ Die Begründung des Mohlschen Antrags ist außerordentlich bemerkenswert. Das Wesentliche findet man in Fritschs „Handbuch der Judenfrage“. Ihre Wiedergabe ist um so dankenswerter, als sonst die Parlamentsberichte jener Zeit schwer zugängig sind. Leider kann Mohls Rede nicht vollständig wiedergegeben werden. Einige wichtige Punkte seien aber doch hervorgehoben. Mohl sagt zunächst sehr richtig, daß das berechtigte Mitgefühl mit den Juden gegenüber der „heiligen Pflicht gegen das deutsche Volk“ zurückzutreten habe. Solange diese Erkenntnis nicht Allgemeingut wird, werden unsere Gesetzgeber immer wieder auf die jüdische Anrufung unseres Mitleids und Menschlichkeitsgefühls hören, ohne Mitleid und Menschlichkeitsgefühl für das eigene Blut zu zeigen. Dann hebt Mohl, seiner Zeit vorausgreifend, die grundlegende Bedeutung der Judenfrage als Rassen-, nicht als Religionsfrage hervor. Er sagt: „Die Israeliten gehören vermöge ihrer Abstammung, das wird niemand leugnen, dem deutschen Volke nicht an, und sie können demselben ganz und vollkommen niemals angehören. [Oh!] Nicht ihre Religion ist es, die sie daran verhindert, nicht die Gesetze sind es, die sie daran verhindern, sondern die Unmöglichkeit der Familien-Vermischung ist es, und diese Unmöglichkeit hat allerdings einen religiösen und einen kirchlichen Grund.“ Des weiteren kommt dann Mohl auf das Schmarotzerdasein der Juden zu reden, das wertschaffende Arbeit, beispielsweise den Ackerbau, verschmäht. Ihre Vorliebe für den Handel habe sehr große Nachteile gezeigt. „Wenn wir heute alle Schacher- und Sackjuden, alle israelitischen Viehversteller, alle mit wucherischer Aussaugung der armen Bauern beschäftigten Juden für vollberechtigte Staatsbürger erklären, so wird jene nachteilige Einwirkung auf das deutsche Volk damit keineswegs verwischt, vielmehr gewinnen dieselben dann ein freieres Feld, um ihre nachteilige Einwirkung auf das deutsche Volk recht ungehindert und vollkommen betreiben zu können.

Wir wollen human sein gegen die Israeliten, so human wie immer möglich, aber unsre erste Pflicht ist Humanität gegen das deutsche Volk .....“ Und wichtig ist schließlich auch noch die Hervorhebung der zwischenvölkischen Zusammenhänge der gesamten Judenschaft: „die Juden sind ein fremdes Element, sie hängen in der ganzen Welt unter sich zusammen, aber sie fühlen sich nicht als Teile des Volkes, unter dem sie leben.“ Der dies sprach, war nicht der erste beste, sondern ein gewiegter Volkswirtschaftler, nicht ein preußischer Rückschrittler, sondern ein süddeutscher Liberaler, der in Frankfurt der gemäßigten Linken angehörte, wo sicher die Judenfeindschaft nicht zu Hause war. Die Juden fühlten auch das Gewicht dieser Rede und schickten ihren gewandtesten Sprecher dagegen vor, den Anwalt Gabriel Rießer. Seine Rede findet sich auszugsweise bei Dubnow und ist nicht ungeschickt auf die kleinliche, übertriebene Vorliebe der Deutschen im allgemeinen für Gerechtigkeit, der Liberalen insbesondere für „das ganze System der Freiheit“ abgestimmt: dazwischen erklingen ab und zu vaterländische Töne, und auch die Berufung an das Mitleid fehlte nicht. So trug er den Sieg über Mohl davon, und in den Grundrechten des deutschen Volkes wurden „die volle Gleichberechtigung für die Bekenner aller Konfessionen, Freiheit des Gewissens und der religiösen Verbände und die freie bürgerliche Ehe unter Angehörigen verschiedener Konfessionen festgesetzt“. Die Grundrechte erhielten aber nie die Gültigkeit als Reichsverfassung und blieben insofern ohne weitere tatsächliche Bedeutung. Im übrigen hatte das Jahr 1848 den Juden in fast allen deutschen Staatswesen die Gleichberechtigung gebracht. Nur Bayern hielt sich auch jetzt noch zurück. Von Bedeutung für unsere Betrachtung ist noch die Zusammensetzung der Kaiserabordnung, die Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Krone antragen sollte. Diesem Könige war inzwischen durch den schon sattsam bekannten Jacoby, welcher der preußischen Nationalversammlung neben anderen Juden (z. B. Veit, Kosch) angehörte, eine unerhörte Beleidigung angetan worden, als dieser ihm im Dezember 1848 bei einem Empfang die taktlos-frechen Worte nachrief: „das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!“ Es war deshalb ebenfalls eine grobe Ungehörigkeit des Frankfurter Parlaments gerade diesem Könige die Kaiserkrone durch den Juden Simson anbieten zu lassen, und gleich noch mehrere Juden der Abordnung zuzugesellen, ganz abgesehen natürlich von dem Mangel an Verständnis für nationale Werte, der darin lag, daß eine *deutsche* Krone durch einen Fremdstämmigen angeboten wurde. Friedrich Wilhelm IV. konnte sich deshalb auch nicht enthalten, wieder seinerseits seiner gereizten Stimmung durch einen recht wenig königlichen Witz Luft zu machen, in dem er Rießer (nach andern Heckscher) fragte: „Nicht wahr, Sie würden ebenfalls eine beschnittene Krone nicht annehmen?“ „Es fehlte aber nicht viel daran, daß die deutsche Kaiserkrone, anstatt wie früher, durch die Hand der Nachfolger Petri, fortan aus der Hand der Nachkommen Abrahams verliehen worden wäre, und ‚Michel‘ bedachte nicht, welche Not er später gehabt haben würde, den jüdischen Mottenfraß aus dem kaiserlichen Hermelin wieder auszuklopfen.“ Die Abordnung kehrte erfolglos von Berlin zurück, und das Parlament schloß bald darauf seine Tätigkeit unrühmlich in Stuttgart. Noch zwei Geschehnisse seien aber nebenher zum Schlusse erwähnt. Ähnlich

wie bei der Ermordung Latours war auch bei derjenigen Lichnowskys ein jüdischer Hetzer besonders auffällig beteiligt. Weniger tragisch war eine andere von Scherr mitgeteilte Geschichte, die wir doch in seiner bilderreichen Sprache mitteilen möchten. „Der beste im Jahre 1848 geschehene Witz war kein geschriebener und kein gemalter, sondern ein in Katzenmusik gesetzter. Im April ließ man in Frankfurt eine Beisteuerliste für Schleswig-Holstein umgehen und schickte dieselbe zuerst dem ‚Juden der Könige und dem Könige der Juden' Herrn Mayer Amschel von Rothschild zu, natürlich in der bestimmten Erwartung einer glanzvollen Eröffnung der Liste von seiten des Herrn Baron, in dessen Kassen und in die seiner Sippschaft das deutsche Volk in Form von Prozenten, Provisionen und sonstigen Profiten Hunderte und wieder Hunderte von Millionen gezahlt hatte. Herrn Amschels Patriotismus verstieg sich zur Opferung von ganzen 10 Gulden auf dem Altar des Vaterlands. Das mißfiel dem Frankfurter Volke. Es tat sich zusammen, wechselte die 10 Gulden in Kupfergeld um, tat das Kupfergeld in zwei Säcke, die man auf einen Esel legte, und zog nun mit diesem Esel, Tausende vorauf und Tausende hinterher, nach Rothschilds Hause, um in solcher Weise seine zehn Gulden zurückzubringen. Gegen 10 Uhr vernahm man zuerst in der Ferne eine schreckliche Musik von verstimmten Blechinstrumenten, Trommeln und Pfeifen. Dann wälzte sich die Zeil herab ein großer Volkshaufe, welcher neben der erwähnten Musik ein furchtbares Geheul, Gequiek, Katzenmiauen und Hundegebell ertönen ließ und vor dem Rothschildschen Hause tobend Halt machte. Da erschien der Esel: derselbe wurde vor die Türe geführt, diese eingeschlagen, und nun das Tier ins Haus geführt, um seine Schätze abzuladen. Der Humor hat sich bei dieser Gelegenheit allerdings grobschlächtig-hanswurstig aufgeführt, mehr im Sinne des 16., als des 19. Jahrhunderts. Alles in allem aber entbehrte dieser deutsche Lynchjustizakt doch nicht ganz der Gemütlichkeit, und wohlverdient war er jedenfalls." Auf die Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit der „goldenen Internationale" wirft aber diese kleine Geschichte ein bezeichnendes Licht.

3. Bis zur Reichsgründung (1849—1871).

Die Kämpfe um Deutschlands Einigung, welche die Zeitspanne von 1849 bis 1871 hauptsächlich ausfüllen, sind auf das engste, besonders in ihrem zweiten Teile, mit dem Namen unseres eisernen Kanzlers, des Fürsten Bismarck, verknüpft. Und vielleicht gibt es keine trefflichere Veranschaulichung der Tatsache, zu welcher bestimmenden Macht das Judentum in unserem Vaterlande herangewachsen war, als daß derselbe Mann, der im Vereinigten Landtage so unerschrocken an die Judenfrage herangegangen war, derjenige sein mußte, der mit dem Gesetze vom 3. Juli 1869 endgültig die letzten Schranken niederriß, die für das Judentum in Deutschland noch bestanden. Nicht als ob er eine andere und bessere Auffassung von den Juden bekommen hätte. Dagegen zeugen sowohl seine Versailler Tischgespräche und auch gelegentlich spätere außerordentlich derbe Äußerungen, die eine tiefinnere Abneigung erkennen lassen. Er glaubte aber wohl auf diese Weise das Ziel seiner staatsmännischen Tätigkeit, die kleindeutsche Lösung der deutschen Frage, mit den geringsten Reibungen

erreichen zu können und nahm deshalb die notwendigen Mißstände mit in Kauf, in der leider nicht gerechtfertigten Meinung, daß Deutschland sich schon zur rechten Zeit eines Überwucherns der Schäden zu erwehren wisse. Dies Vertrauen bewährte sich bei der Sozialdemokratie nicht; es bewährte sich ebensowenig hinsichtlich des Judentums. Ob der Kampf, den Bismarck gegen erstere plante, erfolgreich ausgegangen wäre und ob in seinem Gefolge dann auch der Kampf mit dem Judentum sich durchgesetzt hätte, kann heute niemand wissen. Bismarcks Verabschiedung schnitt vorzeitig solche Gesundungsmöglichkeiten ab. Deshalb ist es müßig, sich hier in Vermutungen zu ergehen.

Außer der Riesengestalt Bismarcks begegnen uns noch zwei[1]) Männer jüdischen Stammes in diesem Zeitalter, von verschiedenem Ausmaße, jedoch beide in ihrer Art von nachhaltiger Bedeutung: der schon genannte Julius Stahl, welcher für Jahrzehnte hinaus die konservative Partei in den Bann starrer Entwicklungsunfähigkeit schlug, und Ferdinand Lassalle, der vielleicht (?) bei längerem Leben ein brauchbares Werkzeug des großen Staatsmannes zur Gewinnung der deutschen Arbeiterschaft für den Gedanken eines deutschgerichteten Sozialismus hätte abgeben können. Neben diesen geistig wirklich bedeutenden Männern standen die Lasker, Bamberger und andere erst in zweiter Linie. Aber die Eiche spaltet ja nicht nur der Blitz. Auch die Würmer vermögen ihre Wurzeln abzunagen und ihren Fall beim Sturmesbrausen vorzubereiten.

Der Rückschlag, welcher auf die Wirren der Jahre 1848 und 1849 erfolgte, war den Juden im allgemeinen nicht günstig. Vielfach verloren sie wieder die Rechte, die sie im Jahre 1848 in den Unruhen errungen hatten. Vor allem war es von Bedeutung, daß durch die förmliche Aufhebung der „Grundrechte des deutschen Volkes“ seitens des Bundestags im Jahre 1851, die Grundlage ihrer Ansprüche hinfällig wurde. Hatten diese Grundrechte auch nie gesetzliche Anerkennung gefunden, nachdem eine Reichsgewalt nicht zustande gekommen war, so hatten sie doch immerhin den Juden einen gewissen Rückhalt gegenüber der Landesgesetzgebung gewährt. Dieser fiel jetzt weg, und die Bundesstaaten gewannen die volle Freiheit ihrer Entschließungen zurück.

In Preußen hatte die neue Verfassung (1849) in ihrem Artikel 12 den Genuß der staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Glauben unabhängig gemacht und damit für die Juden die weitgehenden Rechte des Gesetzes von 1847 noch gesteigert und mit den Grundrechten in Einklang gebracht. Die zurückkehrende Ernüchterung der folgenden Zeit ließ aber doch den Wunsch aufkommen, das christliche Wesen des Staates gegenüber dieser weitgehenden Bestimmung zu sichern. Und merkwürdigerweise war es ein Jude, der mit dem Eifer des Neubekehrten diese Anschauung mit besonderem Nachdruck vertrat. Stahl ist, mag man sonst gegen ihn einwenden, was man will, sicher einer der wenigen Juden, bei denen der Glaubenswechsel nicht unwürdige Formsache war, sondern wirklicher Überzeugung entsprang. Schon seit seiner Berufung nach Berlin hatte er als Hochschullehrer den Kampf gegen die Lehren des verstorbenen Gans im

[1]) Über Marx soll in diesem Zusammenhange nicht geredet werden. Seine Bedeutung ist unbestritten.

Sinne des christlich-deutschen Staatsrechts aufgenommen und ähnliche Anschauungen vorgetragen, wie sie auch Friedrich Wilhelm IV. hatte. Zur Zeit des „Vereinigten Landtags“ erschien dann seine Schrift vom „Christlichen Staat“, in der er den Juden die Gleichberechtigung in politischer (nicht in bürgerlicher) Hinsicht bestritt, „da sie den Glauben an die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung, auf dem das ganze Staatsgebäude ruht, verwarfen“. Nun trat er dafür ein, daß der christliche Charakter des Staats auch in der Verfassung verankert sein müsse, und hatte die Genugtuung, daß 1850 der Artikel 12 durch einen Artikel 14 ergänzt wurde: „Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Artikel 12 gewährleisteten Religionsfreiheit zugrunde gelegt.“ Das bedeutete vor allem eine starke Einschränkung der den Juden zugängigen Beamtenstellen, die in Wirklichkeit manchmal durch strenge Auslegung noch verschärft wurde. So wurde den Juden der Zugang zur juristischen Staatsprüfung versagt und damit der Stand der Rechtsanwälte verschlossen. Das war hart, aber immer noch besser als der spätere Zustand, wo durch eine schrankenlose Zulassung der Juden zu diesem Beruf das deutsche Rechtsbewußtsein und Rechtsempfinden schwer geschädigt wurde. Im Jahre 1851 gestattete dann die Regierung den Juden die Erwerbung der Befähigung zu den Staatsämtern, betonte aber, daß die Eignung zu einem Amt noch kein Recht auf Berücksichtigung gäbe, ein durchaus einwandfreier Standpunkt, wie es auch Hartmann und Sombart anerkannt haben. Weitergehende Bestrebungen, die Rechte der Juden einzuschränken, hatten in den folgenden Jahren keinen Erfolg.

Bayern ging nach wie vor nur sehr zurückhaltend auf der Bahn der Judenemanzipation vor. Nur zögernd und allmählich erweiterte es die Rechte der Juden und erzog dadurch diese zu größerer Vorsicht bei ihren Bittgesuchen. Noch 1848 waren sie auf „Alles oder Nichts“ eingestellt. Im Jahre 1859 hatten dagegen die Juden ihre Pfähle schon soweit zurückgestellt, daß sie sich „nicht (mehr) der weitgehenden Hoffnung einer völligen Gleichstellung hingeben“, sondern nur schrittweise Erleichterungen und Verbesserungen anstrebten. Auch in den anderen Bundesstaaten gingen die Juden eines Teiles ihrer im Jahre 1848 errungenen und erzwungenen Rechte in wechselndem Umfange verlustig. Am auffälligsten vielleicht in Kurhessen, das damit eine Bahn verließ, die es schon im Jahre 1833 als erster deutscher Staat beschritten hatte. Erst das Jahr 1862 brachte dem Lande durch Preußens Eingriff die alte Verfassung wieder.

Auch in Österreich erfolgte auf den allzu stürmischen Einbruch der Juden vom Jahre 1851 an eine gewisse Einschränkung der übereilt gewährten Rechte, vor allen in bezug auf die Freizügigkeit. Schon im Jahre 1860 wurden jedoch allmählich diese Beschränkungen wieder aufgehoben. Nach dem unglücklichen Kriege von 1866 wurde dann gegen das Ende der sechziger Jahre in beiden Teilen des Donaustaates die bürgerliche und politische Gleichberechtigung der Juden endgültig gesetzlich festgelegt. Der völligen Verjudung, die gesellschaftlich schon weit vorgeschritten war, stand hier nun nichts mehr im Wege.

Im Jahre 1858 war der spätere König Wilhelm I., damals

Prinz von Preußen, für seinen erkrankten Bruder, Regent geworden — die neue Ära begann. Das folgende Jahr brachte den österreichischen-französischen Krieg und damit eine weitere Machtverschiebung zugunsten des Judentums! Dieser Krieg selbst war das Werk der Rothschilds und anderer Bankjuden, wenn anders Enfantin in einem Briefe recht berichtet. Dort heißt es: „G., der immer an den Krieg glaubt, hat gestern eine Visite gemacht, von der er hoffnungsvoll gekommen ist. Glauben sie immer an den Krieg. Ich glaube, daß die Rothschild und Pereira alles springen lassen, was sie können, und daß es dieses ist, was ihm die Hoffnung wiedererweckt hat." Dieselben Rothschilds, die 1831 Österreich den Krieg gegen Belgien nicht erlaubt hatten, stürzten es nun in einen Krieg, der ihm eine seiner reichsten Provinzen kosten sollte, den bedrängten Staat aber für Reformen in jüdischem Sinne gefügiger machte.

Wilhelm I. ist nie mit einer so starken Judenfeindschaft hervorgetreten, wie sein Bruder Friedrich Wilhelm IV. Sein Auftreten im „Vereinigten Landtag" war durchaus sachlich und weit von der Lebhaftigkeit entfernt, mit der sein späterer Kanzler damals die Frage aufgriff. In seiner Regierungszeit hat er sich der Judenfrage gegenüber völlig zurückgehalten, nur einmal hielt er anscheinend seine schützende Hand über Stöcker. Allen Maßnahmen, die das Hochkommen der Juden förderten, hat er seine Zustimmung erteilt und in seinem Privatleben konnte er sich auch nicht von der ererbten Unsitte freimachen, sein Vermögen einem Juden anzuvertrauen, als ob es in ganz Preußen keinen vertrauenswürdigen Bankmann deutschen Blutes gegeben hätte. Alles in allem gestaltete sich also die Lage der Juden unter dem neuen Regenten um so günstiger, als er noch der Beeinflussung durch eine stark judenfreundliche Gemahlin unterlag und als auch sein Thronerbe als Judengönner anzusprechen war. Um so erstaunlicher ist die Abneigung und Feindschaft, welche das Judentum diesem Herrscher zuteil werden ließ. Sollen doch sogar, was wir nicht nachprüfen können, zwei der Mordanschläge gegen ihn (Nobiling[1]) und Rheinsdorf) Juden zu Tätern haben.

Noch ehe Bismarck zum Ministerpräsidenten berufen wurde (1862), begannen in Preußen die Juden einen neuen Vorstoß durch Massenbittgesuche an das Abgeordnetenhaus zur Verwirklichung der Gleichberechtigung. Trotz der Bedenken der Regierung war das Schicksal dieser Gesuche bei der Fortschrittsmehrheit von vornherein klar: man empfahl sie der Regierung zur Berücksichtigung, was indes zunächst zu keinen größeren Änderungen führte (1860). Der Streit um die Heeresreform nahm die Kräfte der Regierung fast ausschließlich in Anspruch. Als Bismarck sein Amt antrat, fand er fast die gesamte preußische Judenschaft in den Reihen der Fortschrittspartei und unter seinen grimmigsten Gegnern. Diese unduldsame Feindschaft sollte ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen, trotzdem seit Hardenberg kein Mann mehr für die deutschen Juden, im Banne eines wahren Verhängnisses, getan hat, als Bismarck. Diesen ganz unbegründeten Haß kann man nur erklären durch das triebhaft sichere Gefühl der Juden, daß sich in diesem Manne alles das an deutscher Art und deutschen Eigenschaften verkörpere, was ihrer völligen

[1]) Das Judentum Nobilings wird meist bestritten.

Herrschaft noch entgegenstehe, und daß seine judenfreundliche Haltung nur durch staatsmännische Erwägungen bedingt, daß sie ihm aber nicht Sache der Herzensüberzeugung sei. Sie fürchteten wohl stets, daß hier ein Wandel eintreten könne und sie die Pranke des Löwen zu spüren bekommen möchten. Unter diesem Gesichtspunkt kann man es auch begreifen, daß hauptsächlich sie ihn in seine Kämpfe mit den Katholiken und mit der Sozialdemokratie verwickelten, als er nach dem Jahre 1871 für die Ordnung der inneren Verhältnisse freie Bahn gewonnen hatte. Natürlich können Kulturkampf und Sozialistengesetz nicht lediglich auf diese Weise erklärt werden. Gewisse Anzeichen zeugen aber dafür, daß das Judentum an der Vertiefung und Verschärfung dieser Kämpfe einen größeren Anteil hat, als man gewöhnlich annimmt.

Es wäre hier ein Wort über das Verhältnis des Liberalismus zum Judentum zu reden. Qui mange du pape en meurt. Um das Jahr 1860 war ein fast hellseherisches Buch von Naudh erschienen. Wenn der neuere Herausgeber eine Beeinflussung der Verfasser durch Bismarck annimmt, weil L. Bucher zu ihnen gehört habe, so ist dies wenig wahrscheinlich. Denn Bucher ist erst 1864 in des Ministers nähere Umgebung berufen worden. Zudem war ein anderer Mitarbeiter, Wagener, schon im Jahre 1856 im preußischen Abgeordnetenhause gegen die Juden aufgetreten und besaß wohl auch die geistigen Fähigkeiten zu solcher Arbeit. Uns fesselt an dieser Stelle das Vorwort zur 3. Auflage der Schrift vom März 1861. Dort heißt es: „Der deutsche Liberalismus gräbt durch seine Stellung zur Judenfrage sein eigenes Grab, denn eine mit Judentum durchsetzte Landesvertretung müßte ein willenloses Spielzeug in den Händen des Absolutismus werden, weil ihr die Sympathie im Volke fehlen würde. Aber er zerstört auch den Patriotismus des letzteren, wenn er durch jüdische Kommunal- und Staatsbeamte es schließlich dahin bringt, daß die Liebe zum Vaterlande durch den Ekel an der Judenwirtschaft aufgehoben wird .... Uns will es scheinen, als sei es um unsere liberale Partei schlimm bestellt, wenn sie keinen edleren Beruf hat als den, im Joche der Phrase den Acker des Juden zu pflügen, und unsern praktischen Staatsmännern möchten wir zurufen, daß ihnen die Geschichte einen vernünftigen Verstoß gegen leere Schulweisheit eher verzeihen werde, als eine gedankenloser Prinzipienreiterei zuliebe an dem deutschen Volke verübte geflissentliche Verjüdelung.“ Ein Menschenalter später bestätigt dies Hartmann und weist noch auf die eigentümliche Rolle hin, welche das Judentum in der liberalen Partei spielte, indem sie die Gegensätze zu „verschärfen und verbittern“ wußte, so „daß die Versöhnung zwischen der preußischen Regierung und der liberalen Partei nach dem Jahre 1866 nur eine halbe war und daß der Stachel einer nörgelnden Opposition die vom Volke ersehnte rapide Entwickelung des norddeutschen Bundes und deutschen Reiches lähmte“. Im Gegensatze zu den Kleindeutschen, deren Partei zum Schaden der Sache die Juden um Rießer und Simson schon 1848 ergriffen hatten und die jetzt das Streben der Juden nach Gleichstellung förderten, hatten die Großdeutschen, in dieser Frage wenigstens, die bessere und auch deutschere Empfindung. Zwei ihrer bedeutendsten Wortführer, Mohl und Konstantin Frantz, waren scharfe Judengegner.

Die Notwendigkeit zur kriegerischen Auseinandersetzung mit Öster-

reich zu einer Zeit, wo infolge des Verfassungskampfes das staatliche Geldwesen nicht sehr belastungsfähig war, brachte Bismarck im Jahre 1865 mit Bleichröder zusammen. Und damit beginnt ein recht trüber Abschnitt in der neueren deutschen Geschichte, die Versklavung unseres Staates an die jüdische Geldmacht. Mit diesem wichtigen Herren müssen wir uns deshalb etwas näher beschäftigen.

Man wird die Bedeutung Bleichröders für die preußisch-deutsche äußere und innere Geschichte nicht richtig einschätzen, wenn man sich nicht stets seine engen Beziehungen zu den Rothschilds, besonders zu deren Pariser Zweige vor Augen hält. Dies Welthaus hatte in Berlin keinen eigenen Ableger, wie in Wien, London, Paris. Seine Vertretung ruhte dort seit 1828 in den Händen des Bankgeschäfts von Bleichröder. Wenn in Versailles bei den Friedensverhandlungen auf der einen Seite Bleichröder, auf der anderen der Pariser Rothschild zugezogen wurde, so erinnert das lebhaft an Verhandlungen jüngster Zeit, wo auf den beiden feindlichen Seiten zwei Brüder ebenfalls jüdischer Herkunft mitwirkten. Nur daß im Jahre 1871 Bismarck immerhin die Zügel in der Hand behielt und sich nicht einfach willenlos ins jüdische Schlepptau nehmen ließ. Die französischen Verbindungen Bleichröders mögen ja auch gewisse Vorteile für den deutschen Staatsmann gehabt haben, insofern sie ihm erlaubten, über Rothschild Mitteilungen erst an Napoleon, später an Mac Mahon gelangen zu lassen, die dem Botschafter nicht anvertraut werden konnten. Sie hatten aber auch ihre großen Gefahren, wie man aus des Fürsten Hohenlohe Denkwürdigkeiten entnehmen kann, indem sich Bleichröder nicht scheute, gegen den amtlichen deutschen Vertreter in Paris in der Presse zu arbeiten, da dieser den Rothschilds und Orleans unbequem war. Dies gehört indes einer späteren Zeit an.

Die nähere Verbindung zwischen Bismarck und Bleichröder stammt, wie gesagt, aus dem Jahre 1865, als die Geldbeschaffung für den bevorstehenden Krieg mit Österreich wegen der Haltung des preußischen Landtags Schwierigkeiten machte. Damals wußte Bleichröder Rat, indem er die Versilberung gewisser Eisenbahnanteile des preußischen Staats vorschlug; das Mittel brachte zwar das nötige Geld, legte dann aber dem Staate beim späteren Ankauf der preußischen Bahnen erhebliche Opfer auf. Jedenfalls sahen sowohl Bismarck wie der König damals in Bleichröder den Retter aus der Not, und der gewandte Mann wußte dies Ansehen geschickt zu benutzen, indem er sich unentbehrlich machte. Es ist furchtbar schwer, den Knäuel der zwischenvölkischen Geldbeziehungen zu entwirren, da die Geheimbücher der Bankhäuser wohlweislich der Geschichtschreibung nicht zur Verfügung stehen. Deshalb ist eine Mitwirkung Bleichröders bei den beiden folgenden Ereignissen der Jahre 1867 und 1868 nicht erweisbar. Seine Beteiligung ist auch in gewisser Hinsicht gleichgültig. War er nicht dabei, so waren es andere seiner Stammesgenossen. Die erste Geschichte steht in Bambergers Lebenserinnerungen. Dieser stand zu übervölkischen Geldkreisen während seines Pariser Aufenthaltes in den engsten Beziehungen: an die Bischoffsheims und hierdurch auch an den berüchtigten Türkenhirsch fesselten ihn verwandtschaftliche Bande. Bamberger erzählt, daß während des Luxemburger Streits Hirsch gewisse Zusagen Bismarcks hinsichtlich der Luxemburger Bahnen sich gesichert habe, um mit

dieser Aussicht in der Tasche dann die französische Regierung zu anderen Bahnbewilligungen zu bestimmen, ein unschöner Handel, der ihm viel Geld einbrachte. Bamberger hat für das Schmutzige dieses Geschäfts natürlich kein Verständnis und bewundert seinen Verwandten sogar: „sein Scharfsinn und seine erfinderische Kombinationsgabe lieferten bei dieser Gelegenheit ihre Meisterprobe". Bismarck beurteilte die Sache allerdings anders und verzieh Hirsch den Streich niemals, und auch Bambergers Geschichtschreiber Oncken muß feststellen, daß er nicht darüber hinwegkommen könne, daß „in der Luxemburger Frage zwei große Kulturvölker von der nationalen Erregung an den Rand des Krieges gedrängt sind, und daß diese Spannung von einem deutsch-französischen (soll heißen „jüdischen" d. Verf.) Spekulanten zur Erringung privaten Vorteils ausgebeutet wird". In der türkischen Bahnfrage stand Bleichröder jedenfalls später mit Hirsch in Verbindung. Es scheint mir aber nicht wahrscheinlich, daß er schon 1867 zugunsten von Hirsch bei Bismarck eingewirkt habe. Die zweite Sache betrifft die rumänische Judenfrage. Im Jahre 1868 hatte sich die alliance israélite durch ihren Wortführer Crémieux auch bei dem preußischen Staatsmann für die rumänischen Juden verwandt. Man weiß, daß eine solche Verwendung merkwürdigerweise stets da geschieht, wo gleichzeitig, wie in Rumänien, wirtschaftliche Vorteile für die jüdische Geldmacht in Frage kommen. Da, wo diese das Heft schon in den Händen hat, wie in dem Wien der Metternich-Zeit, geht ihr meist das Schicksal ihrer Stammesgenossen viel weniger nahe. Bismarcks Antwort vom Februar 1868, ist um so erstaunlicher, als man weiß, daß ihm die Orienthändel nicht den Knochen eines pommerschen Grenadiers wert waren und daß er damals wirklich andere Aufgaben hatte, als rumänische Juden zu schützen. Sie lautet: „Ich habe die Ehre, als Antwort des Briefes vom 4. laufenden Monats, den Sie mir sandten, Sie zu benachrichtigen, daß die Königliche Regierung von neuem ihren Vertreter in Bukarest angewiesen hat, allen seinen Einfluß dahin auszuüben, um Ihren Glaubensgenossen in Rumänien die Stellung zu sichern, die ihnen in einem Lande zukommt, das sich von den Grundsätzen der Humanität und Zivilisation leiten läßt . . ." Auch in diesem Falle liegen die geheimen Fäden noch nicht klar zutage. Bleichröder hatte jedenfalls kurz darauf nach Rumänien große Beziehungen, wobei die Schwindelgeschäfte Strousbergs mit den rumänischen Bahnen mitzuspielen scheinen. Verdankt er doch ihnen, nicht seinen anderen Verdiensten, die Erhebung in den Adelsstand, wie Bismarck im Jahre 1883 selbst bezeugt: „In der rumänischen Angelegenheit allerdings habe man Bleichröder beigestanden, weil da außer großen Herren auch viele kleine Leute beteiligt gewesen seien . . . da habe sich Bleichröder wirkliche Verdienste erworben, und tapfer sein Geld gewagt, und dafür habe ihn der König in den Adelstand erhoben (1872)."

Der geschichtliche Wert der beiden oben erwähnten Beispiele liegt darin, daß sie, so nebensächlich sie für den großen Gesamtverlauf der Geschehnisse sein mögen, blitzartig beleuchten, wie schnell selbst unter einem Staatsmann von dem Ausmaß Bismarcks in den Wirren der Zeit der jüdische Einfluß stieg, als sich die Anfänge der geldlichen Verstrickung Preußens durch das Judentum anbahnten.

Der Ausgang der Krieges vom Jahre 1866 hatte Preußen einen Zu-

wachs von Gebieten gebracht, in denen die Juden bereits volle Gleichberechtigung genossen. War es schon fünfzig Jahre früher für diesen Großstaat schwer erträglich, daß in ihm eine gleichartige Klasse von Untertanen unter verschiedenem Rechte standen, so war dies jetzt im Zeitalter der Freizügigkeit schlechterdings ein Ding der Unmöglichkeit. Zur Herstellung der Einheitlichkeit gab es zwei Wege. Entweder erhielt die preußische Judengesetzgebung auch für die neuerworbenen Landesteile Gültigkeit, oder man gestand allen Gebieten bedingungslos die volle Gleichberechtigung zu. Da es notwendig erschien, die neuen Provinzen dem Gesamtstaatsgefüge möglichst schnell einzupassen, sah man von der ersten Möglichkeit ab. Ihre Verwirklichung hätte man vielfach als Rückschritt empfunden. Es mußte aber vermieden werden, neben den schon bestehenden Stammesabneigungen noch neue zu schaffen. Zudem gebot die innere Lage in Preußen, liberalen Wünschen nach Möglichkeit entgegenzukommen. Diese lagen aber in der Richtung der völligen Judenemanzipation. Es war also für Preußen nur eine Frage der Zeit, daß die Gleichstellung kommen würde. Durch die Schaffung des „Norddeutschen Bundes" gewann die Frage aber eine erhöhte Bedeutung, indem die Judenfreunde diesen Umstand benutzten, um auch die noch widerstrebenden Staaten Sachsen und Mecklenburg gefügig zu machen. Der Grundsatz der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines Bundesstaats wurde sofort über den Haufen geworfen, wo es sich um eine Sache des Judentums handelte. Schließlich gelangte am 3. Juli 1869 das Gleichstellungsgesetz zur Gültigkeit. Es lautete: „Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch aufgehoben. Insbesondere soll die Befähigung zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Ämter vom religiösen Bekenntnis unabhängig sein." Da auch Baden und Württemberg schon in den Jahren 1862 bzw. 1864 in ähnlicher Weise vorgegangen waren, erübrigte es sich nach der Reichsgründung nur noch, die volle Gleichberechtigung der Juden auf Bayern auszudehnen, was im Jahre 1872 geschah. Damit hatte das Judentum, nicht zum wenigsten durch deutsche Mitschuld, sein Ziel erreicht, eine Entwicklung, die für unser Vaterland zum wahren Verhängnis wurde, da eine Gesundung der schon vorher unhaltbaren Verhältnisse zur dauernden Unmöglichkeit wurde. Die Folgen sollten sich nur allzubald zeigen. Ihre äußerliche Besiegelung erhielt die heraufziehende Zeit der Judenherrschaft durch die Tatsache, daß auch die neue Kaiserkrone Wilhelms I. durch den gleichen Juden Simson angeboten wurde, der 1848 sich bei dem Bruder eine Zurückweisung geholt hatte. Der König wußte die Ehre auch gebührend einzuschätzen, als er ironisch meinte: „Ei, da verdanke ich Herrn Lasker ja eine rechte Ehre!"

Es gilt noch kurz die zwei Männer zu würdigen, die am Tage, als Bismarck zur Höhe seines Wirkens kam, schon die Augen geschlossen hatten: Stahl und Lassalle. Oft genug schon wurde, besonders von jüdischer Seite, auf den eigenartigen Witz der Geschichte hingewiesen, der darin liegt, daß die konservative Partei, der man sicher seit ihrem Bestehen keine judenfreundlichen Neigungen nachsagen kann, einen großen Teil ihrer politischen Weisheit der wissenschaftlichen Arbeit dieses Juden zu verdanken habe.

Aber indem er, der glaubenswütige Christ, „den Protestantismus in seiner geistbefreienden Macht niemals verstanden hat, hat er das kirchlich und politisch konservative Leben auf lange Zeit mit Unfruchtbarkeit geschlagen“. Die konservative Partei erstarrte in Formen und Anschauungen, über die der Strom der Zeit hinwegging. Ihr Mangel an Wandlungsfähigkeit machte es Bismarck unmöglich in den entscheidenden Jahren der Reichsgründung mit ihr zu regieren. Er mußte sich, um eine tragfähige Mehrheit für seine Pläne zu haben, die sichere Gefolgschaft der Liberalen erwerben. Der Preis war die Verjudung Deutschlands. Und das war im Grunde genommen Stahls Werk. So liegt eine tiefe Tragik in dem Leben dieses Mannes, der das Gute wollte und doch nur das Böse schaffen konnte. Wenn später in der konservativen Partei jüdische Mischlinge einen großen Einfluß ausüben konnten, so daß ihr die Umkehr erschwert wurde, so geht dies letzten Endes auf Stahls Wirken zurück. Seinen Einfluß, wie es manchmal geschieht, wegleugnen zu wollen, ist ungeschichtlich und verdeckt zudem die wahren Zusammenhänge.

Der zweite Jude, der weit über das Ausmaß seiner zeitigen Stammesgenossen — auch über Karl Marx — hinauswuchs, ist Ferdinand Lassalle. Er war ein Mann von unheimlichem, unbezähmbarem Ehrgeiz. Äußerte er doch einmal im Anblick des Brandenburger Tores in Berlin, er werde dereinst als Triumphator der Revolution unter ihm hindurchfahren. In seinen Machtträumen stellte er gewissermaßen das fleischgewordene Streben des Judentumes nach der Weltherrschaft dar. Die Mittel dazu waren ihm gleichgültig: half ihm der Himmel nicht, so versuchte er die Hölle in Bewegung für sich zu setzen. Auf diese Herrschbegier ist sicher ein gut Teil seiner Arbeiterfreundschaft zu setzen. Sie sollte ihm das Mittel zum Aufstieg geben. Sein Herz sprach wenig mit, und der reiche Mann hat „der Arbeitersache selten einen Groschen geopfert“. Ähnlichem Grunde wie seine Arbeiterfreundschaft scheint Lassalles Begeisterung für die deutsche Einheit erwachsen zu sein. Sein scharfer Blick hatte in Bismarck den Mann der Zukunft erkannt. Dies hatte ihn geneigt gemacht, mit jenem zusammen die soziale Frage ihrer Lösung entgegenzuführen, als ihn die Kugel vorzeitig dahinraffte. Ob der Herrschergeist beider Männer auf die Dauer nebeneinander hätte bestehen können, ist aber doch wohl fraglich, ebenso wie die Frage, ob sich die nationale Bindung auf die Dauer mit der jüdischen Wesensart Lassalles, von der er sich doch nur zeitweise und unvollkommen freizumachen vermochte, vertragen hätte. Jedenfalls beraubte sein vorzeitiger Tod die deutschen Arbeiter desjenigen Führers, der sie vielleicht von dem ganz jüdischen Marxismus hätte fernehalten können. Die endgültige Einigung der Arbeiterbewegung, die sich bei Lassalles Lebzeiten schwerlich in diesem Sinne vollzogen hätte, bedeutete aber einen ungeheuren Machtzuwachs für die marxistische jüdische Sozialdemokratie und schuf sie erst eigentlich zu der furchtbaren Gefahr für das Deutschtum, die sie später ward. Auf die Unterschiede zwischen den Auffassungen von Marx und Lassalle näher einzugehen, ist hier nicht am Platze. Es genügt uns, mit den Namen von Stahl und Lassalle, bzw. Marx weitere Ursprünge der jüdischen Herrschaft im Deutschen Reiche aufgedeckt zu haben. Sie machten es Bismarck unmöglich, in rein deutschem Sinne zu regieren. Die angebliche Judenfreundschaft des Kanzlers erklärt sich so auf die natürlichste

Weise, ohne daß man auf die häßliche Annahme geldlicher Beeinflussung zurückgreifen muß. Leider dürfen wir auch diese wenig erquickliche Beschuldigung nicht einfach übergehen, da sie infolge der Angelegenheit Diest-Daber eine Rolle in der Öffentlichkeit gespielt hat. Das Andenken unseres Bismarck soll aber auch nicht der geringste Fleck beschmutzen. Daher müssen wir uns notgedrungen mit der Frage beschäftigen.

Zum besseren Verständnis muß auch hier etwas weiter zurückgegangen werden. Schon als Bismarck noch Gesandter in Petersburg war (1859), suchte sich an ihn ein Bankier Lewinstein heranzumachen, der seit längerer Zeit von den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten wegen seiner vielseitigen ausländischen Verbindungen zu gewissen Geschäften benutzt wurde. Sein dreister Bestechungsversuch trug ihm das bekannte derbe Anerbieten Bismarcks ein, ihn die steile Treppe hinabzuwerfen. Weitere Schritte konnte dieser damals nicht unternehmen, da Lewinsteins Beziehungen über den jüdischen Hofrat Manché, den späteren Schatullenverwalter des Königs und nach dem Jahre 1888 wegen Ordensschachers verurteilt, bis in die nächste Umgebung der Prinzregentin, die Bismarck wenig freundlich gesinnt war, reichten. Später gab dann der tatsächlich große Einfluß Bleichröders, der nebenbei das Vermögen des Fürsten Bismarck verwaltete, den Grund zu allerlei Verdächtigungen, genau so wie man es früher versucht hatte, ihm unlautere Verbindungen mit dem Frankfurter Rothschild während seiner Bundestagszeit nachzusagen. Schon die einfache Überlegung, daß Bismarck viel zu klug war, sich derart in die Hände Bleichröders zu geben, müßte genügen, das Haltlose solcher Behauptungen einzusehen. Etwas anderes ist es, ob nicht absichtlich von Bleichröders Seite das Gerücht einer solchen Abhängigkeit in Umlauf gesetzt wurde, um Bismarck vollständig festzulegen. Diest sprach nun die umlaufenden Beschuldigungen offen aus und verfiel dafür dem Strafrichter. Selbst Diests Fürsprecher, dem Herrn von Bodelschwingh, einem lauteren Manne und Vorkämpfer der völkischen Sache, erscheint es gewiß, daß, wenn wirklich unlautere Machenschaften vorgekommen sind, „Bismarck von denselben keine Kenntnis gehabt hat, daß vielmehr Bleichröder sie auf eigene Faust ausführte, um durch Vermehrung des Vermögens dessen, der ihm ja Generalvollmacht erteilt hatte, sich in steter Gunst zu erhalten". Übrigens wird man sehen, daß Bismarck doch nur vorübergehend eine innere Politik trieb, die dem Judentum auf den Leib geschrieben war, daß er sich später, schon vor dem Jahre 1880, von ihr abwandte und dafür auch sofort die Gegnerschaft der Lasker und Bamberger zu spüren bekam.

Die Rolle dieser zwei Männer beginnt auch schon in der Zeit vor 1870. Daß Bismarck jemals ein aufrichtiges Vertrauen zu Bamberger gehabt haben könne, ist äußerst unwahrscheinlich. Weder seine achtundvierziger Vergangenheit, noch sein langer Pariser Aufenthalt und seine außerdeutschen Beziehungen konnten hierzu die Grundlage abgeben. Wie Bismarck die Deutschgesinnung dieses Mannes — und auch die Laskers, sowie Rickerts, den er nach einer Mitteilung Bleichröders ebenfalls für einen Juden hielt — einschätzte, zeigt eine Äußerung zur Zeit der Sezession (1881). Er sagte damals im Gespräche: „Ja, Bambergé, Laskère und Rickèrt, die Streber." Die absichtlich französische Aussprache ihrer Namen im vertrauten Kreise läßt seine wahre Meinung besser erkennen, als lange

Reden im Reichstag, wo er mit diesen Abgeordneten abrechnen mußte. Trotzdem aber Bismarck die beiden kleinen Größen in ihrer nichtigen Eitelkeit und ihrer nationalen Aufspielerei durchschaut hatte, mußte er mit ihnen arbeiten, und er war zu viel Tatsachenmann, als daß er sich sein Werk durch persönliche Abneigungen erschwert hätte. Eine andere Frage ist es allerdings, ob er nicht im Verlaufe dieser Zusammenarbeit, allzu einseitig auf die auswärtigen Geschäfte eingeschworen, diesen Männern in Verbindung mit Bleichröder einen größeren Einfluß auf die ihm selbst fremderen Verhältnisse der inneren Politik gestattete, als es sich mit den Belängen des deutschen Volkes vertrug. Wenigstens meint Naudh (1878), daß unter dieser jüdischen Mitwirkung eine Gesetzgebung entstanden sei, „die dem Schwindel und Betruge Tor und Tür öffnet, Grundbesitz und Gewerbe dem Wucher überantwortet und Börse und Geldverkehr ihnen vollständig in die Hand gibt". Doch das greift schon in den nächsten Abschnitt, die ersten Zeiten des jungen Reiches, über.

4. Bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. (1871—1888).

Seit dem Entstehen des Neuen Reiches verketten sich alle Ereignisse, besonders in der inneren Politik, immer mehr mit der Judenfrage. Die Geschichte dieser Frage wird seitdem ein bedeutungsvoller Ausschnitt aus der deutschen Gesamtgeschichte. Es ist darum nur möglich, ihre wichtigsten Geschehnisse und die eigentlichen Richtlinien hervorzuheben. Der Gesamtzeitraum bis zum Regierungsantritt Wilhelms II. fällt für unsere Betrachtung in zwei scharf geschiedene Teile auseinander. Die Zeit um das Jahr 1880 bildet die Scheide. Beide Zeiten, die vor dem Jahre 1880, die Zeit der Entwickelung der jüdischen Vorherrschaft, und jene nach 1880, die Zeit des deutschen Rückschlages, sind geeint durch das Wirken Wilhelms I. und Bismarcks.

Die Judenemanzipation des Jahres 1869 mußte sich natürlich auch in den Verwaltungsgepflogenheiten Preußens bemerkbar machen, trotzdem auch das Gesetz vom 3. Juli 1869 den Juden nur zugestanden hatte, sich die Befähigung zu allen Ämtern zu erwerben, keineswegs aber der Regierung die Verpflichtung auferlegte, jeden Anwärter auch im Staatsdienste zu verwenden. Schrankenlos wurde also dem Judentum zunächst nur der Rechtsanwaltstand preisgegeben, nicht zum Segen dieses Berufes. Aber auch die richterlichen Ämter mußten in beschränkter Zahl freigegeben werden. Daß eine solche Einschränkung stets in der Geschichte nur von vorübergehender Dauer war, wenn sie nicht gesetzlich, etwa auf den Hundertsatz der jüdischen Bevölkerung, festgelegt war, und daß sie es auch hier sein mußte, war vorauszusehen. In gleichem Maße, wie der Einbruch jüdischen Geistes in unsere Rechtsprechung erfolgte, ging aber eines unserer köstlichsten Güter verloren, der Glaube an die deutschen Gerichte. Nicht nur, daß das gesprochene Recht häufig nicht mehr in lebensvoller Wechselwirkung mit dem Empfinden des wesensverwandten Volkes stand, sondern immer mehr in starrer Form verödete und zur unfruchtbaren Buchstabenpflege wurde, nein der Geist talmudischer Spitzfindigkeit wußte auch mittels der Rechtspflege nach und nach das lebendige Rechtsgefühl der Laien zu verwirren und zu entdeutschen, und wenn auch der letzte Schritt noch aus-

stand und die Unbestechlichkeit der Richter unantastbar blieb, so ist doch in manchen Kreisen der Glaube an ihre völlige Unabhängigkeit gegen Einflüsse von oben und von unten ins Wanken geraten.

Noch schlimmer fast war eine andere Folgerung aus der Gleichberechtigung des Jahres 1869, indem sie die Pforten unserer Geistesbildung und Schulpflege dem fremden Eindringling öffnete. 1872 wurden in Preußen die Hochschul- und Mittelschullehrstühle dem Judentum preisgegeben. Nicht durch größere Begabung oder beharrlicheren Fleiß, wohl aber unterstützt durch größere Mittel und durch die Allgemeinbürgschaft der Juden untereinander, drangen diese besonders in unsere Hochschulen immer mehr ein, so daß sie nach und nach ganze Wissenszweige fast als Alleinbesitz eroberten. Es bildete sich ein Zustand heraus, daß vielfach ein Gelehrter, der nicht Jude, getaufter oder ungetaufter, war oder der nicht durch Heirat und Abstammung verwandten Kreisen angehörte, keinen Platz mehr in gewissen Fakultäten fand. Vor allem sind die Heiraten deutscher Gelehrter mit Jüdinnen recht bedenklich. Man wird stellenweise den Eindruck nicht los, als ob die jüdische Mitgift über die Nöte einer langen Dozentenzeit hinweghelfen mußte und wirtschaftliche Bedrängnis manchen Abfall vom Deutschtum veranlaßte. Natürlich nicht immer. Aber doch wohl mindestens in ebenso zahlreichen Fällen, wie im Offiziersstand, bei dem ebenfalls eine ungenügende Entlohnung seitens des Staates manches zur Verjudung beitrug. Die Folgen des jüdischen Einbruches waren verheerend. Nicht nur wurde schöpferischer deutscher Kraft allzuoft der Weg zur vollen Entfaltung und Betätigung im deutschen Sinne versperrt, nein die anders gerichtete Begabung des jüdischen Stammes half auch die Wissenschaft, die immer weniger eine universitas literarum blieb, zu einem Kärrnerbetrieb herabzudrücken, sie in steigendem Maße vom Umfassenden abzuwenden und sich in den Dienst kleinlichen Nützlichkeitssinnes zu stellen. Gewiß sagte schon der große König: „Respectez les détails, ils ne sont pas sans gloire!“ Aber die Kleinarbeit darf schließlich nicht überwuchern! Und die Juden sind gerade im wissenschaftlichen Betriebe die Meister im Kleinen, die erfolgreichen Nutznießer des Sitzfleisches. Sinkt also schon allgemein durch eine starke jüdische Vertretung an unseren Forschungsstätten die Wissenschaft von ihrer Höhe leicht auf einen tieferen Stand, so ist noch viel bedenklicher die Aufnahme deutschen Geistesguts in die jüdische Verarbeitung zur gangbaren Münze des Tages und die Übermittelung des also entstellten Schatzes an die deutsche Jugend. Hier braucht natürlich gar nicht von bewußter Fälschung die Rede zu sein. Die würde ja auch im allgemeinen keinen langen Bestand haben, wenn auch sie — durch einseitige Darstellung, Ausmerzen mißliebiger Stellen, Totschweigen usw. — nicht selten vorkommen mag. Nein, die artliche Unfähigkeit der Juden, sich völlig in den ihnen fremden deutschen Geist einzuleben, modelt unbewußt die Dinge dem eigenen Wesen entsprechend zurecht. In dieser entstellten Form gehen sie dann weiter. Natürlich ist nicht jede Wissenschaft gleich stark von dieser Gefahr bedroht — die rein geistigen sind ihr mehr ausgesetzt, als die Naturwissenschaften und ihre Hilfsfächer. Aber auch bei solchen Führern überträgt sich stets ein Teil der Geistesrichtung, ja sogar der Lebensauffassung des Lehrers auf den Lernenden. So strömten durch Tausende von Poren die fremden Anschauungen in unsere deutsche Gedankenwelt ein. Kein Wunder, daß der

also bearbeitete Jüngling vielfach keinen geringen Teil seiner Widerstandskraft im Daseinskampfe des Mannes und im staatlichen Leben eingebüßt hat.

Man ist es gewohnt, im allgemeinen die Juden nur bei den Parteien der Linken zu finden, bei den Vertretern dessen, was sich so Fortschritt nennt. Deshalb mutet es zunächst etwas ungewohnt an, um die siebenziger Jahre herum das Judentum in seinen Hauptvertretern auf der Seite des Mannes zu treffen, der Deutschlands Einheit schuf. Rapp hat dieses als vaterländisch gepriesene Gebaren des Judentums sehr richtig gekennzeichnet, wenn er sagt, daß wer damals „für deutsche Einheit und Macht eintrat, dabei ohne Herz für ein innerliches Deutschtum sein konnte ... Es machte sich um so mehr geltend, je mehr die materiellen Interessen das Leben in der Nation beherrschten. In den 70er Jahren gaben Träger des wirtschaftlichen Aufschwungs, der Börseninteressen, Beispiele dafür, etwa Ludwig Bamberger ... Das Judentum war im neuen Reich eifrig bei der Sache und stieg unter der liberalen Gesetzgebung, auf die es großen Einfluß hatte, zur Macht auf." Dies trifft ganz das Wesen der Sache. Ohne Mitarbeit an Bismarcks Werk keine Macht der Liberalen und damit der Juden, ohne Macht keine Aktien- und Börsengesetzgebung, keine Reichsverfassung mit seinem Wahlrecht, das den jüdischen Volksverführern eine nie versagende Truppe stellte. Als es aber den Juden an den geheiligten Geldbeutel ging, war all der Patriotismus im Nu zerstoben, und Bismarck und sein Werk wurden in jeder Form bekämpft.

Der Geldzufluß aus der fränzösischen Kriegsentschädigung in Verbindung mit einer geradezu auf Schwindelgeschäfte zugeschnittenen Gesetzgebung hat jene Zustände herbeigeführt, die das deutsche Leben in der Gründerzeit vergifteten. Infolge einer Rede Laskers kam dann die Blase zum Platzen. Ich kann mich aber Zieglers Ansicht von der Lauterkeit dieses Laskerschen Angriffs nicht anschließen. Er hatte doch einen allzu starken gehässigen Beigeschmack und stellte bloß die politischen Gegner dieses neuen Cato an den Pranger, während er die ungeheure Mehrschuld seiner jüdischen Stammesgenossen verschwieg. So erscheint er mehr als eine Ablenkung, als ein Ruf: „Haltet den Dieb!", nachdem die jüdische Ernte in den Scheunen war. Vielmehr hat jener „Geschichtschreiber der deutschen Sozialdemokratie" (Mehring?) recht, der Laskers Tat eine „unbeschreiblich freche Komödie" nannte. Sie war es schon wirklich: leider hatten sich, wie immer, die eigentlich Schuldigen in Sicherheit gebracht — dagegen erreichte den gehaßten Wagener die Rache — und die Dummen trugen den Schaden davon.

Etwa um die gleiche Zeit begann der Kulturkampf. Nach dem gewiß unverdächtigen Zeugnis Dubnows, der überhaupt manches Mal köstlich aus der Schule plaudert, konnten die Juden „darin nur eine historische Vergeltung an jener Gewalt erblicken, die einst die Bekenner des Judentums unterdrückt und überall den Fortschritt (!) gehemmt hatte". Daß dies der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht, wie ja auch aus dem freiwilligen Zeugnis der französischen Notabelnversammlung hervorgeht, ist hierbei wenig von Belang, da eben diese Meinung, wahr oder nicht, weit verbreitet war. Zur Stellung des Judentums trug aber sicher auch die Erwägung bei, daß, wenn zwei in Streit geraten, der dritte den Gewinn

davonträgt, oder mit dem bekannten Witzwort Friedrich Wilhelms IV. zu Meyerbeers „Hugenotten“ ausgedrückt: Evangelische und Katholiken schlagen sich die Köpfe ein, und der Jude macht die Musik dazu. An dieser Anschauung ändert auch nichts, daß die führenden Parlamentsjuden, Lasker, Bamberger und Friedenthal, dem Jesuitengesetz widersprochen haben, sei es, wie ich glaube, aus kluger Zurückhaltung, sei es, wie Bucher meinte, in der dunklen Ahnung, „daß sich auch gegen sie und ihre Stammesgenossen einmal eine allgemeine Entrüstung erheben und man auch gegen sie und ihr Treiben ein Ausnahmegesetz fordern könne“. (Der Aufsatz, in dem er dies schrieb, wurde aber von der Weserzeitung nicht zum Abdruck gebracht!) Rapp stellt demgegenüber den großen Anteil fest, den jüdische Federn hatten, um die Gegensätze zu vertiefen, statt zu überbrücken.

Daß das Sozialistengesetz den einmütigen Widerstand des Judentums fand, ist bei dessen innigem Zusammenhange mit der deutschen Sozialdemokratie nicht verwunderlich. Der Widerstand der Nationalliberalen gegen das Gesetz ist nicht zum wenigsten auf Laskers Einfluß zurückzuführen. Bleichröder, der darin wohl klar sehen konnte, sprach dies gegen Hohenlohe im September 1878 offen aus: „Mit Bennigsen sei nichts zu machen, denn dieser sei ganz in Laskers Händen und habe kein selbständiges Urteil, wenigstens keinen Willen, der von Lasker abweiche. Lasker aber sei mit Bismarck ganz zerfallen und sie haßten sich beide. Es sei deshalb vorauszusehen, daß die Verständigung nicht gelingen, das Gesetz nicht angenommen werde . . .“

In die siebenziger Jahre fiel auch der Kampf der Kreuzzeitung gegen die „Ära Delbrück-Camphausen-Bleichröder“, der die Kluft zwischen Bismarck und den Konservativen vertiefte und insofern dazu beitrug, daß die liberale (Juden-) Herrschaft länger dauerte, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Daß Bleichröder tatsächlich einen großen Einfluß, ohne jede Verantwortlichkeit, ausübte, steht außer Frage. Die Denkwürdigkeiten Hohenlohes lassen darauf viel Licht fallen. Seine guten außerdeutschen Nachrichtenquellen mögen Bismarck manchmal wertvolle Dienste geleistet haben, wenngleich doch bei solchen Vertraulichkeiten immer der Zweifel am Platze ist, ob nicht die andere Seite entsprechende Gegenleistungen verlangte und erhielt. So empfahl Bismarck dem Fürsten Hohenlohe, der bei den Juden etwas unbeliebt gewesen zu sein scheint, als dieser Botschafter in Paris wurde, sich über Bleichröder-Rothschild die Einführung in Paris zu erleichtern. Aus den Denkwürdigkeiten gewinnt man den Eindruck, daß Bleichröder manchmal, vor allem in persönlichen Fragen, den „Königsmacher“ zu spielen versuchte, obwohl vielleicht jüdische Eitelkeit ihn des öfteren zur Überschätzung seines Einflusses verführt haben mag. Nur ein Beispiel, statt vieler. Während des Berliner Kongresses hatte Hohenlohe am 15. Juni 1878 eine Unterredung mit Bleichröder, über die er folgende bezeichnende Mitteilungen seinem Tagebuch anvertraute: „. . . Was mir bei dem Gespräch unangenehm war, ist, daß Bleichröder doch Einfluß in handelspolitischen Fragen bei Bismarck zu haben scheint. Er tut, als wenn er mitregierte, trotz seiner demütigen Versicherungen. Bezüglich der Wahlen erzählte er, er habe Instruktionen von Bismarck geholt, gerade als wenn er, Bleichröder, die Wahlen machen könnte . . . Mir scheint, als ob die eigennützige (!) jüdische Handelspolitik Bleichröders an dem Sturze Del-

brücks und an manchen unreifen Finanzprojekten der neueren Zeit schuld wäre . . ." Bismarck war natürlich von diesem Ausspielen Bleichröders sehr verstimmt und das Verhältnis kühlte merklich ab. Während der hundert Tage arbeitete Bleichröder dann sogar offen gegen den Kanzler. Besonders scheint dieser auch ungehalten gewesen zu sein über den Mißbrauch, den Bleichröder mit seinem Namen im Jahre 1882 trieb, als er mit dem Türkenhirsch üble Geschäfte im Orient, unbekümmert um die Schädigung der deutschen Gläubiger, machte. Bismarck ließ ihm da in einem Aufsatz im „Deutschen Tageblatt" eine starke Abfuhr zuteil werden. Er hatte allerdings ziemlich Ursache zur Gereiztheit, nachdem Bleichröder vorher, ebenfalls zur Beförderung seiner türkischen Geschäfte, in Köln geäußert hatte: „Für eine Spekulation im Orient habe ich die deutsche Diplomatie zur Verfügung; wenn der Reichskanzler nicht will, so habe ich den —." Damit mag es genug von diesen Dingen sein. So lückenhaft der Stoff ist und sein muß, so wird er doch hinreichen, daß man sich ein Bild davon machen kann, wie starke jüdische Einflüsse, erkannt und nicht erkannt, schon damals sich auf dem ganzen großen Gebiete der inneren und äußeren Staatsleitung geltend machten.

Der Übergang Bismarcks zur Schutzzollpolitik bedeutete seine bewußte Abkehr von den verhängnisvollen Bahnen der 70er Jahre. Wie beim Abbruch des Kulturkampfes zeigte sich auch hier der Kanzler als der starke Geist, der einmal erkannte Fehler nicht durch Starrsinn und Unbelehrbarkeit verewigte, sondern der rechtzeitig sich auf den richtigen Weg zurückzufinden wußte. Dies legt uns die Vermutung nahe, daß er im Bewußtsein genügender Unterstützung seitens des Volkes auch den Kampf mit dem Judentum aufgenommen hätte.

Schon in der Mitte der siebenziger Jahre, spätestens mit dem Zusammenbruch des Gründerschwindels, begann sich in Deutschland der Rückschlag gegen das Vorherrschen des Judentums vorzubereiten. Zwei Männer sind es hierbei vor allem, denen das deutsche Volk das völkische Erwachen verdankt, wenngleich beide von dem Rassenstandpunkt weit entfernt waren: Adolf Stöcker, der die Bewegung in die Massen zu tragen wußte, und Heinrich von Treitschke, der das Gewissen der Gebildeten mächtig aufrüttelte. Stöcker fand die Juden bei seinen Bemühungen, die Arbeiterschaft für den christlichen Gedanken zurückzugewinnen, überall auf seinem Wege. Als er im Jahre 1874 nach Berlin als Hofprediger kam, schien es ihm, „als wäre der große Krieg geführt, damit das Judentum Herr von Berlin sei . . . es kam vor, daß in den Bezirksvereinen jüdische Faiseurs bestimmten, wer als Geistlicher gewählt werden solle". Stöcker nahm den Kampf auf, nach Rapps ausdrücklichem Zeugnisse, in durchaus „vornehmer Weise". Dies muß hervorgehoben werden, da Stöckers Bild bald stärker verdunkelt wurde, als es einige tatsächliche Entgleisungen verdienen. Zunächst ging alles gut, bis er gelegentlich Bleichröder angriff. Damals glaubt er sich Bismarcks Zorn zugezogen zu haben, was aber dieser 1895 richtigstellte. Jedenfalls war der Kanzler gerecht genug, Stöckers gute Seiten durchaus anzuerkennen, wie ein Gespräch mit Busch vom Jahre 1881 (also ein Jahr nach diesem Vorfalle) beweist. Er meinte damals von den Wahlen: „Das Zentrum der Scheibe ist verschoben. Das fortschrittliche und sezessionistische Judentum mit seinem Gelde ist jetzt das Zentrum. Ich

wollte erst diese Agitation für Stöcker als Antisemit nicht, sie war mir unbequem und ging mir zu weit. Jetzt aber freue ich mich darüber, daß der Hofprediger gewählt ist. Er ist ein tätiger, furchtloser, standhafter Mann und hat ein Maul, das nicht tot zu machen ist . . ." Den meisten Abbruch tat es Stöckers Wirken, daß er Geistlicher war und daß es deshalb dem Judentum ein leichtes war, seine Tätigkeit als den Ausfluß religiöser Unduldsamkeit zu verdächtigen. Später schadete dann auch noch die übertriebene Schärfe der Berliner Bewegung: hieran ist aber Stöcker nicht schuld.

Heinrich von Treitschke hat zur Judenfrage zuerst mit einem Aufsatze in den „Preußischen Jahrbüchern" am 15. November 1879 das Wort ergriffen. Ernst und sachlich, dafür um so eindringlicher, hielt er den Juden ihren Sündenspiegel vor und verlangte, daß sie Deutsche werden sollten, „sich schlicht und recht als Deutsche fühlen — unbeschadet ihres Glaubens . . . denn wir wollen nicht, daß auf die Jahrtausende germanischer Gesittung ein Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur folge". Er übersah dabei allerdings, daß er hiermit Unmögliches verlange. Als Beispiel für die jüdischen Fehler des „Deutschen(Christen-)hasses" und der „hohlen, beleidigenden" Selbstüberschätzung führte er den Juden Graetz vor Augen und ermahnt sie, nicht nur Duldsamkeit zu verlangen, sondern selbst zu üben. So ferne er der antisemitischen Bewegung steht, muß er doch an ihr anerkennen, daß sie das Übel, „das Jeder fühlte und Niemand berühren wollte", in das Licht der Öffentlichkeit rückte. „Täuschen wir uns nicht: die Bewegung ist sehr tief und stark; einige Scherze über die Weisheitssprüche christlich sozialer Stump-Redner genügen nicht, sie zu bezwingen. Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück." Die sich daran knüpfende Aussprache soll später berührt werden; hier sei nur soviel erwähnt, daß sie auch zu einer umfangreichen Judenerörterung im preußischen Abgeordnetenhause führte, von der sich die Regierung jedoch ferne hielt, da eine Absicht zur Abänderung der jüdischen Gleichberechtigung nicht bestehe. Stöcker berichtet, daß der alte Kaiser, nachdem man ihm die Gewißheit gegeben habe, daß man im Landtage die staatsbürgerlichen Rechte der Juden nicht antasten wolle, sich geäußert habe, „eine Lektion könne ihnen nicht schaden, sie würden sonst zu breitspurig". Mit solcher Zurückhaltung kam man allerdings der Lösung der Judenfrage nicht näher. Es ist ja das alte Lied, daß das deutsche Volk zu 99 vom Hundert im Innersten judenfeindlich ist — auch die Freisinnigen und Sozialdemokraten deutschen Geblütes nicht ausgenommen —, daß die meisten es aber aus den verschiedensten Gründen nicht für gut finden, ihre Meinung zu bekennen, geschweige denn die Folgerungen daraus zu ziehen, sondern daß sie sich in beschämendster Weise sogar immer wieder Fremdstämmige als Wortführer und Vertreter erwählen und damit das Übel verewigen.

Neben Stöcker und Treitschke trat noch der streitbare Dühring hervor, der zuerst die Rassenfrage, wenn auch nicht ganz im heutigen Sinne, in den Vordergrund schob. Hierin hatte er übrigens einen Genossen in dem ungenannten Verfasser von „Israel und die Gojim", einer Aufsatzsammlung, die ursprünglich in den „Grenzboten" erschienen ist und die Moritz

Busch zum Verfasser hatte und von diesem auch Bismarck vorgelegt wurde. Wenn Treitschke mit Bezug auf diese Schrift „von den Irrfahrten jenes Kometen, der in den ‚Grenzboten' zuweilen von der geraden Straße des einfachen Menschenverstandes abzuschweifen liebt" gesprochen haben sollte, so könnte ich diesem Urteil nicht beipflichten. In dem einen Punkte der Rassenfrage ist er dem Geschichtsforscher entschieden voraus. Ob Busch hierbei von seinem Freunde Bucher beeinflußt war, wird wohl nicht festzustellen sein: die Unabhängigkeit der Gedanken würde für diese Annahme sprechen. Konstantin Frantz hatte sogar schon 1879 auf die Verjudung des neuen Reiches die Aufmerksamkeit gelenkt. Auch Lagarde trat ungefähr in dieser Zeit (1881) mit seiner „Grauen Internationalen" auf den Plan. Er setzte sich auch mit den Berliner Wissenschaftlern auseinander, die im November 1880 zur Beruhigung der öffentlichen Meinung für das Judentum eintreten zu müssen glaubten. Selbst Gelehrte wie Ed. v. Hartmann (1885), die dem Judentum sehr günstig gesinnt waren, konnten nicht umhin, ihm einige derbe Wahrheiten zu sagen. Die Frage der Judenbekämpfung war ins Rollen gekommen und kam nun nicht mehr zur Ruhe. Bereits in den achtziger Jahren wurde der erste ausgesprochene Antisemit zum Reichstagsabgeordneten gewählt, bezeichnenderweise in dem vom Judenwucher ausgesogenen ehemaligen Kurhessen. Dort hatten die Juden seit mehr denn fünfzig Jahren (1833) Gelegenheit gehabt, sich des Wuchers, zu dem sie angeblich durch die Einschränkungen einer finsteren Zeit gezwungen waren, zu entwöhnen und werteschaffenden Lebensberufen nachzugehen. Daß sie es nicht getan haben, ist der schlagendste Beweis dafür, daß sie es nicht können und auch nicht wollen. Denn Hessen stand nicht etwa vereinzelt da: Stöcker weist in seinem Rechtfertigungsbriefe an den Kaiser 1880 darauf hin, daß auch der preußische Landtag in seiner letzten Tagung „bei der Besprechung des oberschlesischen Notstandes die Tatsache konstatiert (habe), daß jüdischer Wucher ganze Kreise unseres Vaterlandes mit einem unzerreißbaren Netze überzieht". Es liegt deshalb die Frage nahe, weshalb die hoffnungsvolle Bewegung vorzeitig verebben mußte.

Die Voraussetzung für einen Erfolg bei der Bekämpfung der jüdischen Vorherrschaft ist, daß es gelingt, gegen die Juden und Judengenossen — um dies Schlagwort zu gebrauchen — überlegene Kräfte ins Feld zu führen. Denn man hat selbstverständlich mit der Erkenntnis der Juden zu rechnen, daß es für sie um Sein und Nichtsein, politisch und wirtschaftlich, geht und daß sie, der Größe der Gefahr entsprechend, alle Mittel in den Kampf werfen, die ihnen ihre Macht und ihre Unbedenklichkeit anzuwenden gestattet. W. v. Massow, sicher kein Judenfeind, bezeugt uns, daß die Juden ihrerseits den Kampf mit besonderer Maßlosigkeit aufnahmen, sowohl ihrer Veranlagung gemäß, als auch „aus dem Eindruck, daß für das Judentum viel auf dem Spiele stand". Eine den Juden gewachsene Kraft war aber nur durch eine einheitliche Kampffront aller noch deutsch Fühlenden zu gewinnen, nicht durch die sittliche Überlegenheit allein und das Gefühl des guten Rechts. So wenig die zwingende und hinreißende Gewalt dieser sittlichen Kräfte gering geschätzt werden darf, zum Kriegführen gehören Truppen und Geld, nicht nur Führer und ein gutes Gewissen. An beiden gebrach es. Denn es gelang nicht, eine oder mehrere der großen Parteien — Konservative, Zentrum, Rechtsliberale — zum Bannerträger

der Bewegung zu machen und damit die ganzen Berufsstände des bodenständigen Bauerntums und des gewerblichen und gebildeten Mittelstandes, bzw. den ganzen katholischen Volksteil zu gewinnen. Statt dessen gründete man antisemitische Parteien, deren Satzungen von vornherein nicht tragfähig genug waren, die lediglich den verwandten Parteien, dagegen kaum den verjudeten Abbruch taten und daher bald deren scharfen Widerstand herausforderten. Deutsche Eigenbrötelei führte dann auch noch Spaltungen in kleinste Gruppen und Grüppchen herbei, so daß die Bewegung vollends jede Arbeits- und Stoßkraft verlor. Die Lehre aus dieser Entwickelung sollte in unseren Tagen nicht aus den Augen gelassen werden. Unsere großen Parteien sind heute gewissermaßen immer noch die Vertreter der großen Berufsstände des schaffenden Volkes. Sie müssen allen Widerständen zum Trotz in zäher Arbeit für den deutschen, völkischen Gedanken, für die Judenbekämpfung gewonnen werden, indem allmählich immer mehr ausgesprochen völkisch Gesinnte in ihnen zu führenden und leitenden Stellungen gelangen. Das Gründen neuer rein antisemitischer Parteien ist hoffnungslos: es dient nur der Zersplitterung und arbeitet damit im Dienste der Juden. Gewiß die Eroberung der bestehenden Parteien erfordert Zeit. Man überschätze aber auch nicht mutlos die Schwierigkeiten. Im deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbund[1]) besitzt die völkische Bewegung bereits das Werkzeug, das, unabhängig von allen Parteien, diese mit seinem Geiste durchsetzen und erobern kann. Und nur dieser große Bund kann etwas wirken. Alle kleinen Sondergruppen sind von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen, mindern die Stoßkraft und sind infolgedessen ein schwerer Fehler, der den Juden zugute kommt. Doch zurück zur Bewegung der achtziger Jahre. Ihr mangelte nicht nur die Unterstützung der sog. nationalen Parteien, sondern auch Regierung und Krone verhielten sich ablehnend. Hierzu trug wohl viel bei, daß, wie bei jeder stärkeren Bewegung, so auch bei dieser sich unlautere Kräfte hervordrängten, die stellenweise nicht kräftig genug abgeschüttelt wurden, und daß auch sonst wohlmeinende Männer manchmal einen nicht geringen Mangel an Urteilskraft zeigten, indem sie hinter allem und jedem jüdische Einflüsse witterten und selbst die eigenen Führer verdächtigten. Hierdurch entstand stellenweise eine Neigung zu persönlichem Klatsch und zu kleinlicher Gehässigkeit, die der Sache großen Abbruch taten. Es muß dies offen dargelegt werden, da auch heute wieder einzelne unlautere, unbesonnene und urteilslose Elemente zum Schaden der Sache emporzukommen drohen. Am preußischen Hofe war damals vor allem der Kronprinz und sein Kreis die Hoffnung und Stütze der Juden. Seit seinem Auftreten gegen Bismarck in der Konfliktszeit hatte er die Fühlung mit der Judenschaft nie verloren. Im Jahre 1888 konnte der Minister Friedberg als sein nächster langjähriger Vertrauter (seit 26 Jahren) in politischer Hinsicht gelten. Nun sollte er im Frühjahr 1880 nach einem vielverbreiteten Gerücht im Gespräch den Antisemitismus „die Schmach des Jahrhunderts" genannt und wiederholt seine Mißbilligung ausgesprochen haben, daß dieser sich sogar bis in die Schulen und Hörsäle verpflanze. Auch die Kaiserin Augusta, welche das Ohr Wilhelms I. hatte, war für diese Anschauung gewonnen. Sie drückte

[1]) In einigen Bundesstaaten ist der Bund seit dem Sommer 1922 unterdrückt.

kurz darauf in einem Briefe ihre Freude darüber aus, „daß der Kronprinz für den antisemitischen Lärm strafende Worte hatte; es sind ihm wohl mütterliche Worte im Gedächtnis geblieben, die den Lehren Herders entnommen waren. Ich habe natürlich keine Neigung, mich für die jüdische Sache zu echauffieren, aber ich misbillige den Antisemitismus, weil er eine durch und durch unchristliche (?) Erscheinung ist.“ Die hohe Dame war anscheinend nicht unterrichtet, wie Herder über die Juden dachte. Denn der hatte das Judentum recht klar erkannt, wenn er sagte: „Ein Ministerium, bei dem der Jude alles gilt; eine Haushaltung, in der ein Jude die Schlüssel zur Garderobe und zur Kasse des ganzen Hauses führt; ein Departement oder Kommissariat, in welchem Juden die Hauptgeschäfte treiben; eine Universität, auf welcher Juden als Mäkler und Geldverleiher der Studierenden geduldet werden: — das sind unauszutrocknende Pontinische Sümpfe; denn nach dem alten Sprichwort, wo ein Aas liegt, da sammeln sich die Adler, und wo Fäulnis ist, da hecken Insekten und Würmer.“ Wir glauben also, daß der Hofprediger aus Weimar den Kampf seines Berliner Amtsbruders doch nicht so verurteilt hätte, wie die Kaiserin anzunehmen geneigt war. Daß auch die Kronprinzessin gegen den Antisemitismus war, vielleicht sogar ihren Gemahl in dieser Hinsicht bestärkte, liegt auf der Hand, auch ohne das ausdrückliche Zeugnis Hans Delbrücks; denn die koburgische Familienüberlieferung war von jeher judenfreundlich. Als dann im Sommer 1881 gar ernsthaftere Judenkrawalle in Stettin entstanden, griff auch Bismarck ein, nachdem er anfänglich sich ganz unparteiisch verhalten und antisemitische Begrüßungstelegramme stets in höflicher Form beantwortet hätte. Nun tadelte er auch öfter in nichtamlichen Gesprächen, die nicht unbekannt blieben, die judenfeindliche Bewegung. „Sie habe die Ziele verschoben. Er sei nur gegen die fortschrittlichen, nicht gegen konservative Juden und deren Presse. . . .“ und weiter „die Judenhetze sei inopportun gewesen, er habe sich dagegen erklärt, aber weiter nichts dagegen getan wegen ihres mutigen Eintretens gegen die Fortschrittler.“ Etwas anders lauten Urteile aus dem gleichen Monate, November 1881: „Ich mißbillige ganz entschieden diesen Kampf gegen die Juden, sei es, daß er auf konfessioneller oder gar (!) auf Grundlage der Abstammung sich bewege. Mit gleichem (?) Rechte könnte man eines Tages über Deutsche von polnischer oder französischer Abstammung herfallen wollen und sagen, es seien keine Deutschen . . . Ich werde niemals darauf eingehen, daß den Juden die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte in irgendeiner Weise verkümmert werden. Die geistige Organisation der Juden im allgemeinen macht sie zur Kritik geneigt und so findet man sie wohl vorzugsweise in der Opposition.“ Alle diese Zeugnisse beweisen, daß auch von seiten der Regierung der judengegnerischen Bewegung eher Hemmungen als Förderung zuteil wurde. So kann es denn eigentlich nur wundernehmen, daß sie nicht bald und ganz erlosch, da fast alle diejenigen Stellen, die zur Unterstützung berufen gewesen wären, versagten. Es zeugt für die Tiefe und Berechtigung der Bewegung, daß sie trotz aller Lauheit von oben, trotz aller Gegenwirkungen von jüdischer Seite und trotz aller Hemmnisse aus dem eigenen Lager nicht verschwand und daß sie sich in eine Zeit hinüberretten konnte, wo die Bedingungen für ein erneutes Aufleben gegeben waren.

Die kurze Regierungszeit Kaiser Friedrichs konnte natürlich keine grundlegenden Änderungen bringen. Selbst ein Einschreiten gegen Stöcker, das beabsichtigt war, unterblieb im Zeichen des Burgfriedens auf das Eintreten Bismarcks hin: „Er bewundere Stöckers mutiges, beredtes Auftreten — er habe ein Maul wie ein Schwert — umsomehr, als er so viel Lauigkeit und Rechnungsträgerei finde bei denen, welche ihm sonst politisch beiständen, aber diese Kampfesart schicke sich nicht für einen Dom- oder gar Hofprediger." Im übrigen mögen einige Einzelheiten erkennen lassen, wohin die Reise schon damals gegangen wäre, falls dem Kaiser eine längere Regierung vergönnt gewesen wäre. Schon die Abfassung der Proklamation ist bezeichnend. Hier führte bei der Erörterung Friedberg das große Wort, sich gewissermaßen als maßgebender Kenner von Friedrichs Anschauungen aufspielend. „Er bemängelte die pastoralen (!) Wendungen als frömmelnde Ausdrucksweise, die dem schlichten Sinne des Herrschers nicht entspreche." „So wurden denn verschiedene christliche Wendungen gestrichen" — eine selbst für einen Juden nicht ganz gewöhnliche Dreistigkeit. Unter den drei aus Anlaß der Regierungsübernahme mit dem höchsten preußischen Orden, dem des Schwarzen Adlers, Ausgezeichneten befanden sich denn auch nur zwei Juden: der ebengenannte Friedberg und Simson.

Wie Bismarck zu seinen jüdischen Ministern gekommen ist, ist schwer erklärlich. Ob hier schon Bleichröders Einfluß mitspielte? über die Wahl neuer Finanzminister sprach der Fürst jedenfalls mit ihm, und die Wahl des Juden Bitter ist nicht ohne seine Mitwirkung erfolgt. Oder war es die Rücksicht auf die nationalliberale und freikonservative Partei, zu deren Größen Friedberg und Friedenthal gehörten? Tatsächlich traute Bismarck beiden nicht recht, da er glaubte, daß sie hintenherum gegen ihn arbeiteten. Für ihre Beurteilung ist auch eine Äußerung zu Lucius (am 27. 3. 1874) bezeichnend, wo sich Bismarck beklagt, „Delbrück konferiere ewig mit Friedberg, Friedenthal, Lasker, Wolffson, Bamberger, immer mit Juden, das verschlechtere (!) die gesetzgeberischen Arbeiten." Diese Äußerung ist zugleich ein Beweis, wie sehr die Gesetzgebung der 70er Jahre jüdischen Einflüssen unterlag und jüdischen Geist trug. Als dann Friedenthal im Jahre 1879 ging, machte Bismarck seiner angestauten Mißstimmung in einigen mehr als burschikosen Redensarten Luft. Er nannte ihn einen „semitischen Hosensch . . . . .", eine Äußerung, die wir nur deshalb verzeichnen, weil sie zu beweisen scheint, daß der Kanzler in seinen inneren antisemitischen Regungen noch der alte geblieben war.

Mit wenig Worten sei noch der Verhältnisse gedacht, die der Rückfall Elsaß-Lothringens an das Deutsche Reich mit sich brachte. Trotzdem auch im Elsaß im Gefolge des 1848er Umsturzes judenfeindliche Strömungen ziemlich heftig hervortraten — man erinnere sich, daß das Elsaß von jeher ein klassisches Land des Judenwuchers war —, blieben die jüdischen Rechte dort unangetastet, und das elsässisch-lothringische Judentum wurde im Besitze der vollen Gleichberechtigung in den deutschen Verband aufgenommen. Bei dem Besitzwechsel entschlossen sich viele der dortigen Juden für Frankreich zu wählen und auszuwandern. In der Republik, in dessen erster Regierung fast ausschließlich Juden saßen, hofften sie wohl ein ergiebigeres Feld ihrer Betätigung zu finden als in dem sieg-

reichen Deutschland. Leider schüttelten nicht alle den deutschen Staub von ihren Füßen. In der Folgezeit waren die Juden im Elsaß bis zum Zaberner Fall und zum Kriegsende stets und überall die erbittertsten Deutschenfeinde, erbitterter noch als die französisch erzogene Geistlichkeit. Die Namen der Haas, Grumbach, Weill, Blumenthal sind ja noch in aller Gedächtnis.

In Österreich hatten die neuen Gesetze der Jahre 1867 und 1868 die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichberechtigung in vollem Umfange für alle Nationen, also auch für die jüdische, gebracht und alle die Schranken eingerissen, welche auf dem Gebiete des Glaubens einer allzu starken Vermischung bisher Halt geboten hatten. Das war bei einer jüdischen Bevölkerung, die sich von 1840—1869 verdoppelt und auf fast einundeinehalbe Millionen Köpfe gesteigert hatte, eine noch viel größere Gefahr als im Deutschen Reiche. Welche Hoffnungen sich die Juden schon nach kurzem hingeben konnten, mag man aus einem im Jahre 1872 veröffentlichten Briefe des österreichischen Justizministers Glaser, eines Taufjuden, an seinen Vater ersehen: „Noch ein Jahr, und das von Gott auserwählte Volk ist am Ziele seiner zu Paris geschlossenen heiligen Allianz (der alliance israélite), wir wünschen nichts sehnlicher, als die Zeit herankommen zu sehen, wo wir ihm Valet sagen (dem Fürsten Auersperg) und an seine Stelle einen aus unserer Mitte setzen können . . . Dann wird der wahrhaftig neue und regenerierte Adel aus unserem Volke den Einzug halten und die ihm von Gott verheißene Mission erfüllen." Für die Beurteilung Bismarcks ist es übrigens wissenswert, daß Bucher im Juli 1881 — also kurz vor des Kanzlers judenfreundlichen Äußerungen vom November — den Brief erneut veröffentlichen ließ, da es ihn „gewiß amüsieren" würde. Sehr bald bemächtigte sich das entfesselte Judentum, auch in Österreich der Führung der liberalen deutschen Partei, deren Totengräber es wie in Deutschland werden sollte. Diese Verjudung war schon im Jahre 1867 so groß, daß der im Parlament Vorsitzende eine Sitzung mit Rücksicht auf den jüdischen Versöhnungstag ausfallen lassen wollte, wovon ihn nur der Einspruch der jüdischen (!) Abgeordneten selbst abzuhalten vermochte. Es war also ganz natürlich, daß, nachdem in Österreich erst einmal im Anschluß an die deutsche eine judenfeindliche Bewegung zum Ausbruch gekommen war, sie sich dort viel stärker und auch entschiedener entwickelte als in Deutschland. Die Bewegung spaltete sich bald in zwei große Teile — einen christlich-sozialen, als dessen bekanntester Wortführer der spätere Bürgermeister von Wien, Lueger, zu gelten hat, und einen alldeutschen, dessen Haupt der Ritter von Schönerer war. Das größere Verdienst von den beiden Männern hat entschieden Schönerer. Seine Richtung faßte von vornherein die Judenfrage als Rassenfrage auf, was selbst in dem urwüchsigen Verse zum Ausdruck kam: „Ob Christ, ob Jud ist einerlei, in der Rasse liegt die Schweinerei." Schon 1879 hatte Schönerer die Bekämpfung der „semitischen Herrschaft des Geldes und der Phrase" unter seine Leitsätze beim Wahlkampfe aufgenommen. Allmählich erweiterten und vertieften sich seine Grundgedanken zu einem reinvölkischen Programm in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht, das 1882 unter dem Namen des „Linzer Programms" an die Öffentlichkeit trat. Die umfangreichen Verbesserungs-

vorschläge, im ganzen 11 Abteilungen mit 33 einzelnen Forderungen, finden ihre Krönung in der 12. (Schluß-) Abteilung: „Zur Durchführung der angestrebten Reformen ist die Beseitigung des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unerläßlich." Auch in Österreich hat die judenfeindliche Bewegung die heftigsten Widerstände nicht nur des Judentums, sondern auch der Deutschliberalen und der Regierung ausgelöst. Nicht minder hat ihr aber der Zwiespalt im eigenen Lager und manchmal ein Fehlgreifen in der Wahl der Führer und der Mittel geschadet. Sie hatte aber von Anfang an vor der deutschen, soweit es sich wenigstens um den ernsthaften völkischen Antisemitismus handelte, den Vorteil der größeren Folgerichtigkeit und der größeren Opferwilligkeit voraus. Und das wird ihr unvergessen bleiben, wenn sie auch Österreichs Abrutschen auf der abschüssigen Bahn nicht zu verhindern vermochte.

Zum Schlusse sei noch der Schweiz gedacht, weil auch in ihr in diesem Zeitraume die letzten Schranken fielen, welche der hemmungslosen Betätigung der Juden dort noch entgegenstanden (1874). Sie hatte sich am hartnäckigsten und erfolgreichsten ihrer erwehrt. Ursprünglich waren nach der Franzosenzeit die Juden nur im Kanton Aargau und da nur im beschränkten Maße zugelassen. Auch das Jahr 1848 brachte ihnen nicht die Freizügigkeit für die gesamte Schweiz. Selbst die demokratischen Kantone machten in der Ablehnung der Juden keine Ausnahme, ein Zeugnis für den gesunden Sinn des unverdorbenen Volkes. Auch in Aargau entschied sich 1863 die Mehrzahl der Bevölkerung für die Wiederaufhebung der dort bestehenden Gleichberechtigung. Da der Kampf bei der Abneigung der Schweizer aussichtslos erschien, wurde nach altbewährter Art das Ausland in Bewegung gesetzt, um dem kleinen Land ähnlich, wie dies Rumänien auf dem Berliner Kongreß geschah, die Segnungen der Judenentfesselung aufzuzwingen. Es waren der Reihe nach die stark verjudeten Staatswesen der Vereinigten Staaten, der Niederlande und Frankreichs, welche sich zu Schergen des Judentums hergaben. Als sich die Schweiz gegenüber Amerika darauf berief, daß sie den amerikanischen Juden zuliebe nicht die eigne Verfassung verletzen könne, antwortete dieses mit edler Dreistigkeit, „daß es die Unabhängigkeit der Schweiz durchaus respektiere und nur verlange, daß sie die amerikanischen Juden nicht schlimmer behandle, als diese in ihrer Heimat behandelt würden". Man ersetze nur „Juden" durch „Neger", um das ganz Sinnlose dieser Forderung einzusehen. Den Ausschlag gab schließlich Frankreichs Vorgehen, das „durch die Agitation der ‚Alliance' gehörig vorbereitet" war. Man drohte einfach mit der wirtschaftlichen Erdrosselung des Landes, wenn es nicht nachgebe. So wurde Wohnrecht und Handelsfreiheit für die ausländischen Juden erzwungen (1864). Nun konnten auch die Judengesetze im Innern nicht mehr aufrecht erhalten werden, und 1874 enthielt die neue Bundesverfassung keinerlei einschränkende Bestimmungen mehr. Die Kantone und vor allem die Gesellschaft widerstanden zwar noch eine Zeitlang, mußten sich aber schließlich auch fügen. Dubnow, als Jude natürlich auch ein Anhänger des jüdisch-demokratischen Allerweltschwindels, meint betreten: „So hatten im demokratischsten Staate Europas die Volkmassen gegen die Bemühungen eines Häufleins

Liberaler, die notwendigste Grundlage eines Rechtsstaats — die Gleichheit der Bürger zu festigen — gekämpft. Das demokratische Regime erwies sich als ohnmächtig, die tief eingewurzelten alten Vorurteile zu überwinden, und die finstere Masse mußte gewaltsam (! Demokratie! !) auf das Niveau des politischen Rechtsbewußtseins emporgehoben werden, auf dem die höchsten (?) Vertreter des Volks standen." Die Segnung des ungehinderten jüdischen Wohnrechts beglückte aber die Schweiz mit einer Reihe von Verschwörerherden, in denen der russische Umsturz und damit der Endkampf um die Aufrichtung der jüdischen Weltherrschaft vorbereitet werden sollte.

5. Die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. (1888—1918).

„Noch vor dreißig Jahren würde man sich geschämt haben, sich offen zum Atheismus zu bekennen, heute tut man es mit Emphase. Liberalismus — Judentum — Mammonismus — Sozialismus — Anarchismus — Nihilismus, — das ist die Leiter, auf der wir reißend schnell und unfehlbar zum Abgrunde hinabsteigen. Der Kunst wird das Monopol der Gemeinheit zugestanden; die Schaubühne ist eine Sudelküche geworden; die Schule gibt Wissen ohne Gewissen, die Heiligkeit der Ehe ist gelockert; Zucht und Tugend sind verlachte, weil veraltete Begriffe. Die Justiz öffnet den Verbrechern neue Türen zur Entschlüpfung. Der vertierte Mensch mit prononziert semitischem Typus ist das Signum der Zeit. Selbst die Musik feiert die entfesselte Sinneslust." So urteilt Prof. Donndorf etwa im Jahre 1892, am Eingange des Wilhelminischen Zeitalters, durchaus zutreffend, wennschon das Judentum nicht, wie er meinte, eine der Leitersprossen, sondern die Leiter zum Abgrund selbst darstellt, von dem die genannten Ismen nur bestimmte Erscheinungs- und Entwickelungsformen darstellen. Und etwa am Ende dieses Zeitalters schreibt Frymann im Jahre 1912: „Wer hat den Mut zu bestreiten, daß unser ganzes politisches Leben unter jüdischem Einfluß steht? Gibt es eine intensivere Einwirkung als die durch die Presse? Kommen unsere deutschesten Politiker mit ihren Sorgen, Warnungen, Ratschlägen an ihr Volk heran? Die Zeitungen, die ihnen zugänglich sind, werden in beschränktem Kreise der Gebildeten gelesen; die Bücher, die sie schreiben, wenn sie noch so erfolgreich sind, mögen in Tausenden verbreitet sein; was heißt das der Masse gegenüber, die das Judentum durch seine Tageszeitungen am Gängelbande hat? Gibt es eigentlich etwas Tragischeres, als die Rolle der heutigen Regierenden? Zwischen ihnen und dem Volke steht ein Mittler — der Jude — und er läßt nur durch, was ihm gefällt ... Und dieser Erfolg heißt: Verwüstung und Korruption unseres öffentlichen Lebens."

Kaiser Wilhelms II. Stellung zum Judentum und zur Judenfrage sicher zu bestimmen, ist bei seiner an Widersprüchen so reichen Natur fast unmöglich. Die Unstetigkeit seines Wesens sprang auch hier, manchmal fast unvermittelt von einem Äußersten zum anderen. Im judenfreundlichen Elternhause erzogen, wollte er als Kasseler Gymnasiast von „Rassenvorurteilen" nichts wissen (1874—1877) und befreundete sich sogar mit einem jüdischen Mitschüler soweit, daß er ihn ausgerechnet zu Weihnachten (!) nach

Potsdam einlud. In dem nächsten Jahrzehnt scheint er dann von den Zeitströmungen nicht unberührt geblieben zu sein, wobei vielleicht seine Bekanntschaft mit Stöcker mitgewirkt haben mag. Bismarck sagte wenigstens kurz nach der Waldersee-Versammlung zu Minister von Lucius, „der Prinz Wilhelm habe die reaktionärsten Anwandlungen und wolle z. B. den Juden verbieten, in der Presse tätig zu sein". Die Judenpresse bemächtigte sich natürlich schleunigst der Sache und wußte zu melden, „es betrübe den Kronprinzen, daß in dieser schweren Zeit sich Persönlichkeiten und Einflüsse an den Prinzen Wilhelm herandrängten, welche ihm im Grunde der Seele zuwider seien," wobei es nicht überflüssig ist, daran zu erinnern, daß Friedberg damals dauernd mit San Remo im Briefwechsel stand. Ja, das „Deutsche Tageblatt" schrieb sogar: „Prinz Wilhelm sei sich völlig bewußt, daß er als künftiger Thronfolger keiner Partei (?) angehören dürfe. Er sei kein Antisemit." Diese Äußerung des Prinzen bezeichnet allerdings Stöcker als erfunden, was um so wahrscheinlicher ist, als sie auch Lucius bezweifelt, der weiter erzählt: „In Letzlingen hat er selbst Puttkammer mit der Äußerung chokiert: ‚Wenn er einmal dran komme, werde er nicht dulden, daß die Juden in der Presse tätig seien'. Auf Puttkammers Bemerkung: ‚Das sei wegen der geltenden Gewerbeordnung nicht zu verhindern'. Er: ‚Dann schaffen wir die ab.'" Kurz vor seinem Regierungsantritt sprach der Prinz dann bei einem Vortrag über den Unionklub aus: „Er wolle die jungen Offiziere aus dieser Gesellschaft . . . da seien eine Anzahl Juden Mitglieder, das passe nicht für Offiziere." Auch die ziemlich schroffe Entlassung des Ministers Friedberg liegt noch in dieser Richtung, was dem jungen Kaiser allerdings nicht ersparte, dem neuen Ritter des Schwarzen Adlers die üblichen drei Küsse auf die Wangen zu verabreichen. Ob ihn dieser Genuß für die Folgezeit günstiger für die Juden gestimmt hat, sei dahin gestellt. Tatsache ist, daß diese bald Morgenluft witterten und am Sturze des Kanzlers mitwirkten, um dann in der Caprivizeit zu den festesten Stützen von Thron und Altar zu gehören. Höchst fesselnd ist, was Stöcker über die Haltung der damaligen Judenpresse schreibt, um kaiserliche Kundgebungen in ihrem Sinne auszubeuten. „Wenn der Kaiser von Bewegungen spricht, welche die staatliche Ordnung untergraben, so ist damit der Antisemitismus getroffen. Redet er von Duldung der Konfessionen, so ist wiederum der Antisemitismus gemeint. Für diese Sorte Zeitungsschreiber existiert nur der Jude und sein Geschäft, der Jude und sein Einfluß. Kaiser und Könige, Kirchen und Staaten, Gelehrte und Künstler, Industrie und Handwerk, Bürgertum und Bauernstand: alles wird danach beurteilt, ob es sich im jüdischen Interesse verwerten läßt." Als dann 1898 Chamberlains „Grundlagen" erschienen, fanden sie im Kaiser einen begeisterten Anhänger, der sie in großzügiger Weise verbreiten ließ und damit sicherlich keinen geringen Anteil hatte an der schnellen Ausbreitung der in ihnen so volkstümlich und allgemein verständlich vorgetragenen Rassenlehren. Und doch begann schon die Zeit, wo Wilhelm II., den Blick auf das Weltmeer und die Überseepolitik gerichtet, der Huldigung des Amerikanismus verfiel und im Zusammenhange damit in einem Maße das Geldjudentum in seine nähere und nächste Umgebung zog, daß seine Anschauungen aufs nach-

teiligste im Sinne einer Überschätzung des Geldes beeinflußt werden mußten. Bülows und Bethmanns Kanzlerschaften weisen eine ununterbrochene Linie des wachsenden jüdischen Einflusses auf den Herrscher aus, und es ist nicht bekannt, ob die Einsamkeit von Amerongen und Doorn bei ihm die Erkenntnis gefördert hat, welchem Geiste er sich verschrieben hatte, wenngleich gewisse Ansichten für eine derartige Erkenntnis zu sprechen scheinen. Unerklärlich muß es aber doch bleiben, daß der Kaiser, mochte er auch gewisse Großjuden für unentbehrlich halten zur Förderung seines Zieles, Deutschland einer herrlichen Zukunft entgegenzuführen, nicht den verbissenen Haß erkannte, mit dem das gesamte andere nicht hoffähige Judentum, vom „Berliner Tageblatt" über den „Vorwärts" bis zum „Simplizissimus", ihn und seine stärkste und zuverlässigste Stütze, das Heer, begeiferte und bekämpfte.

Die Geschichte der zunehmenden Verjudung Deutschlands unter der Regierung Wilhelms II. zu schreiben, würde ein besonderes Buch erfordern. Hier können nur einige Punkte von besonderer Bedeutung hervorgehoben werden. Im dritten und vierten Abschnitte dieses Werkes werden noch manche Einzelheiten zur Ergänzung hinzukommen, so daß zum Schlusse doch wohl ein leidlich vollständiges Bild entstehen wird.

Wenn man die ganze innere Politik der Wilhelminischen Zeit auf eine kurze Formel bringen will, so kann man sagen, sie wurde durch die Angst vor der Sozialdemokratie oder, etwas weiter gefaßt, vor der Demokratie bedingt. In den Kreisen der Demokratie, der bürgerlichen sowohl als der sozialistischen, spielten die Juden als Führer die ausschlaggebende Rolle. So wurden die Juden, ohne die Last der Verantwortung zu tragen, die wahren Könige der Zeit, rois de l'époque, wie sie Toussenel schon 1847 genannt hatte. Das Zeitalter des parlamentarischen Kuhhandels und der unsauberen Kompromisse war nichts als ein fortlaufendes Zugeständnis an jüdische Begehrlichkeit. Selbst vor dem Heer, das man im richtigen Gefühle noch ängstlich vor diesen Einflüssen zu bewahren suchte, machte man nicht halt. Immer lauter wurde die Verteidigung, immer schwächlicher der Widerstand, sei es in der Duellfrage, wo man die gesundheitsschädlichen Folgen von Ehrenhändeln für die künftigen jüdischen Kameraden rechtzeitig zu beseitigen trachtete, sei es betreffs der Zulassung der Juden zum Offiziersstand. Sie wurde immer wieder gefordert, um noch ungestörter, als es schon durch Taufjuden und Mischehen der Fall war, die Einheitlichkeit und rassische Widerstandsfähigkeit desjenigen Standes auszuhöhlen, der als ein Fels im Meere noch der jüdischen Brandung trotzte. In allen anderen Berufen war seit der Gesetzgebung des Jahres 1869 eine stets sich steigernde Beteiligung des jüdischen Volksteils eingetreten, so daß dort kaum mehr etwas selbst für die begehrlichsten Ansprüche zu wünschen übrig blieb. Nur die höchsten Verwaltungsstellen waren noch dem Judentum verschlossen und allein durch die Lüge des Glaubenswechsels zu erschleichen. So kam es auch, daß diese Zeit im Reich und in Preußen keine Glaubensjuden als Minister sah — Kayser und Dernburg waren beide getauft — und erst in den letzten Kriegszeiten kam mit Dr. Friedberg das Judentum zu einem preußischen Ministersessel.

In den Parteien hatte das Judentum bis zur äußersten Rechten seine Vorposten. Überall fand man Judenstämmlinge oder Judenversippte in

den leitenden Stellungen. Man denke nur an die Führung der nationalliberalen Partei. Auf den jüdisch verheirateten Bassermann folgte im Reichstag der jüdisch verheiratete Stresemann[1]), und im Abgeordnetenhause gaben Friedberg und Schiffer den Ton an. In den anderen Parteien war es ähnlich; so nimmt es auch kein Wunder, daß auf dem Gebiete der Gesetzgebung jeder Antrag zur Abstellung von jüdischen Mißständen von Hause aus zur Ablehnung verdammt war. Dies zeigte schon im Jahre 1887 die Schächtdebatte im Reichstag. Im Anfang der neunziger Jahre wurde dann das Gesuch, die jüdischen Religionsbücher von Staatswegen zu prüfen, kurzerhand abgelehnt. Und selbst die Anträge zur Ostjudenfrage, über deren Bedeutung alle Parteien sich klar waren, scheiterten an dem grundsätzlichen Bedenken, daß die Schaffung von Ausnahmegesetzen verwerflich sei. Der Zentrumsabgeordnete Lieber (nach den deutschvölkischen Blättern vom 14. April 1921 übrigens selbst jüdischer Herkunft) sagte damals 1895: „Es ist . . . schon von politischen Freunden von mir hervorgehoben worden, daß wir durchaus nicht verkennen, daß unsere jüdischen Mitbürger . . . allerdings vielfach Anlaß zu schweren Klagen bieten. Wir insbesondere, die wir die Last und Hitze des Kulturkampfes getragen haben, werden nie vergessen, mit welcher Brutalität und Bosheit gerade jüdische Federn alles, was uns heilig ist, und alles, was wir in schweren Nöten zu verteidigen haben, angegriffen, in den Kot gezogen, auf alle Weise herabgewürdigt, verspottet und beschimpft haben. Auch bis zum heutigen Tage sehen wir mit tiefem Bedauern und gerechter Entrüstung solche Federn am Werke, nicht nur gegen uns und das, was wir als Katholiken schätzen, sondern . . . die auch die höchsten Höhen unseres nationalen Staats- und deutschen Volkslebens mit den unwürdigsten Angriffen nicht verschonen." Aber schließlich kam das Zentrum trotz all dieser klaren Erkenntnis zu dem Entschlusse: „Auf den Boden der Ausnahmegesetzgebung werden sie uns . . . niemals locken!" Ist es schon Wahnsinn, hat es doch Methode!

Immerhin hatte die judenfeindliche Bewegung gewisse Fortschritte zu verzeichnen. So bekannte sich die konservative Partei in ihrem Tivoli-Programm vom Dezember 1892 fast offen zum Antisemitismus. Es besagte: „Wir bekämpfen den vielfach sich vordrängenden und zersetzenden Einfluß des Judentums auf unser Volksleben. Wir verlangen für das christliche Volk eine christliche Obrigkeit und christliche Lehrer für christliche Schüler." Der Zusatz: „Wir verwerfen die Ausschreitungen des Antisemitismus" wurde gestrichen, um sie nicht ungebührlich gegenüber anderen Auswüchsen hervorzuheben. Diese günstige Lage verstanden die Antisemiten, die es in den neunziger Jahren zeitweise auf über 20 Sitze im Reichstage brachten, nicht auszunutzen. Im Gegenteil, statt den Kampf nach links zu tragen, fielen sie die Nachbarn rechts an. Persönlichkeiten wie Ahlwardt, der damals im Vordergrunde der Berliner Bewegung stand, schadeten außerordentlich der Bewegung, und so starke und achtenswerte Männer wie Liebermann von Sonnenberg konnten solchen Schaden um so weniger wieder gutmachen, als der Bruderzwist im eigenen Hause die Partei immer mehr herunterbrachte, so daß sie kurz vor dem Krieg

[1]) Die Mischehe Stresemanns wird neuerdings auch bestritten.

nur ein kleines Häuflein wackerer Männer in den Judenreichstag vom Jahre 1912 als ihre Vertreter einziehen sah.

In den ersten neunziger Jahren nahm auch Bismarck noch einmal „Zur antisemitischen Agitation“ in den „Hamburger Nachrichten“ das Wort (Juli 1892). Man kann nicht sagen, daß seine dortigen Ausführungen besonders tief gingen — er hat überhaupt über den Kern der Judenfrage anscheinend nicht eingehend nachgedacht, und manchmal schläft ja auch der gute Homer —, wenn er den Hauptgrund der Bewegung auf den Ärger über die größere Erwerbsfähigkeit der Juden zurückführt. Auch sein Hinweis, daß es zur Zeit noch „Objekte von erheblich größerer Schädlichkeit für den Staat als die Juden“ gebe, wie beispielsweise die Sozialdemokratie, ist einseitig, insofern als sie den Zusammenhang zwischen diesen beiden Übeln nicht berücksichtigt. Recht hat aber der Altreichskanzler mit seinem Schlußsatz: „Schreien über einen Schaden nützt nichts; man muß Mittel zu seiner Abstellung anzugeben wissen. Und das vermissen wir bisher an der antisemitischen Agitation.“ Denn damit traf er den wunden Punkt der Sache. Man mag sich immerhin letzte Ziele — die völlige Ausschaltung jeglichen jüdischen Einflusses, auf dem Wege der Abkapselung oder der Abwanderung — setzen. Für die Gegenwart bedeutet Politik die Verfolgung des Möglichen, und da mußte planmäßig die schrittweise Besserung des Übels betrieben werden. Ein Vorstoß bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete ohne inneren Zusammenhang statt geduldiger Arbeit zersplitterte die Kraft und machte mehr den Eindruck der Geschäftigkeit, als festen Wollens. Wer einen Baum fällen will, muß Hieb auf Hieb auf die gleiche Stelle fallen lassen, aber nicht im ganzen Umkreise bald hierher, bald dahin seine Axt spielen lassen. Dies Urteil soll kein billiges Besserwissen über die Vergangenheit sein. Es soll vielmehr zum Nachdenken für die Zukunft anregen und die Wege andeuten, die beschritten werden müssen, um in ruhigen Zeiten zu greifbaren Ergebnissen zu kommen. In Zeiten starker Staatserschütterungen oder diktatorischen Waltens mag dann immerhin auch ein beherzterer Schritt zum Ziele am Platze sein, da dann viele Reibungen und Widerstände ausgeschaltet sind, die im gewöhnlichen Gang der Dinge sich nicht ohne weiteres beseitigen lassen.

Ende der neunziger Jahre wurde die wissenschaftliche Kenntnis der Judenfrage um zwei Werke bereichert, die die Grundlagen unserer bisherigen Anschauungen verbreiterten und festigten und die vor allem das Rüstzeug im Kampfe der Geister gewaltig stärkten. Im Jahre 1896 hatte L. Schemann, unserer Besten einer, die fast verschütteten Schätze des Grafen Gobineau wieder ausgegraben und durch die Übersetzung seines Werkes „Über die Ungleichheit der Menschenrassen“, seinem Volke einen Dienst geleistet, wofür er dauernden Dankes gewiß sein darf. Man hatte schon aus Darwins Lehre gelernt, daß die Rassen etwas Beständiges seien, daß die Anpassung und Einpassung des Judentums ins Deutschtum also ein naturwissenschaftliches Unding sei. Nun empfing man von dem großen Normannen die Kunde, daß auch der demokratische Gleichheitswahn, die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, ein alter Irrtum der Rousseauschen Gedankenwelt war, der vor den Lehren der Geschichte nicht bestehen könnte, daß Vermischung artverschiedener Völker also eine Bastardierung sei. Aus der Vergangenheit deckte er die wahren Ursachen des Ver-

falls der alten Welt, ihre „Zersetzung durch jüdisches Blut und jüdischen Geist" auf. Und 1898 kam dann Chamberlain auf anderen Wegen und in anderer Fassung zu einem ähnlichen Ergebnis, daß das Judentum immer und überall, wo es zur Herrschaft komme, das Chaos, den Untergang der betroffenen Völker heraufführe; sein Buch klingt aber im Gegensatze zu Gobineaus zweiflerischem Trübsinn in das Lied von der Zukunft des Germanentums aus, wenn wir uns nur auf uns selbst besännen. Und diese Hoffnung ist seine beste Gabe. Sie soll auch uns befähigen, daß wir zunächst dem weiteren Umsichgreifen des Übels Einhalt gebieten können. Dann werden wir uns auch schließlich wieder zu unserem eigenen Ich zurückfinden, zum Wohle unseres Volkes und der Menschheit. Der Wert dieser beiden Bücher kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Ihre Auswirkung befindet sich auch jetzt erst in ihrem Anfang. Sie wird hoffentlich noch zu reicher Frucht führen. Das Verdienst von Männern, die auch früher schon auf die Bedeutung des Rassenmäßigen im Judentum hingedeutet haben, wie im Jahre 1880 bereits Dühring in seiner „Judenfrage als Frage der Rassenschädlichkeit", wird hierdurch übrigens keineswegs gemindert. Ihnen fehlte aber zum Teil die wissenschaftliche Begründung, so daß sie nicht die Erfolge haben konnten, wie Gobineaus und Chamberlains Lehren. Leider ging deren Aufnahme lange nicht so rasch vonstatten, wie es in Anbetracht der bedrohlichen Lage nötig gewesen wäre. Die kaiserliche Gnadensonne leuchtete nur kurze Zeit über Chamberlains Werk: dann sprang Wilhelm II. zu anderen Dingen über, und die Unbeständigkeit seines Wesens hinderte ihn nicht, schon nach kurzer Zeit der eben gepriesenen Erkenntnis schnurstracks zuwiderzuhandeln und die jüdischen Belänge in jeder Hinsicht, wenn auch ungewollt, zu stärken. Wenn die Deklaranten in den siebziger Jahren von einer Ära „Delbrück-Camphausen-Bleichröder" sprachen, so konnte man nun mit mehr Recht von einer Ära „Ballin-Rathenau" sprechen. Wir sahen schon, wie diese Männer und andere Großjuden, begünstigt auch durch ihren Reichtum, der ihnen bei der Neigung des Herrschers zu prunkvollem Auftreten in ganz anderer Weise mitzutun erlaubte, als dies dem noch nicht verjudeten Hof- und Landadel möglich war, mit dem Wachsen des Weltverkehrs und der zunehmenden Industrialisierung des Reiches in immer nähere Verbindung zu dem Kaiser kamen. Nach den Novembergeschehnissen des Jahres 1908, als sich Wilhelm II. von seinen Getreuen und von seinem Volke verlassen wähnte, wußten sie sich dann vollends in die entstandene Lücke einzuschieben, nachdem sein Vertrauen zu den altgewohnten Stützen seiner Macht so schwer erschüttert war. Und sie fanden in des Reiches fünftem Kanzler einen Schrittmacher ihrer Bestrebungen, wie sie ihn sich nicht besser wünschen konnten. Angeborene Blindheit und jüdische Umgarnung — man denke nur an Riezlers „Grundzüge der Weltpolitik" — ließen den unseligen Mann den Abgrund nicht sehen, dem der Wagen des Reiches mit seinem kaiserlichen Herrn entgegenraste. Das Schlimmste an dieser jüdischen Umgebung des Kaisers war, daß sie mit tausend Banden jener übervölkischen Judenversippung angehörte, für die es in Wahrheit keine Heimat gibt, für die der Geldschrank die höchsten Werte des menschlichen Daseins verschließt, jenen Dreihundert, von denen so oft die Rede ist, welche die Geschicke der Welt lenken.

Wer sich über die ganze Verjudung unseres öffentlichen Lebens unter-

richten will, muß auf Frymanns mutiges Buch verwiesen werden. Denn es war für die damalige Zeit kein Kleines, so deutlich und fest die Hand auf alle die Schäden zu legen und so unerschrocken und bestimmt die Wege anzugeben, die allein aus dem Elend noch herausführen konnten. Denn es war ja nicht nur die Judenherrschaft oben, an der das Volk dahinsiechte: nein, es war krank am ganzen Körper und, was schlimmer war, an seiner Seele. Damals im Jahre 1912 fiel das freche Wort, daß die Juden die deutschen Geistesschätze verwalteten, damals ergoß sich täglich in die Seelen von Millionen deutscher Männer und Frauen und auch deutscher Jugend das Gift, das in Tausenden von Zeitungen und Zeitschriften zusammengebraut, das von der Bühne dargeboten wurde, die nach Schiller eine sittliche Anstalt zur Erziehung unseres Volkes sein sollte. Presse und Theater waren schon damals fast ausschließlich in jüdischem Besitz. Und wenn auch die starke Hand des Staates noch äußerlich die Zucht aufrecht erhielt und verhütete, daß die Entartung in derart schamloser Weise wie heute sich breitmachte, so war der Schaden kaum geringer, zumal jede Übertreibung, wie bei den heutigen Zuständen, ihr Heilmittel in sich selbst trägt. Aber nicht weniger als diese geistigen Schäden waren die wirtschaftlichen gediehen. Die Zusammenballung des Geldes an wenigen Stellen hatte immer mehr zur Aufsaugung und Vernichtung der selbständigen, werteschaffenden Kräfte des Mittelstandes geführt. Tausende wertvoller Schaffender waren vom Eigendasein zum toten Werkzeug, sei es in der Fabrik, sei es in der Schreibstube, sei es im Warenhaus herabgesunken, unwiederbringlicher Verlust köstlichen Besitzes an Selbstbewußtsein und Heimatsgefühl war den Entwurzelten dahingeschwunden. In diese Welt des Verfalls warf Frymann seinen Grundvorschlag zur Lösung der Judenfrage: die Juden unter Fremdenrecht. Keine Besserungsmöglichkeit ohne Erfüllung dieser Hauptforderung. Alles andere ergab sich aus ihr von selbst: die Zurückdämmung der Zeitübel in Handel und Wandel, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ließen sich nach Ausscheiden der jüdischen Krankheitskeime verhältnismäßig leicht bewirken. Mit der Hauptfrage waren auch alle Nebenfragen gelöst.

Die Ostjudenfrage hatte auch in diesem Zeitalter nichts von ihrer Schärfe und ihrer Bedrohlichkeit verloren. Das heimische, preußische Ostjudentum gelangte zwar, wenn auch sehr allmählich, auf eine höhere Bildungsstufe und verlor so immer mehr die Gegensätzlichkeit zu dem vorgeschritteneren Judentum Deutschlands. Teilweise gelang es sogar schon seinen Söhnen, sich führende Stellungen im Judentum zu erringen. Es sei nur an Lasker und Lassalle erinnert. Hinter dem deutschen Ostjudentum drängte aber ein weiteres nach, das in Russisch-Polen und Galizien wohnte. Soweit Rußland in Frage kam, konnte man allenfalls einen scharfen Grenzabschluß durchführen. Die gleiche Maßnahme gegenüber dem verbündeten Österreich-Ungarn zeugte aber Reibungen, und wenn auch die Einbürgerung meist zunächst versagt wurde, so wurde sie doch schließlich nach längerem Aufenthalt gewährt. Nur durch diesen Zuzug ist es möglich, daß sich die etwa 200000 ungetauften Juden in Deutschland um das Jahr 1815 im Lauf eines Jahrhunderts auf über 650000 vermehrt hatten, statt durch Absterben, Abwanderung, Taufen und Mischehen fast völlig zu verschwinden. Die einheimischen Juden waren nun von diesem Zuzug zwar keines-

wegs erbaut, da er ihnen nicht nur erfolgreichen Wettbewerb bei ihrer Ausplünderung des deutschen Volkes schuf, sondern auch das deutsche Volk immer wieder an die tiefe Kluft ermahnte und hierdurch der gesellschaftlichen Stellung des Judentums in Deutschland schadete. Trotzdem gestattete es ihnen ihr Gemeinschaftsgefühl nicht, gesetzgeberische Maßnahmen gegen diese Landplage zu unterstützen.

Auf dem Boden dieses Ostjudentums, dessen Angehörige noch strenggläubige Bekenner des jüdischen Glaubens waren, entwickelte sich der Zionismus seit etwa der Mitte der neunziger Jahre. Er bekannte, daß die Juden eine eigenartige, nicht wandelbare und den Wirtsvölkern wesensfremde Rasse sei, und setzte sich zum Ziel, das Judentum wieder als eigenen geschlossenen Staat mit selbständiger Sprache und Kultur in Palästina ins Leben zu rufen. Die Zeit bis zum Kriege war zu kurz, als daß diese Bewegung in Deutschland zu nennenswerter Bedeutung hätte kommen können. Sie ist daher mehr eine Verheißung für die Zukunft als eine Hoffnung in der Gegenwart gewesen. Ich glaube, sie wird ewig eine Verheißung bleiben. Denn die Juden, die sich in unser Wirtschaftsleben eingenistet haben, denken gar nicht daran, ihr Schmarotzerdasein am deutschen Volkskörper aufzugeben und der biblischen Ankündigung gemäß im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen. Etwas Dankenswertes hat der Zionismus im Gefolge. Er ist selbstbewußt und stolz auf seine Volksart und verachtet deshalb die Lüge. Ihm verdanken wir deshalb eine Anzahl von Offenherzigkeiten und Bekenntnissen über das jüdische Wesen und die jüdischen Hoffnungen und Ziele, die natürlich der anderen Judenschaft stark auf die Nerven fielen.

Wie die Juden in der Sozialdemokratie sich die Führung zu sichern wußten, so förderten sie auch alle anderen Bewegungen und Zeitströmungen, die dem deutschen Wesen fremd waren und deutscher Machtentfaltung Abtrag tun mußten, so den Pazifismus, der sich im Kriege zum Hochverrat auswuchs, und die „moderne" Frauenbewegung. An sich hat letztere natürlich ihre gute Berechtigung, wenn sie in den richtigen Bahnen bleibt, die Deutschtum, Christentum und Sittlichkeit vorschreiben. Ihre Entartung ist ein rein jüdisches Erzeugnis.

Nur an einer Stelle fand man die Juden auf seiten des Deutschtums, beim Kampfe um die Ostmark, wenigstens diejenigen Juden, die selbst diesen zum Teil polnisch bevölkerten Landesteilen angehörten. Man irrt sich aber, wenn man annimmt, daß gerade im Osten bei den Juden die Flamme der Vaterlandsliebe besonders lauter zum Durchbruch gekommen sei; damit würde man den übrigen Juden Deutschlands Unrecht tun. Die dortige Judenschaft führten vielmehr — es ist immer die Gesamtheit, nie der Einzelne gemeint — ganz andere Erwägungen an die Seite der Deutschen. Das Slawentum, vor allem das polnische Volk, ist ein gar schlimmer Judenhasser, wie man auch in dem beachtenswerten Aufsatze „Slawentum und Judentum" von A. Piëch in „Deutschlands Erneuerung" bestätigt findet. Also nicht Liebe zum Deutschtum, sondern Haß gegen das Polentum bescherte uns diese auffällige Bundesgenossenschaft.

Diese Stellung zum Slawentum bedingte auch die Haltung der deutschen Judenschaft im Anfang des Weltkrieges. Vor allem zeigte sich dies bei der jüdisch geleiteten Sozialdemokratie. Solange es gegen das verhaßte

Zarentum ging, war der Krieg auch in diesen Kreisen, wennschon nicht volkstümlich, so doch wohlwollend geduldet. Mit dem Augenblicke, wo das russische Reich zusammenbrach und die Schranken für das Ostjudentum fielen, schwand im allgemeinen das vaterländische Interesse an unserem Lebenskampfe. Das deutsche Judentum vereint natürlich verschiedene Sinnesrichtungen, und so entschieden undeutsch wie die verjudete Sozialdemokratie dachten nicht alle deutschen Juden. Immerhin sprachen die Gefühle gegen das Russentum überall bei dem stark entwickelten Gemeinschaftsgefühl der Juden mit, und die deutsche Regierung suchte sich selbst diese Stimmung zunutze zu machen, indem sie 1915 das bekannte Buch des galizischen Juden Binjamin Segel „Der Weltkrieg und das Schicksal der Juden" mit seiner scharf russenfeindlichen Richtung verbreiten ließ. Es wäre natürlich ungerecht, die gesamte vaterländische Aufwallung der Juden, welche auch sie beim Kriegsbeginn beseelte, nur als eine Gaukelei zu bezeichnen. Solche Bewegungen haben immer etwas Wahres. Und im Taumel des Überschwangs kann sich ihnen auch der Fremdgeartete nicht entziehen — der Haßgesang Lissauers entströmte einem tiefen Quell. Aber gerade das orientalisch Übertriebene dieser Gefühle, das in ihm und ähnlichen Kundgebungen lag, gerade als ob man die eigene Seele von der Echtheit seiner Gesinnung überzeugen müßte, ließ befürchten, daß sie längerer schwerer Belastung nicht immer standhalten würden. Der Rückschlag entspricht dann allerdings in seiner Größe der vorherigen Überspannung und ist an sich natürlich. Es liegt mir ferne, diese durchaus naturgesetzliche Erscheinung mit Hardens Verhalten in einen Topf zu werfen, der vom wütendsten Annexionspolitiker in das vollendete Gegenteil und noch darüber hinaus umschlug. Tatsache ist jedenfalls, daß die Begeisterung beim jüdischen Volksteile auffallend schnell verrauchte und jener nüchternen Zweifelsucht Platz machte, die noch nie die Mutter großer Erfolge war und in ihrer Ansteckungsgefährlichkeit bald auch weite Kreise deutschen Geblütes verseuchte und Kleinmut und Zaghaftigkeit, Tadelsinn und Selbstsucht großzog. So konnte es kommen, daß sich selbst bei hervorragenden Vertretern des Judentums gewissermaßen eine Art „Vaterlandsliebe auf Kündigung" herausbildete, wofür besonders die Geschichte der jüdischen Kriegsstatistik einige auffällige Beispiele bietet. Das bekannteste ist wohl das Schreiben des Juden Warburg an den Geheimrat Schmiedicke vom Reichsbankdirektorium vom 19. Januar 1917, worin es heißt: „daß sie damit rechnen müssen, daß ganz naturgemäß in den jüdischen Kreisen sich weniger Interesse für Kriegsanleihe als bisher zeigt" — wenn nämlich die Regierung fortfahre, die Frage der Drückebergerei der Juden vom Kriegsdienst statistisch zu ergründen!

Der Anteil der Juden im allgemeinen, der deutschen Juden im besonderen am deutschen Zusammenbruch ist ein außerordentlich großer. Die Zeit ist heute noch nicht reif dazu, endgültig festzustellen, wie weit dabei bewußte Absicht vorlag, wie weit es sich um Auswirkungen jüdischer Artung handelte, die in ihrem Innersten den deutschen Belängen, soweit sie sich nicht mit den jüdischen deckten, fremd und kalt gegenüberstand. Erst wenn die Quellen reichlicher fließen und unser eigenes Urteil durch den richtigen Abstand von den Ereignissen freier und unbefangener sein wird, kann hier größere Klarheit eintreten. Dies darf aber nicht hindern, schon jetzt

mit der nötigen Zurückhaltung zu dieser Frage Stellung zu gewinnen. Denn die Gefahr für unser Volk ist zu dringend, als daß wir viel Zeit zum Abwarten hätten, und von der Erkenntnis dieser „Schuldfrage“ hängt im wesentlichen ab, welche Maßnahmen wir zur Wiedergesundung ergreifen müssen. Unzweifelhaft liegen hier zwei dem ersten Anscheine nach grundverschiedene Ursachenherde vor: das Verhalten der jüdischen Sozialdemokratie und dasjenige der jüdischen Geld- und Weltmacht. Von ersterer ist schon jetzt so gut wie erwiesen, daß sie spätestens mit der Niederwerfung des zaristischen Rußlands, wahrscheinlich aber schon seit Beginn des Weltkriegs, zielbewußt an der Zertrümmerung des Reiches arbeitete. Diese Tätigkeit deckte sich ja vollkommen mit den seit langen Jahren gehegten Plänen, um das erstrebte Endziel der sozialistischen Republik zu erreichen. Nur der nationale Aufschwung der deutschen Arbeitermassen gebot den Führern, klugerweise zunächst zu verbergen, daß man die Stunde vaterländischer Not für seine Zwecke ausbeuten wollte. Erst mußte dieser gedämpft werden — dann konnte man sich offener hervorwagen und seine letzten Absichten enthüllen. Und diese Dämpfung gelang über Erwarten schnell durch die Mitwirkung Bethmännischer Regierungsweisheit und des jüdischen Gegenpols in der Kriegswirtschaft.

Hinsichtlich der deutsch-jüdischen Geldmächte liegen die Dinge nicht so klar. Gewiß waren sie in einer auch durch den Krieg nicht auflösbaren Interessengemeinschaft mit dem ganzen internationalen Großkapital, und ebenso gewiß ist es, daß dieses im wesentlichen die anglo-amerikanischen Belänge vertrat, die eine Ausmerzung des deutschen Mitbewerbers auf dem Weltmarkte verlangten. Dies muß man festhalten. Es ist eine falsche Zusammenstellung, wenn man sagt „englische Scheelsucht, französische Rachsucht und russische Raffsucht“ habe uns den Krieg gebracht. Das heißt Herrn und Diener auf eine Stufe stellen. Die treibende Macht war England, als Vertreter der jüdisch-angelsächsischen Geldmächte in London und Wallstreet; ihm dienten als Willensvollstrecker unter geschickter Benutzung ihrer Sonderbestrebungen die Festlandsmächte mit ihrer gewaltigen Heereskraft, wobei noch nebenher das nicht ungern gesehene Ergebnis erzielt wurde, daß auch diese beiden Mächte in dem Kampfe verbluteten. Dem oberflächlichen Beobachter könnte es nun erscheinen, als ob die deutsch-jüdischen Geldkönige der Börse, des Handels und des Großgewerbes durch eine deutsche Niederlage auch alles zu verlieren gehabt hätten und deshalb schon aus Nützlichkeitserwägungen die deutsche Sache mit allen Mitteln hätten stützen müssen. Solche Betrachtung verkennt aber die übervölkischen Zusammenhänge der Geldmächte und läßt auch die Beweglichkeit der jüdischen Vermögenswerte außer Betracht, die sich als Folge des jüdischen Wirtschaftssystems selbst auf den Besitz des Grundes und Bodens mit seinen volkswirtschaftlichen Schätzen erstreckt. Je weniger man von den wirklichen Zusammenhängen in dieser Hinsicht zunächst erfahren wird — manches wird ewig verborgen bleiben —, desto schwieriger bleibt es, wahres Licht in das Dunkel dieser internationalen Geldbeziehungen des Judentums zu bringen. Es ist bereits viel wertvolle Arbeit geleistet worden. Unter Ausscheiden übertriebener Anklagen kommt man der wirklichen Erkenntnis schon näher. Man braucht nicht an eine romanhafte Verschwörung zu denken, um eine tatsächliche gewisse Verschuldung des kapitalkräftigen Judentums wahr-

scheinlich zu finden. Subjektiv schuldig ist es aber sicher durch seine Förderung der jüdisch-sozialistischen Umsturzumtriebe, trotzdem auch hier noch nicht die letzten Fäden ganz klar zutage liegen. Die jüdische Sozialdemokratie ist ja nur anscheinend der Feind der jüdischen Kapitalmacht: in Wahrheit ist sie deren Dienerin zum Zwecke der Zerstörung der deutschen Wirtschaft. Schon ein oberflächlicher Blick belehrt hier: auf Stinnes, Thyssen, Krupp ergoß sich die schlimmste Hetze, die Rothschilds, Mendelssohns, Bleichröders wurden nicht einmal genannt. Von der Sozialisierung der Bodenschätze hört man unausgesetzt, von derjenigen der jüdischen Großbanken ist nie die Rede. Im übrigen müssen diese Andeutungen hier genügen. Für eine nähere Beschäftigung mit diesen Fragen ist die eingehende Durcharbeitung von Wilhelm Meisters erschütterndem Werke „Judas Schuldbuch" unerläßlich. Es wirkte bei seinem ersten Erscheinen unmittelbar nach dem Kriege, im März 1919, wie eine Offenbarung, und auch heute, nachdem sein Inhalt Allgemeingut der Deutschdenkenden geworden, ist es eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung und ein gediegenes Rüstzeug im Kampfe.

An zwei Fragen kann aber auch diese knappe Schilderung nicht vorbeigehen, welche die Betätigung, bzw. Nichtbetätigung der Juden im Weltkrieg behandeln. Es sind die Fragen der Kriegswirtschaft und der kriegerischen Tätigkeit der Juden. Über beide liegen neben anderen lichtbringenden, zahlreichen Einzelabhandlungen — besonders die Zeitschriften „Deutschlands Erneuerung", der „Hammer" und die „politisch-anthropologischen Monatshefte", sowie Wilhelm Meisters treffliches Werk enthalten viel Beweisstoff — zusammenfassende Darstellungen von Otto Armin vor, auf die hiermit verwiesen sei. Die Kenntnis der Werke des Generals von Wrisberg ist ebenfalls unentbehrlich. Auch von jüdischer Seite sind zahlreiche Broschüren, hauptsächlich zur Verteidigung gegen allerlei Anschuldigungen, erschienen, an denen man zur Erlangung eines ausgeglichenen Urteils nicht vorbeigehen darf.

Wenn irgend etwas unsere Unschuld an dem Kriege noch erweisen mußte, so ist es die geradezu frevelhafte Unzulänglichkeit unserer wirtschaftlichen Vorbereitungen, mit der wir in den Krieg getaumelt sind. Ich glaube mich sogar zu entsinnen, daß kurz vor dem Kriege der Aufsatz eines Generalstäblers in einer angesehenen Fachzeitschrift, der von der wirtschaftlichen Mobilmachung handelte, ernste Mißbilligung erfuhr, weil er mit der Möglichkeit eines Krieges rechnete und eine solche Erörterung in der Öffentlichkeit den geruhsamen Schlaf in der Wilhelmstraße stören mußte. Im Anfange des Feldzuges hat der jüngere Rathenau beim Kriegsminister vorgesprochen. Er soll ihm damals Vorschläge gemacht haben, die zwangsläufig das herbeiführen mußten, was hernach in der Kriegswirtschaft so unerfreulich in Erscheinung trat. Es wäre vielleicht ratsamer gewesen, dem Bestechenden und Neuen dieser Vorschläge nicht sogleich wegen ihrer handgreiflichen Wahrheiten zu erliegen, sondern in einer Frage von derartig entscheidender Bedeutung erst nach eingehendster Prüfung mit den Sachverständigen aller beteiligten Kreise endgültige Maßnahmen zu ergreifen. Bis dahin hätten vorläufige Bestimmungen ausgereicht. Statt dessen legte man die neugegründete „Kriegsrohstoffabteilung" des Kriegsministeriums, die Mutter aller späteren Kriegsbewirtschaftungsgesellschaften, in die Hände Rathenaus. Hiermit war der ganzen Entwickelung ihr Weg vorgezeichnet.

Ihre Fehler mußten sich ohne weiteres mit der Ausdehnung der Kriegsdauer und des Umfanges der Zwangsbewirtschaftung in das Riesenmäßige vergrößern. Der Vorwürfe gegen die Rathenausche Wirtschaftspolitik gibt es gar viele. Ihre Auseinandersetzung gehört nicht hierher. Ihr Endergebnis war ein dreifaches: sie spielte die deutsche Gesamtwirtschaft fast völlig in die Hände des Judentums, sie untergrub durch Hochzüchtung eines Schiebertums, bei dem ebenfalls die Juden als Wegweiser und Teilnehmer in erdrückender Mehrzahl beteiligt waren, die ganze geschäftliche und öffentliche Sittlichkeit, und sie schuf nicht zum geringsten durch ihre wirtschaftliche Ungerechtigkeit eine unerträgliche Mißstimmung, zumal sie die eigenen Fehler durch die Verhetzung der städtischen Verbraucher gegen die ländlichen Erzeugerkreise zu verdecken versuchte.

Die Zwangswirtschaft wirkte aber auch auf das Heer zurück, indem sie ihm in auffälliger Weise die für die Front angeblich so wertvollen jüdischen Kräfte in besonderem Maße entzog und hierdurch einen Vorgang noch unterstützte, der schon in der natürlichen Abneigung des Juden gegen das Waffenhandwerk begründet war. Es liegt hierüber ein umfangreicher zahlenmäßiger Stoff vor, auch von jüdischer Seite. Zur kurzen Aufklärung sei der betreffende Absatz aus Erwin Goerkes Buche: „Videant consules" angeführt, weil der Verfasser keineswegs judenfeindlich voreingenommen ist und weil sein Schlußsatz nicht unwidersprochen bleiben darf: „Auch die Konfessionsstatistik der Kriegsgesellschaften zeigt besondere Merkmale. In einer Zahl, die weit über ein angemessenes Verhältnis hinausgeht, sind die Juden während des Krieges dem Gelderwerbe in der Heimat nachgegangen. Aus zuverlässigen amtlichen Unterlagen läßt sich entnehmen, daß etwa 10 % Juden im Heeresdienste gestanden haben gegen fast 20 % der Deutschen, daß über 50 % der wehrpflichtigen Juden sich in den Besatzungs- und Etappentruppen aufgehalten, und daß von den letzten 16000 ausgemusterten Juden sich über 7000 erfolgreich die Befreiung vom Heeresdienste bewirkt haben. Die wenigen Juden, die sich an der Front aufgehalten haben, waren zum großen Teil, wie wohl jeder Berufsoffizier erfahren hat, soldatisch zweitklassig. Das kann nicht verschwiegen werden. Der vorhanden gewesenen tapferen und pflichttreuen Juden soll um so mehr in Dankbarkeit gedacht werden." Mit diesem letzten Satze kann ich mich unmöglich einverstanden erklären, so treffend die übrige Darstellung der Zustände ist. Denn es liegt kein Grund vor, den Juden für eine Pflichterfüllung zu danken, der sich jeder Deutsche mit schweigender Selbstverständlichkeit unterzog, ohne Dank zu erwarten und zu fordern. Nur die jüdische Sozialdemokratie machte auch hierin eine Ausnahme, die sofort für ihre einfache Waffenfolge — statt des nach früheren Äußerungen etwa zu erwartenden Landesverrats — sofort eine Sonderbelohnung in Form politischer Zugeständnisse verlangte und mit ihren Forderungen die Fackel der Zwietracht in unser Volk warf. Diese sonderbare Hervorhebung jüdischer Pflichterfüllung dient nur dazu, bei den Juden das Gefühl der „Gleichberechtigung mit Agio" zu steigern. Im Grunde genommen müßten die Juden selbst solch einen zweifelhaften Dank schon deshalb zurückweisen, weil er doch eigentlich ausspricht, daß man selbst diese ausnahmsweise Pflichterfüllung nicht einmal von ihnen erwartet habe, wennschon es Goerke in diesem Sinne sicher nicht gemeint hat.

Dritter Teil.

Herrschaft und Kampf (1918 bis heute).

Mit dem 9. November 1918 hat das Judentum die unbestrittene Herrschaft in Deutschland erreicht und hat sie auch noch heute inne. Zur Beurteilung dieser Frage ist es natürlich gleichgültig, ob der Umsturz tatsächlich volle 80 % Juden in die leitenden Stellen der Regierungen und der Soldatenräte brachte, eine Zahl, die übrigens, soweit mir bekannt ist, dem Munde eines Sozialdemokraten entstammte, oder ob es, wie späterhin einmal in der Reichsregierung, nur 40 bis 50 vom Hundert sind. Durch eine geringe Änderung der Zahl wird am Tatbestand der jüdischen Herrschaft nichts geändert. Ich erwähne die Sache auch nur, weil ich kürzlich in einer jüdischen Verteidigungsschrift diese 80 % angegriffen fand, gegen deren Richtigkeit nun ein umfangreicher Beweis angetreten wurde. Wie schlecht muß es doch um eine Sache bestellt sein, die sich derart an Äußerlichkeiten klammern und die selbst hierbei noch so traurige Mittel benutzen muß wie der jüdische Anwalt. Dieser macht sich nämlich seinen Beweis dadurch recht leicht, daß er die, zahlenmäßig am stärksten, Soldatenräte, die bekanntlich von jüdischen Hinterfronthelden wimmelten, einfach unberücksichtigt läßt und daß er die Regierungen in einer in vielen Staaten bereits von Juden gereinigten Zusammensetzung aufführt. Die Wahrheit an der Sache ist, daß man sich im ersten Siegerübermut allzuweit vorgewagt, die Karten allzu offen aufgedeckt hatte und nun den unangenehmen Eindruck möglichst abschwächen möchte. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß die Juden immer da, wo es ihnen gut ging, jedes Maßhalten vergaßen und durch ihre Maßlosigkeit auch immer wieder die Rückschläge herbeiführten. Der Jude zeigt hier das vollkommene Bild seiner rassischen Minderwertigkeit, das Bild des entfesselten Sklaven: „Vor dem Sklaven, wenn er die Ketten bricht, vor dem freien Manne erzittre nicht!" Man vergleiche nur auch die russischen Verhältnisse. Ein solches überschlagen jüdischen Übermuts war auch die Verhörung eines Hindenburg und Ludendorff vor einem jüdischen Ketzergericht im Reichstage, darunter Leuten, denen offener Vaterlandsverrat und die Annahme russischen Geldes zur Herbeiführung des Umsturzes vorgeworfen war. Auch in diesem Falle zog das Judentum, als allgemein die Empörung über diese Unwürdigkeit durchbrach, die Krallen zurück. Das deutsche Volk war aber erwacht und ging nicht mehr achtlos an diesen Dingen vorüber.

Neben der politischen Ernte, die ja nur Mittel zum Zweck war, galt es nach dem Kriege, die wirtschaftliche Ernte in die jüdischen Scheunen zu bringen. H. Buch spricht dies in knappen treffenden Worten aus: „Nachdem das Spiel mit den 14 Punkten nicht ohne kräftige Mitwirkung der jüdischen Presse durch die Leichtgläubigkeit der Deutschen gewonnen war, galt es aus dem Kriegsgeschäft auch für die jüdischen Sieger herauszuheben, was bei dem zu erwartenden großen Ausverkauf aus der deutschen und österreichischen Konkursmasse billig zu haben war." So wurde das Unglück des Vaterlandes ein neuer Grund zu der wirtschaftlichen Alleinherrschaft der Juden. Die Bereicherung vollzog sich im Schutze der neuen

Freiheit teilweise unter Formen, die noch gemeiner und niederträchtiger waren als die des Kriegsschiebertums, was immerhin etwas sagen will. Vor allem erreichten die Bestechungen und in Wechselwirkung dazu die Bestechlichkeit eine Ausdehnung, die man selbst früher in Rußland und ähnlichen Staatsgebilden kaum gewohnt war. Aber wie gesagt, dieses völlige Sichauslebenkönnen eines gewissen Judentums hatte auch sein Gutes. Denn selbst dem blödesten Dümmling im Deutschen Reiche gingen nun die Augen auf. Dieses Mal wurde dafür gesorgt, daß die Kenntnis der Mißstände Allgemeingut wurde. Keine Bethmannsche Zensur trat nun schützend vor die Judenschaft. Große völkische Verbände bekannten sich zur Bekämpfung der Judenherrschaft, so der „Alldeutsche Verband", der „deutschvölkische Schutz- und Trutzbund" u. a. Und auch die nationalen Parteien können sich der Bewegung nicht mehr ganz entziehen, so stark noch die Widerstände aus persönlichen Beziehungen und infolge geldlicher Abhängigkeit sich eine Zeitlang geltend machen mögen. In einzelnen Gegenden verlangten in den Jahren 1920 und 1921 die Wähler schon mit großer Entschiedenheit die Ausmerzung judenstämmiger oder judenversippter Wahlbewerber und setzten sie auch durch. Daß die große „deutsche Volkspartei" durch ihre Führer noch so außerordentlich dem jüdischen Einfluß unterliegt, ist um dessentwillen so bedauerlich, als gerade für diese Partei, als Nachfolgerin der Nationalliberalen, die geschichtliche Erinnerung einer solchen Duldsamkeit wenig Gutes vorahnen läßt. Es muß aber die Zeit kommen, wo auch die Rechtsparteien in der Judenfrage wenigstens offen Farbe bekennen müssen — auch die Deutschnationalen sind noch recht pflaumenweich —, denn neun Zehntel ihrer Wähler stehen in dieser Frage auf dem völkischen Standpunkte, wenn sie auch noch nicht alle die letzten Folgerungen zu ziehen bereit sind.

Eine Gefahr zu erkennen, bedeutet auch schon ihre halbe Überwindung. Und diese Erkenntnis ist zweifelsohne auf dem Marsch. Dies ist ein Lichtpunkt in dieser trüben Zeit. Es kommt nur darauf an, diese Erkenntnis nicht einrosten zu lassen. Denn das Judentum wußte sich noch immer, wenn es eine ernstliche Gefahr witterte, totzustellen, bis der Sturm vorüber war. Rast' ich, so rost' ich. Auf Grund der Rassenerkenntnisse können wir den ganzen Kampf heute viel folgerichtiger führen, als ehedem. Wir können vor allem das bisher nie versagende Unduldsamkeitsgejammer nunmehr abtun und damit die gefährliche Berechnung auf die Gefühlsseite der Deutschen ausschalten. Wir dürfen demnach hoffen, daß sich in nicht allzuferner Zeit Goethes seherisches Wort erfüllt:

So rissen wir uns ring herum
Von fremden Banden los.
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.

Dritter Abschnitt.

Die Juden im deutschen Leben.

Nachdem wir die Juden in ihrem Aufstieg vom Ghetto bis zur Macht durch die Geschichte der letzten anderhalb Jahrhunderte begleitet haben, wollen wir uns ihren Werdegang auf den einzelnen Gebieten des deutschen Lebens noch näher ansehen. Hierbei wiederholt sich im kleinen der Eroberungszug, den wir nun in seiner großen Gesamtheit schon kennen. Aber die Einzelbetrachtung fügt doch häufig noch besonders kennzeichnende Züge in das Bild, das wir nun besitzen. Von allem wird uns die Fülle der Übereinstimmung gewahren lassen, daß die Gesamtentwicklung nicht von einzelnen äußern Zufälligkeiten abhängig war. Im Gegenteil offenbart sich uns eine überraschende Einheitlichkeit, um nicht zu sagen starre Einseitigkeit, und Unwandelbarkeit der jüdischen Wesensart. Diese Feststellung ist von großer Wichtigkeit zur Widerlegung all der wohlmeinenden, aber irregehenden Ansichten aus dem deutschen und jüdischen Lager, welche einer Verschmelzung beider Rassen oder einem Aufgehen der Juden im Deutschtum das Wort reden. Die ersten müssen wie von vornherein zurückweisen, da sie nach allen Erfahrungen die Blutbeigabe des Judentums trotz dessen geringerer Zahl so überwiegend zur Geltung brächte, daß eine Mischrasse entstünde, die nicht mehr deutsch wäre. Wir haben aber keinen Grund diesen Vorgang der Selbstentdeutschung irgendwie zu fördern, wir wollen ihn vielmehr nach Kräften verhindern und deshalb mit allen Mitteln bekämpfen. Die Deutschwerdung des Juden ohne Blutvermischung ist aber, das Judentum als Ganzes betrachtet, eine Unmöglichkeit, woran auch anscheinende oder wirkliche Ausnahmen von Einzeljuden nichts ändern können.

Unter den mannigfaltigen Verhältnissen des menschlichen Lebens wird sich die Unwandelbarkeit der jüdischen Art natürlich in recht verschiedenen Gestaltungen zeigen. Über dem äußern Formenreichtum darf man aber nie die innere Ähnlichkeit und Gleichartigkeit der Erscheinungen aus dem Auge verlieren. Denn es soll das ganze Leben in den Bereich der Darstellung gezogen werden. Die Juden sollen in ihrem Verhältnis zum Staat und zur bürgerlichen Gesellschaft, im Wirtschafts- und Geistesleben und schließlich auch in ihren Glaubensbeziehungen betrachtet werden, damit ein möglichst vollständiges Bild ihres Hineinwachsens in die jetzigen Verhältnisse entstehe. Natürlich kann diese Betrachtung nur in Umrissen erfolgen und auf keinem Gebiete erschöpfend sein. Jeder, der sich näher unterrichten

will, muß zu Einzeldarstellungen greifen, die allerdings für viele Gebiete erst in ihren ersten Anfängen vorliegen und nur auf wenigen so ergiebig und wissenschaftlich durchgearbeitet sind, wie beispielsweise für das Schrifttum dies durch A. Bartels oder für das Wirtschaftsleben durch Sombart geschah. Diesen Mangel an Gleichwertigkeit des Quellenmaterials wird man billigerweise der folgenden Darstellung, die auch darunter leiden muß, zugute halten.

Erster Teil.

Die Juden in ihrem Verhältnis zum Staat.

Bei der Prüfung des Verhältnisses der Juden zu dem Staat drängt sich unwillkürlich jedem als erste Frage auf, wie es gekommen ist, daß ein Volk, das über die ganze Welt zerstreut ist und überall, daran ist kein Zweifel, als ungebetener Gast angesehen wird, es nicht zur dauernden eigenen Staatsbildung gebracht hat. Die Voraussetzungen zu solcher Staatsbildung waren ja mehrmals gegeben. Und trotzdem? Man darf die Juden in dieser Hinsicht nicht mit andern Völkern in Vergleich setzen, deren Staaten auch dem Untergange verfielen: denn diese Staaten, wie Athen oder Rom, wurden jeder zu seiner Zeit zum Untergange reif, nachdem sie längere Zeit ihre staatsbildende Kraft bewährt hatten, und mit den Staaten oder sogar vor ihnen verschwand auch das Volk, das sie gegründet hatte. Die Juden leben aber heute noch, fast zwei Jahrtausende nach dem Untergang ihrer letzten staatlichen Selbständigkeit. Dies führt zu dem Schlusse, das sie neben ihrer großen Lebenszähigkeit Eigenschaften besitzen, die der Stetigkeit und Ordnung eines Staatswesens widersprechen. Ob diese Eigenschaften schließlich alle ein Ausfluß ihres Nomadentriebs sind, der ihnen das schweifende parasitäre Dasein zum Gebot macht, wie Wahrmund annimmt, oder ob sie verschiedenen Wurzeln entkeimen, ist an sich nebensächlich. Man könnte ihre unduldsame Herrschsucht, ihre Unfähigkeit zur Unterordnung, ihre Unfruchtbarkeit an staatsschöpferischen Männern auch auf andere Weise erklären. Jedenfalls besitzen die Juden staatszerstörende Eigenschaften, die sie für jeden Staat, in dem sie größeren Einfluß zu gewinnen vermögen, zu einer furchtbaren Gefahr werden lassen.

Obenan steht ihre Unfähigkeit, sich in die staatlichen Verhältnisse ihrer neuen Heimatstaaten einzuordnen. Die jüdische Herschsucht, gepaart mit jüdischer Überheblichkeit, verlangt die Duldung nicht auf dem Boden der Zugeständnisse, die ihnen der jeweilige Wirtsstaat glaubt ohne Schaden für die eigenen Untertanen gewähren zu können, sondern sie verlangt die Duldung sans phrase; sie verlangt alle Rechte ohne die entsprechenden Pflichten, und wo sie diese Begünstigung nicht erreicht, ist sie stets auf dem Wege, sie mit allen Mitteln zu erschleichen und zu erkaufen. Und diese entsprechenden Pflichten kann das Judentum einfach nicht übernehmen, mag man von jüdischer Seite auch noch so oft deren vorbehaltslose und oft sicher ehrlich gemeinte Übernahme als selbstverständliche Gegenleistung hinstellen. Denn dies verbietet ihm seine Religion. Nicht dieses oder jenes Gebot — ich werde mich grundsätzlich davon fernhalten, mich auf ein Ge-

biet zu verirren, wo ich ein unbefugtes Urteil nicht fällen könnte und wo die Meinungen selbst der Judengegner noch stark auseinandergehen. Ich verweise für diese Fragen auf Lagarde, den ausgezeichneten Gelehrten und Orientalisten, Chamberlain und Delitzsch einerseits und auf die jüdischen Zeugen andererseits. — Also diese vorbehaltlose Pflichterfüllung verbietet ihm seine Religion, insofern sie eine Gemeinschaft darstellt, die sich selbst als „auserwähltes Volk" betrachtet, in der jeder einzelne dem anderen näher steht als dem Nichtjuden, für die also die Gesetze des Staates stets gegenüber denen des Judentums im Falle des Widerstreits zurücktreten müssen. Denn nach Mendelssohn ist das Judentum „nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung". Es ensteht also der „Staat im Staate", ein unmöglicher Zustand, mit dem sich kein geordnetes Staatswesen auf die Dauer abfinden kann. Damit ist der Streitpunkt gegeben, und die Gelegenheit wird selten lange auf sich warten lassen. Ganz besonders gefährlich wird aber dieser Zusammenhalt der Juden, wenn er die Grenzen der Länder überspringt. Die völkerüberspannende Gemeinschaft der gesamten Judenheit ist aber in der ganzen Zeitspanne seit der Zerstörung des Tempels, der früher den nationalen Mittelpunkt abgab, nie verloren gegangen. Ob in früheren Jahrhunderten allein die weitverzweigten Handelsverbindungen genügten, um diesen Zusammenhang aufrecht zu erhalten, oder ob ein gemeinsamer unbekannter Mittelpunkt vorhanden war, ist schließlich einerlei. Jedenfalls war mit dem Eintritt in die Zeit, der unsere Darstellung gewidmet ist, Mendelssohn bereits in steter Verbindung mit der gesamten Judenschaft Europas, und die neuzeitliche Ausdehnung der Nachrichten- und Verkehrsmittel hat im Verein mit den übervölkischen Verbindungen der Geldmächte diese Zusammenhänge erheblich weiter ausgebaut. Die Begründung der alliance israélite universelle ist nur die äußerlich sichtbare Besiegelung hierfür. Dieser Zustand ist mit dem Wesen des Staates schlechthin unverträglich. Man erkennt hier, wie das jüdische Volk, überall in verschwindender Minderheit, sich Einwirkungsmöglichkeiten in allen Staaten geschaffen hat, die mit dessen Selbstherrlichkeit einfach unvereinbar sind. Die Gewährung der staatlichen Gleichberechtigung an ein Volk, das seine Eigenart, selbst wenn es wollte, nicht aufgeben kann, das die Grundbedingungen des Staates leugnet und nur sein eigenes Wohl als Richtschnur seines Handelns gelten läßt, das schließlich ohne Heimatsgefühl seine Verbindungen jenseits der Grenzpfähle sucht — man denke an die erzwungene Schweizer Emanzipation in den sechziger Jahren —, wenn es im eigenen Lande auf ein Hindernis für seine selbstsüchtigen Wünsche stößt, war deshalb politischer Selbstmord.

Was das Verhältnis des Judentums zu den einzelnen Staatsformen anbelangt, so muß die Antwort wohl dahin lauten, daß ihm derjenige Staat am liebsten ist, der seiner Tätigkeit die wenigsten Hindernisse in den Weg stellte. Das kann je nach der Verfassung und dem Staatsvolk eine Monarchie oder eine Republik sein. Die beiden anglojüdischen Großstaaten vertreten ja in der Tat beide Regierungsformen. Jedoch kann man im allgemeinen sagen, daß die Republik dem Judentum mehr zusagt wie eine Monarchie, die nicht zur reinen Dekoration herabgesunken ist. Vor allem kann das deutsche Königtum, das sich auf den im Wesen des Deutschtums

begründeten Überlieferungen der Treue aufbaut, bei einem Volk keinen Anklang finden, dessen Mangel an Ehrfurcht sprichwörtlich ist und dessen Ahasverdasein ein Verwachsen mit der Heimat, eine Bodenständigkeit unmöglich ist. Auch wird jedes monarchistische Staatsgebilde viel eher geneigt sein, die christliche Artung des Staates zu betonen, während die Republiken meist dieser Frage gleichgültiger gegenüberstehen. Einen christlichen Staat können aber die Juden, abgesehen von ihrem eingewurzelten Haß gegen das Christentum, schon um deswillen nicht brauchen, weil er ihnen für viele Zweige der Staatsverwaltung die Anteilnahme verweigern muß, ihnen also den Weg zur Macht versperrt. In den Republiken liegen von Hause aus die Verhältnisse für die Juden viel günstiger. Soweit sie in Europa vorhanden sind oder noch entstehen, sind sie mit Ausnahme der Schweiz aus dem Umsturz der bestehenden Gewalten hervorgegangen. Sie sind also keine adlig-vornehmen Gebilde wie vordem etwa Venedig, sondern sie haben immer etwas Niedriges von ihrem Ursprung her an sich. Dies wird sich vor allem darin zeigen, daß sie in der Regel ein äußerst günstiges Feld für Glücksritter und Emporkömmlinge jeder Art bilden, daß sie also auch dem Streben des Judentums nach politischer Macht weite Möglichkeiten bieten.

Diese allgemein für die Judenschaft geltenden Verhältnisse spiegeln sich natürlich auch in unserer deutschen Geschichte wider. Sie erhalten sogar bei uns noch eine Verschärfung dadurch, daß zwischen den Deutschen und Juden eine besonders ausgeprägte Gegensätzlichkeit zu herrschen scheint, die zum Teil in der verhältnismäßigen Rassenreinheit der beiden Völker ihren Grund hat. Gobineau macht in seiner „Ethnographie de la France“ auf die Verschiedenheit aufmerksam, mit der die Juden im eigentlichen Frankreich und im Elsaß ertragen würden. Er führt die geringere Unterschiedlichkeit zwischen dem eigentlichen Franzosen und dem Juden auf die Mischrassigkeit des ersteren zurück. In dieser rassischen Kluft zwischen Deutschen und Juden ist der abgrundtiefe, nur selten überwundene Deutschenhaß der Juden begründet, der sich politisch in vollendeter Gleichgültigkeit gegen deutsche Belänge, wenn nicht in ausgesprochener Deutschfeindlichkeit kundgibt. Eine weitere Verschärfung der jüdischen Gefahr liegt gerade für unseren Staat ferner in der angeborenen Duldsamkeit des Deutschen, die gegenüber jüdischer Unduldsamkeit und Herrschsucht leicht zur Aufopferung wichtiger Güter führt, sowie in der völkischen Haltlosigkeit mit ihrem Mangel an nationalem Stolz und Widerstandskraft, die es uns unmöglich machte, unsere Juden uns so zu erziehen, wie es Franzosen und Engländer zu tun verstanden haben.

Hiermit wird der heikle Vorwurf allzu geringer Vaterlandsliebe der Juden angeschnitten. Ihr Mangel ist an sich durchaus verständlich, wenn man die Dinge nur vom Rassenstandpunkte aus betrachtete und betrachten dürfte. Denn die Juden sind ein Volk für sich, ein Fremdes für uns. Dies gab in einem unbesonnenen Augenblick auch Rathenau zu: „In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen —: so leben sie (die Juden) in einem halbfreiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe.“ Auch Lagarde nennt die Juden einen Fremdkörper im deutschen Leibe und schildert anschaulich, wie dieser Fremdkörper, und wäre er ein

Edelstein, in uns nur Krankheit erzeugen kann, wie er stets ein „Träger der Verwesung" sein muß. Diesen Fremdkörper haben wir aber nicht abgekapselt — dann könnten wir ihn vielleicht sich selbst überlassen und brauchten uns um ihn solange nicht zu kümmern, als er sich den auferlegten Gesetzen fügen und in seiner Absonderung verharren würde — sondern wir haben ihm bei uns ein Heimatsrecht, statt des Gastrechtes gewährt. Darum kann uns die Vaterlandsliebe der Juden bei ihrer großen Anzahl und bei ihren noch größeren Machtmitteln nicht gleichgültig sein, solange hier nicht Wandel geschaffen ist.

Über hundert Jahre lang haben die Juden Zeit gehabt, sich in das Deutschtum einzuleben und sich ihres Deutschtums bewußt zu werden, wenn sie es überhaupt wollten oder wenn es ihnen überhaupt möglich war. Das Ergebnis ist ein ganz klägliches. Über mehr als eine gewohnheitsmäßige, laue Anhänglichkeit ist die Mehrzahl der Juden nicht hinausgekommen. Darüber helfen alle tönenden Worte derer nicht hinweg, denen es gelungen ist, sich wirklich als Deutsche zu fühlen, oder die dies wenigstens erreicht zu haben glaubten und die zum Teil unermüdlich für dieses Ziel bei ihren Stammesgenossen wirkten. Solche Leute waren beispielsweise sicher Stahl und Gabriel Rießer, neuerdings H. Cohen. Sagt doch letzterer: „Wir müssen nämlich unser Vaterland nicht lieben, wenn es ‚liebenswürdig' ist . . ., sondern weil es unser Vaterland ist. Wir müssen die deutsche Nation nicht preisen und ehren, weil wir meinen, daß sie am heißesten ringt nach der Erfüllung des menschlichen Ideals . . . Nein! wir lieben alle unser Vaterland, weil es unser Mutterboden ist, weil wir unsre Heimat lieben . . . weil im Vaterland unsre Muttersprache, die deutsche Zunge klingt; erster Laut, den ich gelallet, süßes, erstes Mutterwort! Weil wir just Menschenkinder sind, und jeder Mensch ein Vaterland haben will."

Cohen sieht seine trefflichen Ansichten als allgemeine der Juden an, was aber der Wirklichkeit einfach widerspricht. Der alte Rothschild schickte seine fünf Söhne in fünf Länder, und keiner dachte daran, daß „jeder Mensch ein Vaterland haben will". Nein, wo es ihm wohl geht, da ist des Juden Vaterland, bestenfalls ist es das Judentum. Man lese nur, wie aufrichtige Nichtsalsjuden gleich Dubnow Rießer und Lazarus wegen ihres Bekenntnisses zum Deuschtum angreifen, als letzterer bespielsweise sagte: „Wir sind Deutsche, nichts als Deutsche, wenn vom Begriff der Nationalität die Rede ist, wir gehören nur einer Nation an, der deutschen." Oder wie sich ein Rabbiner Fischer über diese Frage äußert: „Täuschen wir uns nicht und gestehen wir es offen, daß alle Mühe, die wir uns geben mögen, dem talmudischen und späteren Judentume enthusiastische Vaterlandsliebe aufzudrängen, eine vergebliche ist. Das Judentum ist alt genug und hat der trüben Erfahrungen und der mühseligen Wanderungen zu viel, als daß es noch durch anheimelnde Wehmut an die Scholle sich gebunden fühlte, wo seine Wiege gestanden, als daß es noch diesem kindlichen Hange im großen, wie ich Vaterlandsliebe nennen möchte, sich hingäbe." Und der Gabriel Rießer verhöhnt Graetz als das merkwürdige Beispiel eines Juden, „der in seinem zufälligen Geburtslande vollständig aufging", weil er „die Beschränktheit deutschen Wesens, die Vertrauensseligkeit, die pedantische Überlegtheit und die Scheu vor rascher Tat" geteilt habe. An ihren Taten sollt ihr sie er-

kennen! Aber selbst Cohen weiß nicht besseres in seiner Schrift „Judentum und Deutschtum“ vorzubringen, als daß das Judentum, wie für das Christentum, so auch für das Deutschtum die Hauptquelle sei und daß beide zufolge dieser inneren Verwandtschaft sich auch in Zukunft zum Segen der Menschheit vereinen müßten.

Die Tätigkeit der Juden im vergangenen Jahrhundert spricht nicht für sie. Die große Dankesschuld an das Deutschtum harrt noch der Tilgung. Im Hinblick auf jüngste Ereignisse könnte man sogar umgekehrt von einer Undankbarkeit sondergleichen sprechen, die selbst noch die sprichwörtlich gewordene der Habsburger in Schatten stellt. Diese Dankesschuld wird allerdings vielfach von jüdischer Seite bestritten, damit aber nicht aus der Welt geschafft. Wer seine Schuld leugnet, bekennt sich nur allzu oft als böswilligen Schuldner. Es muß E. von Hartmann ganz beigestimmt werden, wenn er diese Frage in den Vordergrund schiebt. „Unbillig ist es, im Namen einer abstrakten Gerechtigkeit die bedingungslose Gleichstellung ungebetener fremder Gäste ohne entsprechende Gegenleistung von einem Volke zu verlangen; noch unbilliger ist es, einem Volke anzusinnen, daß es das überhebende Bewußtsein der Gäste, etwas Höheres und Besseres zu sein, als es selbst, im Namen der religiösen Toleranz respektieren und sich selbst gefallen lassen solle; am allerunbilligsten und illegalsten aber ist das Schaukelspiel mit der abwechselnden Hervorkehrung der einander ausschließenden Behauptungen der vollen Zugehörigkeit zur Nationalität des Mietsvolkes und der providentiellen Erhabenheit über dasselbe.“ Solche Worte waren sehr nötig. Denn selbst ein Mann wie Cohen will solche Dankverpflichtung nur bedingt zugeben, um keinen Preis aber daran erinnert sein, denn das gehe gegen den „staatsbürgerlichen Anstand“. Viele Juden mögen ja meinen, daß sie den Dank für die Gleichberechtigung unserm Lande überreichlich abgestattet hätten, indem sie uns die Lebensarbeit eines Börne und Heine, eines Stahl, eines Marx und Lassalle, eines Mendelssohn, geschenkt hätten. Nach ihrer Auffassung mögen sie darin recht haben: wir Deutschen vermögen das Wirken dieser Männer als Bereicherung unserer nationalen Werte nicht anzuerkennen. Auch auf dem Gebiete der reinen Wissenschaft sind ihre aus deutschem Geistesgute gewonnenen Fortschritte im Verhältnis zum Ganzen nicht ausreichend, um in ihnen auch nur annähernd einen Ausgleich für all den Schaden sehen zu können, den uns ihre Gleichstellung zugefügt hat. Konnte man also von den Juden dem schutzgebenden und ihnen die Gleichberechtigung schenkenden Staate gegenüber ihrem Wesen nach auch kein tieferes Gefühl der Vaterlandsliebe und Dankbarkeit erwarten, so doch wenigstens ein aufrichtiges Wohlwollen. Weit gefehlt! In Wort und Tat findet man sie als Feinde des Deutschtums, und dies teilweise in einer so verbissenen und nichtswürdigen Weise, daß man sich nur über die deutsche Langmut wundern muß, die nicht längst von ihrem Hausrecht Gebrauch gemacht hat. Schon Lagarde stellte im Jahre 1881 fest, daß sich die Juden in Deutschland stets auf der Seite derer finden, „bei denen das geringste Verständnis für die Geschichte ist“ und daß sich ihre Fremdartigkeit „in giftigen Haß umsetzt“, einen Haß, der sich mit einem alles Maß übersteigenden Hochmut paare: „sie sind, wie der freche Ausdruck lautet, gleichberechtigt mit Agio.“ Treitschke hatte kurz vor Lagarde (1879) ebenfalls diesen

Haß in erschreckendem Umfange in dem meistgelesenen jüdischen Geschichtswerke von Graetz nachgewiesen, und die ganze Geschichte des verflossenen Jahrhunderts bestätigt, wie recht beide hatten. Von Saul Ascher an bis zu dem angeblichen Vaterlandsfreund Börne, der schrieb: „Schicken Sie mir doch eine Schachtel voll deutscher Erde, daß ich sie hinunterschlucke. Das ist ohnedies gut gegen Magensäure und so kann ich das verfluchte Land doch wenigstens symbolisch vernichten und verschlingen", von Heine, welcher bekannte: „Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider . . . alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver", bis zu Harden findet man stets das gleiche. Ich kann die Meinung Buchs in seinem sonst so prächtigen Werke: „Vom internationalen zum nationalen Arbeitsstaate" nicht teilen, daß wir nicht „alle deutschen Juden als unsere Feinde zu betrachten" hätten. Das wäre doch nur der Fall, wenn ein wirklich **wesentlicher** Bruchteil unter ihnen, nicht einzelne, eine Ausnahme in dieser Hinsicht machen würden. Das ist aber nicht der Fall. Man denke nur daran, wie wenig Juden zu Bismarck gestanden haben, statt ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Bei solcher Deutschfeindschaft der in Deutschland lebenden Juden nimmt es nicht wunder, daß außerhalb des Reiches unser Volk erst recht keinen grimmigeren Gegner hat als die gesamte durch alle Länder versippte Judenschaft. Liebig weist sehr richtig darauf hin, daß im Kriege der Grad der Deutschfeindschaft der neutralen Staaten germanischen Geblütes in gleichem Verhältnis stand zu ihrer jüdischen Durchsetzung, und daß infolgedessen in dem ganz verjudeten Holland die Stimmung gegen uns am feindlichsten war. Wer das Treiben der angelsächsischen und lateinischen arg vom Judentum abhängigen Freimaurerei vor und in dem Kriege betrachtet, wird diese Wahrnehmung weiterhin bestätigt finden. Schon der erste Napoleon setzte diesen Deutschenhaß der Judenheit in seine Rechnung ein, und über die geheime Politik der alliance israélite universelle im letzten halben Jahrhundert wird die Zukunft vielleicht noch manche wertvolle Aufklärung bringen. Hiermit sind wir nun schon bei dem zweiten Punkte angelangt, der als eine schwere Gefahr für den Staat bezeichnet wurde, bei der übervölkischen Verkuppelung und Tätigkeit unserer Judenschaft. Sie war stets vorhanden, seit Mendelssohn, seit Jacobsohn, der sich an Napoleon I. wandte und den Landesfeind damit geradezu zur Einmischung in deutsche Angelegenheiten aufreizte, seit der deutsch-jüdischen Pariser „Diaspora" in den dreißiger Jahren, seit den Tagen der Rothschilds und vor allem seit der Geburt der marxistischen Internationale. Wie sollte es auch anders sein bei Leuten, welche die Worte geprägt haben: „Mein Geld ist meine Ehre" oder das noch frechere: „Nationale Ehre — ein wunderschönes Wort, nur daß es keinen mündigen Deutschen mehr zum Schwerte lockt." Inwieweit eine tatsächliche internationale Leitung des Judentums außerdem besteht und die Losung austeilt, kann hier nicht untersucht werden. Daß ein nationaler Staat aber durch jede übervölkische Vereinigung in seinem Dasein bedroht wird und daß er also niemals den Teilhabern solcher Verbindungen, mögen sie heißen wie sie wollen, Einfluß auf seine Geschicke zugestehen darf, ist ohne weiteres verständlich. Zur Zeit der ersten Judenemanzipation mag man diese Dinge vielleicht noch nicht ganz übersehen haben, trotzdem

die österreichischen Staatsmänner ja sehr sicher die Gefahren aus Napoleons Synedrion-Plänen herausfühlten und dementsprechend handelten. Seit den Ereignissen des Jahres 1848 hätte aber ein Zweifel nicht mehr bestehen dürfen, und selbst der Zwang der Verhältnisse kann deshalb die zweite Emanzipation von 1869 vom Staatsgedanken aus nicht verzeihlich erscheinen lassen, selbst dann nicht, wenn sie nur als vorübergehende Maßnahme geplant gewesen wäre. Diese Entwicklung mußte notgedrungen bei der Geldmacht, die sich immer ausschließlicher in jüdischen Händen ansammelte, zur jüdischen Weltherrschaft führen und es gibt wohl keine bezeichnendere äußere Bekundung dieser Tatsache als den Friedenskongreß in Versailles, der schließlich nichts anderes war als ein Synedrion der gesamten Judenheit. Man lese nur bei Winzer die Namen all dieser Weisen aus dem Morgenlande nach und erinnere sich, wie dort zwei Brüder, der eine der deutschen, der andere der amerikanischen Geldjudenschaft angehörend, am selben Tische berieten, um Klarheit zu gewinnen, wessen Belänge dabei letzten Endes gefördert wurden. Die Lösung geben uns Wilhelms Meisters Worte, „der jüdische Internationalismus ist der auf die Spitze getriebene jüdische Nationalismus“ und „der Internationalismus der Juden ist nur ein Mittel zur Unterhöhlung der ihm beim Streben nach seinem Ziele im Wege stehenden Willenskräfte seines Wirtsvolkes. Er selbst ist für sich durchaus national.“

Die Juden in Deutschland hatten sich mit der dort herrschenden monarchischen Staatsform abzufinden und diese mit ihnen. Und sie starb schließlich an ihnen. Vielleicht nicht ganz unverdient, wenn man im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit die Geschichte betrachtet. Denn schwer sind die Sünden, die der deutsche Fürstenstand um der Juden willen dem deutschen Volke gegenüber auf sich geladen hat. Es braucht dabei nicht in die fernere Vergangenheit zurückgegangen zu werden, wo die Fürsten, oft aus Eigennutz, manchmal aus wirklicher Not, sich immer wieder das Recht zur Auswucherung der eigenen Untertanen von den Juden abkaufen ließen, wenn das Volk auf dem besten Wege war, sich der Judenplage zu erwehren. An ihnen liegt es, daß die Maßnahmen, die England, Frankreich und Spanien mit durchgreifendem Erfolge von den Juden befreiten, sich in Deutschland nicht einheitlich durchführen ließen — der ausgewiesene Nürnberger Jude zog genau bis nach Fürth und setzte sich der Reichsstadt wie zum Hohne fast unmittelbar vor die Türe — und sie waren bis ins Jahrhundert der Gleichstellung die Schützer und Schirmer der Juden, wo immer ein Auflodern des Volksunwillens gegen sie stattfand. Die Ausnahmen, wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., sind zu wenige, um die Allgemeingültigkeit dieses geschichtlichen Urteils umzustürzen. Und wie war es im 19. Jahrhundert? Hier trat zwar die Geldbedürftigkeit zurück, oder vielmehr die fürstlichen Geldgeschäfte liegen weniger offen zutage. Dafür tat der humane Phrasennebel seine Dienste, um den Fürsten ihre ureigensten Belänge zu verschleiern. So banden sie sich selbst die Zuchtrute, die sie schließlich zum Lande hinausgeißeln sollte.

Eine nicht unwesentliche Rolle zur Förderung des jüdischen Einflusses auf die Landesherrscher spielte das, was man Estherpolitik nennt. Jüdische Mätressen, jüdische oder halbjüdische Berater haben im

Sinne ihres Volkes, vielfach hinter der Bühne und deshalb nicht immer klar nachweisbar, mehr gearbeitet, als man ohne tieferes Eindringen in diese Frage gewöhnlich annimmt.

Nicht ungewarnt sind die Monarchen dem Abgrund zugetaumelt, der sie verschlang. Es hätte jeder Hohenzoller das lesen und beherzigen müssen, was Friedrich der Große in seinem politischen Testament niedergelegt hat. Schon Lagarde warnte 1884, daß eine starke Monarchie, „wenn sie sich achtet und sich in Deutschland möglich erhalten will, nicht mit der Synagoge liebäugeln" dürfe. Und Bodelschwingh schrieb wahrhaft seherisch aus Anlaß der Stöckerhetze dem damaligen Kronprinzen, daß „wenn die Fahne sinkt, die Stöcker erhoben habe zum Heile unseres deutschen Volkes gegen seine allergefährlichsten Feinde, auch die Stunde gekommen sei, wo der Hohenzollern-Thron falle". Die Wirkung blieb aber aus. Statt der Einkehr gaben sie feierliche Erklärungen gegen den Antisemitismus ab.

Die Feindschaft der Juden gegen die Monarchie entlud sich natürlich selten in so grob-taktloser Weise, wie bei der frechen Anpöbelei Friedrich Wilhelms IV. durch Jacoby. Im Gegenteil, im persönlichen Verkehr mit den Herrschern zeigten sie eine ölige Geschmeidigkeit, und kein geringer Teil ihrer Erfolge unter Wilhelm II. dürfte dieser Anschmiegsamkeit an dessen Art zu verdanken sein. Um so widerwärtiger berührt allerdings die Unanständigkeit, mit der man dem gefallenen Herrscher dann den Eselsfußtritt gab.

Nachdem es den Juden einmal gelungen war, sich Eingang in den Staat zu verschaffen, konnten sie ihrer Veranlagung nach nicht bei dem Erreichten stehen bleiben. Die Gleichberechtigung genügte ihnen nicht: sie drängten zur Herrschaft. Das ging natürlich nicht von heute auf morgen. Erst mußten sie sich die Machtmittel werben oder schaffen, die für den Kampf nötig waren. Und diese Machtmittel waren wie von alters her die Phrase und der Umsturz. Für die Phrase fand man die Ausdrucksmittel in den Parlamenten, zu deutsch Schwatzbuden, und in der Presse, während man für den Umsturz nicht nur selbst als „Ferment der Dekomposition" geeignet war, sondern sich noch in allen Mächten, die mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden waren, seine Werkzeuge, den ausführenden Arm, sicherte. Erst warf das jüdische Kapital die Massen in die Marxistische Verelendung, um dann durch Lassalle ihnen die „verdammte Bedürfnislosigkeit" auszutreiben.

Gegen die Volksvertretungen an sich ist natürlich nicht das geringste einzuwenden. Wohl aber gegen das Zerrbild der Parlamente des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, die so recht auf die Bedürfnisse des Judentums zugeschnitten sind, wo ihnen die Gleichheit nach dem hohlen Schlagworte der Französischen Revolution als eine Grundforderung vom doktrinären Liberalismus dargeboten wurde. Sofort erkannten die Juden die außerordentlichen Möglichkeiten, die sich ihnen hier zur politischen Betätigung boten, um als Erwählte einer leichtbestimmbaren Masse ohne gemeinsamen berufsständischen Interessenkreis die Klinke der Gesetzgebung in die Hand zu bekommen. Und kaum wurde das allgemeine und gleiche Wahlrecht zum ersten Male zur Wirklichkeit, als sie auch in das Frankfurter Parlament eindrangen, um sofort eine große

Rolle dort zu spielen. Auch das späterhin, als nämlich die fortschrittlichen, jüdisch gesinnten Kammermehrheiten aufhörten, so heftig befehdete preußische Wahlgesetz mit seinem einseitig auf den Besitz zugeschnittenen Wahlrecht, das dem jüdischen Geldmann einen hundertmal größeren Einfluß sicherte als dem Manne der Arbeit und der Bildung, kam dem Judentum zustatten. Auch im preußischen Landtag saßen neben Taufjuden und Halbjuden Vollblutjuden wie Jacoby, Kosch und Veit. Die Durchdringung der deutschen Parlamente mit Juden und Jüdlingen — wozu also außer den Stammesjuden (Volljuden und Taufjuden) auch die Mischlinge und die jüdisch Versippten zu rechnen sind — steigerte sich bis zum Novemberumsturz fortgesetzt, bis sie im Jahre 1919 in allen gesetzgebenden Körperschaften einen Höhepunkt erreichte, um dann einer kleinen rückgängigen Bewegung Platz zu machen. Genaue und unbedingt zuverlässige Feststellungen fehlen hier noch: sie werden auch immer schwieriger, nachdem es Grundsatz der Verfassung wurde: la recherche du Iudaïsme est interdite.

Um das gleiche Wahlrecht in seiner jetzigen Form muß deshalb noch ein schwerer Kampf entbrennen. Denn diese Waffe wird sich das Judentum nicht ohne weiteres entreißen lassen. Für eine von deutschen Politikern, wie schon von Frymann, erstrebte berufsständig gegliederte Volksvertretung kann und wird das Judentum nichts übrig haben, weil „ihm damit die Führung der Arbeitermassen aus der Hand genommen und sein Einfluß auf das Maß seiner Beteiligung an der nationalen Gütererzeugung herabgesetzt werden könnte".

Die politische Macht in den Volksvertretungen wird durch die Parteien ausgeübt. Es ist eine alte jüdische Kampfesart, stets mehrere Eisen im Feuer zu haben und nicht alles auf ein Pferd zu setzen. Allerdings kann man sich auch dabei irren und beide Pferde können stürzen, wie es in der Französischen Revolution den jüdischen Brüdern Frey geschah, von denen der eine als Königlicher, der andere als Terrorist die Bekanntschaft mit der Guillotine machte. Im allgemeinen hat sich aber der Grundsatz bewährt und die Juden haben stets in allen Parteien Einfluß zu gewinnen versucht. Naudh scheint mir da der deutschen Natur zu viel zuzutrauen, wenn er meint, „der Jude ist seiner Eigentümlichkeit nach wohl keiner Nation so zuwider als der deutschen mit ihrer universalen Natur und ihrer idealen Richtung, und der Deutsche muß sich sehr tief in seinem Rechte gekränkt fühlen, um mit dem Juden in politische Solidarität zu treten". In Wirklichkeit zeigte sich der Deutsche viel weniger bedenklich. Stahl, Lasker, Bamberger spielten in Parteien ihre große Rolle, die sich keineswegs in ihrem Rechte tief gekränkt fühlten. Immerhin ist die starke Neigung der Juden für die Opposition an sich, für die liberalen und radikalen Parteien Tatsache, wobei vielleicht nicht nur die Hoffnung mitsprach, mit deren Hilfe schneller ihre Ziele zu verwirklichen, sondern auch die innere Wesensverwandtschaft ihrer nicht aufs Aufbauende, Schöpferische, sondern aufs Verneinende, Zersetzende gestellten Art. Die Unversöhnlichkeit und Gehässigkeit der Linksparteien gegen Bismarck wird großenteils auf diesen jüdischen Einschlag mit zurückzuführen sein. Es muß aber gleich betont werden, daß die Verbindung des Judentums mit den sich freisinnig nennenden Parteien gar nichts mit einer besonderen

Hinneigung der Juden zur Freiheit zu tun hat. Denn sie wissen ja gar nichts von jener wahren innern deutschen Freiheit nach deutscher Auffassung, „die sich in der Beschränkung aus eigenem Willen Grenzen setzt“. Ihr Freiheitsbegriff geht einzig und allein darauf aus, dem Judentum die Freiheit zu sichern, alle anderen Völker seinen Zwecken dienstbar zu machen. Es ist die Freiheit des Nomaden, nicht des verantwortungsbewußten Staatengründers. Parteien, welche dies nicht erkennen und sich dem Judentum völlig hingeben, gehen daran zugrunde. Denn „noch ist kein Berufsstand und keine Partei, die der Verjudung anheimfiel, lange bei gesundem Leben geblieben“. Die Geschichte der deutschen Demokratie liefert den Beweis dazu.

Zur Zeit kurz nach den Befreiungskriegen, also auch kurz nach der Judenemanzipation, brachte das zunächst in Süddeutschland neu entstehende Verfassungsleben zwei politische Richtungen auf, die ohne Beziehung auf die Gegenwart die konservative und die liberale genannt seien. Erstere verkörperte nicht nur die Reaktion, etwa im Sinne der Karlsbader Beschlüsse, sondern sie war stark von der romantischen Geistesströmung jener Tage durchzogen, die neben mancherlei mittelalterlich Rückständigem doch auch die Pflege und Liebe zum angestammten, urwüchsig Deutschen in Gesetz und Sitte, Sprache und Dichtung hochhielt und jedenfalls die hervorragendste geistige Kraft der damaligen Zeit war. Der Liberalismus dagegen hatte sich einerseits mit den Gedanken der westlichen Demokratie vollgesogen, andererseits aber den Kampf um die deutsche Einheit aufgenommen. Dieser kam jedoch in den ersten Jahren nur in zweiter Linie. Dadurch verblaßte zeitweise der nationale Grundzug des Liberalismus, und die Anlehnung an die Forderungen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begünstigte das Keimen übervölkischer Bestrebungen. Die „heilige Allianz der Völker“ wurde schon 1818 der „heiligen Allianz der Fürsten“ entgegengestellt, und es ist ungemein kennzeichnend, daß einer der ersten Nachbeter dieser französischen Phrase auf deutschem Boden der Jude Börne war. Naudh irrt nun aber, wenn er den Liberalismus als den Vater der Judenemanzipation ansieht und ihm vorwirft, daß er bemüht war, „dem deutschen Volke die Fremdherrschaft der Juden aufzuerlegen, als es Gut und Blut daransetzte, diejenige der Franzosen zu brechen“.

Die Quellen der Gesetzgebung vom Jahre 1812 entsprangen aus der Gedankenwelt der Aufklärungszeit (Lessing), des Neohumanismes (Humboldt) und der französischen Staatsumwälzung (Hardenberg). Und 1815 bestimmten den Fürsten Metternich sicherlich nicht liberale Gründe zu seiner Fürsprache für die Juden, entgegen dem geschlossenen Willen des gesamten Deutschlands. Gerade in Süddeutschland, wo mit dem aufkommenden Verfassungsleben der Liberalismus zuerst seine Schwingen entfaltete, tobten die Judenkrawalle vom Jahre 1819, und der Abgott der liberalen Welt, Rotteck, widersprach dort der Erweiterung der Judenrechte. Erst nachdem der Boden für das „Junge Deutschland“ und seine Anschauungen — allerdings unter wesentlichster Mitwirkung der Börne und Heine — gelockert war, konnte in den dreißiger Jahren die Saat in die Halme schießen, wobei man wiederum die Einflüsse der französischen Julirevolution, die das schamlose Börsenkönigtum Louis Philipps be-

gründete, beachten muß. Der Wechsel spiegelt sich am besten in der deutschen Burschenschaft wider. Ohne rückschrittlich zu sein, aber vom Geiste der Romantik beseelt — eine solche Vermählung zwischen Romantik und Liberalismus zeigt sich ja auch bei Uhland — war die erste Burschenschaft durch und durch judenfeindlich: diejenige der dreißiger Jahre zählte bereits Juden zu ihren Mitgliedern! Das eigentliche Eindringen des Judentums in den politischen Liberalismus erfolgte von Preußen aus, also von einem Staate, in dem die Juden im allgemeinen mehr Rechte hatten, als in dem größeren Teile des mit liberalen Verfassungen gesegneten Süddeutschland. Simon, Marx, Oppenheim stammen aus den Rheinlanden, wo die französischen Überlieferungen noch warmer Pflege sich erfreuten, Jacoby, Simson, Kosch aber entwuchsen der Stadt der „reinen" Vernunft. Im Sturmjahr 1848 hatte sich jedenfalls das gesamte Judentum unter die liberale Fahne geschart, so weit es sich nicht den schon entstehenden noch entschiedeneren Richtungen zugewandt hatte. Nur der gallige Detmold — falls er wirlich Jude war, was immerhin etwas zweifelhaft ist, da er in Hannover Minister werden konnte — saß in der Paulskirche auf den Bänken der Rechten. Alle anderen schworen zu den liberalen Forderungen. Es wäre besser gewesen, wenn damals, als schließlich der Gedanke der deutschen Einheit beim Liberalismus zeitweise obsiegte, alle Juden der äußersten demokratischen Linken angehört hätten, die die reinpolitischen Forderungen den nationalen voranstellte. Dann hätte später der gemäßigte Liberalismus, der aus dem Nationalverein hervorging, nicht den jüdischen Zersetzungskeim in sich aufgenommen, an dem er auch zugrunde ging. Die Person von Simson, dem Erbkaiserlichen von 1848 und Nationalliberalen von 1870, versinnbildlicht den Zusammenhang. Der spätere Liberalismus teilte sich in drei Zweige, manchmal auch mehr: die Nationalliberalen, die Fortschrittspartei und die süddeutschen Demokraten, alle drei aufs stärkste mit jüdischen Elementen durchsetzt und bald von ihnen zersetzt. Für die ersteren war es von Anfang an bedenklich, daß von ihren jüdischen Mitgliedern nicht die vornehm zurückhaltende Persönlichkeit eines Simson, den man auf einem Ehrenposten kaltstellte, sondern ein Lasker und Bamberger den Ton angaben. Vor allem letzterer, der als entschiedener Republikaner angefangen und sich dann in seiner Verbannung mehr als zuträglich mit den Gedanken der internationalen Demokratie und Großfinanz erfüllt hatte. Nach Königgrätz war er herbeigeeilt, um auf seiten Bismarcks das Deutsche Reich „gründen" zu helfen. Und er „gründete" es gründlich, in jüdischem Sinne. Denn seine Vertrautheit mit den Fragen der Geldwirtschaft verlieh ihm ein Ansehen bei der größten Partei des jungen Reiches, das dessen Handelsgesetzgebung — man denke nur an das Aktienrecht — auf das ungünstigste beeinflußte. Die Bestimmung des deutschen Volkes als eines Ausbeutungsgegenstandes des Judentums erhielt damals den gesetzlichen Stempel. Neben ihm spielt Lasker trotz seiner vordringlichen Eitelkeit und seines größeren Mundwerks tatsächlich die geringere Rolle. Daß man aber diesen Mann in der Gründerzeit sich als Vorkämpfer gegen Schwindel und Schiebertum aufspielen ließ und nicht sofort seine Absicht erkannte, in der Toga des Tugendhelden die verhaßten Gegner zu Sündenböcken zu machen und hiermit seine viel schuldigeren Stammesgenossen

aus der Schußbahn zu bringen, zeigt von einem bedauerlichen Tiefstand an Urteilsfähigkeit bei seinen Parteigenossen, die doch immerhin Männer wie Bennigsen zu den Ihren zählten. Es ist nur folgerichtig, daß in solchem Banne die Partei in der Frage des Antisemitismus ganz versagte und unter den Begründern des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ sich die Namen von Gneist, Hobrecht und anderen hervorragenden Nationalliberalen vorfinden. Allerdings hatte die Absplitterung der Sezession, zu der auch fast alle Juden der Partei, Lasker, Bamberger, Rickert (?), gehörten, ihrer weiteren Verjudung vorübergehend Einhalt geboten. Mit Bennigsens Ausscheiden aus dem politischen Leben kamen aber jüdische Einflüsse erneut zur Geltung. Die beiden folgenden Führer Bassermann und Stresemann (?) waren zwar nicht selbst Juden, aber jüdisch verheiratet und deshalb sicher in ihrer politischen Haltung weniger unabhängig, als es zum Vorteile der Partei erwünscht war. Das Aufkommen der jungliberalen, stark judenverseuchten Bewegung in der Partei und vor allem auch ihre Hinneigung zu dem völlig jüdischen Hansabund zeigten die veränderte Lage. Auch heute noch stehen sich übrigens der Vorsitzende des Hansabundes Rießer, ein Neffe Gabriels, und Stresemann politisch sehr nahe, und ich halte es für eine der bedenklichsten Erscheinungen hinsichtlich der völkischen Weiterentwicklung der deutschen Volkspartei, daß sie diese schlimme Erbschaft von ihrer Vorgängerin, der nationalliberalen Partei, übernommen hat. Denn leider hatte die neue Sezession vom Jahre 1918 nur einen Teil der jüdischen Parteimitglieder zur Demokratie geführt, wie Schiffer und Friedberg. Vestigia terrent!

Von dem linken Flügel der 48 Liberalen stammt die spätere Fortschrittspartei — Jacoby, der 1870 die Reichsgründung bekämpfte und in Haft genommen werden mußte, gehörte ihr an. Sie übernahm die ganzen unfruchtbaren Parteigrundsätze der alten liberalen Partei und damit deren ganze Begeisterung für die Judengleichstellung, blind gegen alle Tatsachen und Lehren der Wirklichkeit. Sie wurde infolgedessen auch die erste Bekämpferin der judenfeindlichen Bewegung in den Volksvertretungen. Im November 1880 entfesselte sie die bekannte Judendebatte im Abgeordnetenhause. Treitschke schildert die Haltung des Liberalismus dahin, daß der „blinde philosemitische Eifer der Fortschrittspartei“ die gegenseitige Erbitterung nur gesteigert habe; „die beiden gemäßigten Mittelparteien bewahrten dabei ein beredtes Schweigen, weil sie kein Öl ins Feuer gießen wollten und doch fühlten, daß viele der Anklagen gegen die anmaßende Haltung des deutschen Judentums wohlbegründet sind“. Das mag für die damalige gereinigte nationalliberale Partei zutreffen, — gehörte ihr ja doch Treitschke selbst an —, weniger vielleicht von der Sezession. Hatte doch Bamberger selbst 1880 in einer Schrift: „Deutschtum und Judentum“ zur Feder gegriffen, um zu beweisen, daß „das deutsche Volk für die Handlungen der kleinen Gruppe, die den Judenhaß künstlich schüre, nicht verantwortlich sei“. Darin liegt doch wohl keine Anerkennung, daß die Anklagen „wohlbegründet“ seien. Die Vereinigung der Fortschrittspartei mit der Sezession, in der sich „die Bank- und Börseninteressen mit ihrer internationalen Verflechtung“ besonders stark geltend machten, ist dann schon die vollendete „Judenschutztruppe“. Es entbehrt nicht des Humors, daß zu ihr Leute wie Virchow und Mommsen gehörten, die als Politiker nun

das als „Schmach des Jahrhunderts" verdammen mußten, was sie als Fachgelehrte, früheren Erkenntnissen gemäß, als berechtigten Widerstand gegen unduldbare jüdische Eigenschaften und Handlungen hätten auffassen müssen. Die vorübergehende Regierung Friedrichs III. schwellte die Segel der Fortschrittspartei und des Judentums mächtig: die Caprivizeit sollte ihnen neuen Wind zuführen. Nicht lange, dann trat erneute Spaltung ein: der ganz verjudete Börsenflügel um Rickert spaltete sich 1893 wieder ab, und selbst die spätere Wiedervereinigung und Neuaufnahme verwandter Gruppen vermochte den toten Lazarus nicht zu neuem Leben zu erwecken. Eines gewissen Interesses entbehrt dabei nicht die Aufnahme der Nationalsozialen um Naumann, die von der christlich-sozialen, also judenfeindlichen Partei ausgehend, allmählich völlig in das jüdische Fahrwasser kamen. Ein warnendes Beispiel, wie die judengegnerische Bewegung durch Zersplitterung zugrunde geht, indem ein Reis nach dem anderen von ihr verdorren muß.

Der dritte Zweig am liberalen Stamme war die „süddeutsche Demokratie", die abgesehen von Frankfurt, wo sie unter dem berüchtigten Sonnemann völlig jüdischer Artung war, in Schwaben ihren Hauptsitz hatte und dort die alten Überlieferungen von 1848/9 in ihrer Verzerrung vom Stuttgarter Rumpfparlament fortsetzte. Von Uhlands Geist war aber an ihr nichts mehr zu spüren. Ihre zahlenmäßige Schwäche ließ sie nie zu größerer politischer Wirksamkeit kommen, bis ihre Vereinigung mit den anderen linksliberalen Gruppen ihren Führern, Payer und Haußmann, zeitweise eine gewisse Bedeutung gab. In ihrer Judenfreundlichkeit unterschied sie sich in nichts von den Schwestergruppen. Nur daß ihr Hauptblatt, die „Frankfurter Zeitung", die letzten Ziele vielleicht etwas weniger ungeschickt enthüllte als das „Berliner Tageblatt". Durch den jüdischen Mißbrauch wurde die Bedeutung des Wortes „Demokratie" völlig geändert. Der Unterschied zwischen wahrer, deutscher Demokratie und ihrer fratzenhaften Entartung, der jüdischen Afterdemokratie, ist bekannt. Man braucht nur das letzte politische Gebilde dieses entarteten demokratischen Geistes auf deutschem Boden, die deutsch-demokratische Volkspartei, sich anzusehen, um die jüdische Demokratie in Reinkultur zu erkennen. Dieser neuen Partei floß ein nicht unbeträchtlicher Teil der ehedem Nationalliberalen zu, von denen allerdings die völkisch Bewußten sich bald wieder abwandten. Es liegt zum zweiten Male die merkwürdige Erscheinung vor, daß der gemäßigte, national und nicht international gerichtete Liberalismus ein Übermaß der Verjudung nicht erträgt und daß er von Zeit zu Zeit immer wieder die allzu reichliche Beigabe auszuscheiden weiß. Eine Gesundung wird aber für ihn erst eintreten, wenn ihm die völlige Ausscheidung der Juden gelingt, wozu es allerdings solange noch gute Wege hat, als die Selbstbesinnung auch bei den weiter rechts stehenden Parteien noch keine völlige ist.

Zusammenfassend sei also festgestellt, daß das Judentum im Gesamtliberalismus Deutschlands eine vielfach ausschlaggebende, stets eine für das Deutschtum und die betreffende Partei verhängnisvolle Mitarbeit ausübte. Hartmann hebt diese eigenartige Rolle des Judentums im Liberalismus besonders hervor, da es doch eigentlich nichts Konservativeres gebe als gerade den Juden. Von Hause aus sei dieser keineswegs liberal ver-

anlagt. Er „verlangt zwar in seinem Interesse alle Freiheiten für sich, . . . aber er gönnt keinem anderen eine Freiheit, die er im antisemitischen Interesse betätigen könnte . . . die zersetzende Negativität gegen das Fremde ist nur die Kehrseite und unabtrennbare Folge ihrer Konservativität gegen das Eigene und sie sind liberal und oppositionell gegen die deutsche, österreichische usw. Regierung und deren Politik nur darum und insoweit, als es keine jüdischen Regierungen sind und sie keine rein jüdische Politik treiben".

Es ist ganz nützlich, sich dieses Urteil vor Augen zu halten, wenn man das Verhältnis des Judentums zur Sozialdemokratie betrachtet. Denn hier wird man noch viel eher versucht, eine gemeinsame Gedankengrundlage anzunehmen, wenn man die außerordentlich engen Beziehungen beider in Rücksicht stellt. Deshalb ist es gut, zunächst hervorzuheben, daß Sozialismus und Sozialdemokratie zweierlei sind, daß die Grundsätze der letzteren in vieler Hinsicht geradezu eine Abkehr von den Lehren des ersteren bedeuten. „Der Sozialismus ist arisch (Owen, Carlyle, Ruskin, Fichte), der Kommunismus jüdisch (Marx). Die moderne Sozialdemokratie hat sich in ihrem Gedankenkreise darum vom . . . Sozialismus so weit entfernt, weil die Juden in ihr eine so große Rolle spielen." So Weininger. Wenn ein anderer Jude, Brunner, sagt, daß die Sozialdemokratie hauptsächlich der Juden „Werk ist, wie der Gedanke der Sozialdemokratie ihr Gedanke ist", so ist das nur in dem Sinne richtig, daß die Umfälschung der sozialistischen Gedankenwelt in den Marxismus jüdischen Ursprungs ist. Von Hause aus ist es ja der größte Widersinn, daß eine Bewegung, welche die einseitige Kapitalzusammenballung als eine Schädigung der arbeitenden Klassen bekämpft, welche Eigentum für Diebstahl erklärte, Förderung durch die Träger des Kapitalismus fand. Weininger weist darauf hin, daß der Jude nur nach dem Besitze giere — (dieser Besitzhunger kann sich nicht nur im Streben nach rotem Golde und nach Schuldverschreibungen, sondern auch im Ringen nach Machtbefugnissen äußern), — dagegen dem Eigentum, beispielsweise an Grund und Boden, ziemlich gleichgültig gegenüber stehe. Hierin liegt vielleicht eine Wurzel dieses Widerspruchs. Eine andere liegt aber wohl in der Doppelart der Juden, womit sie mit gleicher Geschicklichkeit den ebenfalls Entrechteten, den Schicksalsgefährten des Arbeiters darstellen, wie sie die Schätze der Welt zu erraffen verstehen. Die ersten Vertreter des Sozialismus standen auch diesen Dingen nicht blind gegenüber. Fourier z. B. will die Juden wegen ihrer Gemeingefährlichkeit sogar von den bürgerlichen Rechten ausschließen, und es ist ein auffälliges Merkmal der zunehmenden Verjudung der deutschen Sozialdemokratie, daß Bebel dies Zeugnis gegen die Juden in seinem Buche über Fourier verschwieg. Auch Marx selbst hat ja ausgesprochen, daß der weltliche Gott des Judentums das Geld sei und daß „die Judenemanzipation in ihrer letzten Bedeutung . . . die Emanzipation der Menschheit vom Judentum" sei. Das Eindringen der jüdischen Geldmacht in die Sozialdemokratie vollzog sich, zunächst in persönlicher Hinsicht, schon sehr früh: Ricardo (Lewy) war Bankier, und Lassalle war ebenfalls mit Glücksgütern gesegnet. Daß Singer Millionär war, ist allbekannt, und Dr. Arons hatte als Schwiegersohn Bleichröders ebenfalls nicht am Hungertuche zu nagen. Keiner der Genannten aber griff der geschichtlichen Entwickelung vor, indem er all

seine Habe geopfert hätte und arm mit den Armen geworden wäre. Bei aller Opferwilligkeit für ihre Partei, die sie wenigstens zum Teil zeigten, dachten sie nicht daran, für ihre Personen das Leben des satten „Bourgeois" aufzugeben.

Die Hinneigung selbst reicher Juden zur Sozialdemokratie hängt zusammen mit ihrer Herrschsucht, wie bei Lassalle, oder mit ihrer Veranlagung, überall Träger der Zersetzung zu sein und sich in jede morsche Stelle des Staates einzubohren. In den begehrlich aufwärtsdrängenden Massen erkannten sie das Mittel, diese Zersetzung zu beschleunigen. Unterstützt durch ihre Veranlagung zu wühlerischer Verhetzung, fesselten sie die Massen um so schneller an ihr Leitseil, als sie das mitbrachten, was jenen hauptsächlich abging, das Geld zum Kampfe und die geistigen Werte, wenn es auch tatsächlich nur Unwerte waren. Immerhin ist es noch schwer verständlich, daß die Juden es so schnell und gründlich fertigbrachten, die urwüchsigen judenfeindlichen Gefühle der Masse derart einzulullen, daß sie dem Judentum auch bei der Bekämpfung der antisemitischen Bewegung stets und willig Folge leisteten. Einigermaßen erklärt sich diese befremdliche Erscheinung aus der Tatsache, daß man dem Arbeiter einzureden wußte, daß er dem Antisemitismus gegenüber die höheren Menschenrechte verteidige, was seinem Bildungsdünkel schmeichelte. Nötigenfalls half das Geld seiner Begeisterung für die Verteidigung jüdischer Belänge nach. Augenscheinlich spricht hier die rassische Entartung großer Teile der in den Großstädten zusammengeballten und sich völlig wahllos vermischenden Arbeitermassen stark mit. So gelang es dem Judentum bis in die allerjüngste Zeit, wo erste schwache Anfänge eines Umschwunges dämmern, sich ein gefügiges Millionenheer für alle seine Zwecke bereitzustellen. Die Folgen daraus zieht Buch in seinem schon genannten besonders empfehlenswerten Werke folgendermaßen: „Gelang dieser großartig angelegte Plan, dann waren drei Ziele auf einmal erreicht, die für die Weltmachtstellung des jüdischen Volkes so wichtig sind wie die großen Errungenschaften der Handelsfreiheit, der Freizügigkeit und der zur Verflüssigung und unbegrenzten Konzentration des Kapitals dienlichen Rechtseinrichtungen:

1. Man erlangte die Macht, in jedem Lande mit überwiegend proletarischen Massen zur gelegenen Stunde Arbeiterunruhen, Arbeitseinstellungen und Revolutionen herbeizuführen, Regierungen zu stürzen und einzusetzen.

2. Man gewann in den organisierten Arbeitermassen eine zuverlässige Schutztruppe des Judentums und in ihren Abgeordneten bewußte oder unbewußte Vertreter der jüdischen Interessen in den Parlamenten.

3. Man vermag die Proletarierbewegungen so zu mißleiten, daß sie an der Maßlosigkeit ihrer Forderungen zugrunde gehen, indem man die Proletarier vom Boden des Vaterlandes ablöst (entnationalisiert und internationalisiert) und den Sozialismus zum Kommunismus radikalisiert."

Über die Beteiligung der Juden an der älteren Arbeiterbewegung ist schon an früheren Stellen das Genügende gesagt. Ebenso wurde ihre Bedeutung für die Vorgeschichte der Umsturzbewegung des Jahres 1848 betont. Ihr Hauptkopf war entschieden Karl Marx. Er ist ebenso maßlos überschätzt wie unterschätzt worden: das Richtige wird wohl in der Mitte liegen. Bucher nennt ihn einen klugen Kopf von erheblichem Wissen, und

man bedenke immer, daß Bewegungen von der Gewalt der sozialdemokratischen, mögen sie sich nun auf richtigen Geleisen bewegen oder irregeleitet sein, niemals ganz unbedeutenden Männern ihre Entstehung oder Ausbreitung verdanken können. Bemerkenswert ist Marx' Versuch, schon die 48er Bewegung zu kommunistischen Zwecken auszunutzen. Die Arbeiterschaft war aber noch nicht genügend bearbeitet, so daß ihre Mitwirkung unterblieb. Der Versuch mißlang. Erst zehn Jahre später war sie so weit, daß es einem Lassalle, der die richtige politische Witterung für Zukunftsmöglichkeiten hatte, erstrebenswert erschien, sie zum Schrittmacher seiner ehrgeizigen Pläne zu benutzen. Nicht als ob Lassalle mit der Arbeiterschaft nur für seine Sonderzwecke gespielt hätte: es mag sicherlich bei ihm auch viel ehrliche Überzeugung mitgewirkt haben. In Wahrheit hat er sich aber doch nur selbst abgemalt, als er die Arbeiter warnte: „Die Arbeiterbewegung hat sich frei zu halten von Kapitalisten und Juden; wo diese als Leiter und Führer auftreten, da verfolgen sie auch eigene Zwecke." Durch Lassalles frühzeitigen Tod wurden die Wege verschüttet, die, vielleicht (?), zu einer gesunden nationalen Entwickelung der deutschen Arbeiterbewegung hätten führen können. Sie wurde nun eine verhältnismäßig leichte Beute der internationalen, jüdischen Sozialdemokratie. Nur die katholische Weltanschauung vermochte zunächst diesen Einfluß auf die ihr nahestehenden Arbeitermassen hintanzuhalten. Ob dies noch lange möglich sein wird, erscheint recht fraglich, wenn wenigstens ihre politische Vertretung auch weiterhin mit den jüdischen Parteien Hand in Hand arbeitet.

Die zunehmende Hörigkeit der Sozialdemokratie gegenüber dem Judentum kam natürlich auch in ihrer parlamentarischen Vertretung zum Ausdruck. Auf die Singer, Stadthagen und Haase hier näher einzugehen, erübrigt sich, da sie sich über die andere Menge jüdischer Führer in der Sozialdemokratie wenig hervorheben. Höchstens letzterer könnte wegen seines unheilvollen Treibens in der Kriegszeit besondere Erwähnung verdienen. Sein Ansehen und seine Zerstörungsarbeit waren aber nur möglich, nicht dank seiner eigenen Bedeutung, sondern dank der Schlappheit der Regierung, die es unterließ, gegen offenkundige Landesverräter standrechtlich einzuschreiten. Daß der Umsturz von 1918 in seiner Hauptsache das Werk des Judentums in der Sozialdemokratie ist, steht fest, ebenso dessen ausschlaggebende Bedeutung nachher. Auf den jüdischen Bolschewismus und Spartakismus der jüngsten Zeit braucht hier ebenfalls nicht eingegangen zu werden. Sie sind nur Früchte von gleichem Baume und die letzten Folgerungen der unnatürlichen und unsittlichen Verbindung zwischen Arbeiter und Juden. Jener mag an diesen wahnsinnigen Ausgeburten jüdischer Hirne zugrunde gehen, nachdem er seine Aufgabe, die Herbeiführung der jüdischen Weltherrschaft, erfüllt hat. Ein Bild von dieser letzteren gibt die Entschließung der Amsterdamer Internationale zur Judenfrage vom Jahre 1919. Sie verlangt nach Buch für die Juden:

„1. Vollständige Gleichberechtigung der Juden in allen Ländern, Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung bei dem Wiederaufbau der durch den Krieg heimgesuchten Gebiete, internationaler Schutz der Juden und aller anderen nationalen Minderheiten gegen tückische Verfolgung und wirtschaftliche Ausbeutung.

2. Gleichberechtigung der Juden bezüglich der Ein- und Auswanderungsfreiheit nach und aus allen Ländern.

3. Nationale Selbstverwaltung auf der Grundlage des Nationalitätenprinzips und der nationalen Gleichberechtigung in den Städten, Provinzen und Gemeinden aller Länder, wohin die Juden in Menge ziehen.

4. Anerkennung des Rechts des jüdischen Volkes, sich in Palästina eine eigene Heimat zu schaffen und die Schaffung der hierzu notwendigen Bedingungen unter dem Schutz und der Kontrolle des Völkerbundes.

5. Vertretung des jüdischen Volkes im Völkerbund."

Diese Entschließung ist so ungeheuerlich, daß man wirklich zunächst geneigt ist, sie für eine Täuschung zu halten. Die Bürgschaft des Verfassers schließt aber jeden Zweifel aus. Um den Inhalt voll zu erfassen, stelle man sich nur die gegenwärtige Lage der Deutschen in der Welt vor. Jedes weitere Wort erübrigt sich danach.

Wesentlich geringer als bei den liberalen und sozialistischen Parteien sprach und spricht der jüdische Einfluß bei den Konservativen mit. Die Abhängigkeit ihrer Partei von den Schlagworten — „Gedankenfesten", wie Graetz richtig sagte, nicht „Gedanken" — Stahls wird häufig übertrieben, um mit Behagen, auch von deutschliberaler Seite, verkünden zu können, wie selbst die Judengegner nicht ohne jüdische Hilfe zurechtzukommen vermögen. Man übersieht aber, daß Stahl in seinen Staatsrechtslehren durchaus nicht ursprünglich ist und daß er mehr die Form als den Inhalt der konservativen Parteianschauung schuf. Es ist aber nicht zu leugnen, daß seine Worte und Lehren die Partei länger, als ihr zuträglich war, in einseitiger Starrheit und geistiger Unfruchtbarkeit hielten, so daß sie, als die neue Zeit anhob, mangels eines weitschauenden Führers, sich nicht rechtzeitig den veränderten Verhältnissen anzupassen wußte, daß sie den Anschluß an die Zeit verlor und so Bismarck zwang, mit Parteien zu arbeiten, deren Abhängigkeit vom Judentum nicht vom Segen für die erste grundlegende Entwickelung des Reiches war. Auch der sich gegen die Judenherrschaft richtenden Bewegung brachten die Konservativen anfangs nicht genügendes Verständnis entgegen. Statt die Führung zu übernehmen, folgten sie nur langsam und unentschieden im Tivoliprogramm dem Gebot der Stunde und führten selbst dessen bescheidene Forderungen nicht einmal ernsthaft durch. Es wurde schon angedeutet, daß in den Adern der konservativen Parteiführer mehr jüdisches Blut kreiste, als man gemeinhin annimmt. Daß ein Teil der Hemmungen diesem Umstande ihren Ursprung verdankt, ist kaum zu bestreiten. In freikonservativen Kreisen war es übrigens ähnlich, wie denn überhaupt die Verjudung des deutschen Adels besonders seit dem Wilhelminischen Zeitalter mit seiner Überschätzung des Geldes erhebliche und unerfreuliche Fortschritte gemacht hatte. Selbst der deutschnationalen Partei im neuesten Reich, die doch nur sehr lose Fäden mit der alten konservativen Partei verbinden, gehen diese Halbheiten noch nach. Zu einer klaren Stellung in der Judenfrage hat sie es noch nicht gebracht, da sie dann zunächst einige ehemalige Minister und Stützen Bethmanns aus ihren Reihen entfernen müßte, die dem Gedanken der Rassenreinerhaltung im eigenen Hause fremd gegenüberstehen[1]).

[1]) Dieser Satz blieb bewußt stehen, trotzdem sich die Verhältnisse seit der 1. Auflage hierin geändert haben.

Was von dem Verhältnis der Juden zum Zentrum zu sagen ist, wurde schon größtenteils beim Kulturkampf erwähnt. Heute findet es weniger als je Bedenken, sich mit den verjudeten Parteien der Linken in politische Gemeinschaft einzulassen, ohne nachzusinnen, welchen Preis es dafür zahlen muß. Eigentlich müßten ihm doch auch etwas die Augen übergehen bei solchen Ausbrüchen niederträchtig unflätigen Christenhasses wie bei Brunner, wo es von Jesus heißt: „Der absolut berühmte Mann, so berühmt wie der liebe Gott: Josefssohn. Ich meine natürlich den Josefssohn, dessen Vater der Zimmermann Josef und dessen Mutter die Haarkräuslerin Maria gewesen, und der mit seinem Würdenamen Christus genannt ist." Das schrieb nicht ein beliebiger Tintenklecser — denn allenthalben wird gefehlt —, sondern ein Schriftsteller, der ernst genommen sein will und der gegen den Judenhaß eifert, sich demnach doch selbst erst der größten Zurückhaltung befleißigen müßte. Wer dies etwa für eine einzelne Verfehlung ansehen sollte, der lese aufmerksam Graetz durch oder auch nur dessen Schuldregister bei Treitschke. Wir hoffen, daß auch das Zentrum schließlich in der Judenfrage seine Stunde von Damaskus haben wird.

Bei der Presse können wir uns kürzer fassen, weil für die Vergangenheit Treitschkes „Deutsche Geschichte" und seine anderen Werke sowie Naudh, für die näheren Zeiten Frymann und Wilhelm Meister gute Leitmittel an die Hand geben. Nicht vergessen seien jene verdienstvollen Zusammenstellungen, die mehr den Zwecken des Alltags dienen sollen und von denen Fritschs Hammerschrift Nr. 28 wohl den neuesten und ausgiebigsten Stoff bietet.

Hauser hat sehr dankenswerterweise darauf aufmerksam gemacht, daß die alliance israélite universelle in ihren Satzungen ausdrücklich die Bearbeitung der Volksstimmung durch die Zeitungen betont. Sie forderte damit indes nichts Neues, sondern sie hat nur eine bereits bestehende Übung gewissermaßen zum Gesetz erhoben. Überall hatten die Juden die Bedeutung der Presse frühzeitig erkannt. Schon im Jahre 1806 lernten wir Davison beim Berliner „Telegraphen" kennen, jenes Vorbild für eine Art feiler Schurken, die auch heute im gleichen Berlin die Geschäfte des Feindes gegen Deutschland besorgen. Wir hörten ferner von Saul Ascher und dem „souveränen Feuilleton", jener jüdischen Einfuhrware auf deutschem Boden, die unter dem Scheine der Unterhaltung und der Belehrung jüdische Weltanschauung verbreitete und die so unsägliches Unheil angerichtet hat. Die Preßfreiheit, welche das Jahr 1848 mit sich brachte, hat dann erst recht das Judentum zu diesem Berufe hingezogen. Dühring meint allerdings, daß unabhängig von ihr die Juden dem Zeitungsgewerbe schon darum von vornherein besonders nachgingen, „weil sie zu dessen schlechter Beschaffenheit und zu dessen übeln Anforderungen am meisten paßten". Hier dürfte aber Ursache und Wirkung verwechselt sein. Sicherlich wäre die Presse in nur deutschen Händen eine achtenswertere Einrichtung geblieben, als sie es dank der fast ausschließlichen Betätigung der Juden geworden ist.

Der Zweck der jüdischen Presse ist mit einem Worte die Geistesknechtung der Völker. Nichts, aber auch gar nichts sollen sie zu hören bekommen, was nicht zu den höheren Zwecken des Judentums paßt. Die ganze geistige Kost muß, um den Ausdruck zu gebrauchen, koscher sein: sonst könnte

ja schließlich doch einmal der Deutsche zur Besinnung kommen und zur Wahrung seines Hausrechtes greifen. Unterhalb dieses obersten Grundgesetzes herrscht der weiteste Spielraum. Man versteht es ebensogut fromm wie frivol zu sein, vor Thronen zu ersterben und den rotesten Umsturz zu predigen. Das Zersetzende wird allerdings bevorzugt, und nichts ist da vor der Begeiferung sicher als das unantastbare Judentum. Wo mißliebige Dinge oder Personen bekämpft werden, wird vor allem die Verdächtigung und Verleumdung benutzt; nur wo das nichts hilft, wendet man das bewährte Mittel des Totschweigens an. Wo dagegen Juden oder Judengenossen in Frage kommen, da tritt die jüdische Presse als „Unsterblichkeitsversicherung-G. m. b. H. auf Gegenseitigkeit" mit einer seltenen Unverfrorenheit auf. So wurde den Deutschen eine ganze Welt von Scheingrößen in Kunst und Wissenschaft, in Politik und im Schrifttum aufgeredet, während man alles wahrhaft Deutsche nicht aufkommen ließ. Übrigens ist es gerade die Judenfrage, über welche die Judenpresse am liebsten ganz schweigt, um sie mit Totschweigen aus der Welt zu schaffen. Zwei so gemäßigte Männer wie Hartmann und Sombart klagen beide darüber, sind aber übereinstimmend der Ansicht, daß in diesem Falle die Totschweigetaktik ihr Ziel nicht erreichen würde. „Wie kann ein Mensch wirklich glauben, daß das größte Problem der Menschheit stillschweigend aus der Welt geschafft werden könnte?" fragt Sombart.

Die völlige Beherrschung der deutschen Presse durch das Judentum vollzog sich in den Jahren der deutschen Einigung, als die jüdische Unterstützung der Bismarckschen Pläne die deutsche Vorsicht, die den Juden gegenüber nie besonders groß war, vollständig eingeschläfert hatte. Schon Gobineau sagt, daß in den siebziger Jahren die ganze Presse zwischen Rhein und Weichsel, vielleicht sogar noch weiterhin, sich in Judenhänden befinde. Zwei besonders schlimme Zuwüchse erfuhr die Presse in der liberalen Machtzeit (1860—1880) durch die „Frankfurter Zeitung" und das „Berliner Tageblatt". Doch wozu einzelne Namen nennen? Man käme aus dem Aufzählen nicht heraus, und ein kleiner Gradunterschied in der Deutschfeindlichkeit und Unanständigkeit des Tons der einzelnen Judenblätter ist von geringer Bedeutung. Es genügt zu wissen, daß eine Gesundung, ja nur eine hinreichende Aufklärung des Volkes überhaupt unmöglich ist, ehe den Juden nicht dieses Kampfmittel und zwar in der umfassendsten Weise aus der Hand geschlagen ist. Die Gründung und Förderung der deutschgesinnten Presse genügt allein nicht.

Neben der Beeinflussung durch die Phrase, das gesprochene und geschriebene Wort, benutzte das Judentum als politisches Ausdrucksmittel zur Verwirklichung seiner Wünsche den Umsturz. Wo das Wort nicht ausreichte, mußte die Tat einsetzen. Schon von jeher hat das Judentum die Rolle der „Made im Apfel" im Leben seiner Wirtsvölker gespielt. Es höhlte sie aus, und dann starben sie ab. Mommsens und Gobineaus Nachweise aus der römischen Geschichte sind überzeugend. Wo die Zersetzung nicht von selbst wirkte, half man mit äußerer Gewalt nach durch Revolutionen und Krieg. Weininger gibt ebenfalls das Zersetzende der jüdischen Art zu. Auf nichtjüdischer Seite herrscht darüber ja wohl überall Übereinstimmung. Wenn Weininger aber meint, der Jude sei kein echter Revolutionär, gar nicht wirklich zerstörend, da ihm die Kraft und der innere

Schwung zur Empörung fehle, so geht er doch insofern fehl, als er verkennt, daß der Anstifter so gefährlich wie der Täter ist. Wenn also auch angeborene Feigheit oder andere Eigenschaften in der Regel den Juden davon abhalten, bei den Umsturzbewegungen selbst die Haut zu Markte zu tragen, so beweist das natürlich gar nichts gegen die Verantwortlichkeit an dem Geschehnis an sich. Vielfach wird allerdings der Anteil der Juden an den größeren Staatsumwälzungen überschätzt. Man muß immer bedenken, daß sie erst mit wachsender Macht in der Lage waren, mehr als bloß im allgemeinen vorbereitend und fördernd zu wirken: bewußte jüdische Leitung läßt sich jedenfalls erst von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an feststellen. Damals traten auch schon Männer hervor, die seherisch vorausschauten, was kommen mußte. So Naudh: „Wo historische Staatsformen fremder Völker niedergerissen werden sollen, da ist der Jude voran, weil er fühlt, dabei sein eigenes Hindernis zu bekämpfen. Wenn es aber mit dem deutschen Nationalreich einmal Ernst werden sollte, wird es ihn in diesem nicht leiden, und er wird vom ‚höherem' Standpunkte des Weltbürgertums aus eine neue Zersetzung versuchen." Und Dostojewski († 1881) meinte: „Wenn die Weltrevolution kommt, die vor der Tür steht, dann werden sich die Proletarier über Europa stürzen, alle Regierungssysteme und aller Reichtum wird zunichte; nur die Juden werden obenauf kommen, so daß sogar der Zusammenbruch ihnen zugute kommt." Neben dem Umsturze im Innern sind es nach außen hin die Kriege, welche den jüdischen Machtzwecken dienen müssen, um ihre Zwecke zu erreichen. Indes ist auch diese Art jüdischer Machtäußerung verhältnismäßig jung. Denn wohl mögen die Juden auch schon früher in den Kriegen ihr besonderes Ausnutzungsfeld und ergiebige Bereicherungsmöglichkeiten erblickt haben, das Zeitalter der reinen Börsenkriege war aber doch erst möglich, als sie die Geldmacht völlig in der Hand hatten und daneben die Presse, um die Völker solange aufzuhetzen, bis der äußere Kriegsanlaß gegeben war. In dieser Beziehung scheint 1859, der lombardische Feldzug, den Wendepunkt zu bedeuten. Daß auch bei dem Umsturz im kleinen und bei politischen Morden Juden als Anstifter und Täter vielfach hervortraten, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

Es wäre nun nur noch die Tätigkeit der Juden im Dienste des Staates zu betrachten. Wer einen Blick in den Semikürschner wirft, wird erstaunt sein, wie stark die Verjudung in den Kreisen der deutschen Regierung und Verwaltung vorgeschritten war, als der Krieg 1914 ausbrach. Es brauchen hier keine Namen angeführt zu werden, da eine nur lückenhafte Aufzählung dieser jüdischen Einflüsse leicht zu einer ungerechten Hervorhebung einzelner führen würde, wo es sich um eine weitverbreitete Zeiterscheinung handelt. Besonders das wichtige Auswärtige Amt scheint auf dem Wege der Taufen und Mischehen viel Judenblut ererbt oder erheiratet zu haben. Die Kostspieligkeit der diplomatischen Laufbahn, deren Anwärter und Beamten die falsche Sparsamkeit des Reiches auf ein reiches Nebeneinkommen anwies, hat hier sehr zum Unsegen mitgewirkt. Diese Verjudung des Auswärtigen Amtes erklärt gar manches. Im Reichsamt des Innern waren die Verhältnisse die gleichen, fast noch schlimmer: die Namen sind in aller Munde. Prof. Werner, als damaliger Reichstagsabgeordneter ein Wissender, teilt eine Verfügung aus der Kriegszeit mit, die Bände

spricht: „Auf Veranlassung des Reichsamts des Innern werden weitere Besprechungen in der Presse über die von der Stadt Paris bei der New-Yorker Firma Kuhn-Loeb aufgenommene Anleihe und abfällige Kritiken über die Firma Kuhn-Loeb verboten." Diese Verjudung oberster Reichs- und preußischer Dienststellen hatte schon im Bismarckschen Zeitalter recht ausgiebig eingesetzt: — man denke an die Minister Friedenthal und Friedberg usw. —. Hand in Hand mit diesen jüdischen Einflüssen innerhalb hoher Staatsstellen ging deren Bearbeitung von außen. Man lese nur Hohenlohes Aufzeichnungen über das Auftreten Bleichröders. Die internationale Verbindung der Bankhäuser hatte diesen einen politischen Geheimdienst ermöglicht, der vielfach schneller und besser unterrichtet war als das staatliche Nachrichtenwesen. Deshalb konnten sich die Bleichröder manchmal durch schnelle Nachrichtenvermittlung nützlich machen. Daß sie das nie gegen ihr Interesse taten, ist mehr als wahrscheinlich. Durch die Gründung der großen Telegraphen-Bureaus wie Reutter, Wolff — alle zunächst in Judenhänden und miteinander verfilzt — hatten sie eine neue Machtquelle gewonnen, da ihnen als Hauptbesitzern alle wichtigen Nachrichten gleichzeitig, wenn nicht eher wie der Regierung, zugingen.

Daß sich diese Mißstände in dem Deutschland nach 1918 geradezu bis zur Unerträglichkeit gesteigert haben, ist bekannt. Ohne Vorkenntnisse, ohne eine andere Bewährung als ihr Judentum sind in den Reichsämtern und auf den Außenposten viele der wichtigsten und verantwortungsvollsten Stellen heute mit Juden besetzt. Es ist klar, daß dabei natürlich keine deutsche Politik getrieben wird.

Das stärkste staatliche Machtmittel war das Heer. Deshalb mußten die Juden natürlich darnach trachten, auch es ihrem Einfluß zu erobern, oder es aber zu zerstören. Als ihnen das erste nicht gelang, unternahmen sie das zweite. Der Krieg mit den ungeheuren Opfern, die er dem Offizierkorps, dem Rückgrat des Heeres, auferlegt hatte, begünstigte dieses Unterfangen, und auch hier steht der Jude jetzt am Ziele. Ehe wir aber den jüdischen Kampf um die Gleichberechtigung zum Offizierstand näher ansehen, sei zunächst ein Blick auf ihre militärische Eignung und ihr Verhältnis zum Kriegführen im allgemeinen geworfen.

Es ist auffallend, so bewegliche Klagen der Juden über ihre Ausschließung vom Offizierstand bei ihrer sonstigen geringen Neigung für den Heeresdienst vernehmen zu müssen. Ihr Drang zu diesem letzten Bollwerk des festgefügten deutschen Staates scheint aber bei näherem Hinsehen weniger mit ihrer kriegerischen Begeisterung, als mit ihrem Bestreben in Zusammenhang gestanden zu haben, auch auf dieses Machtmittel, das schließlich auch gegen sie in Verwendung treten konnte, Einfluß zu gewinnen. Ehrgeiz und Eitelkeit haben wohl ebenfalls eine Rolle gespielt. Heutzutage, wo mit dem Heer weder blinkender Waffenschmuck noch Orden und gesellschaftliche Vorzugsstellung verbunden sind, dürfte die Sehnsucht zum Waffendienst starke Abkühlung erfahren haben. Man ist gewöhnt, von alter Überlieferung her dem Juden nur ein geringes Maß von persönlicher Tapferkeit zuzutrauen, und im Volksmund, der in solchen Fragen meist das Richtige trifft, laufen zahlreiche Witze und Erzählungen um, die dieser Anschauung Ausdruck verleihen. Der Mut ist wohl keinem Volk der Erde von Hause aus versagt, besonders wenn es sich

um die Verteidigung des eigenen Ichs handelt. Das ist aber nicht der freudige Mut des Kriegers, der den Kampf um seiner selbst willen begrüßt. Dieser Mut eignet in hohem Maße dem Deutschen. Ihn lockt die Gefahr im Gegensatz zum Juden, der seine Ziele, wenn irgend möglich, auf anderen Wegen zu erreichen sucht, auf denen er sich persönlicher Gefahr weniger auszusetzen braucht. Hierin liegt kein Vorwurf, sondern nur die Feststellung einer Tatsache. Diese natürliche, offnem und gefährlichem Kampfe abgeneigte Artveranlagung der Juden mag durch die Ghettozeit eine Verstärkung erfahren haben. Ihre Ursache hat sie aber nicht in ihr.

Mit der Erlangung der staatsbürgerlichen Rechte war natürlich auch die Übernahme von Pflichten verbunden. Eine der wichtigsten war in dem kriegerischen Zeitalter um die Wende des 18. Jahrhunderts die Waffenpflicht. Sie wurde von den Juden keineswegs mit ungeteilter Freude begrüßt. Wir hörten von den herzzerreißenden Auftritten bei den ersten jüdischen Ausmusterungen im josefinischen Österreich, wofür sicherlich nicht nur religiöse Besorgnisse die Ursache waren. Wir hörten ferner, wie bei der beabsichtigten preußischen Judenreform von 1787 die Aussicht zur Heranziehung zum niedern Kriegsdienst besonders abschreckend wirkte. Wir vernahmen ferner, wie scharfe Maßnahmen Napoleon ergreifen mußte, um die Ausübung der jüdischen Dienstpflicht zu erzwingen, und wir erinnern uns des Angebots der westpreußischen Juden, sich vom Heeresdienst loszukaufen, da dem König an feigen Memmen nichts gelegen sein könne. Da ist es wirklich ein außerordentlich starkes Stück, in grober Verallgemeinerung einiger Fälle, wo auch Juden ihre Soldatenpflicht brav erfüllten, uns von den Heldentaten der Juden in den Befreiungskriegen in so übertriebener Weise zu berichten, wie es geschah. Treitschkes Feststellungen über diese Frage sind ja schon mitgeteilt. Auch Naudh, von dessen Mitarbeitern dem Geheimerat Wagener sicher Einblick in die amtlichen Schriftstücke zustand, meint: „Sie haben nachträglich von den Heldentaten erzählt, so sie in den deutschen Befreiungskriegen verrichtet. Sie hatten leider dabei die Akten der Kriegsministerien vergessen, in welchen sich dieser Patriotismus in feigem und wohlfeilem Loskauf ausdrückt. Aber ihres Vorteils haben sie sich stets erinnert, und während der Franzosenherrschaft waren sie, soweit es nützte, gut französisch." Daß die Juden, zumal bei einem Volke, dem das Waffenhandwerk so hochsteht wie dem deutschen, den Vorwurf der Feigheit nicht gerne ertragen, ist erklärlich. Man würde darum auch einige Abweichungen von der geschichtlichen Wahrheit nicht allzu schlimm finden. Und der Jude ist der geborene miles gloriosus. Muß aber deshalb gleich so dreist die Wahrheit in ihr Gegenteil umgebogen werden? Das erste eiserne Kreuz im Kriege von 1871, der erste Tote im afrikanischen Aufstand im Jahre 1904, die erste eroberte Fahne 1914 — alles wird für jüdischen Heldenmut beansprucht. Solche Lügen läßt sich der Deutsche natürlich nicht gefallen, denn in diesem Punkte ist er sehr empfindlich.

Das Zeugnis zweier jüdischen Schriftsteller möge übrigens zur Klärung dieser Frage etwas beitragen. Trebitsch gibt zu, daß alles Heldenhafte im Volke Israel fremdes Rassengut war, und „wo dem geknechteten Volke ein Held aus seiner Mitte je erstanden war (Makkabäer), da leidet dieser an . . . der Unfähigkeit des auserwählten Volkes, sich ein-

heitlich zu dauernder mannhafter Haltung und Tatkraft aufzuraffen . . ." und Weiniger sagt unumwunden: „Christentum ist höchstes Heldentum; der Jude aber ist nie einheitlich und ganz. Darum eben ist der Jude feig und der Heros sein äußerster Gegenpol." In der Tat hat Chamberlain ja nachgewiesen, daß die Juden von alters her den Waffendienst scheuten und fremden Söldnern den Landesschutz anvertrauen mußten und daß es auch im fremden Staate (wie in Rom) ihre stete Sorge war, die Waffenpflicht, genau wie 1813, durch Loskauf abzulösen. Wo Loskauf nicht zum Ziele führte, wurden andere Mittel versucht, um nur dem verhaßten Militärdienst zu entgehen — Bestechungen, Fahnenflucht, gefälschte Geburtsscheine und dergleichen. Noch für den jüngstverflossenen Weltkrieg liegen derartige Zeugnisse höchster militärischer Dienststellen vor.

Über den Anteil der Juden an diesem letzten Kriege haben wir umfangreiche Zahlenangaben. Seit Beginn fast des Kampfes wurde von jüdischer Seite Stoff gesammelt, um einerseits die Zurücksetzung, andererseits die Heldenhaftigkeit der jüdischen Mitkämpfer ins rechte Licht zu setzen. Davon ist es bald recht ruhig geworden. Erst als sich dann die öffentliche Meinung endlich eine zahlenmäßige Feststellung des jüdischen Anteils an den Front- und Heimkriegern erzwang, entstand eine Erregung in der gesamten Judenschaft, die sich mit dem Gefühle eines guten Gewissens schwer vereinbaren ließ. Selbst Drohungen wurden nicht gescheut. Dem vereinten jüdischen Druck gab schließlich die Regierung nach und enthielt das aufgesammelte Ergebnis dem Volke vor. Jetzt ist es endlich veröffentlicht und verarbeitet in Otto Armins Broschüre „Die Juden im Heere". Es erbringt allerdings selbst bei vorsichtigster Zurückhaltung in der Ausnutzung der gebotenen Zahlen den unumstößlichen Beweis, daß auch in diesem letzten Kriege die Juden es in erheblichem Umfange verstanden haben, sich dem Waffendienste zu entziehen und, wo sie daran teilnahmen, in den am mindesten gefährdeten Stellen dieser Dienstpflicht nachzukommen. Irgendwelche Zahlen an dieser Stelle anzuführen, muß ich mir versagen, da eine einigermaßen erschöpfende Darstellung zu viel Raum beanspruchen würde. Für eine eingehendere Forschung ist Armins Schrift sowieso unentbehrlich. Es sei indes nicht verschwiegen, daß Armins Darstellung jüdischerseits bekämpft wurde. Die betreffenden Veröffentlichungen können aber wohl keinen Mitkämpfer, der aus eigner Erfahrung zu urteilen weiß, überzeugen.

Wenn demnach auch die vorderste Kampffront mit ihren Gefahren gerade keine besondere Anziehungskraft auf die Juden ausübte, so gilt das doch nicht etwa vom Kriege überhaupt. Im Gegenteil, der Krieg ist, ähnlich dem Umsturz, oft eines der Mittel, die das Judentum im Kampfe um die Macht einzusetzen weiß. Aber auch wo die Kriege nicht auf die Anregung der Juden zurückzuführen sind, und das war früher fast immer der Fall, waren sie stets eine reiche Erntezeit für dieses Volk. Die Erschütterung der geordneten Staatsverhältnisse bot ein ergiebiges Feld, um im trüben zu fischen. Die Deckung des Geldbedarfs und die Bereitstellung der anderen Kriegsbedürfnisse lag schon von jeher den jüdischen Geldgebern und Handelsleuten ob, deren weitgehende Verbindungen sie zur Ausführung dieser Geschäfte noch besonders geeignet machten. Es

sei nur an die Namen der Gumperz, Ephraim und Cerfbeer erinnert, um das ehrwürdige Alter jüdischen Kriegslieferantentums festzustellen. Das Geschlecht der Kriegsgewinnler stammt also nicht erst von heute. Die dauernde Verbindung mit den kämpfenden Heeren verschaffte naturgemäß den Juden tiefe Einblicke in die kriegerischen Absichten und Handlungen. Auch diese Kenntnisse wurden, und zwar nicht nur in Ausnahmefällen, zur Einnahmequelle der beteiligten Judenschaft. Spionage und Landesverrat sind in den älteren Zeiten fast ausschließlich jüdische Handelsgegenstände. Aus keinem der Kriege der letzten Jahrhunderte fehlen die Klagen hierüber, aus den schlesischen Kriegen ebensowenig wie aus Napoleons Zeiten. Welche Rolle dieser Kriegsgeschäftszweig der Juden im jüngsten Weltkriege gespielt hat, müßte auch noch einmal einwandfrei festgestellt werden.

Eine ganz neue Form jüdischer Kriegsdienste hat der letzte Krieg hervorgebracht in den Kriegsgesellschaften. Sie gaben nicht nur einer unverhältnismäßig großen Anzahl kriegstauglicher Juden die Möglichkeit, ihr kostbares Leben dem Vaterlande zu erhalten, sondern sie boten auch das Mittel zur planmäßigen, gründlichen Ausraubung des deutschen Volkes, während dieses die Wacht an der Front hielt. Auch über diese Verhältnisse, die in ihrer wirtschaftlichen Verkettung sehr vielgestaltig und unübersichtlich sind, ist noch nicht das letzte Wort gesprochen — dazu bedarf es auch eines größeren zeitlichen Abstandes. Recht ansehnlichen Stoff, ebenfalls aus amtlichen Quellen, hat hier wiederum Otto Armin zusammengetragen in seinem Buche „Die Juden in den Kriegsgesellschaften". Es konnte natürlich noch nicht erschöpfend und auf all den vielen Gebieten der Kriegswirtschaft gleichmäßig durchgearbeitet sein und hat also noch mehr den Wert einer Stoffsammlung als einer abschließenden Behandlung.

Im Weltkriege hatten die Juden nun auch ihr heiß ersehntes Ziel erreicht, die Aufnahme in den preußischen Offizierstand. Das heißt ohne Taufe. Denn getaufte Juden und Mischehensprößlinge gab es in ihm auch vorher schon in großer Menge, und wer mit den persönlichen Verhältnissen des alten Heeres näher vertraut ist, wird zugeben müssen, daß diese Fremdwesen im Heere nicht segensreich waren. Sie brachten eine Überschätzung der materiellen Lebensbedingungen in das Offizierkorps, die sich mit einer herkömmlichen, vornehmen Einfachheit und seinen kriegerischen Aufgaben wenig vertrug. Auch war ihre ganze Sinnesart und Lebensauffassung geeignet, das feste Gefüge des alten Heeres zu lockern. Die plötzliche Verstärkung dieses Fremdkörpers im Heere wirkte um so auflösender, als das alte Offizierkorps unverhältnismäßig große Lücken durch Tod und Ausscheiden erlitten hatte. Und ich glaube, ein nicht geringer Teil der Vorwürfe, welche man dem Kriegsoffizierkorps macht, müssen, soweit sie überhaupt zu Recht bestehen, diesem Umstande zugeschrieben werden. Indes harrt auch auf diesem Gebiete noch manche Frage der Aufklärung. Die allmähliche Veröffentlichung der in den Kriegstagebüchern niedergelegten Eindrücke und Erfahrungen dürfte hier noch viel Neues zutage bringen. Der Vollständigkeit halber sei noch einer weiteren Neuerscheinung des letzten Krieges gedacht, der Soldatenräte und der starken Vertretung des Judentums in ihnen. Hier konnte sich seine Begabung zum Umsturz und zur Zersetzung aufs beste auswirken. Ich möchte aber fest-

stellen, daß für diese gewiß schädliche, zum Teil landesverräterische Tätigkeit der Juden nicht sowohl ihnen ein Vorwurf zu machen ist, als denjenigen verantwortlichen deutschen Stellen, in der Regierung und im Heere, welche es trotz der mächtigen Waffe, die ihnen die Kriegsgesetze verliehen, soweit kommen ließen aus Mangel an Entschlußkraft oder aus Pflichtvernachlässigung.

Zweiter Teil.

Die Juden im geistigen Leben Deutschlands.

Einer der größten Fehler der preußischen Polenpolitik war es bekanntlich, daß sie den preußischen Polen die Segnungen der deutschen Schule zuteil werden ließ, ehe die Gewähr vorhanden war, daß diese Untertanen zu guten Deutschen geworden waren. Einen ähnlichen Fehler beging man auf deutschem Boden, als man den Juden in der Emanzipationszeit den Zugang zu der deutschen Bildung und den deutschen Geistesschätzen weit erschloß und in jeder Weise erleichterte. Durch diese falsche Maßnahme gab man dem Feinde erst die Waffen in die Hand, mit denen er die Macht erobern konnte. Denn die Entwickelung der jüdischen Geldmacht allein hätte nie dazu führen können, wenn sie nicht von einem gleichzeitigen Einbruch in das deutsche Geistesleben begleitet gewesen wäre. Da die Juden dessen volle Höhe nicht erklimmen konnten, zogen sie es zur eigenen tieferen Stufe herab, die sie als Höchstmöglichkeit geistiger Errungenschaften sich anzueignen vermochten. Bereits im Jahre 1912 konnte deshalb ein Jude es aussprechen: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht." Über die Nichtberechtigung ist kein Wort zu verlieren. Über die Fähigkeit oder Unfähigkeit zu dieser geistigen Vormundschaft muß aber einiges gesagt werden, ebenso darüber, ob das dreiste Wort überhaupt in seiner Allgemeinheit zutrifft.

Wer das ganze jüdische Leben, nicht nur das geistige, ins Auge faßt, erkennt, daß das Judentum im allgemeinen nicht Werte schafft, sondern nur vermittelt, die Ware nicht erzeugt, sondern nur verhandelt. Hierüber wird noch bei der Betrachtung der Juden im Erwerbsleben einiges Grundsätzliche zu sagen sein. Es genügt zunächst hier festzustellen, daß der Vermittler- und Händlergeist auch auf dem geistigen Gebiete den Schöpfergeist beim Juden überwiegt. Die Tatsache der geistigen Unfruchtbarkeit der jüdischen Rasse an sich wird eigentlich kaum ernsthaft bestritten. Weininger gibt sie offen zu, daß „die Juden keine ganz großen Männer hervorbringen können, weshalb dem Judentum ... die höchste Genialität versagt ist". Cohen spricht die Tatsache vorsichtiger aus, wenn er sagt: „Die Wissenschaft des Judentums geht überall auf deutsche Ursprünge zurück." Und, da aller guten Dinge drei sind, schrieb Fromer 1911 in der „Zukunft": „Die Fähigkeit, eine große Idee hervorzubringen und sie systematisch auszubauen, haben die Juden (als Gesamtheit betrachtet) nie besessen." Lagarde meint sogar,

daß die Juden dem geistigen Leben von Hause aus feindlich gegenüberständen, daß also nicht nur angeborene Unfähigkeit, sondern Kulturfeindschaft vorliege. Diese Annahme würde ja der Auffassung der Juden als eines Nomadenstammes entsprechen. Ohne soweit zu gehen, bestätigen aber auch andere, daß das Judentum infolge seiner inneren Fremdheit zu uns eine Gefahr für die deutsche Kultur sei, so Herder und Chamberlain, und auch Treitschke meint, daß die Juden uns gegenüber in den „höchsten und heiligsten Fragen des Gemütslebens grundverschieden denken". Gerade in der völligen Artfremdheit, in der Unmöglichkeit, den Juden jemals beizubringen, was wir „unter Gottheit, Religion, Sittlichkeit verstehen", liegt die Unlösbarkeit der Judenfrage auf dem Wege der geistigen Angleichung an uns. Es war also ein furchtbarer Fehler bei solcher Sachlage, dem Fremden die Pforten des deutschen Geistestempels weit zu öffnen. Eine Verfälschung des deutschen Geistesgutes mußte die unausbleibliche Folge davon sein. Gegen diesen Schaden an dem Besten, was unser Volk besitzt, an seiner Seele, treten alle anderen Schäden als Nebenerscheinungen zurück, so erheblich sie sind. Die Erkenntnis dieser grundlegenden Tatsache vermißt man völlig in der Zeit, als es sich um die Zulassung der Juden zu den Lehrstätten, zuerst als Lernende, dann als Lehrer handelte. Selbst ein Mann von der Bedeutung eines Alexander von Humboldt ging hier im Irren: er war ein eifriger Fürsprecher jüdischer Gelehrter bei ihrer Bewerbung um Lehrstühle an den preußischen Hochschulen. Und der Staat hatte auch nur religiöse Bedenken, als er die Juden von der Universitätslaufbahn ausschloß. Daß wir Heutigen, durch die Wucht der Erfahrungen aufgeklärt, hier heller sehen, ist kein Verdienst: wir müssen aber auch den Mut haben, die Folgerungen daraus zu ziehen.

Der Mangel an wahrhaft wissenschaftlichen Leistungen der Juden wird häufig auf die lange Zeit ihrer geistigen Unfreiheit, ihres „geistigen Ghettos" zurückgeführt. Das ist aber in doppelter Hinsicht nicht richtig, insofern sie auch vorher, im Zustande völliger Freiheit, keine geistige Großtat vollbracht haben und insofern ihnen auch selbst in der Zeit ihrer größten Unfreiheit auf deutschem Boden die Bildungsmöglichkeiten nicht durchaus fehlten. Die Juden haben jahrhundertelang Gelegenheit gehabt, ihre geistige Fruchtbarkeit zu erweisen, aber sie haben weder von selbst der Wissenschaft neue Erkenntnisse erschlossen noch fremdes — ägyptisches, babylonisches, griechisches — Geistesgut auszubauen vermocht. Auch ihre oft gerühmten Verdienste während des arabischen Kulturzeitalters schrumpfen bei näherem Hinsehen merklich zusammen. Sie waren auch hier nur die Übermittler fremden Geistesgutes. Auch dies Verdienst ist ja keineswegs gering anzuschlagen. Eigene Gedanken kamen aber nicht hinzu. Man braucht deshalb nicht gleich so weit zu gehen wie Lagarde, der Maimonides und seinesgleichen Diebe nennt und auch Mendelssohn keinen ursprünglichen Gedanken zugesteht. Aber ebenso muß man es ablehnen, wenn A. Geiger die geistige Befreiung der Völker im Zeitalter des Humanismus neben dem Hellenismus dem Judentum und seiner Wissenschaft zuschreibt. Daß aber den Juden zu keiner Zeit die Bildungsmöglichkeit ganz fehlte, zeigt am deutlichsten das Beispiel Spinozas, des hervorragendsten Geistes, den bisher das wissenschaftliche Judentum hervor-

brachte. Schon kurz nach dessen Tode erschloß der Große Kurfürst 1678 den Juden den Besuch seiner Hochschule zu Frankfurt a. O., der auch Mendelssohn seinen Doktorhut verdankte.

Wenn demnach dem Juden auf dem Gebiete der Wissenschaft das Höchste, die schöpferische Großtat, versagt blieb, so ist doch nicht zu bestreiten, daß er auf seinem eigenen Felde, dem der Vermittlung fremden Geistesgutes, manches geleistet hat. Man muß sich aber wohl hüten, die übliche „Überschätzung jeder liliputanischen Geistestat“ eines Juden durch ihre Rassengenossen unbesehen als bare Münze anzunehmen; gerade der Zusammenhalt und das gegenseitige Anpreisen jüdischerseits zwingt da zu starker Vorsicht und ist überhaupt eine der übelsten Folgeerscheinungen ihres wissenschaftlichen Geschäftsbetriebs. Ich sage absichtlich „Geschäftsbetriebs“, denn das ganze Treiben der Juden in der Wissenschaft schmeckt stark danach: es hat, wo „nicht unmittelbar einen geschäftlichen Zweck, doch stets einen geschäftlichen Charakter“. Diese Wirtschaft hat es ermöglicht, den geistigen jüdischen Nachwuchs immer mehr in die Lehrtätigkeit unserer Hochschulen einzuschmuggeln und die heutigen Mißstände der völligen Verjudung ganzer Fakultäten herbeizuführen. Selbst Sombart findet diese Zustände bedenklich, wenn auch sein Heilmittel, daß nämlich die Juden durch freiwillige Beschränkung die Dinge nicht weiter auf die Spitze treiben sollten, etwas sehr harmlos anmutet. Und der noch judenfreundlichere Ziegler muß ebenfalls den Widerstand gegen „die cliquenhafte Zudringlichkeit und Betriebsamkeit in wissenschaftlichen und akademischen Verhältnissen“ als berechtigt anerkennen. Am schärfsten urteilt, wie immer, Dühring, dessen unbilliges Urteil gegen den Professorenstand natürlich abzulehnen ist. Er meint: es „drängen sich die Juden auch geflissentlich zu den Universitätsprofessuren; denn sie wissen, daß es in dieser Sphäre etwas Corruptes zu bewirtschaften gibt“. Solche Maßlosigkeiten sind nur zu sehr geeignet, den Blick für den richtigen Kern, der in ihnen steckt, zu trüben, und deshalb schädlich. Welchen tatsächlichen Umfang übrigens die Verjudung der Hochschulen schon angenommen hat, mag man bei Hauser nachlesen, der drei Fünftel der Hochschullehrer für jüdischen Stammes oder jüdischer Versippung erklärte!

Wenn wir nun zu den einzelnen Gebieten der Wissenschaft übergehen, so steht, wie billig, die Mutter der Wissenschaften, die Philosophie, voran. Hat doch in ihr das Judentum seinen größten Denker besessen; in ihrem Dienste trat auch Mendelssohn aus dem Halbdunkel des Ghettos in das Licht der deutschen Öffentlichkeit. Diese umfassendste und tiefste Geisteswissenschaft muß uns natürlich zum Prüfstein werden, inwieweit das Judentum überhaupt die Fähigkeit zu reiner Wissenschaft besitzt. Und gerade auf diesem Gebiete erzählen die Juden gern mit Stolz von Philo und Maimonides, von Spinoza und Mendelssohn, von Cohen und Bergson. Ihre Namen sollen die Bürgschaft der philosophischen Fähigkeiten ihres Stammes sein. Hören wir zunächst wieder einige zuständige Beurteiler, die sich selbst der Philosophie ergeben hatten. Nach Weininger ist die Wissenschaft dem Juden nur Mittel zum Zweck. „Die antiphilosophische (nicht die aphilosophische) Wissenschaft ist im Grunde jüdisch.“ Cohen meint, daß „nur der Deutsche Philosophie treiben könne“, wobei er sich allerdings als Deutschen, der das Judentum über-

wunden hat, rechnet. Und sein Lehrmeister Kant sagt trocken: „Phönizier und Hebräer sind keine Philosophen", trotz der Liebenswürdigkeiten, die er zeitweise Mendelssohn und dessen Anhang bewiesen hat. Wenn diese Urteile in vollem Umfange zutreffen, so werden allerdings die jüdischen Urteile über die Geistestaten Spinozas und Mendelssohns und all der Neueren, die ihnen nicht gleichkommen, erheblich eingeschränkt werden müssen Neuerdings scheint hier auch ein starker Rückschlag eingetreten zu sein. Weininger und vor ihm Schopenhauer und Chamberlain treten der Überschätzung Spinozas entgegen, während Hartmann und Treitschke vor einer solchen Mendelssohns warnen. Deswegen braucht man nicht gleich in den entgegengesetzten Fehler der Unterschätzung beider Männer zu verfallen. Es bleibt aber immerhin bedeutungsvoll, daß selbst der gefeiertste jüdische Denker auf fremden Schultern steht und mit dem arischen Geistesgut Giordano Brunos und Deskartes' arbeitet.

Der jüdischen Beschäftigung mit der Geschichte steht immer als Hemmnis der Mangel an Sachlichkeit entgegen, der im jüdischen Wesen begründet ist. Deshalb wird jüdische Geschichtschreibung stets eine bestimmte Färbung annehmen, die, wo sie es ihren jüdischen Zielen für ersprießlich erachtet, selbst in Geschichtsfälschung ausarten kann. Hierher gehört die Totschweigetaktik gegenüber unliebsamen Dingen oder das Ableugnen ihres Bestehens. Trebitsch deckt dies beispielsweise hinsichtlich der Judenfeindschaft auf und meint: „Derartige Versuche, alles judenfeindliche Denken aus der Geschichte des deutschen Geisteslebens vergewaltigend auszumerzen, gehören zur Methode jüdischer Geschichtschreibung, die, wenn sie nicht mit aller Energie von Wahrheitsliebenden bekämpft wird, bald ein verlogenes und verzerrtes Bild unseres Geisteslebens der Nachwelt überliefert haben wird." Abgesehen aber von dieser Parteilichkeit fehlt dem jüdischen Geiste auch in gewissem Grade die Gestaltungskraft, so daß ihm die höchste künstlerische Leistung versagt bleibt. Mit diesen Einschränkungen haben jedoch jüdische Gelehrte auf dem Gebiete der geschichtlichen Kleinarbeit recht Gutes geleistet. Nur auf dem Gebiete ihrer eigenen Geschichte blieb ihnen bis jetzt ein befriedigendes Ergebnis versagt. Denn ihre bekannteste Geschichte, die von Graetz, leidet in einem Grade an jüdischer Einseitigkeit und Voreingenommenheit und infolgedessen an Unwissenschaftlichkeit, daß dadurch ihr Wert trotz aller anderen Vorzüge aufs stärkste beeinträchtigt ist. Von den anderen Geschichtsforschern seien die Namen von Friedländer, Philippson, Breßlau und etwa noch Friedjung angeführt, um die Grenzen jüdischen Könnens auf geschichtlichem Gebiete im Vergleiche zu Ranke, Treitschke, Sybel oder auch Lamprecht zu kennzeichnen.

Verhältnismäßig stark war der jüdische Andrang zu den Rechts- und Staatswissenschaften. Bot sich ihnen doch gerade auf diesem Felde die Möglichkeit, zur Macht vorzudringen, sei es auf dem Gebiete der Rechtsprechung, sei es durch Beeinflussung der Gesetzgebung. Für die Ausbildung und die Anwendung des Rechts bringen die Juden zwar einige Eigenschaften mit, die, richtig angewandt, von Wert sein könnten. So ihren Scharfsinn, der sich aber oft in Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien vergeudet und der, statt dem allgemeinen Wohle zu dienen, häufig dazu benutzt wird, um dem Gesetze ein Schnippchen zu schlagen. Dagegen läßt die angeborene geringe Achtung der Juden vor den Rechts-

ansprüchen anderer und ihre ganz von der deutschen verschiedene Auffassung des Freiheitsbegriffes ihre Betätigung auf rechtlichem Gebiete, sowohl als Rechtslehrer, wie als Gesetzgeber, Richter oder Anwälte, höchst bedenklich erscheinen. Selbst ein erleuchteter Geist wie Spinoza kann sich nur zu dem „schäbigen" Rechtsgrundsatz aufschwingen: „Ein jeder hat soviel Recht, als er Macht besitzt." Was dieser Satz für deutsches Rechtsempfinden bedeutet, fühlen wir heute am eigenen Leibe, wo uns die Vollstrecker des alljüdischen Hasses und alljüdischer Geldgier in London und Paris das Maß unseres Lebensrechtes vorschreiben. Aber schon in dem ganzen Zeitraum nach ihrer Gleichstellung sind die Juden am Werke, ihre Rechtsanschauungen dem deutschen Volke einzuimpfen. In Berlin bekämpfte Gans die historische deutsche Rechtsauffassung. Sein Nachfolger und Gegner Stahl kehrte zwar zu ihr zurück, unterband aber ihrer Weiterentwicklung durch starre Festlegung auf den Gedanken des einseitig religiös-christlichen Staates die Lebensader. Gans befehdete also die deutsche Rechtslehre von außen her. Stahl höhlte sie von innen her aus. Und die deutschen Grundrechte von 1848 in ihrer übertriebenen lehrmäßigen Fassung und ihre Vernachlässigung der wirklichen Staatsnotwendigkeiten hinsichtlich der Judenfrage lassen den Einfluß Gabriel Rießers stark durchschimmern. So konnten sie die Grundlage abgeben, auf welcher der Jude Preuß dem neuesten Reiche seine Verfassung aufbaute. Völlig in jüdische Abhängigkeit kam dann die Handelsgesetzgebung der siebziger Jahre. Unter dem Vorwand, die Selbständigkeit und die Selbsttätigkeit des einzelnen zu erhöhen, erleichterte sie tatsächlich unsere Ausbeutung durch die Juden, vor allem durch die Beweglichmachung des Besitzes, in jeder Weise. Aber auch bei der Gestaltung des Strafrechts und des bürgerlichen Rechtes wirkten Juden, also fremder Geist, mit. Das hatte schon seinen Vorgang bei der Durchsicht des preußischen Landrechts in den zwanziger Jahren, wo man neben Savigny unter den Bearbeitern den Namen Simon findet. Auch die Lehrstühle der Hochschulen fielen in wachsendem Maße dem Judentum anheim: trotzdem brachte aber auch auf diesem Gebiete das Judentum keine Größen ersten Ranges hervor. Den Namen Savignys, Eichhorns, Iherings haben die Juden entfernt keine gleichwertigen gegenüberzustellen.

Daß ein Volk, dessen Hauptbeschäftigung von jeher der Handel war, sich besonders lebhaft mit der Volkswirtschaftslehre beschäftigen würde, war selbstverständlich. Zu eigenem Gedankengut haben sie es aber auch auf diesem Gebiet nicht gebracht. Schon der englische Jude Ricardo steht mit seiner Bodenrentenlehre in fremden Schuhen. Und der wissenschaftliche Prophet der heutigen Sozialdemokratie, Karl Marx, gilt Dühring als ein „Händler mit abgetragenen Hegelkleidern" und „geborgten Gewändern des französischen Sozialismus", bar jeder Ursprünglichkeit. Das arische Geistesgut ward aber in den jüdischen Händen in der gefährlichsten Weise umgemodelt und entstellt. Wie weit hierbei die fremde Geistesveranlagung der Juden, wie weit bewußte Zersetzungsabsicht vertreten war, kann hier nicht untersucht werden. Auch nicht, ob sich angeborene „Diebestriebe" der jüdischen Rasse mit denen der begehrlichen Masse begegneten. Es genügt die Feststellung, daß die hauptsächlichste Frucht jüdischer Forscher- und Lehrtätigkeit auf dem Gebiete der Volkswirtschaft die staatszerstörende

Sozialdemokratie war. Immerhin brachte es das Judentum hier zu Begabungen zweiten Ranges, wie Marx und Lassalle. An einen List, A. Wagner oder Schmoller reichten diese aber als Wissenschaftler — nur davon ist jetzt die Rede, nicht von Politikern — nicht heran.

Auf dem Wissensgebiete der Philologie haben sich die Juden vor allem mit den orientalischen Sprachen und mit der Germanistik beschäftigt. Das erstere ist ja in Hinblick auf ihre Abstammung durchaus erklärlich. Voran steht natürlich die Erforschung der semitischen Sprachen und des Ägyptischen. Neben den bekannteren Namen, wie Oppert, finden wir hier noch Judenstämmlinge wie Ebers, der seinen Ruhm allerdings weniger seiner wissenschaftlichen Größe verdankt. Von irgendeiner ausschließlichen Herrschaft der jüdischen Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Orientalistik ist indes keine Rede: man denke nur an Lagarde, bei dem gerade die Beschäftigung mit den jüdischen Schriftquellen des Altertums seine gegensätzliche Stellung zum Judentum stark beeinflußt hat.

Dagegen haben sich die Juden der deutschen Philologie in einem Umfange bemächtigt, der in höchster Weise gefahrdrohend erscheinen muß. Und zwar nicht erst in den jüngsten Jahrzehnten, sondern schon seit längerer Zeit ist die Wissenschaft der Gebrüder Grimm in jüdische Hände geglitten. Weniger auf dem Gebiete der eigentlichen Sprachforschung[1]), als auf dem der Verwaltung und Bearbeitung unseres deutschen Schriftgutes. Hier führen die Anfänge schon bis in Mendelssohns und Nicolais Zeiten zurück. Die Herausgabe unserer deutschen Geistesschätze durch jüdische Gelehrte birgt die große Gefahr in sich, daß sie allmählich den jüdischen Zwecken angepaßt werden, indem alles dem Judentum Anstößige unterdrückt wird. Man braucht bloß an die Auslieferung Goethes an die jüdischen Herausgeber zu denken. Chamberlain führt als Beweis an, wie unter der jüdischen Hand Guhrauers die Stelle „Es bedarf nur eines Betteljuden, um einen Gott am Kreuze zu verhöhnen" aus Goethes Briefwechsel mit Knebel einfach verschwand. Es ist dies eine ähnliche Erscheinung, wie sie in unseren großen Büchereien festzustellen ist, wo auch die judenfeindlichen Werke allmählich verschwinden oder doch nie zu haben sind. Im übrigen kann ich für diese Fragen auf die Arbeiten von A. Bartels verweisen, der unentwegt diese Mißstände aufdeckt, wie bei uns planmäßig das deutsche Schrifttum gefälscht und entwertet, das jüdische und halbjüdische dagegen verherrlicht wird. Wenn irgendwo, gilt es hier, die Augen offen zu halten. Besondere Leistungen haben aber die Juden, die Geiger und Meyer, auch auf diesem Gebiete nicht hervorgebracht, wenn sie auch rein wissenschaftlich mehr bedeuten als Börne und sich nicht solche Blöße geben, wie es dieser mit seiner Beurteilung Schillers und Goethes getan hat.

Im weiten Reiche der Natur steht die Wissenschaft vom menschlichen Körper und seiner Gesunderhaltung obenan. Wenn irgendwo, hätten in ihr die Juden zeigen müssen, daß sie zu schöpferischer, wissenschaftlicher Tat fähig sind. Denn während langer Jahrhunderte war die Beschäftigung mit der Heilkunde fast ausschließlich den Juden vorbehalten. Trotzdem ist das Ergebnis gleich Null. Nichts Eigenes haben sie der

---

[1]) Auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften haben die Juden z. T. unzweifelhaft Bedeutendes geleistet.

Menschheit geschenkt, dagegen das überkommene griechische und arabische Wissensgut allmählich verrotten lassen, bis eine neue Zeit auch hier Wandel schuf und das brachliegende Feld wissenschaftlich beackerte. Das große Ansehen, das jüdische Ärzte im Mittelalter genossen, ist nicht nur dem Mangel an geeigneten Wettbewerbern und gelungenen Heilungen zu verdanken, sondern auch der jüdischen Vielseitigkeit. Gar häufig waren vor allem die fürstlichen Ärzte nebenbei auch noch fürstliche Geldgeber oder Geldvermittler und dank den übervölkischen Beziehungen des Judentums politische Berater ihrer Herren, stets aber getreue Anwälte ihres Volkes. Manchmal wurde ihnen allerdings, zumeist aus kirchlichen Rücksichten oder unter der Nachwirkung von verdächtig erscheinenden Handlungen, die ärztliche Betätigungsfreiheit eingeschränkt — das dauerte aber stets nur kürzere Zeit. Als mit der neueren Zeit sich eine wissenschaftliche Heilkunde ausbildete, schwand das Ansehen der jüdischen Ärzte immer mehr dahin, und auch für sie trat eine bürgerliche Zurücksetzung ein. So sind am Anfange unseres Zeitraums in Berlin, wo doch Markus Herz als Freund Mendelssohns und Gatte der Henriette Herz eine besondere Stellung innegehabt hatte, die jüdischen Ärzte „nicht im Verzeichnis der christlichen Fachgenossen, sondern abgesondert aufgeführt, gewissermaßen in ein Ghetto gewiesen," wie Graetz klagt. Die allgemeine Freigabe des ärztlichen Berufs übte dann eine besondere Anziehungskraft auf die Juden aus, da sie hier die Aussicht hatten, die angeborene Begabung und Neigung für die Heilkunde zugleich zu lohnendem Gewinn zu verwerten. Dieses Vorwalten geschäftlicher Rücksichten findet man in der Folgezeit selbst bei hervorragenden Vertretern der ärztlichen Wissenschaft. Die angestammte Geschäftsklugheit ließ sie aus ihren Kenntnissen und vor allem ihren Erfindungen, unterstützt durch die Lobeserhebungen der gesamten Judenschaft, in der Regel einen ganz anderen Gewinn ziehen, als ihre deutschen Berufsgenossen. Gerade aus jüngster Zeit sind einige Fälle in aller Erinnerung, wo wirkliche oder angebliche Erfolge jüdischer Forscher in geradezu unwürdig marktschreierischer Weise in klingende Münze umgesetzt werden sollten.

Daß bei der massenhaften Beschäftigung der Juden mit der ärztlichen Wissenschaft im Laufe eines Jahrhunderts auch tatsächliche Leistungen erzielt wurden, darf nicht bestritten werden. Zu den ganz Großen, die der Forschung neue Wege wiesen, gehört aber keiner der jüdischen Gelehrten. Sie bauen die Erfindungen und Entdeckungen der schöpferischen Denker im Wege geistiger Kleinarbeit weiter aus. Ihre Leistungen entspringen vielfach der „permutativen Begabung" der jüdischen Rasse, die einem Ehrlich nach 605 Versuchen im 606. die Belohnung für Ausdauer und Sitzfleisch brachte. Gerade der Fall Ehrlich ist übrigens bezeichnend, wie das Judentum große Namen zu machen versteht. Stellte man ihn doch sogar über Christus, den anderen „großen Juden", und Bismarck, dessen Namen schon ein sagenhafter Schemen geworden sei, wenn „von den Sternen hernieder in ewiger Flammenschrift noch der Name Ehrlich" strahle. Die berechtigte Auflehnung gegen solche ungeheuerlichen Übertreibungen führt dann manchmal dazu, die wirklichen Verdienste von Männern wie Ehrlich (oder neuerdings Einstein) überhaupt zu bestreiten. Ob dies in den angeführten Fällen ganz zu Recht geschieht, erscheint doch

zweifelhaft. Eine auffallende Tatsache, die gewiß mit der jüdischen Natur zusammenhängt, ist es übrigens, daß die jüdischen Ärzte diejenigen Gebiete der Heilkunde besonders bevorzugen, die irgendwie mit geschlechtlichen Dingen zusammenhängen. Weininger meint, „das unkeusche Anpacken jener Dinge, die der Arier im Grunde seiner Seele immer als Schickung empfindet, ist erst durch den Juden in die Naturwissenschaft gekommen“. Ob die Tätigkeit der Bloch und Hirschfeld sich nicht zum Teil daraus erklären läßt? Auch die Ehrlich, Neißer, Wassermann, die ich aber in keiner Weise mit den erwähnten Sexualpathologen auf die gleiche Stufe stellen will, haben ihren Ruf den Erfolgen auf dem Forschungsgebiete der Geschlechtskrankheiten zu verdanken. Trebitsch schreibt diese Erfolge (sowie diejenigen in der Nervenheilkunde) einer inneren Verwandtschaft des selbst sinnlichen Juden mit seiner „entarteten Erotik“ und seiner „allgemeinen Lebensunrast“ zu. Bei der außerordentlichen Menge der Juden, die auf manchen Hochschulen die medizinischen Lehrstühle ja fast ausschließlich besetzen, kann ich weitere Namen nicht anführen. Es wäre auch keiner darunter, der etwa der Bedeutung Kochs oder Bergmanns entspräche.

Auf dem Gebiete der eigentlichen Naturerforschung sind dem Juden durch seine Veranlagung gewisse Schranken gesetzt, die ihn hindern, sein Ich hinter die Sache zurücktreten zu lassen. Auch hier ist wieder festzustellen, wie ihm der Nützlichkeitstrieb ein sicherer Leiter zum Erfolg wird. Besonders auf die Chemie haben sich die Juden geworfen, und dort dank ihrer „permutativen“ Begabung diese Wissenschaft in weitem Umfange zu erobern und geschäftlich zu nutzen gewußt. Daneben haben sie sich aber auch unzweifelhafte Verdienste erworben, zumal im letzten Kriege. Es sei nur an Haber erinnert. Auch die Salvarsan-Erfindung ist ja eigentlich mehr chemische als medizinische Permutationsarbeit. Weininger findet den Drang der Juden zur Chemie in ihrem „Aufgehen in der Materie“ begründet, woraus dann auch wieder der Mangel an schöpferischen Fähigkeiten, wie sie einem Liebig oder van t'Hoff eigneten, erklärlich wird.

Zur Physik scheinen sich die Juden weniger hingezogen zu fühlen. Hier begegnen wir aber einem wirklich Großen, Heinrich Hertz, dem Entdecker der elektrischen Wellenbewegung, den das Judentum für sich in Anspruch nimmt. Hauser stempelt ihn wenigstens zum Halbjuden, während von anderer Seite seine einwandfreie Abstammung aus rein deutscher Pastorenfamilie nach seinem eignen Zeugnis betont wird.

Für die Mathematik bringen die Juden den Rechensinn mit, der ihnen ja für ihre Handelstätigkeit ganz unentbehrlich ist. Soweit die formelle Seite der mathematischen Wissenschaften in Betracht kommt, wird die Befähigung der Juden auch allgemein zugegeben, und sie zeigen in der Tat auch eine gewisse Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften. Beruht doch auch die talmudische Geheimlehre der Kabbala auf Zahlenspielereien. Hier scheint aber auch die Grenze zu liegen, die sie von einem Leibniz, Gauß und Euler scheidet. Dühring, selbst Fachmann, geht gerade hier außerordentlich scharf mit ihnen ins Gericht und führt den unleugbaren Niedergang der Mathematik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit darauf zurück, daß die Juden sich in das mathematische Lehrgeschäft drängten, da sie „im günstigsten Falle ein wenig Rechen-

knechte" sein könnten. Den Gipfel begrifflicher Rechenspielerei hat wohl Einstein erklommen, wenn dessen Gegner recht haben; auf diesem luftigen Gebäude sei seine Lehre aufgebaut. Der Fall „Einstein" wird übrigens in mehr als einer Hinsicht ein Prüfstein sein — nicht nur auf dem Felde der Mathematik, sondern auch auf dem der Philosophie —, ob es die Juden geistig zu mehr bringen können als zu „Rechenknechten" und „geistigen Kärrnern". Bis zur Klärung mag diese Frage offen bleiben, jedoch muß betont werden, daß auch Einstein auf deutschem Geistesgut aufbaut oder, wie seine Gegner behaupten, daß bei ihm das Richtige nicht neu (und das Neue nicht richtig) sei. Für das Gebiet der angewandten Mathematik und Naturwissenschaft, für die Technik und Mechanik scheinen die Juden nur insoweit Verständnis und Sinn zu haben, als sie ihnen den Geldbeutel füllt. Ein Rathenau ist kein Siemens. Auch die Himmels- und Erdkunde, gemeinhin Astronomie und Geographie genannt, mit ihren Tochterwissenschaften haben beim Judentum geringere Pflege und keine großen Meister wie Bessel und Ritter gefunden. Es lohnt sich wirklich nicht der Mühe, hier Namen zu nennen. Nur die Seite, welche geldlich verwertbare Ergebnisse versprach, nämlich die Erderforschung, ist auch von Juden in Angriff genommen, und Emin Pascha hat sich einen ehrenvollen Platz errungen, wenn er auch nicht in Vergleich mit den großen Forschern und Eroberernaturen gestellt werden kann.

Es bliebe von den Gebieten der Wissenschaft nur noch das der Theologie übrig. Dies soll jedoch erst später, im Zusammenhange mit der allgemeinen Beleuchtung der Juden auf dem Gebiete des religiösen Lebens betrachtet werden. Es wäre nur noch einiges über die Lehr- und Lerntätigkeit der Juden an den deutschen Bildungsanstalten zu sagen, an Hochschulen sowohl wie an anderen. Richtunggebend hat sich hier Goethe in den Wanderjahren geäußert: „In diesem Sinne" — nämlich der Erziehung aller Kinder zum Christentum, wofür wir Deutschtum setzen möchten — „dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Anteil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?" Statt Christentum und Deutschtum bietet uns aber die jüdische Lehrtätigkeit die konfessions- und religionslose Schule der Novemberlinge. Wenigstens heutzutage. Der frühere Staat ging doch nicht ganz so achtlos an seinen deutschen und christlichen Aufgaben vorüber. Sehr lange verschloß er den Juden die Möglichkeit, zu den ordentlichen Professuren der Hochschulen in Preußen zu gelangen, und erschwerte ihnen auch sonst die Lehrtätigkeit in einer verständigen Weise. Daß dadurch eine Anzahl fähiger Köpfe zur Abwanderung ins Ausland veranlaßt wurde, wo sich den Juden ein leichteres Fortkommen bot, ist immerhin weniger zu bedauern, als es ihre schrankenlose Zulassung gewesen wäre. Erst allmählich kam man, zumal an den Hochschulen, von dieser staatsmännisch gesunden Auffassung ab, und die zunehmende Verjudung mit all ihren schlimmen Folgeerscheinungen begann. Vor den anderen Schulen — den Volksschulen und Mittelschulen — machte dagegen die Verjudung des Lehrkörpers einstweilen noch halt. Noch im Jahre 1906 versicherte, wenigstens in Preußen, die Regierung, daß sie jüdische Lehrkräfte nur in dem Umfange anstelle, wie es die Notwendigkeit des jüdischen Religionsunterrichts gebiete. Trotzdem lagen hier schon große Gefahren vor, da man zur Ausnutzung dieser jü-

dischen Lehrkräfte sie nicht auf diesen Unterricht beschränken konnte. Abgesehen von der unmittelbaren Beeinflussung der Schüler lagen diese Gefahren auch auf anderem Gebiete. So wurden die jüdischen Lehrer planmäßig darauf hingewiesen, ihr Augenmerk auf die Büchereien zu richten und die Beschaffung mißliebiger Bücher zu verhindern. Mißliebig war aber jedes Buch, das ein entschiedenes Deutschtum verfocht. Heute sind diese Zustände vollends ganz unerträglich geworden, und es bedarf großer Mittel und der schärfsten Aufmerksamkeit, um die Seelenvergiftung unserer Jugend hintanzuhalten.

Noch auf einen Punkt muß die Aufmerksamkeit gelenkt werden. Das ist der ungeheure Anteil, den der jüdische Nachwuchs infolge seiner größeren Wohlhabenheit an dem kostspieligen höheren Bildungsgang haben konnte. Heute, wo der gebildete deutsche Mittelstand die Kosten der höheren Schulen überhaupt nicht mehr zu erschwingen vermag, hat sich dieser Zustand zu einem verhängnisvollen Umfang gesteigert. Wird schon hierdurch unserer Jugend erheblich die Bildungsmöglichkeit und das Fortkommen erschwert, so noch mehr durch die kurzsichtige Zulassung aller möglichen Volksfremden, vorwiegend der Ostjuden, zu den deutschen Bildungsstätten, die schon lange vor dem Weltkriege an manchen Punkten geradezu zu einer Überschwemmung unserer Schulen durch Ausländer geführt hatte und zu heftigem Widerspruch Veranlassung gab. Letzterer hatte leider keinen Erfolg. Auch hier wird es bei dem künftigen Großreinemachen heißen müssen „Deutschland den Deutschen" und ganze Arbeit zu leisten sein.

Hinsichtlich des Judentums in dem deutschen Schrifttum kann ich mich verhältnismäßig kurz fassen. Hier liegen schon ziemlich erschöpfende und vor allem zuverlässige Bearbeitungen vor; in erster Linie gebührt Bartels großer Dank, der treffliche Aufklärungsarbeit geleistet hat. Vor ihm hat ferner Treitschke schon in seiner „Deutschen Geschichte" manch treffendes Wort gesagt für jene Zeit, als mit Börne und Heine der Einbruch in das deutsche Schrifttum erfolgte.

Irgendeinen Anteil an der Höherentwickelung des deutschen Schrifttums kann man bei unbefangener Prüfung dem Judentum nicht zugestehen, einen desto größeren dagegen nach der entgegengesetzten Seite. Seine ganze Tätigkeit auf diesem Gebiete ist schlechthin verderblich und vielfach verwerflich. Das einzige Verdienst liegt vielleicht hin und wieder in einer Tätigkeit, die der des Gärungspilzes gleicht, aus dessen Wirken schließlich doch noch ein guter Wein entsteht. Kann man also den ganzen jüdischen Einschlag aus unserem deutschen Schrifttum sich entfernt denken, ohne eine wesentliche Lücke zu empfinden, es sei denn nach der Seite der Entwickelung zum Schlechten und dem Deutschtum Schädlichen, so kann man doch nicht an den unheilvollen Folgeerscheinungen vorbeigehen, an dem wahrhaft entsittlichenden Einfluß, den er auf die deutsche Volksseele ausgeübt hat. Schon Niebuhr hat es Ende der zwanziger Jahre ausgesprochen, als er von Heine, Börne, Saphir sprach, die selbst Goethe in den Augen Israels abgesetzt hätten, „daß die schönen Eigenschaften (im Schrifttum) schwinden, welche die Zierde unserer Nation machten, Tiefe, Innigkeit, Eigentümlichkeit, Herz und Liebe, daß Flachheit und Frechheit herrschend werden".

Ihren Einzug in das deutsche Schrifttum hielten die Juden mit Men-

delssohn. Für dessen Entwickelung hat er, abgesehen von seiner politisch-halbphilosophischen Tätigkeit, schlechtweg nichts zu bedeuten, und es ist entweder eine unerhörte Dreistigkeit oder völlige Urteilslosigkeit, wenn ein jüdischer Schriftsteller uns einreden will, daß er ein „Klassiker der deutschen Prosa und Schöpfer des deutschen wissenschaftlichen Stils“ gewesen sei. Nachdem man uns so gewissermaßen den Vater unserer Klassizität zugewiesen hatte, neben dem noch der judenfreundliche Lessing eben geduldet wurde, konnte dann ja Börne unseren Goethe und Schiller in „plumpen und ordinären Ausdrücken“ ihrer Stellung entsetzen und sich selbst dafür einschieben. Wenigstens ist das die jüdische Ansicht, wie beispielsweise die von Graetz, der zuerst Lessing als den Größten erklärt, um dann bald darauf zu verkünden, daß Deutschland „ein Schriftsteller erstanden war, der an Lessing erinnerte, der aber mehr als Lessing war, weil er die Kunst nicht auf einsam eisige Höhen, sondern in die Ebenen des Lebens verpflanzte“. So wird es gemacht. Ihn übertraf dann noch Heine, denn darin herrscht Einstimmigkeit, daß er Börne an Talent ebenso überlegen war, wie er ihm an Gesinnung nachstand. Aus dem Zeitalter der Heineüberschätzung sind wir ja nun heraus, und man ist sich doch wohl im allgemeinen klar darüber, daß ein großer Mann auch im innersten Kerne ein edler Mensch sein müsse. Ein so maßvoller und verantwortungsbewußter Gelehrter wie Rapp nennt aber Heine kurzweg einen „Lumpen an Gesinnung“, und ich wüßte auch keinen treffenderen Ausdruck, um meiner eigenen Anschauung Ausdruck zu geben. Mit Börne und Heine hat sich eigentlich, kaum begonnen, die schriftstellerische Kraft des Judentums im Deutschen schon verausgabt. Es sind einsame Gipfel, um die dann nur noch kleinere Hügel herumstehen. Diese Größe kann man anerkennen, ohne in die früher und vor allem bei der Sozialdemokratie auch jetzt noch übliche Verhimmelung beider zu verfallen. Wie weit da Urteilslosigkeit und selbst angemorschtes Wesen mitspricht, sei dahingestellt. Jedenfalls hat Buch recht, daß diese beiden Deutschfeinde nie zu ihrem Ansehen gekommen wären ohne die Gesinnungslosigkeit deutscher Bewunderer. Schlimmer als die jüdische Frechheit war es, daß es „Deutsche gab, die sich an diesem jüdischen Unflat ergötzten“.

Es erübrigt deshalb all die Götter kleinerer Art namentlich aufzuführen, deren beste noch halbjüdische Mischlinge wie Heyse und Spielhagen sind. Hier muß man Dühring zustimmen, der den Nagel auf den Kopf trifft, wenn er sagt: „Es würde mich in sehr niedrige Gebiete führen, wenn ich dem Judentum, welches heute (1880) in deutscher Literaturbewirtschaftung Geschäfte macht, bis in den Tagesroman und in die Zeitschriften folgen wollte. Der Skandal, welcher darin liegt, daß gerade die Unfähigkeit durch ihre Cliquegeschäfte das Publikum nasführt und ausbeutet, ist für jeden . . . mit Urteil begabten Mann nur zu begreiflich . . . Mit dieser Gattung von literarischem Geschäft steht es ähnlich, wie mit den eigentlichen Zeitungen. Jüdisch besessen, jüdisch redigiert und allen schlechten Interessen jüdisch dienstbar — das ist auf diesem literarischen Felde die für den Augenblick heillose Signatur.“ Sie war es nicht nur für den damaligen Augenblick, sie ist es auch heute noch, wobei der Nachdruck weniger auf die Ausbeutung als auf die Seelenvergiftung unseres Volkes zu legen ist. Ein so zusammenfassendes Urteil trifft natürlich die Dinge im Großen

und im Ganzen. Es schließt nicht aus, daß man an einer oder der anderen jüdischen Schriftgabe seine aufrichtige Freude haben kann, ja auch hin und wieder einen jüdischen Schriftsteller oder Dichter in seinem Gesamtwirken höher einschätzen und, was das Hauptsächliche ist, für das Deutschtum ungefährlich halten kann.

Die Juden haben in unserer schönen Literatur aber nicht nur als Mitwirkende eine Bedeutung. Auch als Gegenstand der Darstellung müssen sie kurz unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da durch die Verbreitung solcher Schrift- und Dichtwerke, besonders wenn sie an sich oder infolge ihres Urhebers von Wert sind, weithin falsche Anschauungen über das Judentum im deutschen Volke Eingang gefunden haben. Gellerts „Schwedische Gräfin" und Lessings „Juden" können wir hier übergehen. Von ihnen spricht schon lange kein Mensch mehr. Nicht so aber „Nathan den Weisen", mit dessen Schöpfung Lessing all das Gute, was er dem deutschen Volke irgendwie geleistet haben mag, wieder ausgelöscht hat. Diese unwahre und ungerechte Verherrlichung des Judentums hat ungeheuren Schaden und nicht gutzumachende Begriffsverwirrung von geschichtlichen Folgen angerichtet. Hier der edelmütige, aufgeklärte Jude, und dort die Christen, die wie der Patriarch und der Klosterbruder Schurken oder Dummköpfe sind. Nur ein Volk wie das deutsche läßt sich solch eine Verhöhnung gefallen und läßt sich auch nach 150 Jahren noch diese geistige Nahrung vorsetzen, nachdem doch inzwischen die Erkenntnis über unsere Nathans so fortgeschritten ist — wir sahen in dieser Rolle Lasker vor dem Reichstag von sittlicher Empörung triefend und dabei jüdische Ziele verfolgend am Werke —, daß nicht einmal mehr die Entschuldigung der Gutgläubigkeit zugebilligt werden kann. Von da an verläßt der edle Jude nicht mehr das deutsche Schrifttum und selbst da, wo ein Schriftsteller die Juden, wie sie sind, abzeichnet — stracks muß um der dichterischen Gerechtigkeit willen und um das erzürnte Judentum zu besänftigen ein Jude uns mitvorgesetzt werden, wie er uns im Leben zwar nie begegnet, der gewisse gemütvoll anheimelnde Züge trägt und dadurch unser wachgewordenes Mißtrauen wieder einlullt. Das ist bei Spindlers „Der Jude", bei Freytags „Soll und Haben", bei Reuters „Ut mine Stromtid" und selbst bei Raabes „Hungerpastor" der Fall. Dadurch haben diese Schriftsteller, denen für ihre offene Darlegung jüdischen Wesens sonst Dank gebührt, einen großen Teil der Wirkung selbst wieder aufgehoben. Da kann es dann nicht wundern, wenn von jüdischer Feder das Judentum gewöhnlich — es gibt auch hier Ausnahmen — als im vollendeten Besitz aller Tugenden dargestellt wird. Wenn wir so dumm sind, solche Aufschneidereien gegenüber dem untrüglichen Zeugnisse unserer fünf Sinne zu glauben, so verdienen wir ja keine andere Belehrung. Die große deutsche Judendichtung fehlt uns noch — Hamerlings „Homunkulus" kommt da nicht in Betracht —. Einige Romane der jüngsten Zeit stehen, so Gutes sie als Aufklärungsmittel gewirkt haben, doch als reine Dichtungen, als Kunstwerke, nicht auf der Höhe, die wir von diesem Werke erwarten. Es ist aber ein dringendes Gebot der Zeit, daß es uns geschenkt werde, damit es in jedermanns Hand gelange und unser Volk aus seinem Schlafe aufrütteln helfe.

Den Übergang von der Dichtung zur Kunst im engeren Sinne ver-

mittelt uns das Theater, das ja berufen ist, den Dichtwerken durch künstlerische Darstellung Eingang in dem Gemüte des Volkes zu verschaffen. Einem jüdisch durchsetzten und sogar entarteten Schrifttum kann eigentlich nur ein jüdisch entartetes Theater entsprechen. Das ist eine innere Notwendigkeit, der dann auch die Wirklichkeit entspricht. Das Schauspielern, das Anderserscheinen als Sein, liegt dem Juden von alters her im Blute. Schon im kaiserlichen Rom waren jüdische Schauspieler bekannt, und auch in Deutschland sind sie bereits zu Beginn der Emanzipationszeit mannigfach anzutreffen. Im vormärzlichen Berlin begegnen wir ihnen dann schon in größerer Anzahl. Eigentlichen Einfluß erhielten sie indes doch erst als Spielleiter und Theaterdirektoren im neuen Deutschen Reiche. Im Zeitalter der L'Arronge und Blumenthal war das Schicksal des Theaters in der Reichshauptstadt eigentlich schon entschieden, und es brauchte nur noch des letzten Siegels, als Barnay in das Königliche Schauspielhaus seinen Einzug hielt (1906—1908). Nunmehr hatte nur noch das Judentum zu bestimmen, was den Deutschen als geistige Nahrung gespendet werden sollte, und die Judenpresse war kaum ein wirksameres Mittel, unser Volk zu entsittlichen und judenreif zu machen, als die Schaubühne, die bekanntlich eine moralische Anstalt sein sollte. Auch wo sie nicht in den Sumpf völliger Schweinerei abglitt und angeblich noch höhere Ziele verfolgte, ist die jüdische Prägung unverkennbar. Das war schon bei den Meiningern mit ihrem jüdischen Intendanten Chronegk und der übermäßigen Betonung der Äußerlichkeit der Fall — womit nichts gegen die guten Seiten der Meiningerei gesagt sein soll; das ist noch mehr der Fall bei Reinhardt, dessen jüdische Mache unbegreiflicherweise auch völkische Beurteiler nicht stets durchschauen. Einer der ersten, der die Öffentlichkeit auf die drohende Gefahr aufmerksam machte, war auch auf diesem Gebiete Bartels. In seinem Aufsatze „Vom deutschen Theater jüdischer Nation" stieß er schon im Jahre 1903 den Alarmruf aus. Er fiel ebenso wie Bartels' spätere Bemühungen auf steinigen Boden: aus dem zur Besserung der Mißstände von ihm gegründeten deutschen Schillerbund wurde er selbst bald durch jüdische Einflüsse entfernt.

Die jüdischen Schauspieler am deutschen Theater sind auch, ungeachtet ihrer großen Begabung, für die darstellerische Wiedergabe, bedenklich. Rapp sowohl wie Bartels weisen darauf hin, daß sie doch eigentlich bei aller Anempfindungsfähigkeit seelischen Ausdrücken nur jüdische Züge verleihen können. Als deutsche Helden- oder Idealgestalten, als Siegfried, Klärchen u. dgl. wirken sie zudem für jeden denkenden Menschen einfach lächerlich. Wenn sie Bartels nur bis auf ein Drittel beseitigt wissen will, so frage ich, warum nicht ganz? Vielleicht hat er aber seit 1903 in dieser Hinsicht auch seine Ansicht infolge der Erfahrungen der letztverflossenen Jahre geändert.

Vom Theater zur Musik ist über das bindende Mittelglied der Oper nur ein Schritt. Ehe wir uns ihr aber zuwenden, sei noch einiges Allgemeine über die Stellung des Judentums zur Kunst gesagt. Dühring, als der hauptsächlichste Verneiner jüdischer Fähigkeiten, streitet den Juden überhaupt jede Möglichkeit zur künstlerischen Betätigung ab. Für ihn sind „die schöne Kunst und das Judentum Gegenteile, die einander ausschließen". Das Unkünstlerische des Juden komme schon in seiner Gestalt und seinem Sichgeben rein äußerlich zum Ausdruck. Hartmann dagegen

meint, daß auch in der Kunst beim Juden nur das Vervielfältigungs- aber kein Schöpfungsvermögen vorhanden sei, und „überall entadeln sie die Idealität der Kunst durch Herabziehen ihres Betriebes in die geschäftliche Sphäre des Gelderwerbs". Ihre „cliquenhafte Solidarität" unterstütze sie hierbei in Verbindung mit der Beherrschung der öffentlichen Meinung, den besseren Leistungen gegenüber trotzdem durchzudringen, ja den ausschlaggebenden Einfluß auszuüben. Der Mangel an Gestaltungskraft hat die natürliche Folge, daß das maßgebende Kunstrichtertum die Form über den Inhalt stellt, daß der Künstler dem Künstelnden nachgestellt wird. Und die Tagesbelänge des Kunsthandels entscheiden jeweils, was geduldet wird, nicht dagegen der innere Wert des Kunstwerkes. Hierdurch wird nicht nur jeder geläuterte Kunstgeschmack getötet, sondern, da die schlechten Triebe des zahlenden Kunstempfängers maßgebend werden, auch die Sittlichkeit leidet hierunter. Auf dem Theater führte dies zu Schnitzlers „Reigen", auf dem Gebiete der Musik zu Offenbach und dessen noch unfähigeren Nachahmern.

Chamberlain hat mit Recht Gobineaus Anschauung bestritten, daß die künstlerische Begabung des Griechenvolkes auf semitische Blutbeimischung zurückzuführen sei. Alle Erfahrung mit dem halbsemitischen Volk der Juden spricht dagegen. In der Musik haben sie nichts geleistet, was sich über einen guten Durchschnitt erhebt, und wenn Graetz in seinem Dünkel Meyerbeer, Fromental (d. i. Halévy) und Moscheles Künstler ersten Ranges nennt, wobei er merkwürdigerweise den abtrünnigen Mendelssohn vergißt, während er doch die Taufjuden Börne und Heine preist, so beweist dies nur, daß ihm jedes Augenmaß abhanden kommt, wenn es sich um jüdische Dinge handelt. Man braucht selbst dem bedeutendsten dieser drei, Meyerbeer, durchaus kein Unrecht zu tun, wenn man ihn als Stern dritter Größe am Musikhimmel bezeichnet, wo die lange Reihe von Bach bis Beethoven, von Weber bis Wagner glänzt. Über das Judentum in der Musik ist schon manches geschrieben. Am beachtenswertesten ist sicherlich das, was ein Meister wie Wagner darüber zu sagen wußte. Seine ganzen Gedankengänge hier wiederzugeben, verbietet der Raum. Es gibt hierüber auch bereits neben den Ausführungen in Chamberlains Wagnerwerk eine gut unterrichtende Schrift von Grunsky „Richard Wagner und die Juden", auf die hiermit verwiesen sei. Wagner kommt ebenfalls zur Feststellung, daß der jüdische Geist die Kunst entadele, „daß der befreite Jude kaltblütig in ‚Kunstwarenwechsel' umsetzt, was ‚die Heroen der Künste dem kunstfeindlichen Dämon zweier Jahrtausende mit unerhörter Anstrengung abrangen'". Ob er dabei Mendelssohn und Meyerbeer als Musiker mehr oder minder hoch einschätzt oder ob er ihnen, wie Bleibtreu erzählt, vorwirft, daß sie „wirklich nur Knoblauchduft in die Musik hineinbrachten", ist nebensächlich im Vergleich zu der Frage, ob er das Gesamtwirken der Juden in der Musik für nützlich oder schädlich hielt. Diese Schädlichkeit unterliegt aber keinem Zweifel nach der Entwickelung der jüdischen Musik, die von Offenbach an bis zur heutigen Entartung abwärts führte, indem die Juden ihre Begabung für „Anschmeißerei" dazu benutzten, daß sie sich jeder Art niederer Musik, „des Walzers, Gassenhauers und Schmachtfetzens, kurz des trostlosen Zusammenkunstswerkes all dieser Gefühlsäußerungen, der Operette, in verrucht-geschickter Weise bemächtigten".

Noch dürftiger ist das Ergebnis, wenn wir den Anteil des Judentums an den bildenden Künsten betrachten. Die Befähigung zur Bildhauerkunst blieb ihnen gänzlich versagt. „Sie bringen es höchstens, wenn sie ein Ideal verkörpern wollen zum goldenen Kalbe", wie Dühring boshaft bemerkt. Ähnlich steht es mit der Baukunst. Nur in der Malerei haben einige Juden etwas größere Leistungen gezeigt, wie etwa Israels oder Halbjuden wie Hans von Marées. Dagegen haben sie sich völlig des Handels mit den Erzeugnissen der bildenden Künste bemächtigt und dadurch nicht wenig zu dem Verfall und Tiefstand wahrer deutscher Kunst beigetragen.

Es konnte also auf dem weiten Gesamtgebiete des geistigen Lebens eine durchaus eindeutige Entwickelung festgestellt werden: Entadelung und Vergeschäftlichung deutscher Geisteswerte zur Förderung jüdischer Machtzwecke und Hand in Hand damit Zersetzung und Vergiftung der deutschen Seele. Daneben versinken die tatsächlichen jüdischen Verdienste, die keineswegs bestritten werden sollen, ins Wesenlose. Wir müssen alles daransetzen, daß diese Verfälschung unserer wahren Art nicht verewigt werde.

Dritter Teil.

Die Juden im Wirtschafts- und Berufsleben.

Muß man schon im geistigen Leben feststellen, daß der Jude trotz seiner Vorliebe und Hinneigung zur Beschäftigung mit geistigen Dingen im allgemeinen der Schöpferkraft entbehrt, daß er sich vielmehr mit der Fruchtbarmachung und dem Umtrieb der geistigen Güter begnügen muß, so ist dies noch viel mehr der Fall auf dem Gebiete der stofflichen Dinge, zumal hier noch die Abneigung gegen die mit körperlicher Mühsal verbundene Werterzeugung hinzutritt. Im Kampfe des Lebens um den täglichen Broterwerb findet man demnach den Juden fast ausschließlich dem Handel ergeben, und selbst auf rein geistigem Gebiete drängt es ihn, das Geschaffene ins Geschäftsmäßige umzusetzen und handelsmäßig zu verwerten. Die fast ausschließliche Veranlagung der Juden für den Handel und ihre ebenso ausschließliche Beschäftigung mit ihm ist für unsere jetzige Zeit in keiner Weise zweifelhaft. Man nehme eine beliebige Statistik — nicht eine zu diesem Zwecke zusammengestellte — zur Hand, und man wird dies ohne weiteres zugeben müssen. Auf jüdischer Seite wird diese Tatsache, die wir als *schmarotzendes* Dasein im Körper eines hart arbeitenden Volkes empfinden, meist nicht geleugnet. Man sucht nur eine Erklärung darin, daß man die lange Zeit des Ausschlusses der Juden von dem zunftmäßigen Handwerk und dem Ackerbau für diese Zustände verantwortlich macht und von der Entfesselung von jenem Zwange, sowie sie sich nur einmal genügend habe auswirken können, einen Umschwung der Dinge erwartet. Hier stimmt aber fast alles nicht, denn, um mit dem Nächstliegenden anzufangen, die Schranken sind seit drei, auch vier Menschenaltern gefallen, und *nicht die geringste* Änderung macht sich bemerkbar. Im Gegenteil im Osten Deutschlands, wo früher noch ein Teil der dichtgedrängten Juden-

schaft, in Ermangelung genügender Handelsmöglichkeiten für alle, sich körperlich, im Ackerbau und Handwerk, betätigen mußte, ist diese Beteiligung stark zurückgegangen. Es ist ferner geschichtlich erwiesen, daß die fast ausschließliche Hingabe der Juden an den Handel nicht erst mit der Zeit eintrat, als gegen 1500 die Beschränkungen allgemeinere Gestalt gewannen. Auch vorher, als den Juden in Deutschland jeder Beruf offenstand, ja sogar noch weiter zurück, selbst zur Zeit des alten Judenstaates lagen die Verhältnisse genau schon gerade so wie heute. Und noch eins. Trebitsch schickt dem ersten Teil seines Buches „Geist und Judentum" das Leitwort voraus: „Keiner wird, was er nicht ist." Der angeborene Hang konnte in der Ghettozeit eine Verschärfung erfahren, gewiß. Aber vorhanden waren schon vorher diejenigen Eigenschaften im Juden, die ihn selbsttätig zum Wertevermitteln hintrieben. Ich glaube deshalb, daß auch Wahrmunds scharfsinnige Untersuchung, welche die ganze jüdische Betätigung dem gebieterischen Gesetze seines Nomadentums entspringen läßt, nicht ganz den Kern trifft. Im Nomadisieren und dem damit verbundenen Razziantentum liegen schon zwangsläufige Wirkungen, aber keine Ursachen vor. Trebitsch geht tiefer, wenn er annimmt, daß die ursprüngliche Veranlagung des Juden dessen schweifende Lebensweise erzeugte, „diese Lebensweise hinwiederum schuf sich den schweifenden in seiner Weise ‚beherrschenden' Beruf; dieser Beruf endlich das Schicksal der mit solcher Losgelöstheit zufriedenen Rasse". Hier hat man den ganzen Werdegang klar vor Augen und erkennt auch die Gründe der Internationalität, an denen jedes Bestreben zum Deutschtum scheitern muß. Im übrigen bietet Wahrmunds Annahme eine brauchbare Grundlage zur Erklärung der meisten Betätigungserscheinungen des Judentums unter uns und mag als solche gelten, wenn sie auch der Vielgestaltigkeit und Bedingtheit menschlicher Verhältnisse in ihrer Einseitigkeit nicht ganz gerecht wird. Seine Hauptlehren mögen deshalb hier Aufnahme finden, nachdem durch die bisherigen Ausführungen jeder in der Lage ist, seine Vorbehalte dazu zu machen:

„1. Die Judenwanderung als Ganzes ist die nomadenartige Invasion (Razzia) fremden (ungläubigen) Gebietes unter Raub und Raubwirtschaft, mit stets lebendig bleibendem Bewußtsein der national religiösen Besonderheit und der Feindseligkeit gegen die Landeskinder und mit stets festgehaltenem Gedanken — nicht Wunsche — der Rückkehr in die alten Wohnsitze.

2. Der materiellen Raubwirtschaft entspricht auch die geistige Tätigkeit des Judentums, welche in einer nomadisierenden Abweidung der durch Nichtjuden bearbeiteten Geistesgebiete und in der Abgrabung und Zerstörung der dem Christentum und der nichtjüdischen Nationalität entspringenden idealen Lebensquellen jener Geistesbetätigungen besteht.

3. Die Gleichstellung der Juden mit der Bevölkerung des von ihnen überzogenen Gebietes setzt an Stelle der langsamen und stetigen Entwickelung dieser Völker nach ihrem eigenen Lebensgesetz — d. i. an Stelle der Evolution — die plötzlichen Schicksalswenden des Nomadentums, und zwar auf politischem Gebiete in der Form der Revolution, auf wirtschaftlichem in der des Krachs.

4. Diese Gleichstellung hat ferner zur Folge die Verwandlung alles unbeweglichen Besitzes, auch des Obereigentums der Staaten, auf welchem

deren Stabilität beruht, in mobilen Besitz, der schließlich in der Form von Inhaberpapieren au porteur so mobil ist, wie die bewegliche Habe des Nomaden und an den von Juden beherrschten Börsen ‚gehandelt' werden kann.

5. Diese Gleichstellung verwandelt ferner die freie Arbeit in Sklavenarbeit, den freien Arbeiter und Handwerker in Acker- und Fabriksklaven, weil der Nomade die Arbeit nur als Sklavendienst kennt. Moralisch wird hierdurch die Arbeit, als Leistung der geistig niedrig Stehenden (Einfältigen, Dummen), entehrend, der Raub dagegen als Leistung der höher Stehenden (vom henotheistischen Gott Begünstigten) zur Ehre, wie beides im Nomadenleben der Fall ist.

6. Als ganz allgemeine, alle Lebensäußerungen durchdringende Form, welche dem semitischen Nomadentum von Natur anhaftet, ist schließlich dessen tumultuarisches Wesen zu bezeichnen, welches sich körperlich und geistig in steter Unruhe und in fragmentarischem und tumultuarischem Denken, wie durch die bekannte Importunität für Nichtjuden äußert und nicht nur Störung der Ordnung und Disziplin, wie des ersprießlichen Fortgangs in Schule, Armee- und Beratungskörpern, sondern auch, da das Judentum die Presse beherrscht, eine allgemeine Denkverwilderung nach sich zieht."

Wie sehr man aus dem Gegensatz zwischen jüdischem Nomadentum und deutscher Seßhaftigkeit auch andere Schlüsse ziehen kann als die vorliegenden, beweist Sombart, der zur Erkenntnis kommt, „daß in der Tat die Juden es waren, die an entscheidenden Punkten den wirtschaftlichen Aufschwung dort förderten, wo sie erschienen, den Niedergang dort herbeiführten, von wo sie sich wegwandten".

Im folgenden wollen wir selbst ein Urteil gewinnen und uns die Juden im deutschen Wirtschafts- und Berufsleben ansehen, auf den Gebieten der Wertevermittelung, der Werteerzeugung und in den freien Berufen. Wir werden dann finden, daß sich die Ansichten Wahrmunds und Sombarts vielleicht vereinigen lassen, wenn wir des letzteren Leitsatz nur ein wenig verändern und sagen: „daß in der Tat die Juden es waren, die an den entscheidenden Punkten ihren wirtschaftlichen Aufschwung dort förderten, wo sie erschienen, und den Niedergang der Wirtsvölker herbeigeführt hatten, wenn sie sich wegwandten".

„Welches, ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. — Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. — Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld." Also Marx, der es wissen mußte. Beginnen wir also mit dem Schacher, dem Kleinhandel, und enden wir mit dem Geld. Diese Folge spiegelt ja den Werdegang des in unser Land kommenden Juden, ehedem und heute, trefflich wider. An sich ist der Handel, sowohl der Kleinhandel wie der Großhandel nichts Beklagenswertes. Es ist vielmehr notwendig; sowie ein Volk aus den alleranfänglichsten Wirtschaftsstufen heraustritt, muß neben den Erzeuger ein Zwischenglied sich einschalten, das die geschaffenen Werte dem Verbraucher übermittelt. Zum volkswirtschaftlichen Schaden wird die Vermittlertätigkeit erst, wenn sie übermäßige Bereicherung auf Kosten des Erzeugers sowohl, als des Verbrauchers sucht. Und dies ist unzweifelhaft beim jüdischen Händler der Fall. Es ist hier nicht der Platz auf all die Ein-

zelheiten des jüdischen Geschäftsgebarens einzugehen, die es zur wirtschaftlichen Gefahr werden ließen. Es muß in diesen Fragen auf die Untersuchungen Sombarts in seinem grundlegenden wissenschaftlichen Werke „Die Juden und das Wirtschaftsleben" verwiesen werden. Eine gewisse Ergänzung findet es in Roderich-Stoltheims Buch „Das Rätsel des jüdischen Erfolges", das vor allem das Anfechtbare von Sombarts Folgerungen aus seinem reichen Tatsachenstoff richtigstellen will. Nur an dem jüdischen Wucher können wir nicht ganz vorbeigehen. Schon deshalb nicht, weil sein Überhandnehmen in gewissen Landesteilen Deutschlands die Entwickelung der Judenfrage beeinflußt hat. Verdankt doch der Aussaugung des oberhessischen Bauerntums beispielsweise der Deutsche Reichstag seinen ersten antisemitischen Abgeordneten. Auch das Laster des Wuchers hat man als Folgeerscheinung der jüdischen Bedrückung darzustellen und zu entschuldigen versucht. Mit ebensowenig Recht, wie es beim Handel überhaupt geschah. Man lese nur die überzeugenden Beweise dafür bei Chamberlain nach. Auch durch das ganze deutsche Mittelalter gehen stets die gleichen Klagen über die wucherische Ausbeutung des Volkes. Im 14. Jahrhundert ist in Flandern der Zinsfuß anständiger Geldverleiher 6½%, der jüdische Wuchersatz dagegen 60% bis 200%. Luthers Meinungsumschlag zuungunsten der Juden ist hauptsächlich auf deren Wucher zurückzuführen. Und am Eintritt in das Emanzipationszeitalter klagt Mendelssohn ebenfalls über den unausrottbaren Hang seiner Stammesgenossen zum Wucher. Allerdings ist auch der Staat nicht unschuldig, insofern er den Juden lockerere Ehrbegriffe gesetzlich zubilligte. Das preußische Landrecht gestattete z. B. den Juden, einen um 3% höheren Zins zu nehmen, als den Staatsbürgern. Besonders war es damals das Elsaß, welches unter dieser Plage litt. Daher auch Napoleons „schmachvolles Dekret" von 1808. Er nannte die Juden „Raubritter der Neuzeit, wahre Rabenschwärme", und noch auf St. Helena hören wir von ihm: „Die Juden haben meine Heere in Polen verproviantiert, ich wollte ihnen dafür ein politisches Dasein geben, ich wollte sie zur Nation und zu Staatsbürgern machen, aber sie sind zu nichts nütze, als alte Kleider zu schachern. Ich war genötigt, die Gesetze gegen den Wucher zu handhaben, die Bauern im Elsaß haben mir dafür gedankt." Das Synedrion von 1807 hatte es allerdings an papierener Entrüstung gegen den Wucher nicht fehlen lassen und „die Stammesgenossen zu nutzbringenden, nunmehr allen zugänglichen Beschäftigungen" aufgefordert. Ohne jeden Erfolg, wie nicht nur das Dekret von 1808, sondern die ganze Folgezeit beweist. Besonders auffällig gestalteten sich die Verhältnisse ja in Kurhessen. Dort wurden im Jahre 1833 die Juden zuerst von allen deutschen Staaten zur völligen Gleichberechtigung zugelassen. Sie hatten also hier nicht nur die meiste Veranlassung zur Dankbarkeit, sondern die beste Gelegenheit, den anderen Staaten den Beweis zu erbringen, wie würdig sie der Gleichstellung seien, um diesen den Entschluß zur Nacheiferung zu erleichtern. Der Erfolg war aber ganz entgegengesetzt. Kurhessen wurde geradezu das klassische Land des Judenwuchers. Gegen solche eingeborenen Neigungen zu bestimmten Tätigkeiten, die wir als davon Betroffene als Laster empfinden, helfen auch wohlgemeinte Vorschläge nichts, wie der Lagardes, auf Wucher und Ramsch Landesverweisung zu setzen. Da kann nur eine rücksichtslose Gesamtgesetzgebung, nicht ein Einzelgesetz, Wan-

del schaffen. Wird dadurch den Juden der Aufenthalt in Deutschland verleidet, um so besser[1]).

Die Auswucherung auf dem Lande ist vielfach durch die Hausiertätigkeit der Juden bedingt gewesen. Daher auch stets ihr Streben nach Freizügigkeit schon zu einer Zeit, als auch die anderen Stände bei uns sich derselben noch keineswegs allgemein erfreuten. Die Aufenthaltsbeschränkungen und Hausierverbote empfand das Judentum immer am drückendsten. Allmählich nahm dann das Hausierertum seit 1815 andere Formen an. Die Hausierer wurden Beauftragte größerer Unternehmungen, um schließlich mit dem Ende der dreißiger Jahre in die Form der Handlungsreisenden überzugehen. Aber in jeder Gestaltung blieben die Juden seine Hauptvertreter. Und auch heute noch findet man neben dem unentbehrlichen, hochachtbaren Geschäftsreisenden eine Art, die zu überflüssigen Geschäften ohne Barzahlung verleitet und deren ganzes Gebaren nicht selten auf wucherischen Betrug hinausläuft. Daneben drängten aber die jüdischen Kräfte schon, ihrer Aufstiegsrichtung entsprechend, aus dem Hausiergewerbe in den Kleinhandel, den Kramhandel, von dem sie bis zum Jahre 1900 schon einen unverhältnismäßig großen Anteil in ihren Besitz gebracht hatten.

Naudh konnte 1860 noch sagen, daß die Juden sich ungerne mit dem Großhandel beschäftigten, wo er sich nicht zur Spekulation eigne. Ob das für die damalige Zeit richtig beobachtet war, oder ob er nicht Einzelerscheinungen verallgemeinerte, sei dahingestellt. Seit dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands nach der Reichsgründung betätigen sich jedenfalls die Juden auch auf diesem Gebiete mit wachsendem Erfolge. Der Ein- und Ausfuhrhandel unserer Hanseftädte ist schon großenteils in ihre Hände übergegangen und im Binnenlande ist ihr Anteil am Großhandel sogar noch erheblicher. Das hat schon seine Vorgänge im deutschen Mittelalter. Schon zur Sachsenkaiserzeit waren an der Elbe die Begriffe Jude und Großkaufmann (mercator) gleichbedeutend, und unter den Staufern beherrschten die Juden fast den ganzen Handel in Nord- und Mitteldeutschland. In unserem Wirtschaftszeitraum mußte die Anhäufung des Geldes in der Hand der Juden diese geradezu in den Großhandel drängen. Hier bildeten sich nun unter entscheidender Mitwirkung des Judentums neue Formen heraus, die sich immer mehr zu schweren wirtschaftlichen Schäden unseres Volkskörpers entwickelten. Es entstand nämlich eine steigende Neigung zur Aufsaugung des kleineren und mittleren Handelsstandes, indem durch die Vereinigung der verschiedenartigsten Kaufgegenstände in großen Warenhäusern der Bequemlichkeit unseres hastenden Zeitalters nach schneller Deckung des Bedarfs an einem Orte Rechnung getragen wurde. Billige Massengegenstände, deren Wert auch darnach war, bildeten die Lockvögel; die einmal gereizte Kauflust ließ sich dann leicht zu weiteren unnötigen Ausgaben verleiten und steigerte so den Umsatz dieser Betriebe. So erwuchs das Warenhaus zum Vernichter des soliden, ehrbaren Kaufmanns des deutschen Mittelstandes, der für gute Ware auch entsprechende Preise nehmen mußte und infolgedessen einen immer schwereren Kampf um sein nacktes Dasein zu führen hatte. Schon im Jahre 1912 waren diese Verhältnisse so

[1]) Gegenwärtig (1923) sind mit Duldung der Regierung wieder Zinssätze erreicht, die an die schlimmsten Zeiten des Mittelalters erinnern.

himmelschreiend geworden, die Gefahr für wertvollste deutsche Volksteile eine so unmittelbare, daß Frymann ein vollständiges Verbot der Warenhäuser verlangte. Waren diese aber in ihrem äußerlichen Geschäftsgang wenigstens noch ehrbar geleitet, so war dies bei den weiteren jüdischen Großhandels-Auswüchsen, den Abzahlungs-, Ramsch- und Ausverkaufsgeschäften, vielfach nicht mehr der Fall. Trotzdem fand man nicht den Mut, den anerkannten Schäden gesetzgeberisch zu Leibe zu rücken. Gewiß ist an dieser schädlichen Entwickelung, die ganze Geschlechter früher selbständiger Wirtschaftswesen in die Lohnsklaverei zwang, das Judentum nicht allein verantwortlich. Der Ersatz des Menschen durch die Maschine hätte auch ohne es Fortschritte gemacht. An der Beschleunigung dieser Entwickelung und an der bewußten Ausschaltung der Einzelwirtschaften ist es aber in erster Linie beteiligt. Dadurch gehen, abgesehen von der volkswirtschaftlichen Verelendung breiter Massen, auch große geistige Werte unserem Volke verloren. Früher war jeder Handwerker eine Art Künstler und freute sich seiner Gestaltungskraft. Nur ein Volk, dem selbst jede Schöpferkraft gebricht, konnte auf den Gedanken der völligen „Mechanisierung des Betriebs" kommen; nur ein Mann, dem der Mensch und Arbeiter nichts als eine Maschine ist, konnte diese Form der schnelleren Werteerzeugung zur Möglichkeit größeren Gewinns befürworten.

Im Großhandel gibt es eine ganze Anzahl von Geschäftszweigen, die der Jude schon seit längerer Zeit ganz erobert hat. Vor allem die gesamten Landeserzeugnisse, die ihm von jeher durch die geldliche Abhängigkeit der Landbevölkerung leicht zugänglich waren: Vieh- und Getreidehandel sind ebenso wie das Wollgeschäft längst ganz in jüdischen Händen. Auch der Weinhandel ist in mancher Gegend bereits jüdischer Alleinbetrieb, wobei das Judentum sogar gelegentlich seine sonstige Abneigung gegen das Taufwasser zu überwinden weiß. Ebenso wird das gesamte Bekleidungsgeschäft, soweit es sich um Fertigware (Konfektion) handelt, von Juden betrieben. Auf all diesen Gebieten liegt schon eine längere Entwickelung vor. Die mehr oder weniger dunklen jüdischen Ehrenmänner, denen wir in G. Freytags und Fr. Reuters Erzählungen auf dem Gebiete des Getreide- und Wollhandels begegnen, stammen schon aus der vormärzlichen Zeit. Nur haben die Verhältnisse allmählich eine Steigerung zur jüdischen Ausschließlichkeit erfahren. Auf dem Grundstückmarkte liegen die Dinge ganz ähnlich. Vor allem aber waren von je, wie schon erwähnt wurde, die Kriegslieferungen ein ergiebiges und fast ausschließliches Feld der jüdischen Betätigung. Naudh meint, daß der Jude schon deswegen für diese Art von Geschäften von Hause aus geeignet sei, „weil er sittliche Ansprüche nicht mit ins Geschäft bringt", eine Meinung, die ja auch Weininger teilt, der den Juden als amoralisch (nicht antimoralisch) bezeichnet. Naudh weist auch schon 1860 darauf hin, daß dem Juden Kriegslieferungen deshalb vorzugsweise liegen, weil sie mit einem schwerfälligen, geschäftsunkundigen Beamtentum abzuwickeln sind, „dem die skrupellose Schlauheit des Juden in der Behandlung von Personen bequem ist oder Nebenvorteile verspricht". Dies ist natürlich in Ansehung unseres alten, tüchtigen Beamtenstandes wie des Judentums gröblich verallgemeinert. Für nicht wenige Mitglieder der Kriegsbeamtenschaft und sehr viele des jüdischen Kriegslieferantentums traf es aber zu, wie unsere noch frischen Erfahrungen bezeugen.

Das Versicherungswesen, oder vielmehr ganz allgemein das ganze neuzeitliche Kommissionswesen ist auch fast völlig verjudet: hier finden sich schon Ähnlichkeiten zu den mühelosen Gewinnen, die im Bankbetrieb möglich sind. So stehen z. B. im Maklergeschäft in Grundstücken die Gewinne nicht etwa in angemessenem Verhältnisse zu den aufgewandten Mühen und Kosten, sondern zu der Höhe des Kaufgegenstandes, eine bedenkliche Entlohnungsart, die bekanntlich auch bei Anwaltsgebühren, Finderlohn sich ähnlich vorfindet, sicherlich aber für einen normal empfindenden, nicht rechtlich verbildeten Menschen in ihrer grundsätzlichen Anwendung etwas Befremdendes hat.

Ebenso ist das Verkehrswesen, soweit es nicht staatlich ist, sehr stark unter jüdischem Einflusse. Das Judentum wurde erst zum eigentlichen Beherrscher des Weltmarktes, als es auf die großen Weltverkehrswege — wozu auch die Nachrichtenmittel rechnen — die Hand gelegt hatte. Denn dadurch wurde der jüdische Welthandel von anderen Mächten unabhängig und ganz auf sich gestellt. Vom ersten Tage der Entwickelung der Dampfschiffahrt sowohl, als der Eisenbahnen an haben die Juden die Bedeutung dieser Verkehrsmittel erkannt und sie unter ihre Aufsicht zu bringen versucht. Schon die Bahnbauten, d. h. die Bereitstellung der Mittel für sie, brachten viel Geld in die jüdischen Scheunen und stärkten so die Macht des Judentums. Man lese nur bei Dallmayr über Rothschilds Eisenbahnpolitik in Österreich nach oder bei Treitschke über den Bau der Main-Weserbahn (1846), wobei „auf Kosten des Landes der Regent in jüdischer Gemeinschaft gute Geldgeschäfte machte", die unser Geschichtschreiber grob deutsch schlechthin einen „Gaunerstreich Rothschilds" nannte. An die Beteiligung Bleichröders beim Verkauf wertvollen preußischen Eisenbahnbesitzes, der bei der Verstaatlichung später mit hohen Kosten zurückgekauft werden mußte, sei ebenfalls erinnert, desgleichen an die Bahnpläne des Türkenhirsch aus Anlaß der Luxemburger Frage, an Strousbergs Wirken in Rumänien und Bleichröders Anteil an den Orientbahnen. Dies geht bis in die Neuzeit, wo die vorderasiatische Bahnpolitik der Deutschen Bank erheblich zur Schürzung des Knotens des deutsch-englischen Zwistes beitrug. Und wo es dann schließlich schief ging, das jüdische Großkapital hatte vorher sein Schäfchen ins Trockene gebracht, mit Ausnahme Strousbergs, der gar zu unvorsichtig vorging — das deutsche Volk zahlte die Kosten.

Ein ganz eigenartiger Handelsgegenstand der Juden ist von alters her der mit Menschenfleisch. Früher, in den frühdeutschen Zeiten der Franken- und Gotenreiche und auch noch der ersten Kaisergeschlechter, war der Sklavenhandel, da die Kirche ihn ihren Angehörigen ähnlich wie das Zinsleihen nicht erlaubte, ganz den Juden überlassen. Sie wußten sich in ihm große Ausnahmerechte zu sichern, so das Taufverbot von Sklaven, womit sie etwaige Bekenntnisse dieser in der Beichte unmöglich machten und vor allem deren Freiwerdung als Christen verhinderten. Der Agobard-Streit dreht sich hauptsächlich um die Tauffrage der Sklaven. Diese Form des Menschenhandels ist heute ausgeschlossen. Er blüht darum nicht minder. Einmal in der Form des Mädchenhandels, der fast ausschließlich in jüdischen Händen sich befindet — besonders die Ostjuden tun sich hierbei hervor. Und zwar nicht nur in der groben Form der Versorgung von Bordellen, sondern auch in der mehr übertünchten der Stellen-

vermittlung, wobei besonders im Theaterwesen sich erhebliche Mißstände herausgebildet haben. Dann in der Form des Auswandererwesens. Dieser Menschenhandel nahm vor allem seit dem Aufblühen der überseeischen Dampfschiffahrt einen starken Aufschwung und brachte den beteiligten jüdischen Geldmächten vielfach noch das letzte Geld der Armen zu, die schon durch jüdische Schuldverstrickung in irgendeiner Weise von Haus und Hof, bzw. von der heimatlichen Scholle getrieben waren. Der leitende Mann unserer größten Auswanderungs-Reederei war der Jude Ballin. Und schließlich ist auch im Laufe des 19. Jahrhunderts die Versklavung wieder aufgetaucht. Natürlich nennt man so etwas nicht so grob mit diesem Namen, wenn selbständige Wirtschaftswesen zugrunde gehen und in die Lohnsklaverei der Warenhäuser und Fabriken gezwungen werden. Auch hieran hat das Judentum einen entscheidenden Anteil. Besonders an dem letzten, größten und niederträchtigsten Streich, der Versklavung unseres ganzen Volkes auf lange Menschenalter hinaus, wobei jedoch noch festzustellen bleibt, ob und in welchem Maße das heimische Judentum **unmittelbar** mitbeteiligt ist und Gewinn daraus zieht. Die **mittelbare**, nicht stets bewußte Beteiligung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht — Sozialdemokratie, Flaumacherei, Kriegswirtschaft usw. — steht außer Frage.

Die letzte Form der jüdischen Handelsbetätigung, zugleich die umfassendste, da sie all die vorherigen des wucherischen Kleinhandels, des ausbeuterischen Großhandels und der Menschenverschacherung in sich schließt, ist die des **Geldhandels**. Auch der jüdische Geldhandel ist keine neuzeitliche Erscheinung. Schon vor zweieinhalbtausend Jahren findet man die Juden auf diesem Gebiete tätig. Im deutschen Mittelalter war es ebenso, und nur auf kurze Zeit drängten die Hanse im Norden, die Fugger und Welser im Süden die ausschließliche Herrschaft der Juden auf dem Geldmarkte zurück. Auch in der Ghettozeit ging der jüdische Reichtum keineswegs allgemein zurück, wie die schon angeführten Erinnerungen der Glückel von Hameln erkennen lassen. Allerdings mag da, wo der Jude in größeren Massen saß, also vor allen Dingen im Osten, eine gewisse Verarmung eingetreten sein; daß sie jedoch so allgemein und tiefgehend, und besonders im Verhältnis zum ebenfalls furchtbar durch die Kriegsnöte mitgenommenen deutschen Volke auffallend gewesen war, wie Graetz uns glauben machen möchte, scheint übertrieben. Graetz ist in solchen Dingen überhaupt mit größter Vorsicht zu nehmen. Behauptet er doch, daß erst damals aus der Not jene Schwächung des jüdischen Rechts- und Ehrgefühls in Hinsicht des Gelderwerbs entstanden sei und jene Anbetung der Mammons, die nicht nur „Liebe zum Golde war, sondern auch Respekt vor ihm, mochte es aus noch so unreiner Quelle geflossen sein". Das widerspricht einfach den geschichtlichen Tatsachen, wie den gelehrten Rabbi ein Blick in seine Heilige Schrift hätte belehren müssen. Also der Reichtum der Juden war stets vorhanden, und — stets im Verhältnis zu dem **deutschen** Durchschnitt — auch ein allgemeiner. Seine ganz außerordentliche Anhäufung in jüdischer Hand entstammt jedoch erst dem Zeitraum nach der Emanzipation. Hier wirkten die verschiedensten Umstände zusammen. Die Grundlage legte die lange Kriegszeit im Anschluß an die französische Staatsumwälzung von 1789. Sie steigerte den Geld-

bedarf gewaltig, und die ersten Riesenvermögen entstanden; unter anderem gelangte damals das Haus Rothschild zu europäischer Bedeutung. Von fernerem Einfluß war die zunehmende Vergewerblichung Deutschlands — und der mit ihm im engen wirtschaftlichen Zusammenhang stehenden anderen Staaten Europas und Nordamerikas in Verbindung mit den gesteigerten Möglichkeiten der Nachrichtenübermittelung und mit der ungeahnten Verkehrsentwickelung. Das sind nur einige Punkte. Wer sich erschöpfend unterrichten will, muß schon zu Sombarts Werk greifen. Für unsern Zweck gilt es nur die Tatsache festzuhalten, daß die Geschichte des jüdischen Aufstiegs im verflossenen Jahrhundert im Grunde genommen doch nur die Geschichte des Aufstiegs der jüdischen Geldmacht ist — das Haus Rothschild bietet in seiner Entwicklung von jenem „Kipper und Wipper" um das Jahr 1750 an bis heute ein treffendes Spiegelbild jener Geschichte. Der Ausspruch eines seiner Inhaber „Mein Geld ist meine Ehre" zeigt uns zugleich, weshalb der Deutsche mit seiner anders gerichteten Rechts- und Ehrauffassung in diesem Ringen so rasch und so völlig unterlag. Wenn schon ganz allgemein zutrifft, daß niemals „die Geschichte eines ungeheuren Privatvermögens eine Chronik makelloser Ehre" ist, so kann man dies füglich von dem jüdischen Reichtum sagen, deren Erwerber mit einem uns derartig fremden, einzig auf die Gelderraffung eingestellten Ehrbegriff arbeiten. Man denke nur an das bekannte Beispiel des Waterloo-Schwindels, der Rothschild Millionen einbrachte, aber zahlreiche Leute vernichtete, oder an den letzten, größten und schmählichsten Feldzug auf die Taschen eines ganzen Volkes, der seinen erfolgreichen Abschluß durch unsre Unterschrift unter die jüdischen Versklavungs-Bedingungen erhielt.

Aus dem jüdischen Reichtum erwuchs ihre Geld- und Weltmacht, entstand der furchtbare Zustand, daß ein 70-Millionenvolk zum willenlosen Heloten eines Häufleins wurde, das ein wuchtiges Aufrecken zermalmen würde, jenes vielbeschriene Häuflein der Dreihundert Rathenaus, das in der Tat Europas Geschicke lenkt. Wurde der Reichtum für die Juden die Grundlage ihrer Macht, so ermöglichten ihnen die Banken und die Börsen, diese vollends zu erlangen. Auch hinsichtlich dieser, nicht ursprünglich, aber heutzutage fast rein jüdischen Wirtschaftseinrichtungen und Machtmittel muß auf die Arbeit des berufenen Fachmanns Sombart hingewiesen werden. An dieser Stelle sollen nur einige Punkte von allgemeinerer Bedeutung für den jüdischen Aufstieg bei uns hervorgehoben werden. Das Bankwesen war schon zum Beginn unserer Zeit sowohl in Berlin, als in Wien vorzugsweise in jüdischen Händen. Wenigstens bediente sich der Staat zur Deckung seiner Geldbedürfnisse hauptsächlich jüdischer Geldgeber. Friedrich II. arbeitete trotz seiner Judenfeindschaft mit den Ephraim und Itzig, und in Wien spielten die Arnstein und Eskeles, die übrigens durch Heirat eng mit den Itzigs verbunden waren, eine ähnliche Rolle. Auch Mendelssohns Nachkommenschaft wandte sich dem Geldgeschäft wieder zu, und die Beers, zu denen Meyerbeer gehörte, sahen in der berüchtigten Hofjüdin Liebmann ihre Ahnin; sie waren ebenfalls Bankbesitzer und wieder mit den Ephraims versippt. Schon aus diesem einen Beispiel geht die innige Verfilzung und Gemeinschaftlichkeit der Belänge des jüdischen Geldwesens hervor. Während in der Folgezeit in Österreich das staatliche

Geldwesen bald völlig unter die jüdische Aufsicht kam, besonders als das mit Metternich eng verbundene Haus Rothschild auch in Wien ein Zweiggeschäft gegründet hatte, bewahrte sich Preußen zunächst noch seine Handlungsfreiheit und wies vor allem einen Rothschildschen Anschlag gegen seine Staatsbank zurück. Hier stieg der Einfluß der jüdischen Bankwelt erst mit der Ära Bleichröder und der Gründung der Reichsbank zu ausschlaggebender Bedeutung empor. Einige Zahlen mögen die Entwicklung verdeutlichen. 1861 gab es in Preußen 642 Bankiers, darunter 550 jüdische, und 1880 waren unter den 15 Mitgliedern des Zentralausschusses der Reichsbank sogar 11 Juden, wobei noch zu bedenken ist, daß sich alle früheren Zahlenermittelungen stets nur auf die Glaubensjuden, niemals aber auf die gesamten Rassenjuden oder gar die Judenstämmlinge bezogen. Das Haus Mendelssohn wurde also als deutsches Bankgeschäft gerechnet. Nicht ohne Schuld an dem Niedergange des deutschen Bankgewerbes scheinen auch, wie früher schon erwähnt wurde, die Fürsten zu sein, die ihr Vermögen jüdischen Bankleuten, statt deutschen anvertrauten. Bei manchem war hier nur eine etwas gedankenlose Beibehaltung des überlieferten Hofjudentums der Grund. Bei vielen aber sicher auch Gewinnsucht: Louis Philippe und Leopold I. von Belgien waren da den kleineren Standesgenossen mit dem schlechtesten Beispiel vorangegangen.

Mit dem erst nach der Reichsgründung einsetzenden Emporkommen der Großbanken, die das kleine bodenständige Bankgewerbe fast völlig aufsogen, ist dann der letzte Schritt zum völligen Verjuden unserer Geldwirtschaft vollzogen worden. Einen reichlichen Anteil an dieser ungesunden Zusammenballung des Geldes bei wenigen jüdisch beaufsichtigten Stellen trägt neben der wirtschaftlichen Geldbedarfsteigerung und der ganzen internationalen Entwicklung eine verfehlte Gesetzgebung. Sie entstand hauptsächlich in der Zeit, als für solche Fragen neben Bleichröder ein Bamberger, zugleich Politiker und Bankfachmann, das große Wort führen konnte. Ihren geistigen Vätern entsprechend ist sie völlig in jüdischem Interesse geraten und hat bis heutigen Tages eine wesentliche Besserung nicht erfahren. Im Gegenteil, die Geldanhäufung in vier bis fünf Großbanken nimmt einen immer amerikanischeren Zuschnitt an. Ob hiergegen heute noch Frymanns Vorschläge von 1912 ausreichen, die eine Begrenzung des Grundvermögens der Großbanken und ein Verbot seiner Vergrößerung vorsehen, ist fraglich. Letzten Endes kann vielleicht hier nur staatliche und zwar wirksame Beaufsichtigung helfen, durch gesetzlichen Übergang des größeren Teils des Großbankvermögens in staatlichen Besitz. Merkwürdigerweise hört man in unserm Zeitalter der Sozialisierungsbestrebungen aber stets nur von einer Vergemeinschaftlichung deutscher Großunternehmungen, Bergwerke und Hüttenbetriebe, nie aber von einer der rein jüdischen Bankgeschäfte.

Neben dieser Beherrschung des Bankgeschäfts, also der ganzen wirtschaftlichen Darlehnsversorgung in Deutschland, übte die jüdische Geldmacht vermittels der Börse, die ihr ebenso uneingeschränkt zu Gebote stand, ihren Einfluß aus. Die Börse ist von Hause aus ein durchaus nützliches und notwendiges Glied unserer neueren Wirtschaftsgestaltung. So wie sie heute ist, ist sie ein Giftbaum, an dessen Früchten wir noch vollends zugrunde gehen. An ihr kommt das über- und zwischenvölkische Wesen der Geld-

macht zum entschiedensten Ausdruck. Während an den Banken, wenigstens äußerlich, solange jüdische Belange nicht gefährdet sind, noch nationale Gesichtspunkte mitwirken — man denke an die Kriegsanleihen —, herrscht an den Börsen heutzutage nur die nackteste Geldgier, und Schwindelgeschäfte größten Umfangs, unterstützt durch eine Gesetzgebung, die geradezu zur verbrecherischen Ausbeutung unseres Volkes aufreizt, sind an der Tagesordnung. Auch hier können wir das Anwachsen dieser Mißstände im verflossenen Jahrhundert an einigen Beispielen deutlich verfolgen. Mit den Waterloo-Schwindel Rothschilds fing es an. Von da an wurde jede Gelegenheit benutzt, das politische Spiel zum Steigen oder Sinken der Geldwerte auszunützen, mit dem unweigerlichen jedesmaligen Enderfolge, daß dem deutschen Volke sein Geldbeutel erleichtert wurde, um die jüdischen Kassenschränke zu füllen. So beispielsweise die polnische Erhebung von 1831, wo die Berliner Börse „gute Tage" sah, so 1847 in Wien, wo Rothschild mit Genossen durch Androhung von Börsenumtrieben den österreichischen Staat einfach vergewaltigte, um auch weiterhin dessen Vormund spielen zu können. Damals erhielt das freche französische Witzwort erst seine grausame Wirklichkeitsbedeutung, daß die Börse den Staat so halte wie der Strick den Gehenkten. Auch im Umsturzjahr 1848 sorgte man rechtzeitig für Angstverkäufe, um eine stattliche Beute in Sicherheit bringen zu können. Schon am 7. März, also elf Tage vor der Berliner Revolution, waren die preußischen Staatsschuldscheine auf 84 herabgedrückt und „sozusagen ins Bodenlose" gefallen. Man beachte wohl den Zeitpunkt und die zwischenvölkischen Zusammenhänge. Wer überhaupt die Geschichte der neueren Umsturzbewegungen und Kriege schreiben will, müßte recht eingehend die Geschichte der Kurszettel zu Rate ziehen und vor allem in all ihre geheimen Feinheiten eingeweiht sein. Ja, die alte Mutter Rothschilds konnte gut sagen: Sie dürfen keinen Krieg führen, mein Sohn leidet's nicht. Sie hätte mit derselben Berechtigung 1859 sagen können: Sie müssen Krieg führen, mein Sohn will es. An solcher Börsenschmach verblutete unser stammverwandtes Burenvolk. Und — wir? Es gibt manchen, der für uns das gleiche zu glauben geneigt ist. Ich persönlich halte allerdings eine unmittelbare Einwirkung der Börse auf unsern Zusammenbruch nicht für wahrscheinlich, noch weniger für nachweisbar. Ebensowenig hinsichtlich des Kriegsausbruchs — denn der kam für die Drahtzieher viel zu früh. An seiner planvollen Herbeiführung und an der Durchführung sind jedoch jüdische Geldmächte stark vertreten gewesen, und sie bedienten sich zur Erreichung ihrer Zwecke nebenbei natürlich auch ihrer besten Waffe, der Börse.

Damit wären wir bei dem Ziel, der jüdischen Weltmacht, angelangt. Der Weltherrschaftstraum ist so alt wie die jüdische Verheißung. Er erhielt das jüdische Volk in den Jahrtausenden seiner Zerstreuung, auch in Verfolgungen und Ohnmacht, recht eigentlich am Leben. Selbst der angeblich deutsche Vaterlandsfreund Mendelssohn huldigte ihm, wohlvermerkt nicht, wenn er uns mit seinem Redeschwall zu betören versuchte, wohl aber, wenn er zu seinen Stammesgenossen „unter Ausschluß der Öffentlichkeit" sprach. Von dem österreichischen Minister Glaser, also auch nicht dem ersten besten, haben wir ebenfalls schon eine entsprechende Äußerung angeführt. Wenn das Judentum solche Träume, oder vielmehr

Pläne bestreitet, so kommt es viel weniger auf das Was? als das Wie? an. Schon Hartmann wies darauf hin, daß sich dem ungebildeten Juden der Traum der Verheißung ganz anders, in viel lebenshafterer Gestaltung vorstelle, als dem gebildeten. Während jener an sichtbare Beherrschung mit jüdischem Oberhaupt und Zubehör denkt, begnügt sich dieser mit der tatsächlichen Herrschaft, wenn auch vorgeschobene Scheinherrscher aus den alten Völkern die äußern Ehren der Macht genießen. An dieser wirklichen Weltherrschaft ist für den Augenblick auch gar kein Zweifel statthaft. Wer sie bestreitet, mit dem ist überhaupt nicht zu reden. Die große Gefahr, welche für das Deutschtum mit der wachsenden jüdischen Macht, spätestens seit dem Jahre 1848, heraufdämmerte, hat Bismarck schon frühzeitig erkannt, als er Gelegenheit hatte, als Bundestagsgesandter in Frankfurt an der Quelle seine Erfahrungen zu sammeln. Er schrieb damals (1856) an Gerlach. „Die unwürdige Politik Falstaffs muß bittre Früchte tragen, wenn nicht bald eine Umkehr erfolgt und dem Judengesindel die Zügel aus der Hand genommen werden." Leider entsprach seine spätere Politik durchaus nicht dieser richtigen Einsicht. Nachdem die Juden mit ihrer Emanzipation den Völkern den Fehdehandschuh hingeworfen hatten, gab es für sie nur noch Sieg oder Untergang, im Sinne des völligen Aufgehens in ihren Wirtsvölkern. Schon 1877 stellt Hitze in seinem Buche „Die soziale Frage" fest, daß sich die Wagschale zugunsten der Juden neige, daß sie drauf und dran seien, „die wirtschaftliche Weltherrschaft über alle anderen Nationalitäten zu erlangen", und Dühring prägte im Jahre 1880 für diese Gefahr das Wort vom „inneren Karthago". Nun ist das Judentum tatsächlich Weltsieger und nur noch die äußerste Gewalt kann hier helfen Dieser Rückschlag gegen die Barbarei, in die wir jetzt zu versinken drohen, braucht nicht notwendigerweise selbst barbarisch zu sein. Er muß aber umfassende und durchgreifende Mittel gebrauchen. Mit Halbheiten ist nichts getan. Zur Zeit gewinnt eine Strömung an Bedeutung, die der übervölkisch verankerten Judenmacht eine geschlossene, ebenfalls übervölkische Kampffront entgegenstellen will, der alliance isréalite universelle eine alliance antijuive universelle. Der Gedanke hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Und doch scheint er mir sehr bedenklich zu sein. An den internationalen Mächten sind wir zugrunde gegangen. Von einer internationalen Vereinigung verspreche ich mir deshalb auch auf diesem Gebiete keinen Erfolg. Wir müssen die trostlose Tatsache erkennen, daß wir wirklich ganz allein auf uns gestellt sind und daß wir die Bundesgenossen — die Ausdauer, den Mut und die Einigkeit — in uns selbst finden müssen. Hier darf uns auch die augenblickliche Lage nicht abschrecken. Sie dauert nicht ewig, und unsere innere Umkehr, die Erkenntnis, was wir in der Judenfrage gefehlt haben und was wir tun müssen, erfordert ja auch Zeit. Ich weiß wohl, daß hervorragende Männer den neuen Bestrebungen ihren Namen geliehen haben, die sicher das Für und Wider reiflich erwogen haben. Ihre Anschauung ist also ernstester Beachtung wert. Meine entgegengesetzte durfte ich aber deshalb nicht unterdrücken, da es sich hier nicht um eine taktische, sondern eine grundsätzliche Frage handelt, wenn es bei dem ganzen Bestreben auf mehr abzielen soll, als einen übervölkischen Nachrichten- und Gedankenaustausch.

Hinsichtlich der Stellung des Judentums zu den Werte schaffen-

den Ständen sei das Ergebnis vorausgenommen. An der Werterzeugung im eigentlichen Sinne des Wortes beteiligen sich die Juden, ihrer Anlage entsprechend, so gut wie nicht. Dagegen sind sie drauf und dran, auch diesen Teil der Volkswirtschaft ihrer Aufsicht unterzuordnen, um ihn jüdischen Zwecken dienstbar zu machen. Dies ist am leichtesten möglich durch die Zusammenballung in Großbetrieben. Daher erstrebt das Judentum die Vernichtung des gewerblichen und landwirtschaftlichen Kleinbetriebs und die Aufrichtung seines ausschlaggebenden Einflusses bei den Großbetrieben.

Die großen Männer unserer Industrie, ihre eigentlichen Schöpfer, waren keine Juden. Die Krupp, Siemens, Harkort, Mauser, Borsig und wie sie alle heißen mögen, gingen im Laufe des 19. Jahrhunderts aus dem deutschen Volke, und zwar größtenteils sogar aus den handarbeitenden Ständen hervor. Und die Industriegewaltigen der Neuzeit, die Haniel, Stinnes und Thyssen sind ebenfalls deutschen Ursprungs. Das große Unternehmen muß sich aber erweitern und wachsen, soll es nicht zurückgehen: das ist das Gesetz der rollenden Lawine, das sie in sich trägt. Dadurch tritt in der Regel ein Zeitpunkt ein, wo der Geldbedarf nicht mehr aus eigener Kraft allein gedeckt werden kann. Mit der Vergesellschaftung dringt der Jude in die Unternehmung ein. Die Aktie ist seine Waffe. Unsere Aktiengesetzgebung ist rein auf jüdische Bedürfnisse zugeschnitten. Sie entstand in der liberalen Gesetzgebungszeit der Lasker und Bamberger. Es ist ja überhaupt festzustellen, daß an der Demokratisierung das Judentum großen Anteil hatte, da sie für eine plutokratische Wirtschaft die günstigsten Bedingungen schafft. Und gibt es etwas Demokratischeres, als daß jeder zum Teilhaber der größten Unternehmung werden kann? Leider steht in der Wirklichkeit die Sache etwas anders, indem nur ein gewisser Hundertsatz der Aktien im Umlauf kommt, abgesehen von faulen Unternehmungen, deren Aktienbesitz man großmütig rechtzeitig dem *kleinen* Geldgeber überläßt. Der Hauptteil der Aktien, welcher das nötige Stimmenübergewicht sichert, bleibt in den Händen oder unter dem Einflusse weniger Großaktionäre oder Großbanken. Damit stehen die Tore der Aufsichtsräte dem Judentum offen, um seinen Willen auch in der bisher unabhängigen Großunternehmung zur Geltung zu bringen. Nur noch wenige Betriebe haben sich von diesen Einflüssen freizuhalten gewußt. Hier steht ihre Unabhängigkeit gewöhnlich auf den zwei Augen des derzeitigen Leiters, dessen Herrennatur und dessen Können sie bisher ermöglicht haben. So ist es wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit, daß auch bei ihnen — besonders unter den jetzigen politischen Verhältnissen — sich der jüdische Einfluß durchsetzen wird und damit ein weiteres Zwinguri unter uns ersteht. Wo dies dem Judentum nicht gelingt, wird die blühende Großindustrie dem sozialistischen Wahn geopfert, um an ihm zugrunde zu gehen. Sie wird *jüdisch* sein oder *nicht* sein, so heißt die Losung.

Handwerk und *Kleingewerbe* sind eigentlich schon im Erliegen, wenn nicht dem bedrängten Mittelstand in letzter Stunde Hilfe ersteht. Sie sind eigentlich nur noch so weit erhalten, als es erforderlich ist, um durch Herstellung einheitlicher Massengegenstände die jüdischen Warenräume zu füllen. Durch kargste Entlohnung verfallen sie immer größerem Elend. Große Schuld trägt hieran aber der Deutsche *selbst*, nicht zum mindesten

die Frauenwelt. Die Aussicht, recht viel an einem Orte zusammenkaufen zu können und für schlechte Massenware einige Pfennige weniger zu zahlen, hält sie von den Kaufgewölben des soliden deutschen Handwerkers und Gewerbetreibenden fern. So bauen wir selbst mit an dessen Untergang. Daß in diesem Daseinskampf auch die künstlerische Schöpferkraft des Handwerks verloren ging, kann nicht wundernehmen. Welcher Tischler oder Schlosser könnte heute aus Eigenem so herrliche Arbeiten herstellen, wie sie aus vergangener Zeit noch jetzt unser Auge erfreuen? Es sei aber nochmals betont, daß gerade an der Entwickelung dieser wirtschaftlichen Verhältnisse das Judentum zwar einen großen Anteil hat, daß aber auch noch andere Ursachen dazu drängten. Daß unter diesen Umständen sich die Juden nicht selbst dem Handwerk zuwendeten, ist erklärlich. Zum selbständigen Handwerker fehlte ihnen zudem die Schöpferkraft, zum Handlanger und Arbeiter die Arbeitsfreude. Schon zum Bau des Salomonischen Tempels standen einheimische Kräfte nicht zur Verfügung. Und zur körperlichen Arbeit läßt sich der Jude überhaupt nur durch zwingende Not, und dann möglichst nur vorübergehend, bewegen, wie z. B. in Polen. Religiöse Überhebung bestärkt ihn in seiner Arbeitsscheu. „Wir aber sind erschaffen, daß wir Gott dienen sollen; ist es nun nicht billig, daß wir uns ohne Schmerzen nähren?" Herder, dem Chamberlain diese Talmudstelle entnimmt, setzt hinzu: „Immerhin ohne Schmerzen! nur nicht durch Betrug und Überlistung." Nach jeder Emanzipation traten geräuschvoll jüdischerseits Bestrebungen ans Tageslicht, um ihre vom Zwange des Schachers nunmehr erlösten Brüder geregelter, ehrlicher Arbeit im Handwerk und der Landwirtschaft zuzuführen. Von einem Erfolge kann aber in keinem Falle auch nur im geringsten gesprochen werden.

Wenn wir trotzdem in der Landwirtschaft, deren sauere und mühevolle Arbeit dem Juden wohl am wenigsten zusagt, Juden antreffen, so sind es, abgesehen von den wenigen Ausnahmen, wo sich infolge dichten Zusammenwohnens die Juden der kleinen Landwirtschaft zuwenden müssen, Großgrundbesitzer, die aber im Gegensatz zu ihren meistens landsässigen deutschen Berufsgenossen ihre Güter nicht selbst bewirtschaften, sondern diese verwalten lassen oder durch Verpachtung ausnutzen und sich nur vorbehalten, die ländlichen Schloßherren zu spielen, um ihre Zugehörigkeit zu dem, was man Gesellschaft nennt, zu beweisen. Fast keiner unserer Großjuden ist ohne einen alten Feudalbesitz. Schon vor dem Kriege war diese lautlose Besitzergreifung von deutschem Grund und Boden weit fortgeschritten. Bereits vor dem Jahre 1860 wurde die Frage des Eindringens der Juden, in ihrer Eigenschaft als Rittergutsbesitzer, in die Kreistage, die ihnen bis dahin verschlossen waren, dringend. Daß die Juden, gleichzeitig mit dem Erwerb der Rittergüter, teilweise Patronatsrechte an christlichen Kirchen bekamen, war eine irrsinnige Folge dieses Drängens nach Grundbesitz. Ein großer Teil des adligen und späterhin auch des bäuerlichen Besitzes war nun allerdings den Juden durch seine gesetzliche Bindung an den Erbgang in der Familie verschlossen. Es ist aber grundsätzliches Bestreben des Judentums, jeglichen Besitz beweglich zu machen, ihn dem börsenfähigen Schacher zuzuführen. Daher der Kampf der verjudeten Parteien gegen die Fideikommißgesetze, deren Beseitigung ihnen ja jetzt nach dem Umsturz unglücklicherweise gelungen ist.

Hoffentlich finden sich hier aber andere Mittel, dieser Beweglichmachung von Grund und Boden zu steuern.

Den kleinen Bauern hat in weiten Teilen unseres Landes von jeher der jüdische Wucherer in den Händen, und es wurde schon erwähnt, daß sich trotz der Emanzipation hieran nicht das geringste geändert hat. Das hat viel dazu beigetragen, unsere Bauern über das Meer und in die großen Städte zu treiben, wenngleich für den Drang nach der Großstadt auch noch andere Gründe mitreden. Es muß eine unserer wichtigsten Aufgaben sein, diesem Loslösen von der heimatlichen Scholle, vom kräftespendenden Mutterboden, Einhalt zu gebieten und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß neubesiedelter Boden nicht wieder binnen kurzem der leichte und willkommene Ausbeutungsgegenstand für den Juden wird. Auch eine gewisse Einschränkung der Freizügigkeit darf nicht gescheut werden, um der weiteren Landflucht vorzubeugen.

Wie schlimm die Verhältnisse, welche den Eingeborenen von der Scholle trieben, schon frühzeitig lagen, dafür sei nur Bismarcks Zeugnis vor dem Vereinigten Landtag 1847 angeführt: „Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern gibt, die nichts ihr Eigentum nennen auf ihrem ganzen Grundstücke; von dem Bette bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden, das Vieh im Stalle gehört dem Juden, und der Bauer bezahlt für jedes einzelne seine tägliche Miete; das Korn auf dem Felde und in der Scheune gehört dem Juden, und der Jude verkauft den Bauern das Brot-, Saat- und Futterkorn metzenweis." Leider sind die Mißstände auf dem Lande vielfach durch die Verwendung der Hofjuden, die jeder Gutsbesitzer zur Besorgung seiner Geschäfte benutzte, unterstützt worden.

Eigentlich sollte man kein Wort mehr nach Chamberlains Feststellungen über das Märchen verlieren müssen, daß die Juden von Hause aus Ackerbauer gewesen, die nur durch die Ungunst ihres Schicksals zum ausschließlichen Befassen mit dem Handel gezwungen worden seien. Da aber ein jüdischer Schriftsteller Brunner es neuerdings ausdrücklich wiederholt, so muß ihm doch wohl ein anderes jüdisches Zeugnis zur Widerlegung entgegengesetzt werden. Trebitsch sagt nämlich: „Der so oft von Juden und Judenfreunden gemachte Versuch, aus der Tatsache, daß die Juden hin und wieder im Verlaufe der Geschichte Ackerbau getrieben haben, zu folgern, sie seien ein Volk von Ackerbauern gewesen, ist insofern müßig, als niemals eine vorübergehende Beschäftigung Beweismittel für geistige Uranlage bilden kann; entscheidend aber ist es, welche Lebensweise der geistigen Uranlage eines Volkes entspricht, ja diese bedingt und erzeugt hat! Und da bleibt es allen Beschönigungen zum Trotz unanfechtbar, daß das nomadenhafte Leben dem Geiste des Volkes entsprach . . ." Hiermit kann man wohl endgültig über den Irrtum vom jüdischen Ackerbauer zur Tagesordnung übergehen.

Es erübrigt nur noch, ein paar kurze Worte über das Judentum in denjenigen freien Berufen zu sagen, die im Vorhergehenden noch nicht behandelt sind. Dem jüdischen Ärztestand gebührt die erste Stelle schon aus geschichtlichen Gründen. Denn beim Beginn der Emanzipationszeit sind die jüdischen Ärzte bereits vorhanden, und zwar in nicht geringer Zahl. Sie beschränkten sich dabei nicht auf ihren Beruf, sondern sie versuch-

ten mit der unruhigen Vielseitigkeit, die nicht etwa mit der weltumspannenden Allseitigkeit eines Goethe oder Humboldt zu verwechseln ist, auch auf anderen Gebieten als ihrem beruflichen sich zu betätigen. Es sei nur Mendelssohns Freund Markus Herz genannt, der nebenbei in Philosophie und Physik liebhaberte und durch seine Gattin die große Schwatzbude, das „schöngeistige Bordell“, unterhielt. Ebenso Hardenbergs Sekretär, Dr. Koreff, der zu allen möglichen Geschäften verwandt wurde, die seinem eigentlichen Berufe fernlagen. Auch Jacoby gehörte dem ärztlichen Stande an, und bis in die jüngste Zeit hinein finden wir den jüdischen Arzt recht häufig in den Volksvertretungen verschiedenster Art. Doch genug dieser Beispiele. Augenscheinlich ist der jüdische Zudrang zum ärztlichen Beruf noch stark in Wachsen begriffen. Nach der Berufszählung vom Jahre 1907 kamen schon auf 1000 Juden 8 Ärzte, während die entsprechende deutsche Zahl nur 1 war: diese Zahlen haben sich inzwischen noch weiter zugunsten der Juden verschoben, und besonders in den Großstädten ist das Mißverhältnis schon so ausgeartet, daß man oft nur mit Mühe zusagende deutsche Ärzte finden kann. Auch hier spricht jüdischerseits jedenfalls die Aussicht auf den händlermäßigen Betrieb und reichlichen Geldgewinn stark mit. Hierzu kommt, was vor allem in den Großstädten nicht unwesentlich ist, bei jüdischen Ärzten häufig ein Freisein von Bedenken, das ihre deutschen Mitbewerber nicht in gleichem Maße aufweisen. Nach dem, was schon gelegentlich der jüdischen Forschung auf dem Gebiete der Heilkunde gesagt wurde, ist es ganz erklärlich, daß man unter den Juden so viele Sonderärzte für Haut- und Harnkrankheiten und für Geburtshilfe findet. Daß jüdische Ärzte bei den sozialdemokratisch-geleiteten Krankenkassen und verjudeten Stadtverwaltungen leicht und vorzugsweise Unterkunft finden, nimmt nicht wunder. Wie aber Deutsche die Fremdrassigen zu Hausärzten wählen und ihnen vor allem den weiblichen Teil ihrer Familie überlassen können, ist ein Rätsel. Gewisse, unüberwindliche Gesetze der Rassenscham müßten so etwas eigentlich jedem überhaupt verbieten. Es braucht hierbei noch keinerlei Mißtrauen gegen die betreffenden Ärzte, weder hinsichtlich ihres Könnens, noch ihrer Achtbarkeit mitzusprechen. Wer dies Unwägbare nicht empfindet, dem wird man vergebens mit Worten das Verwerfliche seiner Handlungsweise zum Bewußtsein zu bringen versuchen. Es ist bekannt, daß bei den jüngsten Entartungen der ärztlichen Forderungen auf dem geschlechtlichen Gebiete gerade jüdische Ärzte im Vordergrund stehen, und es ist schwer, hierbei nicht an ein absichtliches Vorgehen gegen unsere deutschen Auffassungen von Sittlichkeit und Mutterschaftspflichten zu denken. Die deutsche Zukunft soll hier an der Wurzel getroffen werden.

Fast noch stärker als beim ärztlichen Beruf ist die jüdische Überschwemmung beim Anwaltstande. Auch für die Rechtswissenschaft hat der Jude eine angeborene Neigung, die ihn allerdings auf andere Wege treibt, als auf denen deutsches Rechtsempfinden sich bewegt. Seine talmudische Spitzfindigkeit macht den Juden aber zum geborenen Anwalt für alle die Fälle, bei denen es gilt, durch die Maschen des Gesetzes hindurchzuschlüpfen; insofern hat Chamberlain nicht ganz recht, wenn er meint, der jüdische Andrang zur Anwaltslaufbahn beweise nichts für die Begabung der Juden hierfür, sondern nur, daß es ein gutes Geschäft sei,

Rechtsanwalt zu sein. Das Eindringen der Juden in diesen Beruf ist in Deutschland noch verhältnismäßig jung. Noch Gabriel Rießer kämpfte einen langen, schweren Kampf, um endlich zur verwandten Notariatslaufbahn zugelassen zu werden. Um so schneller war der Aufstieg, als die gesetzlichen Beschränkungen in den einzelnen Staaten fielen. Die Erfahrungen mit diesem raschen Überhandnehmen jüdischer Rechtsanwälte waren nicht sehr vorteilhaft. Der gemäßigte Hartmann wenigstens ist der Ansicht, daß selbst besonnene Juden einräumen müßten, daß sie „so wenig schmeichelhaft für das Judentum wie möglich“ wären und daß dessen Ansehen „beim deutschen Volke nur hätte gewinnen können, wenn dem Judentum diese Probe auf seine inzwischen erreichte Erziehungsstufe noch um ein Menschenalter hinausgeschoben worden wäre“. Dem wird man zustimmen müssen, wenn man an den Mißbrauch denkt, den jüdische Anwälte, besonders in den politischen Rechtsfällen der letzten Jahre, mit ihrer Stellung trieben. Große Schuld an dem Überwuchern des Judentums im Anwaltsberuf — der dadurch für die jüdische Geldgier um vieles verlockender wurde —, hat der durch die jüdische Gesetzgebung uns aufgenötigte Anwaltszwang. Dühring weist auf den Wandel hin, der sich gerade in dem von uns betrachteten Zeitraum hier vollzogen hat: „Friedrich II. von Preußen hätte am liebsten die Advokaten ganz abgeschafft gesehen; dagegen ein Jahrhundert nach seinem Tode waren die Prozeßparteien zur Seite geschoben und die Advokaten ihre effektiv unkontrollierbaren Vormünder geworden.“

Schließlich sind die Juden auf dem Gebiete der Rechtspflege auch in den Richterstand eingedrungen und zwar in stets wachsendem Maße, besonders seitdem die Schranken des Ordnungsstaates gefallen sind. Aber auch schon früher war unser Richterstand durchaus nicht judenrein. Nur waren es Taufjuden, wie Simson, die uns dann als Deutsche aufgeredet wurden. Bei der richterlichen Laufbahn sind die Bedenken natürlich noch viel größer als bei der Zulassung der Juden zum Anwaltstand. Denn hier kann durch falsche Rechtsprechung, nicht nur aus Parteilichkeit oder gar Bestechlichkeit, sondern vor allem infolge einer anderen Rechtsauffassung, die Achtung vor unserer Rechtspflege völlig untergraben werden. Denn, wie Chamberlain sagt, „ohne jede Leidenschaftlichkeit und Voreingenommenheit, ohne das Wissen und die fleckenlose Ehrenhaftigkeit der Betreffenden (jüdischen Richter), anzuzweifeln, sollte man sich auf Grund historischer und ethischer Ergebnisse fragen, ob es denn vorauszusetzen sei, daß jene Männer die Fähigkeit besitzen, eine Rechtsauffassung sich vollkommen zu assimilieren, die ihren eingeborenen Anlagen so tief widerspricht? ob sie dieses Recht, das sie so meisterhaft handhaben, auch wirklich verstehen und fühlen?“ Wahrmund geht weiter, besonders in Fällen, wo Juden als Kläger oder Beklagte vor Gericht stehen und ein Widerstreit zwischen richterlicher Pflicht und nationalem Gebot entstehen könnte. Wir können aber von diesen nicht unbestrittenen Fällen absehen, da schon Chamberlains Gründe hinreichen, um uns zu Gegnern jeder jüdischen Rechtsprechung in Deutschland zu machen. Das Richteramt müßte den Juden bei uns **unbedingt** verschlossen sein.

Die bisherigen Untersuchungen über die Juden im deutschen Leben haben vorzugsweise die deutschen Verhältnisse berücksichtigt, nicht auch

die österreichischen. Das kann in einem Satze nachgeholt werden. Die Entwicklung in Österreich war die gleiche, nur vollzog sie sich schneller und ließ die Mißstände dort in einem Maße gedeihen, daß sie zum Zerrbild der doch schon gewiß übeln reichsdeutschen Zustände wurden. Dies gilt für das politische, geistige und wirtschaftliche Leben in gleicher Weise.

Vierter Teil.

Die Juden in ihrem Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft.

Als die Juden in die bürgerliche Gesellschaft zur Zeit der Aufklärung einzudringen begannen, waren sie nicht nur gezwungen, die Fesseln hemmender Gesetze abzustreifen, sondern auch die Abneigung und vielfach sogar die Verachtung derer zu überwinden, in deren Gemeinschaft sie eintreten wollten. Diese Abneigung war eine außerordentlich tiefgewurzelte, da sie nicht nur in dem offen bekannten wirtschaftlichen Gebaren der Juden ihren Grund hatte, sondern in der angeborenen Abscheu des Deutschen vor dem unbedingt Gegensätzlichen im jüdischen Wesen. Denn sonst ist der Deutsche ja eher geneigt, dem Fremden entgegenzukommen und ihm mehr Zugeständnisse zu machen, als oft richtig ist. Das Fremde muß aber immerhin innerlich wesensverwandt sein. Beim Judentum war dies nicht der Fall. Es kehrte sogar mit einer gewissen Auffälligkeit seine Andersartigkeit heraus. Nebenher mögen natürlich auch wirtschaftliche und religiöse Gesichtspunkte gelaufen sein, um die Abneigung gegen die Juden noch zu vertiefen. Die Verachtung der Juden entsprach aber ihrem ganzen Tun und Treiben. Der überkommene Knechtssinn, der sich in würdeloser Kriecherei und in vollkommener Verständnislosigkeit der Juden gegen den deutschen Ehrbegriff äußerte, mußte notwendigerweise solche Verachtung hervorbringen. Die politische Gleichstellung der Juden konnte der Staat zwar mit Gesetzesgewalt bestimmen. Die Herzen konnte er aber nicht erschließen. Gegen die Abneigung und die Verachtung war der Gesetzesbuchstabe machtlos. Ihre Überwindung konnte nur durch eine Abkehr der Juden selbst von ihrem Wesen erreicht werden. Dies war, da es sich um angeborene, nicht erworbene Eigenschaften der Juden handelt, die jene Gefühle erzeugten, nur bis zu einem gewissen eng umgrenzten Maße möglich. So konnten auch diese den Juden abgünstigen Stimmungen nur allmählich und in dem Umfange beseitigt werden, als die deutsche Gesellschaft selbst ihrem Wesen untreu wurde und verjudete. Da aber eine völlige Verjudung der Deutschen ohne gleichzeitige gänzliche Bastardierung beider Teile ebenso unmöglich ist wie eine Verdeutschung der Juden, ist auch heute ein Ausgleich noch nicht geschaffen. In der bürgerlichen Gemeinschaft ist das Judentum nach wie vor ein Fremdkörper und, wie es einen Staat im Staate bildet, so eine Gesellschaft in der Gesellschaft.

Der Kampf um die bürgerliche Anerkennung gestaltete sich für die Juden also fast schwerer, als der um die politische Gleichstellung. Sie

führten ihn aber mit zäher Geduld und mit Einsatz ihres ganzen geldgetragenen Einflusses durch und hatten bereits ansehnliche Fortschritte gemacht, als der Rückschlag einsetzte; heute scheint das, was noch wirklich deutsch in der Gesellschaft ist, sich entschlossener vom Judentum abzukehren, als es leider auf politischem Felde gleichzeitig der Fall ist. Bismarck spricht einmal von der „fliegenhaft beharrlichen Zudringlichkeit und Dummdreistigkeit" eines Juden. Diese Eigenschaft der Zudringlichkeit, oft verbunden mit einem völligen Mangel an Selbstachtung, die den hundertmal Abgewiesenen doch immer wiederkehren läßt, diese Erbschaft des Schnorrertums, kam dem Judentum bei seinem Eindringen in die bürgerliche Gemeinschaft zustatten. Der gleiche Mangel an Selbstachtung bewirkte auch, daß die Juden es nicht verschmähten, unter allerlei Masken, unter Verleugnung oder Vertuschung ihres Judentums, zu Werke zu gehen, wo ihnen Offenheit keinen Erfolg versprach. Die angeborene Schauspielerbegabung war ihnen hierbei von großem Vorteil. Weininger meint, die Juden „**sind** nichts, und können darum alles **werden**". Daraus entspringe ihre große Anpassungsfähigkeit an alle Völker und alle Umgebungen. Und er sei „wie der Parasit, der in jedem Wirte ein anderer wird, und so völlig ein verschiedenes Aussehen gewinnt, daß man ein neues Tier vor sich zu haben glaubt, während er doch immer derselbe geblieben ist. Er assimiliert sich allem und assimiliert es so sich." Diese Anähnelungsfähigkeit nennt man in der Naturwissenschaft Mimikry, und man spricht deshalb auch in übertragenem Sinne von jüdischer Mimikry. Sie tritt in der verschiedensten Weise in die Erscheinung. Bekannt ist es, daß den Juden nichts peinlicher berührt als die amtliche oder nicht amtliche Feststellung seines Judentums. „Nie sollst du mich befragen!" Deshalb ist es auch heute so ungeheuer schwer, die Geschichte des jüdischen Einflusses einwandfrei zu erforschen, da sich der Jude mit proteischer Geschicklichkeit stets unseren Händen entwindet. Nachdem ihm nun durch die Bemühungen des Juden Preuß auch noch verfassungsmäßig verbürgt ist, daß niemand verpflichtet ist, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren, ist auch die letzte Möglichkeit entfallen, wenigstens die Glaubensjuden zahlenmäßig zu erfassen. Überhaupt hatten die Juden vor jeder Statistik von jeher eine gewaltige Scheu. Denn allzu aufklärend wirkten die Enthüllungen der Zahlen, mochten sie die Ermittelung der Vermögens- oder Berufsverhältnisse, mochten sie die Feststellung der Teilnehmer am Kriege oder an den Gesetzübertretungen sich zur Aufgabe machen. Hier fehlt noch ein wirklich umfassendes und zuverlässiges Werk, das auch die letzten Jahre mit berücksichtigt. Kleinere Arbeiten, z. B. eine von Bernh. Funck, sind zwar recht brauchbar, aber nicht erschöpfend genug. Es müßte vor allem nicht nur der gegenwärtige Zustand, sondern auch der Werdegang des jüdischen Einflusses erkenntlich gemacht werden. Bei diesen amtlich unterstützten Vertuschungsbestrebungen kann uns natürlich nur Selbsthilfe fördern, um auch weiterhin die nötige Aufklärung über das Judentum in allen seinen Zweigen zu erhalten. Mit dem „Semikürschner" ist ein Anfang gemacht, und kein Geschrei über Gesinnungs- und Rassenschnüffelei darf davon abhalten, diesen Gedanken wieder aufzunehmen und in wissenschaftlicherer und einheitlicherer Form durchzuführen. Dem Semikürschner fällt aber trotz seiner erheblichen Mängel

das Verdienst zu, einen notwendigen Schritt zum ersten Male mutvoll gewagt zu haben.

Eine weitere Erscheinungsform der Mimikry ist das Totstellen, eine Geschicklichkeit der Juden, die Graetz aus Anlaß der Französischen Revolution rühmt. Sie steigerte sich bis zur Ableugnung der Judenfrage überhaupt. Ja selbst das Bestehen eines Judentums wollte man nicht mehr zugeben. Ferner gehört hierher die Nachahmungssucht des Juden, der sich unter uns — leiblich und geistig — gewissermaßen in einer Maskerade bewegt, was ihm von Wahrmund die Zurückweisung eintrug, daß er es doch nur „zum Affen unserer Kultur" gebracht habe. Und in der Tat, auch von ihm gelten die Worte: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst" und „du bleibst doch immer, was du bist". Auch das Bestreben, für die Verfolgung jüdischer Ziele deutschen Vorspann zu benutzen, ist mit der Mimikryerscheinung verwandt. Es sei nur erinnert an das Vorschieben des Marquis d'Argens zugunsten Mendelssohns, an Dohms Eintreten für die elsässischen Juden und Grunds Tätigkeit zur Zeit des Rastatter Kongresses. So ging es bis in die neueste Zeit weiter. Immer fand das Judentum deutsche Vertreter seiner Belänge. Und selbst der Verein zur Abwehr des Antisemitismus hat seit seiner Gründung Deutsche in den maßgebenden Stellen.

Die Hauptform der Mimikry liegt jedoch in der Namensgebung. Neuerdings fordert Brunner sogar unverhohlen dazu auf, sich das fremde Namensgut anzueignen, um die Auffälligkeit zu vermeiden. Aus seinen Ausführungen geht vor allem die vollständige Unfähigkeit hervor, zu erkennen, was uns ein Familienname bedeutet, den unsere Ahnen jahrhundertelang in Ehren trugen und mit dem sich sprachliche Beziehungen zum Stand des ersten Trägers oder zu dessen Artung verbinden. Für den Juden gilt aber als „einziger Zweck der Personennamen, Zeichen vorzustellen zur Unterscheidung der Individuen, aber nicht nach ihren Eigentümlichkeiten, sondern sie gleichsam zu numerieren". Ursprünglich hatten die Juden keine Familiennamen. „Mendelssohn" wurde auch erst später dazu: zunächst hieß sein Träger „Moses Dessau" nach seiner Herkunft, dann erst Mendels Sohn, nach seinem Vater Mendel (gleich Emanuel). Durch die Namenlosigkeit wurden besonders der Polizei bei den mannigfachen Beziehungen des Juden zu ihr Schwierigkeiten bereitet, wenn es sich um Besteuerungsfragen, Aufenthaltsprüfung oder gar um die Verfolgung schwererer Gesetzesüberschreitungen handelte. Deshalb mußten sich die Juden mit der Emanzipation zur Annahme von Familiennamen bequemen, durchaus gegen den Willen der altjüdischen Kreise. Diese behielten auch gerne ihre alttestamentarischen Namen bei — Ephraim, Levi, Cohen. Andere Juden bezeichneten sich nach ihrem Herkunftsort oder -land, so daß auch heute noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit besteht, in einem Oppenheim oder Oppenheimer einen Juden zu finden. Sicher ist aber dies Kennzeichen nicht, da seit dem deutschen Mittelalter — auch abgesehen von adligen Familien — sich derartige Benennungen ebenfalls finden und heute noch bestehen. Wieder andere Namen bezeugen eine gewisse jüdische Vorliebe für eine blumenreiche Sprache und für edles Metall und Gestein — auch sie sind fast ausschließlich Namensgut der Juden. Alle diese Namen sind durchaus ehrbar, und es besteht, wenigstens für uns,

kein Grund zu ihrer Änderung. Daneben wurden aber durch den Übermut namenspendender Beamter oder, um Geld für Gewährung schönerer Namen zu erpressen, den Juden unwürdige, lächerliche und unflätige Namen gegeben wie Nashorn, Wanzenknicker oder Saumagen. Hier entspricht es natürlich der Billigkeit, solche Fehl- und Übergriffe vergangener Zeit wieder gutzumachen und geeignetere Namen zu gewähren. Es hätte aber von Anfang an selbstverständliche Forderung sein müssen, daß die neuen Namen stets solche sind, welche das deutsche Namensgut nicht antasten und die zugleich unzweideutig den Juden erkennen lassen. Hierfür haben die Staaten im allgemeinen kein genügendes Verständnis gezeigt: auch Preußen nicht, das zudem, wie nachgewiesen ist, in den letzten Jahren vor dem Weltkriege die Verantwortlichkeit für die Namensänderungen fast ganz in die Hand von Judenabkömmlingen gelegt hatte. Ganz verwerflich ist es auch, wenn zu schriftstellerischen Decknamen die Juden absichtlich solche wählen, daß eine Verwechslung mit verwandt klingenden deutschen — womöglich antisemitischen — Namensträgern wahrscheinlich wird. Im Semikürschner sind verschiedene derartige Beispiele aufgeführt. Auch der große Judengegner Eugen Dühring fiel diesem Umfug zum Opfer, indem sich Dr. Iwan Bloch u. a. auch Eugen Dühren nannte. Neben dem Schutze der Familiennamen wäre aber auch ein solcher der Vornamen angebracht. Hier wurde wenigstens in Preußen durch die Erlasse von 1828 und 1836 schon einmal ein Versuch gemacht, gesetzlich einzuschreiten. Schließlich beschränkte sich aber der Namensschutz auf die ausgesprochen christlichen Vornamen, während die schönen deutschen Vornamen vogelfrei blieben. Einige sind infolgedessen bereits derartig ausschließlich von den Juden in Anspruch genommen, daß man sie deutschen Kindern kaum mehr beilegen kann. Auch hier müßte Wandel eintreten, da gar kein Grund vorliegt, daß die Juden nicht ihre eignen Vornamen benutzen. Daß natürlich unser neuester Staat den Juden auch den Einbruch in das deutsche Namensgut in jeder Weise erleichtert, bedarf kaum noch der besonderen Erwähnung.

Und nun noch einiges über die Eigenschaften, soweit sie nicht schon früher erwähnt wurden, welche die Juden in unsere bürgerliche Gesellschaft mitbrachten und die sie zu einem so zweifelhaften Zuwachs werden ließen. Da ist zunächst ihr Cliquenwesen, ihr Zusammenhalt. Wird ein Jude irgendwo als Gast aufgenommen, so zieht er unweigerlich andere nach. Er nimmt dies als sein gutes Recht in Anspruch und erhebt sofort das übliche Geschrei über Unduldsamkeit, wenn er Widerstand findet, das dann von Bersaba bis Dan aufgenommen wird. Weininger hat die letzten Gründe dieses Zusammenhaltens, das man häufig als besonderen sittlichen Vorzug auffaßt, enthüllt. „Man glaube nur ja nicht, daß der betreffende Mensch (für den die anderen eintreten) als einzelner Jude sie irgendwie interessiere, sein individuelles Schicksal, weil es das eines Juden ist, mehr Mitleid bei ihnen wecke als das eines ungerecht verfolgten Ariers. Dies ist keineswegs der Fall. Nur das gefährdete Judentum, die Befürchtung, es könnte auf die Gesamtheit der Judenschaft, besser: auf das Jüdische überhaupt, auf die Idee des Judentums ein schädlicher Schatten fallen, führt zu jenen Erscheinungen unwillkürlicher Parteinahme." Allerdings hat dieses bedingungslose Eintreten auch

wieder sein Gutes, indem es manchen von jüdischem Verkehr zurückhält, für den die Aussicht, zur Gesellschaft eines genehmen Juden noch die der weniger erträglichen Judenschaft als kostenlose Zugabe zu bekommen, wenig Verlockendes bietet.

Eine andere Eigenschaft, welche uns die Juden als Mitglieder unserer Gesellschaft so wenig erwünscht erscheinen läßt, ist ihr Mangel „an wahrem Stolz und wahrer Bescheidenheit, an prunkloser Würde und eitelkeitsfreier Selbstschätzung". Wo man dem Juden den kleinen Finger gibt, greift er nach der ganzen Hand und, statt sich in die neuen Verhältnisse hineinzuleben und ihnen einzuordnen, sucht er sie sofort zu beherrschen. Kriecherei und Überheblichkeit liegen stets im jüdischen Wesen nahe beieinander. Es fehlt das innere Gleichgewicht zwischen Verstand und Gemüt, welches doch die Grundlage wahrer Geselligkeit bildet. Zu alledem kommt die fortgesetzte überspannte jüdische Empfindlichkeit, die überall besondere Rücksichten beansprucht. Ja selbst das Wort „Jude" ist verpönt; ebensowenig will man aber Israelit, Hebräer oder Semit heißen, so daß Treitschke kaum mehr wußte, „mit welchem Namen man unsere israelitischen Mitbürger bezeichnen darf". Daß man vollends wagt, die Worte „Juden" und „Deutsche" in Gegensatz zu stellen, daß „Junker, Oberlehrer und Abschaum so tun, als gehörte ihnen das Vaterland und als sorgten sie allein für das deutsche Vaterland — das hat aufzuhören in Deutschland, **das** hat aufgehört in Deutschland". Also befiehlt der Jude Brunner in jetziger Zeit. Im Grunde genommen war es aber die Meinung aller Juden in der ganzen Zeit, der unsre Betrachtung gewidmet ist. Hier erhebt sich die große Gefahr der Verwischung aller Unterschiede durch feige Rücksichtnahme gegen so anspruchsvolle Gäste, die für sich eine besondere Behandlung verlangen. Leider ist ihre Überheblichkeit nicht von Anfang an zurückgewiesen worden.

Bis in die Zeit der Aufklärung redeten die Juden allgemein eine stark verderbte deutsch-jüdische Mundart, wie man sie wohl auch noch heute bei Juden in Kleinstädten und auf dem Lande vorfindet. Der deutschen Schriftsprache waren sie nicht mächtig. Erst Mendelssohn hat hier Wandel eingeleitet durch seine Übersetzung alttestamentlicher Schriften ins Hochdeutsche und durch die Erschließung der deutschen Sprache für den gottesdienstlichen Gebrauch der Juden. Hierdurch wurde es diesen in ihrer großen Masse überhaupt erst möglich, in die Hallen der deutschen Bildung einzudringen, um erfolgreich den Kampf um ihre bürgerliche Gleichstellung vorzubereiten. Indes vollzog sich dieser Vorgang nicht von heute auf morgen. Es bedurfte längerer Zeit, bis die Judenschaft im ganzen für die bürgerliche Gesellschaft aufnahmefähig wurde. Inzwischen traten aber schon bestimmte Kreise in sie ein, zunächst in Berlin, von wo ja die Bewegung ihren Ausgang in Deutschland genommen hatte. Es entstanden kurz nach Mendelssohns Tode in Berlin die schon genannten jüdischen „Salons", zunächst im Hause seines Freundes und Schülers Markus Herz. Die weibliche Judenschaft bildete die Magneten, welche die Männerwelt anzogen und nicht nur geniale Lüderlinge, sondern auch geistig bedeutende Männer und Angehörige der wirklichen „Gesellschaft" im engeren Sinne um sich vereinten. Allerdings bestand noch keine Gegenseitigkeit. Hierzu mußte all den Judenfrauen, die in jener Zeit besonders hervortraten, erst die Taufe oder

Heirat mit Christen den Weg ebnen. Auf dem Wiener Kongreß scheint sich der Umschwung in dieser Hinsicht vollzogen zu haben, indem die gesamte Gesellschaft nicht nur bei den Arnstein und Eskeles selbst verkehrte, sondern diese auch wechselseitig bei sich empfing. Einmal begonnen schritt dann diese Entwickelung unaufhaltsam fort — gewisse Schranken blieben aber immer bestehen. Der Verkehr mit dem Hof und den Fürsten war den Juden verschlossen, solange sie ungetauft waren. Unter dem Kaiser Wilhelm II. trat allmälich nach 1900 ein Wechsel insofern ein, als er hervorragende Vertreter der Judenschaft gerne in seiner näheren Umgebung sah und sie sogar direkt als Gesellschafter und Ratgeber in vielen Dingen bevorzugte. Den Lohn für seine Kurzsichtigkeit trug er allerdings dahin. Was die Fürsten für gut fanden, machte der Adel in vergröbertem Maße nach. Bei ihm sprach aber noch erschwerend mit, daß er die Grundgesetze seiner geschichtlichen Berechtigung, die Wahrung reiner Rasse, vergaß und in sehr erheblichem Maße seine Kronen mit jüdischem Golde — ohne Ansehen, wie es erworben war — auffrischen ließ. Nur ein Teil des Landadels, besonders des katholischen, machte eine rühmenswerte Ausnahme. Diese Entadelung des Blutes fand leider in den Fürsten Förderer. Es sei nur an einige bekanntere Fälle aus Preußen erinnert, wo die Familien von Wildenbruch[1]), Prillwitz, Barnim jüdischen Verbindungen preußischer Prinzen (Ludwig Ferdinand, August, Adalbert) ihr Entstehen verdanken und durch ihre Nachkommen nicht wenige deutsche Adelsstämme bis zum heutigen Tage mit Judenblut durchsetzten. Die Mischehen wurden noch weiter begünstigt, als zahlreiche Judenfamilien wegen ihrer besonderen Verdienste im Ansammeln deutschen Geldes in ihren Taschen selbst in den Adelstand erhoben wurden und damit die äußere Ungleichheit im Range aufgehoben wurde. Wenn der deutsche Freiherr ein jüdisches, womöglich sogar getauftes, Freifräulein heiratete, schien ja dem Standesbewußtsein Genüge geleistet. Man scheint doch wohl in den meisten Fällen gar nicht geahnt zu haben, welche Rassenschmach man auf sich lud und wie jede Ehe mit einem reindeutschen Bauernsproß adeligeren Nachwuchs erzeugt hätte, als es je die Mischlinge aus halbjüdischen Verbindungen werden konnten. Man kann es nicht anders als oberflächlich, beinahe leichtfertig bezeichnen, wenn Bismarck einmal — wenn auch nur inter pocula — in bezug auf Mischehen aussprach: „Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen einmal raten werde." Ich nehme dabei an, daß die Nachricht, wonach die eine Schwiegertochter Bismarcks tatsächlich Judensproß sei, nicht genügend beglaubigt ist. Durch den Wegfall der kleineren Fürstenhöfe sind übrigens auch einige jüdische Adelsfabriken für Deutschland in Wegfall gekommen. Der Koburger Hof scheint hier unter Ernst II. besonders schamlos verfahren zu haben. Beachtlich ist, was ein Jude selbst über die Möglichkeit eines jüdischen Adels sagt. Es ist wieder Weiningers Wahrheitsmut, der uns eingesteht, daß die Vorstellung eines jüdischen Gentleman „unmöglich" sei, da es dem Juden an innerer Vornehmheit gebreche, „welche Würde des eigenen und Achtung des fremden Ich zur Folge hat. Es gibt keinen jüdischen Adel. Und dies ist um so bemerkenswerter, als doch unter den Juden jahrtausendelange Inzucht besteht." Die Fürsten haben also bei ihren Adelsver-

[1]) Bei Wildenbruch bezweifelt neuerdings Bartels die jüdische Abstammung.

leihungen verkannt, daß sie ebensowenig, wie sie jemanden zum Deutschen machen, einen zum Adligen schaffen können, der es nicht von Hause aus ist. Wenn übrigens durch diese Feststellungen dem deutschen Adel herbe Wahrheiten gesagt werden mußten, so ist andererseits aus neuester Zeit eine erfreuliche Wandelung festzustellen. Der Adel hat erkannt, daß die Axt an die Wurzel seines eigenen Daseins gelegt sei, wenn er sich nicht zur Blutreinheit zurückfinde. Und so hat denn die „Deutsche Adelsgenossenschaft" den Beschluß gefaßt, die Aufnahme in ihre Gemeinschaft von der Reinheit des Blutes abhängig zu machen. Zur Vervollständigung der Darstellung sei übrigens nochmals daran erinnert, einen wie großen Anteil einzelne Mitglieder des Adels an der Förderung der Judenemanzipation genommen haben. Mirabeau, Talleyrand, Clermont in Frankreich (1791), Hardenberg in Preußen (1812), Metternich (1815) für den Deutschen Bund und Graf York (1847) im Vereinigten Landtag.

Auch ein nicht geringer Teil des **Bürgertums** ist verjudet, besonders in den Großstädten und im Westen, wo die Juden vielleicht etwas besseren Durchschnitts sind und nicht solche Abneigung erwecken, wie die Nachkömmlinge der polnischen Ghettos. Vor allem sind diejenigen Stände davon betroffen, in denen das Judentum an sich eine große Rolle spielt oder wo der Aufwand nicht immer mit den Mitteln im Einklange stand. Hier sind zu nennen das Professorentum, die Diplomatie, die Offizierkorps, zumal der kostspieligeren Regimenter, in denen reichliches Mischblut sowieso das Gewissen für rassische Hochhaltung abgestumpft hatte, und das höhere Beamtentum. Gerade an der Verjudung des letzteren ging man oft achtlos vorüber, da sie weniger bekannt war. Und doch war sie, sowohl durch Taufen wie durch Mischehen, schon seit längerer Zeit sehr stark. Diese jüdische Durchsetzung unseres höchsten Beamtentums mag zu keinem geringen Teile dessen Versagen in der Kriegszeit bewirkt haben. Jedem Kenner der Verhältnisse schweben da gewisse Namen auf der Zunge.

Je weiter sich die Gesellschaft nach unten abstuft, desto weniger ist sie verjudet, desto weniger begehrenswert erschien allerdings auch dem Judentum der Eintritt in ihre Kreise. Denn hier gab es weder Einfluß auszuüben noch äußere Ehren zu holen. Und das ist gut so. Denn diese mittleren Schichten sind im Verein mit der Landbevölkerung der Jungbrunnen, aus dem Deutschland neu erstehen muß. Es ist sicher kein Zufall, daß aus diesen Ständen zugleich die Hauptträger des nationalen Gedankens und der judengegnerischen Bewegung erstanden sind.

Neben der Gesellschaft im ganzen mit ihren großen geschlossenen Standeskreisen muß aber auch ihre Gliederung in eine gewisse Anzahl von Einzelgruppen betrachtet werden, die man je nach ihrem Zwecke, als Vereine, Verbände, Orden, Parteien und dergleichen zu bezeichnen pflegt. Für alle gilt als grundlegende Tatsache, daß sich die Juden überall, wo es ihnen im entferntesten nur irgendwie vorteilhaft erscheint, einzunisten wissen und daß sie „sozial und politisch alles verderben, wo sie sich auch immer einschleichen". Wo sie selbst keinen Einlaß finden können, weil der Zweck der betreffenden Vereinigung judengegnerisch ist, verstehen sie es wenigstens, ihre Mischlinge einzuschmuggeln, um ihre zersetzende Tätigkeit auszuüben. Dühring spricht aus, daß sie sogar auf diese Weise den Antisemitismus und den Nationalismus beeinflußt hätten, indem sie diese durch

Überspannung ihrer Ziele und ärgerliches Schreiertum erst in der Öffentlichkeit bloßstellten, um sie dann zu verderben. Er weist da vor allem auf das Österreich der damaligen Zeit (1880) hin, wo die „Deutschtuerei" hauptsächlich ein Geschäft der Juden gewesen sei. Auch bei uns im Reiche war es ja zur Zeit der Bamberger und Lasker oder schon im Jahre 1848 ähnlich, und man kann nicht sagen, daß das Gesamtergebnis der jüdischen Mitwirkung am deutschen Werke für unser Volk ein segensreiches gewesen sei.

Die Teilnahme der Juden beschränkt sich aber keineswegs auf solche Verbände, die von größerer Bedeutung sind und politischen oder gesellschaftlichen Einfluß auszuüben vermögen, der dann für jüdische Zwecke nutzbar gemacht werden kann. Nein, keine Verbindung, kein Verein ist ihnen zu klein, daß sie nicht daran teilnähmen und mit ihrer wichtigtuerischen Geschäftigkeit in ihm eine Rolle zu spielen versuchten. „Unter allen Umständen wird wenigstens Eines erreicht: in alle Kanäle wird der Judeneinfluß hineingespielt, und aus allen Röhren wird zugleich irgend etwas herausgesogen. Auf diese Weise geht es im Kleinsten wie im Größten, im Privaten, wie im Öffentlichen, in der niederen wie in der hohen Politik, im Parlamenteln wie im Kamarillenspiel." Dabei ist es für jüdische Anmaßung und Zudringlichkeit gleich bemerkenswert, daß sich sofort ein großes Geschrei über Unduldsamkeit, Gesinnungsschnüffelei und Ähnliches erhebt, wenn eine Verbindung judenfrei bleiben will oder nachträglich den Ausschluß der Juden vollzieht. Für sich selbst nimmt das Judentum aber natürlich das Recht in Anspruch, nur jüdische Verbindungen jeder Art zu unterhalten. Leider hat die Bewegung, unsere Vereinigungen, besonders größere und maßgebende, von Juden freizumachen, noch keine großen Fortschritte gemacht, wenn sie auch zusehends im Wachsen begriffen ist. Man glaubt noch vielfach, des jüdischen Geldes nicht entbehren zu können, und übersieht dabei, wie man dies nur durch Preisgabe seiner Freiheit erreicht. Denn wo erst der Jude drin ist, verlangt seine Empfindlichkeit sofort die größte Rücksichtnahme. Mit der Rede- und Handlungsfreiheit in einer dem Judentum und seinen Zielen entgegenwirkenden Weise ist es vorbei.

Wenn manche Verbindungen politischer Art meinten, durch Einführung von Bestimmungen in ihre Satzungen, welche die jüdischen Schäden bekämpfen und die, um das Wort einmal zu gebrauchen, „antisemitisch" sind, ihrer Juden ledig zu werden, so haben sie den Mangel an Selbstachtung vieler Juden unterschätzt. Besonders die Taufjuden und Mischlinge werden sich stets stellen, als ob solche Maßnahmen sie selbst nicht mitbeträfen, und erst dann weichen, wenn offen das Blutbekenntnis verlangt wird. Dies muß deshalb stets das Endziel sein, wo sich deutsche Vereinigungen infolge starker Widerstände zunächst mit Teilmaßnahmen begnügen müssen. Denn sonst können die Zersetzungskeime ja immer weiter wirken, und in kurzem wird wieder alles beim alten sein.

Bei unserer Jugend auf den Hochschulen ist in erfreulicher Weise die Erkenntnis im Wachsen begriffen, daß nur ganze Mittel zum Ziele führen, mögen auch unvermeidliche Härten mit unterlaufen. Das darf nie davon abhalten, das einmal für richtig Gehaltene durchzuführen, ebensowenig wie sich ein Feldherr aus Rücksicht auf die Blutopfer vor einem

notwendigen Kampf wird zurückhalten lassen. Von besonderem Interesse ist da in jüngster Zeit der Kampf der Burschenschaften gewesen, zumal, da hierbei jüdischerseits auch versucht wurde, die öffentliche Meinung gegen diejenigen aufzuregen, die doch schließlich nur von ihrem Rechte der Selbstbestimmung Gebrauch gemacht hatten. Wenn man gegen derartige Maßnahmen des Judenausschlusses anführt, daß sie Erbitterung schaffen und die Kluft vertiefen, so trifft dies nur für den Anfang zu. Ist die reinliche Scheidung erst einmal vorgenommen, so sind sogar dauernde Reibungsflächen ausgeschaltet. Geschichtlich griff übrigens der Beschluß der Burschenschaft, keine Juden mehr bei sich zu dulden, nur auf die Gepflogenheiten zurück, die in der ersten Burschenschaft lebten. Nur waren damals die Gründe der Ablehnung jüdischer Genossen etwas andere. Mit den Taufjuden hatte man es zudem nie ernst genommen und Anfang der dreißiger Jahre war die alte Überlieferung auch Glaubensjuden gegenüber außer Wirksamkeit gesetzt. Auch bei den Korps lag es ähnlich: soll doch Bismarck seine erste Mensur gegen einen Juden geschlagen haben. Von Anfang an nahm eine bewußt judengegnerische Stellung der „Verein deutscher Studenten" ein und ist dieser Haltung auch treu geblieben, während eine Reihe von anderen Studentenverbindungen die Juden zwar nicht grundsätzlich, so doch tatsächlich von der Neuaufnahme ausschloß und so eine allmähliche Ausmerzung der Juden in die Wege leitete.

Ganz besonders bedenklich gestaltete sich in der letzten Zeit das Eindringen der Juden in eine Anzahl wissenschaftlicher und schöngeistiger Vereinigungen, wo sie ebenfalls mehr oder minder schnell die Führung ganz an sich rissen, beispielsweise im Goethe-Bund, wo heutzutage unter des Dichters hehrem Namen jede Richtung Unterstützung findet, die unser deutsches Geistesleben vergiftet, angeblich zum Schutze der Geistesfreiheit gegen rückschrittliche Knebelung, in Wahrheit zur Förderung der Zersetzung auf dem Gebiete deutschen Schrifttums. Ähnlich steht es auf dem Felde der Philosophie, wo die Kantgesellschaft und jetzt auch die Schopenhauergesellschaft ganz unter jüdischem Einfluß stehen. Auf dem Gebiete des Handels liegt es nicht anders: hier ist der Hansabund reichlich verjudet und sein Vorsitzender ist J. Rießer.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient die Freimaurerei. Über ihren Zusammenhang mit dem Judentum ist gerade im Anschluß an den Weltkrieg vieles geschrieben worden. Bei Beschränkung auf die deutschen Verhältnisse liegen die Dinge jedoch verhältnismäßig einfach, so verwickelt und dunkel die widersprechenden Berichte die jüdisch-freimaurerischen Verknüpfungen jenseits unserer Grenzpfähle erscheinen lassen. Das Ergebnis ist etwa folgendes: in den wichtigsten und größten deutschen Großlogen werden Juden nicht aufgenommen. Dieser Grundsatz ist aber insofern nicht genügend, jüdische Einflüsse völlig auszuschalten, als er sich nicht auch auf Taufjuden und Judenmischlinge bezieht und, als den jüdischen Mitgliedern auswärtiger Logen ein gewisses Gastrecht gewährt wird. Es scheint ferner festzustehen, daß infolge der üblen Erfahrungen während des Weltkrieges mit der stark verjudeten außerdeutschen Freimaurerei sich ein Wandel vollzieht. Wichtl macht sich selbst im Vorwort der siebenten Auflage seines bekannten Buches zum Dolmetsch der Botschaft: „Es geht zur Zeit eine starke und mächtige Bewegung durch die deutsche Freimaurerei;

ihr Ziel ist die reinliche Scheidung: **Hie christlich national, hie jüdisch international.**" In der Internationalität liegt bisher die Achillesferse der deutschen Freimaurerei. Die erfreuliche Bewegung, die darauf abzielt, diese Fesseln zu brechen, wird aber nicht gefördert, wenn man unbilligerweise die deutschen Angehörigen der Freimaurerei in Bausch und Bogen mit den anderen verdammt und verfemt, zudem auf Grund von Überzeugungen und Ansichten über die Entente-Freimaurerei und deren Verjudung, die an sich annähernd das Richtige treffen mögen, für die aber auch nach den Werken Wichtls, Heises und anderer ein schlüssiger geschichtlicher Beweis nicht vorliegt. Es ist vielleicht zu erwägen, ob nicht sogar die Stärkung der deutschempfindenden Anhänger der deutschen Loge, wie etwa zu Wilhelms I. Zeiten, und ein allmähliches Erobern der Logen für völkische Ansichten wirksamer ist als deren Bekämpfung. Das mag aber jeder mit sich ausmachen. Tatsächlich scheint durch das Abwenden vieler unzweifelhaft streng deutsch gesinnter Kreise vom deutschen Freimaurertum seit Wilhelms II. Regierungsantritt die monarchische Richtung in ihm stark an Boden verloren zu haben. Dieser Verlust wird sich nicht so schnell einholen lassen. In den nichtpreußischen Großlogen liegen übrigens die Dinge zum Teil nicht so verhältnismäßig günstig als in Preußen. Schon Treitschke stellt für das Jahr 1847 fest, daß die süddeutschen Logen, z. B. „in Baden, wie in allen katholischen Ländern, dem kirchlich-politischen Liberalismus weit näher traten, als im protestantischen Norden". Selbst wenn wir aber für heute ähnliche Verhältnisse annehmen, ist damit noch nicht erwiesen, daß diese mehr politische Haltung jüdischen Einflüssen zuzuschreiben ist und daß sie sich im deutschfeindlichen Sinne betätigen müsse. Ebenso scheint es mir doch gewagt zu sein, die deutschen Freimaurer, gewissermaßen zu ihrer Entlastung, als die willenlosen Werkzeuge in der Hand höherer, allein eingeweihter Leiter, darzustellen. Das verkennt doch stark die Summe von Urteilsfähigkeit in deren Kreisen, zumal jetzt, nachdem ihr Argwohn durch den Kampf der Gegenseite rege geworden ist. Immerhin ist das Verhältnis von Freimaurerei und Judentum ein solches, daß es auch für uns in Deutschland der gespanntesten Aufmerksamkeit bedarf, damit hier die Dinge nicht in die gleichen Mißstände ausarten, wie es bereits bei der fremden Maurerei geschehen ist. Ein ganz besonderes Augenmerk ist vor allem aber darauf zu richten, ob sich etwa Verbindungen mit den rein-jüdischen, freimaurerähnlichen Ordenslogen anknüpfen. In Österreich ist dies wohl schon der Fall, indem dort den Freimaurern der gleichzeitige Eintritt in den jüdischen Orden der B'nai B'rith freisteht. Die österreichischen Logen sind aber stark, ja fast ausschließlich unter jüdischem Einfluß, und es bedarf bei einem etwaigen Anschluß Österreichs an Deutschland seitens der deutschen Maurerei der Erkenntnis, daß hier eine reinliche Scheidung bestehen bleiben muß, wenn anders es ihr wirklich mit dem Kampf gegen die Verjudung Ernst ist. Hier wird sie zu erweisen haben, ob es stimmt mit der Losung: hie deutsch, hie jüdisch.

Außer den jüdischen Logen verfügt das Judentum in Deutschland noch über eine Anzahl weiterer Einrichtungen, die ausschließlich den Zwecken des Judentums dienen. Um ihre Ausschließlichkeit, die man doch bei deutschen Vereinigungen bekämpft, zu begründen, segeln sie unter der Flagge der jüdischen Glaubensgemeinschaft, da angeblich nur religiöse oder

humanitäre Ziele ihre Tätigkeit bestimmen. Nun, was es mit den angeblichen Wohltätigkeitszielen der alliance israélite universelle und ihrer deutschen Ableger auf sich hat, ist nachgerade so bekannt, daß es weiterer Worte kaum mehr lohnt. Zwei Urteile möchte ich aber doch anführen. Zunächst das des gewiß maßvollen Hartmann, welcher sagt: „Vorläufig beschränkt sich zwar der ostensible Zweck der Alliance auf Förderung der jüdischen Religion und des jüdischen Schulwesens, auf internationalen Rechtsschutz und vollständige Eroberung der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden; aber es ist selbstverständlich, daß eine solche Organisation, wenn sie einmal besteht, den Einfluß, den sie durch ihre persönlichen Verbindungen und ihre Kapitalmacht besitzt, hinter den Kulissen ganz allgemein zur Förderung der internationalen Interessen des Judentums, zur Steigerung seiner Macht und zur Befestigung seiner Solidarität verwendet . . . Wenn auch die gegenwärtige (1885) Bedeutung der Alliance von antisemitischer Seite sehr überschätzt und übertrieben wird, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie in den Augen der jüdischen Patrioten die erste embryonische Anlage zu einer Zentralregierung der künftigen jüdischen Weltherrschaft darstellt . . ." Lagarde aber sagt bereits 1881 ganz kurz: „Die alliance israélite ist nichts als eine dem Freimaurertume ähnliche internationale Verschwörung zum Besten der jüdischen Weltherrschaft." Genaueres über die zur Zeit in Deutschland bestehenden jüdischen Gesellschaften findet man in Fritschs „Handbuch der Judenfrage". Diese Vereinigungen hatten ihren geschichtlichen Vorläufer in dem schon erwähnten „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" (1819), der aber infolge des Abfalls einiger seiner besten Köpfe nur wenige Jahre bestand und bereits im Jahre 1825 einging. — Wie jede Wirkung ihre Gegenwirkung auslöst, so auch auf dem Gebiete der jüdischen Vereinigungen. Dem bekannten Abwehrverein mit seinen Maßlosigkeiten entstand demgemäß ein Gegner im „Verband gegen Überhebung des Judentums", der durch sein mehrjähriges Bestehen nunmehr seine Lebenskraft und damit seine Daseinsberechtigung erwiesen hat.

Im vorhergehenden war auf jüdische Wohltätigkeitsbestrebungen hingewiesen. Dem Juden liegt die humane Phrase ganz besonders. Im Freimaurertum der Entente hat er den humanitären Gedanken für seine Zwecke einzufangen gewußt, in der „Alliance" dient ihm die Wohltätigkeit als harmloses Aushängeschild zur Verschleierung seiner jüdisch-völkischen Machtbestrebungen. Aber auch die tatsächliche Ausübung der Wohltätigkeit seitens der Juden entbehrt fast nie des peinlichen Beigeschmacks, daß es sich im Grunde genommen nicht um Wohltätigkeit, sondern um was anderes handelt. Besonders wird man fast nie das Gefühl los, daß Ordens- oder Titelwünsche oder geschäftliche Erwägungen hinter den auffällig kundgegebenen Äußerungen jüdischer Wohltätigkeit stecken. Daß die rechte Hand nicht wissen solle, was die linke tut, liegt nicht in der jüdischen Art. So werden schließlich die Geldaufwendungen der Juden für wohltätige Zwecke nur allzuhäufig geschäftlich als „Werbekosten" zu verbuchen sein. Und schließlich, da man so viel Wesens von den jüdischen Bettelalmosen macht, dürfte die Frage nicht unberechtigt sein, woher denn das Geld stammt, von dem ein allerkleinster Teil hier in deutsche Taschen zurückfließt? Im Schnappsack der polnischen Schnorrer ist es sicher nicht mitgebracht worden.

Soweit aber jüdische Wohltätigkeit nur den Juden zugute kommt, hat sie für unsere Untersuchung keine Bedeutung.

Zum Gebiete der humanitären Bestrebungen in weiterem Sinne gehören noch die Frauenfrage und der Pazifismus. In beiden Bewegungen haben die Juden ebenfalls die Führung an sich gerissen. Bei der Frauenbewegung kann man geradezu sagen, daß durch das Überhandnehmen der Jüdinnen in ihr die ursprünglich durchaus unterstützungswerten Absichten nach jeder Richtung verfälscht wurden. Diejenige Seite der Frauenfrage, wo diese Jüdinnen durch Beinflussung ihrer Stammesgenossen doch sicher am ehesten etwas hätten durchsetzen können, haben sie durchaus nicht mit hinreichendem Nachdruck aufgenommen: den Kampf gegen den Mädchenhandel und die jüdische Sinnlichkeit. Was hilft denn alle Fürsorge für die gefallenen Mädchen, wenn man den Fall nicht zu verhindern sucht. Hier ist ein Wort über die Gefahren der jüdischen Sinnlichkeit zu reden. Man rühmt so häufig den Familiensinn und die Heilighaltung der Frauen bei den Juden. An sich liegt in solchen Eigenschaften nichts Verdienstvolles, vor allem dann nicht, wenn man diese Tugenden auf die eigene Familie, den eigenen Stamm, beschränkt, die gesamte übrige Weiblichkeit aber als Freiwild jüdischer Gelüste betrachtet, das die wirtschaftlichen Verhältnisse in jüdische Hand gegeben haben. Wie weit da im Einzelfall die bewußte Absicht der Verschlechterung des deutschen Blutes vorliegt, wie es einige jüdische Zeugnisse vermuten lassen, oder der entfesselte Sklavensinn, der sich im Besitze der Macht besonders gerne an der Herrenrasse austobt oder schließlich nur die reine ausschweifende Sinnlichkeit, die wahllos nach jedem Gegenstand zur Befriedigung ihres Bedürfnisses greift, ist schwer festzustellen. Auch hier wird eine einseitige Deutung wohl kaum das Richtige treffen. Viel eher ist anzunehmen, daß all die genannten Ursachen in verschiedenster Mischung die jüdische Sinnlichkeit bestimmen.

Gleich mit dem Eintritt der Juden in den deutschen Kreis zeigte sich ein Vordrängen des weiblichen Teils, wie es damals sonst nicht üblich war. Die Heldinnen der jüdischen Salons sind die eigentlichen Urheberinnen der gesellschaftlichen Frauenemanzipation, und zwar gleich in einem recht „emanzipierten" Sinne, wobei die vielberühmte Heiligkeit des jüdischen Familienlebens starke Anfechtungen erlitt. Wenigstens in Berlin, während man in Wien etwas mehr die Sitte gewahrt zu haben scheint. Nach dieser ersten Reihe jüdischer Frauen, welche hauptsächlich durch ihr Beispiel gegen die überkommenen Anschauungen kämpften, ist dann später Fanny Lewald zu nennen, die sich übrigens auch von dem veralteten Gedanken der Achtung fremder Eherechte freigemacht hatte. Sie trat hauptsächlich schriftstellerisch für ihre Geschlechtsgenossinnen ein. Mit Herweghs Frau, einer geborenen Sigmund, findet man dann die Jüdin auch bereits politisch in umstürzlerischer Betätigung. Damit sind sämtliche Spielarten vorhanden, die gesellschaftlich-unsittliche, die schriftstellerische und die politische Jüdin, die in die Frauenfrage sich eindrängten und diese auf falsche Bahnen brachten. Hören wir, wie Dühring diesen Einbruch um 1900 schildert — es sei betont, daß man bei Dühringschen Schriftstellen wegen ihrer oft maßlosen Form nicht ihren berechtigten Kern verkennen darf, so auch hier —: „Die Frage der Frauenrechte oder, umfassender ausgedrückt, die ganze soziale

des weiblichen Geschlechts ist von den Juden in eine Geschäftsagitation niedrigster Sorte verkehrt worden, und hat dabei, wie begreiflich, jeden edleren Geisteszug eingebüßt. Die plumpe Geschäftsmache, mit der das Judenelement sich hier, wie überall, mit der bekannten edeln Dreistigkeit vordrängte, hat nicht nur die bessere Frauenwelt abgeschreckt, sondern auch bei denjenigen, die etwa noch mit besseren Anlagen in dieses Treiben gerieten, teils korrumpierend, teils entmutigend gewirkt. In der Tat wäre es auch das Äußerste des Verfalls, wenn jener Mangel an Gesinnung und Scham, der als Judendreistigkeit schon im gewöhnlichen gesellschaftlichen Verkehr so widerwärtig und belästigend hervortritt, auch noch gar in der Frauenwelt deutscher Abstammung seine Früchte zeitigte." Diese Entwickelung vom Deutschen weg ging in beschleunigter Weise vor sich, und bei Vertreterinnen wie der Engländerin Pankhurst oder der polnischen Jüdin Rosa Luxemburg und ähnlichen Frauen, denen man in Deutschland sich auszutoben gestattete, konnte man wirklich nicht mehr sagen:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an."

Allerdings hat die Regierung große Schuld daran, daß unsere Frauenwelt in die Gefolgschaft solcher Vorbilder getrieben wurde, indem sie allzu kurzsichtig auch den berechtigten Wünschen der Frauen die Erfüllung versagte. Nachdem diese in überreichem und nicht gewolltem Maße durch den Novemberumsturz Befriedigung gefunden haben, ist jetzt eine entschiedene Abwehr- und Abkehrbewegung in deutschen Frauenkreisen vorhanden.

Auch den Pazifismus kann man mit einiger Weitherzigkeit in den Kreis der humanitären, gesellschaftlichen Bewegungen einbeziehen, wenn er auch starke politische Beiklänge hat. Der Pazifismus hat zwar nicht zum Zweck, aber sicher zur Folge eine Entnervung der von ihm befallenen Völker, eine Minderung all der Eigenschaften, die den Tatmenschen machen und ihm im Kampf des Völkerlebens als Waffe dienen. Ganz besonders ist er aber für die Deutschen gefährlich, die von Hause aus gerne dem hohen Gedanken irgendeines Wolkenkuckucksheims nachjagen und dabei vergessen, daß es für uns in der harten Wirklichkeit wie zu Friedrichs des Großen Zeiten heißt: „Hundsfott, wehr dich!" Dieser Mangel hängt mit jener Seite unseres geistigen Wesens zusammen, die uns auch allen übervölkischen Bestrebungen im Sinne der Menschheitsvervollkommnung so leicht zugängig macht. Mit großem Geschick erkannten die Juden hier eine morsche Stelle unserer Rüstung und wußten sie sich zunutze zu machen. Der Pazifismus in seiner heutigen Form ist trotz Kants Schrift „Vom ewigen Frieden" ein Kind der jüngsten Zeit. Infolgedessen konnten in ihm die Juden von Anfang an bestimmenden Einfluß gewinnen. Wie sie ihn verwandt haben, zeigt der Weltkrieg. Was auf diesem Gebiete von jüdischen Männern gesündigt wurde, ist wahrhaft ein Verbrechen am deutschen Volke, für das die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte auch noch einmal Sühne bringen wird!

Das Gegenstück zu den jüdischen humanitären Bestrebungen, die angeblich oder wirklich das Wohl des Menschentums, stets das Wohl des Judentums bezwecken, sind diejenigen Äußerungen der jüdischen Wesens-

art, die sich in offenkundiger Feindschaft zu der bestehenden Ordnung und dem allgemeinen Wohle befinden. Die politische Seite kann dabei ausgeschaltet werden, da der Anteil der Juden an der Zersetzung und Zerstörung der Staatswesen, in denen sie zur Bedeutung kommen, ja schon früher behandelt wurde. Hier kommt nur noch das bürgerliche Leben in Betracht, wo das Judentum an den Gesetzesübertretungen jeder Art in ganz besonders hohem Maße beteiligt ist.

Die Neigung zur Übertretung fremder Gesetze — im Gegensatz zu dem sklavischen Innehalten der jüdischen — ist eine altererbte bei den Juden. Schon in Rom war sie bekannt, wie der früher angeführte Zweizeiler Juvenals erhärtet. Aus der weiteren jüdischen Geschichte kann jeder beliebig viele Beispiele für diese Tatsachen aus den früheren Teilen dieses Buches beibringen. Es ist also auch in diesem Falle nicht wahr, daß erst der Ghettodruck die jüdische Hinneigung zu Gesetzesüberschreitungen erzeugt habe, da die genaue Innehaltung aller Bestimmungen das Leben für die Juden sonst unerträglich gemacht hätte. Höchstens wurde hierdurch die schon vorhandene Neigung verschärft.

Sehen wir von den früheren Zeiten ab, wo die Juden als Kipper und Wipper, als Hehler und selbst als tätige Mitglieder von Räuberbanden — neben ihren Wuchersünden — den Gesetzen trotzten. Auch die Neuzeit hat trotz der Gleichstellung und der gesteigerten Bildung keinen Wechsel zum Besseren herbeigeführt. Dies gilt nicht nur für die kleinen Verbrecher, die man einsperrt, sondern auch für die großen, die man von jeher laufen ließ und im 19. Jahrhundert mit Orden und Ehrungen jeder Art überhäufte. Nach Tafel hat der ältere Rothschild selbst einmal eingestanden, „daß man nicht Millionär werden könne, ohne mit dem Ärmel das Zuchthaus zu streifen". Das ist durchaus richtig für die Kreise, deren Vermögenserwerb sich auf ähnlichen Grundsätzen aufbaut, wie sie beim Hause Rothschild zu jener Zeit herrschten. Es ist aber geradezu ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand, wenn man Angehörige eines Volkes, das einer derartigen Veranlagung unterworfen ist, nicht nur an der Bearbeitung unserer Gesetzbücher mitwirken ließ, sondern daß man ihnen auch die Ausübung der Rechtspflege, als Richter und Anwälte, gestattete. Das heißt doch wahrhaft, den Bock zum Gärtner machen. Auch in diesem Falle handelt es sich natürlich um grundsätzliche Feststellungen, nicht um eine verletzende Beurteilung des einzelnen, der immerhin häufig ein Ehrenmann sein mag und sein Bestes gibt.

Wer die Statistik zu Rate zieht, um den Anteil des jüdischen Verbrechertums an den einzelnen Arten der Gesetzesverletzungen zu erkennen, dem ergibt sich die auffällige Tatsache, daß die Juden auf allen Gebieten, wozu ein gewisser persönlicher Mut, bzw. eine körperliche Kraftäußerung gehört, weniger vertreten sind. Um so mehr dagegen dort, wo es sich um List und Verschlagenheit, um ein Ausnutzen anderer Verbrechen handelt. Die Straftaten des Betrugs, der Fälschungen, der Untreue und der Hehlerei sind gewissermaßen jüdische „Reservatrechte". Auch die Bestechungen und Schiebungen gehören hierzu, besonders aber auch der Verrat — Spionage, Landes- und Hochverrat. In den Umsturzbewegungen sind die Juden meistens Führer und verstehen es meisterlich, sich rechtzeitig aus dem Schuß zu bringen. Dieser Erfahrung aus der letzten Zeit widersprechen allerdings

die 20 angeblichen jüdischen Toten unter den Berliner Märzgefallenen, 10 vom Hundert aller Toten. Die Genauigkeit dieser Zahl wurde aber schon früher von mir angezweifelt. Dagegen steht die Teilnahme nicht weniger Juden an den Mordanfällen auf Herrscher oder Staatsleiter während der letzten Menschenalter fest. Sie fällt eigentlich aus dem Rahmen sonstiger jüdischer vorsichtiger Zurückhaltung. Es mag sich dabei meisthin um besonders überspannte Köpfe, also Ausnahmen handeln. Jedenfalls ist die strafrechtliche Seite der Judenfrage von nicht geringer Bedeutung für die weitere Entwickelung. Der starke Hang der Juden zur Gesetzesverachtung dürfte uns keinesfalls geneigter machen, sie weiterhin als Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu dulden, ebensowenig wie sich die staatliche deutsche Gemeinschaft mit dem umstürzlerischen, zersetzenden Treiben der Juden auf die Dauer abfinden kann.

Fünfter Teil.

Die Juden in ihrem Verhältnis zur Religion.

Es kommt bei dieser Betrachtung nicht in Frage, allgemein auf die Glaubenslehren der Juden einzugehen: denn das Judentum in seiner jetzigen, uns feindlichen Gestalt ist nicht eine Folge seines Glaubens, die jüdische Religion ist vielmehr umgekehrt ein Ausdruck jüdischer Wesensart. Deshalb kann die ganze heikle Frage der jüdischen Lehren in ihrem Verhältnis zu unserem Sittenempfinden ausgeschaltet bleiben. Ein Stammesjude als Christ ist nicht weniger Träger der uns gefährlichen Eigenschaften wie der Mosaist. Daher sind zwar alle Zusammenstellungen jüdischer, uns befremdlicher Glaubenssätze und Schriftäußerungen aus dem Alten Testament und dem Talmud an sich fesselnd als Denkmale des geschichtlichen Werdens der jüdischen Lehrgestaltung. Sie verleiten aber leicht dazu, unsere Aufmerksamkeit auf das religiöse Gebiet abzulenken, wo es sich um die Hervorhebung der ursprünglichen Rassenunterschiedlichkeiten handeln muß. Ein solches Abschweifen vom Kerne der eigentlichen Judenfrage trübt aber häufig das Urteil und wird darum besser vermieden. Aus diesem Grunde habe ich z. B. auch die Frage des Judeneids bei Behandlung der Rechtspflege absichtlich übergangen; der andere Stoff genügte schon überreich, meine Meinung zu begründen. Man kann den Juden gar keinen größeren Gefallen tun, als ihre Glaubenslehren und ihre heiligen Schriften anzugreifen. Dann erhalten sie die willkommene Gelegenheit, die ganze Frage auf das Gebiet der Glaubensunduldsamkeit zu verschieben und die verfolgten Märtyrer zu spielen.

Nach Mendelssohn ist das Judentum nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung. Diese Gesetzgebung muß natürlich notwendigerweise in gewissen Punkten mit der Gesetzgebung des Wirtsvolkes, also mit den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten der Juden im Widerspruch stehen. Deshalb war es auch eine vornehmste Sorge Napoleons, dies Verhältnis zu den Staatsgesetzen durch bestimmte Fragen an die jüdische Notabelnversammlung und das Synedrion zu klären. Er kam

allerdings nicht auf seine Rechnung, da die ihm erteilten befriedigenden Antworten nur durch Spitzfindigkeiten und Unaufrichtigkeiten von jüdischer Seite möglich wurden. Auch für die Geschichte der jüdischen Entwickelung auf deutschem Boden wurde der Widerstreit des religiösen mit dem staatlichen Gesetz und die Möglichkeit ihrer Versöhnung zum Angelpunkt der verschiedenen Auffassungen. Eigentlich gibt es nur zwei Lösungen. Entweder bleibt der Jude bei seinem „Gesetz", dann muß er aber auch anerkennen, daß er die vollen staatsbürgerlichen Rechte nicht beanspruchen kann, weil es ihm nicht möglich ist, die entsprechenden Pflichten zu erfüllen. Letzte Folgerung hieraus muß der Entschluß sein, aus diesem unwahren und zwiespältigen Zustand herauszukommen und wieder zu einem eigenen Staatswesen zu gelangen, das mit dem jüdischen Gesetz in allem und jedem in Einklang steht. Oder aber, das jüdische Gesetz wird nicht als starre Unabänderlichkeit betrachtet. Wo es mit den staatlichen Anforderungen in Widerstreit kommt, ist es zeitgemäßen Änderungen zu unterziehen oder, noch folgerichtiger, ganz aufzugeben. Die erste Richtung ist heutzutage in dem strenggläubigen jüdischen Zionismus verkörpert, die zweite im Reformjudentum, bzw. in dem nicht durch Glaubens-, sondern durch reine Verstandesgründe veranlaßten Taufjudentum. Dazwischen gibt es aber noch Vertreter der starren Altgläubigkeit, die ein gutes Deutschtum mit einem glaubenstreuen Judentum vereinigen zu können glauben.

Wenn es der Zionismus aufrichtig meint, ist er für unser Gefühl am ansprechendsten, da er mit seinem stolzen Bekenntnis zum eigenen Blut die unüberwindlichen Schranken zwischen Juden und Wirtsvölkern anerkennt und daher eine reinliche Trennung anstrebt. Wenigstens grundsätzlich. In der Wirklichkeit aber ist die Gründung eines Judenstaates von den Bekennern dieser Richtung immer nur für die „Andern" gemeint. Für die eigene Person beabsichtigt man keinen Gebrauch davon zu machen, da man sich in dem gegenwärtigen Zustand recht wohl fühlt. Ich erinnere an das Witzwort Bleibtreus, daß jeder Jude im künftigen Zionistenstaat einen auswärtigen Gesandtschaftsposten bekleiden möchte. Die Sache hat aber auch ernstere Bedenken. Weininger spricht sie folgendermaßen aus: „Aber auch der Zionismus ist ihr (der Lösung der Judenfrage) nicht gewachsen. Er will die Juden sammeln, die, wie H. S. Chamberlain nachweist, längst vor der Zerstörung des jerusalemitischen Tempels zum Teil die Diaspora als ihr natürliches Leben, das Leben des über die ganze Erde fortkriechenden, die Individuation ewig hintertreibenden Wurzelstockes gewählt hatten, er will etwas Unjüdisches. Die Juden müßten erst das Judentum überwunden haben, ehe sie für den Zionismus reif würden." Dühring glaubt auch nicht, daß sich ein reiner Judenstaat mit dem angeborenen Wesen der Juden verträgt. „Das Nomadentum ist ihre weltgeschichtliche Lebensbedingung. Ohne dies, und allein bei sich selbst, würden sie einander zur Speise werden, da ihnen diejenige anderer Völker alsdann fehlte. So etwas wie ein internierter Judenstaat bedeutet daher Ausrottung der Juden durch die Juden." Ein solcher Selbstmord ist aber unwahrscheinlich. Infolgedessen finge das Spiel der Diaspora von vorne an, nur unter für uns ungünstigeren Umständen, insofern das übervölkische Judentum im Judenstaate einen Kopf erhalte. Lagarde steht dagegen dem zionistischen Gedanken der Abwanderung freundlich gegenüber und meint nicht ohne

Witz: „Die Juden können nicht gründlicher vom Judentum geheilt werden, als wenn man sie nötigt, einmal nichts als Juden zu sein." Man braucht die Bedenken gegen den Zionismus nicht leicht zu nehmen und kann doch in seiner Durchführung, richtig überwacht, die einzig mögliche Lösung der Judenfrage sehen. In solchen Zweifelsfällen ist es stets gut, sich darüber zu unterrichten, wie denn die Gegner, hier die Assimilationsjuden, darüber denken. Nehmen wir Brunner. Er bekämpft den Zionismus auf das allerentschiedenste: „Der Zionismus ist die Traufe des Regens Antisemitismus, und die Zionisten sind den Juden gefährlicher als die Antisemiten. Indem die Zionisten den ungeheuersten aller Fehler begehen, die Juden zu isolieren und ihnen den lächerlichsten Nationalismus, den anationalen und antinationalen Traumnationalismus aufzureden, bringen sie tatsächlich die Juden zu dem, weswegen die Antisemiten sie nur verleumdeten; es gibt nun Juden, von denen wahr ist, was Antisemiten behaupten, und gilt nicht länger: Antisemiten sagen's, es ist Lüge. Die Antisemiten bestritten den Juden nur ihre Nationalität, die Zionisten aber machen sie derselben unwürdig und unfähig und morden sie in ihnen. Die Zionisten bilden eine Gefahr und Schwierigkeit, deren Größe von den Deutschen jüdischer Abstammung nicht verkannt werden darf . . ." Mit kurzen Worten, der Zionismus ist der Todfeind des unwahren, weil unmöglichen, aber unser Blut vergiftenden Assimilantentums. Das sollte ein jeder bedenken, ehe er seine Stellung für oder wider den Zionismus nimmt.

Seinen Hauptrückhalt findet der Zionismus nicht in dem satten Judentum Mittel- und Westeuropas, sondern in den ärmeren, aber desto zahlreicheren und ihren Glaubensgeboten noch ängstlich anhängenden Massen der Ostjuden. Über sie sind daher einige Worte zu reden. Die Ostjudengefahr stammt nicht von heute. Sie ist für uns so alt, als der unerschöpfliche Born des polnischen Judentums uns seinen unerwünschten Segen spendet. Aus ihm fließt seit Jahrhunderten dem deutschen Judentum der Nachschub zu, der es nicht nur vor dem zahlenmäßig erwiesenen Rückgange rettete, sondern der es sogar noch anwachsen ließ. Sonst hätte unser Volkskörper — ob zu seinem Vorteil oder nicht, steht dahin — schon längst das heimische Judentum aufgesogen. Schon die früheren preußischen Könige mußten gegen diese Gefahr kämpfen, die dann mit der Erwerbung polnischer Landesteile zeitweise außerordentlichen Umfang annahm. Selbst die preußische Gesetzgebung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte der Betätigung des eigenen Ostjudentums in Posen und Westpreußen noch heilsame Schranken. Diese Schranken wurden leider viel zu früh von einer verblendeten Gleichmacherei niedergerissen, und man kann kaum verstehen, wie ein Gelehrter wie Cohen in seiner Fehde mit Treitschke aus dem Umstande, daß aus dem jüdischen Osten uns auch einige geistige Kräfte zuwuchsen, folgern konnte, daß dies uns „für manches wenig Erquickliche entschädigen" müsse, und eine einschränkende Ostjudenpolitik „pharaonischen Naturalismus" nannte. Die Ostjudenabwanderung nach dem Westen war in den letzten Menschenaltern geradezu ungeheuerlich. Nach Sombart betrug sie von 1881 bis 1908 rund 2 Millionen, von denen 1,94 Millionen auf die angelsächsischen Staaten kamen. Die andern 60000 dürften wohl restlos uns heimgesucht haben, ungerechnet derjenigen, die sich der amtlichen Feststellung

entzogen, und das dürfte das Vielfache jener Zahl sein. Über diese Art von Jungbrunnen, der solche Kulturträger spendet, sind sich auch einsichtigere Juden klar. Trebitsch fordert, daß wir uns „mit eiserner Strenge den vom Osten andrängenden jüdischen Menschenstrom vom Leibe halten", weil er in ihnen das Hindernis sieht, daß sich der Jude von sich selbst befreien kann, eine Zuversicht, die ich allerdings in ihrer grundsätzlichen Berechtigung nicht zu teilen vermag. Die späteren Verhältnisse, etwa zu Beginn des Weltkrieges, schildert klar G. Fritz in seiner Schrift „Die Ostjudenfrage, Zionismus und Grenzschluß", die auch für unsere Zeit noch im wesentlichen zutrifft. Unter den gegnerischen Erwiderungen sei Zivier „Zur Rassen- und Ostjudenfrage" genannt, vor allem wegen seiner guten statistischen Angaben. Wenn der Verfasser allerdings die Kühnheit besitzt, zu behaupten, „daß die deutsche Regierung auch aus moralischen Gründen eine gewisse Pflicht hätte, der russischen Juden sich anzunehmen," so kann man ihm nur erwidern: „Deutschland ist kein Asyl für obdachlose Juden!" Dies gilt heute mehr als je, wo die eignen Landeskinder kein Heim finden und mit des Lebens Nöten aufs schwerste zu kämpfen haben.

Das Reformjudentum verdankt Mendelssohn seine Entstehung, wenn er selbst auch betonte, „daß das sogenannte Ritualgesetz des Judentums ebenfalls und recht eigentlich göttlichen Ursprungs sei, und daß dessen Verbindlichkeit so lange fortdauere, ‚bis es dem Allerhöchsten gefallen werde, es ebenso laut und öffentlich abzuschaffen, wie er es geoffenbart hat'". Sein Bestreben, seine Stammesgenossen zu der deutschen Bildung heraufzuziehen, mußte aber notwendigerweise früher oder später eine Abkehr von dem starren Rabbinertum herbeiführen. Schon seine nächsten Schüler, wenn man so sagen darf, vor allem David Friedländer, sind deshalb ausgesprochene Reformjuden. Sie empfanden allerdings die Zwiespältigkeit ihrer Lage und konnten sich doch nicht für eine klare Stellungnahme entscheiden. So kam ihre merkwürdige Anfrage an den Probst Teller zustande, wie sie wohl ohne Taufe Christen werden könnten, eine feige Halbheit, die ihnen verdienterweise Tadel und Abweisung eintrug. Über dieses Friedländersche Reformjudentum schrieb Heine (1823): „Einige Hühneraugenoperateurs haben den Körper des Judentums von seinem fatalen Hautgeschwür durch Aderlaß zu heilen gesucht, und durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftbandagen muß Israel verbluten . . . Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Haß zu dulden. Das ist das Motiv zu unserer Reformation. Die Einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judentum neue Dekorationen und Kulissen geben. Andere wollen ein evangelisches Christentümchen unter jüdischer Firma . . ." In der folgenden Zeit ging das Reformjudentum dann meist in ein wenig würdiges Taufjudentum über, wobei in den wenigsten Fällen, wie viele Selbstbekenntnisse beweisen, innere Überzeugung bei dem Glaubenswechsel mitsprach. Es war die verwerflichste, aber auch für das Deutschtum gefährlichste Art, den Widerspruch zwischen jüdischer Stammespflicht und deutscher Bürgerpflicht zu lösen, da sie einen starken Strom jüdischen Mischblutes in das deutsche Volk brachte. Er wird erst nach längerer Zeit, wenn ein weiterer jüdischer

Blutzufluß endgültig aufgehört hat, wieder auf dem Wege der Entmischung aus unserem Körper ausgeschieden werden können. Im Zeitalter der Verfassungs- und Reichsgründungskämpfe kam dann zu diesen Reformjuden die Spielart der „nationaldeutschen" Juden, die sich voll als Deutsche zu fühlen glaubten und sich als solche bekannten, wie etwa Gabriel Rießer, dabei aber ihr Judentum hochhielten und Taufe und Mischheirat ablehnten. Trotzdem diese Juden uns menschlich bedeutend achtungswerter erscheinen müssen als die vorher geschilderten, weil sie die Lüge und Selbstaufgabe durch die Taufe scheuen, so sind sie doch in ihrem Tun und Denken, für uns, die wir auf dem Boden der Rassenlehren stehen, die am wenigsten folgerichtigen, da sie weder eine jüdische Nation bleiben wollen, noch aber völlig ihr Judentum aufgeben wollen. Sie wollen Juden und Deutsche zugleich sein und glauben es sein zu können, indem sie sich dem Wahn hingeben, daß ihr Judentum bloß ein Bekenntnis sei und nicht eine Wesensartung. Die Männer, die an diesem Zwiespalt leiden und die erleben müssen, daß man ihre dargebotene Hand ehrlicherweise zurückweisen muß, sind zu bedauern. Sie dürfen aber uns beileibe nicht veranlassen, aus falschangebrachtem Mitleid grundsätzliche Fehler zu begehen und den wohlbedachten Standpunkt aufzugeben. Neuerdings ist ein „Verband nationaldeutscher Juden" ins Leben getreten, der mit jenen Männern nicht zu verwechseln ist. Ihm gegenüber dürfte zunächst die allergrößte Zurückhaltung geboten sein, bis Genaueres bekannt wird. Bestenfalls kommt es bei ihm auf eine Verwischung der Unterschiede heraus, gerade jetzt, wo wir volle Gegensätzlichkeit und Entschiedenheit brauchen.

Wenngleich das Judentum als eine besondere Rasse und nicht als eine Religionsgemeinschaft aufzufassen ist, so muß doch auch sein Verhältnis zur christlichen Religion betrachtet werden. Als nächstes und wichtigstes, das Judentum in der christlichen Religion. Nicht in dem Sinne, wieviel von der alttestamentlichen Überlieferung in das Christentum übergegangen ist und in welcher Weise dieses jüdische Erbe die wahren Lehren Christi überwucherte, die kirchlichen Formen des Christentums verdorrte und infolgedessen an unserem heutigen religiösen Siechtum schuld ist. So fesselnd diese Fragen, so notwendig vor allem die Bestrebungen nach einem christlich-deutschen Glauben sind, ihre Erörterung würde mich zuweit vom vorgezeichneten Wege abführen. Es ist dagegen zu prüfen, welche Folgen das, sich täglich erneuernde, Eindringen des Judentums in die christlichen Glaubensgemeinschaften durch die Taufe, für die Kirchen, für den Staat und somit für unser Volk hat. Im Mittelalter erfolgten die Judentaufen manchmal durch Zwang. Hierdurch entstand das gefährliche Maranentum, von dessen näherer Betrachtung hier aber abgesehen werden kann, da in Deutschland solche Zwangstaufen nie große Bedeutung erlangt haben und da den Juden da, wo sie stattfanden, meist nach kurzer Zeit durch kaiserliche und auch kirchliche Verordnungen der Rücktritt gestattet wurde. Diese Maßnahme bewahrte uns vor einer frühzeitigen Zersetzung unseres Blutes durch starken jüdischen Einschlag, wie er in Spanien und Portugal stattfand und die Länder der Cervantes und Camoens mit zunehmender geistiger Unfruchtbarkeit belastete. Auch die Zahl der freiwilligen Übertritte war in den Zeiten des Mittelalters und

des Ghettos bei uns kaum eine große — selbst der Bekehrungseifer der Geistlichkeit wandte sich lieber anderen Personen zu, wie wir denn aus Luthers letzter Zeit wissen, daß er nicht mehr den gleichen Wert auf die Judenbekehrung legte wie in seinen jüngeren Jahren. Seine zunehmende Kenntnis jüdischen Wesens warnte ihn davor, und er sagte: „Viel weniger gehe ich damit um, daß ich die Juden bekehren wolle; denn das ist unmöglich." Von größerer Bedeutung wurden die Taufübertritte erst in den Emanzipationszeiten. Der alte Mendelssohn wehrte sich noch — mit Recht — gegen die Zumutung der Taufe. Aber schon seine Kinder vollzogen größtenteils den Übertritt. Ein solcher Übertritt hat aber nur dann eine sittliche Berechtigung, wenn er auf der Überzeugung beruht, die bessere Religion einzutauschen, wenn er dem aufrichtigen Glauben an die neue Lehre entspringt. Mit dem Glauben ist es aber nach Weiningers Zeugnis überhaupt ein eigen Ding bei den Juden, schon mit ihrer Fähigkeit zum Glauben. Er meint: „Der Jude ist der ungläubige Mensch. Glaube ist jene Handlung des Menschen, durch welche er in ein Verhältnis zu seinem Sein tritt. Der religiöse Glaube richtet sich nur speziell auf das zeitlose, das absolute Sein, das ewige Leben, wie es in der Sprache der Religion heißt. Und der Jude **ist** nichts, im tiefsten Grunde darum, weil er nichts **glaubt**." Diese Erkenntnis ist sehr wichtig, um die Tätigkeit judenstämmiger Geistlicher in der christlichen Kirche beurteilen zu können. Die Juden selbst fühlen auch diese ihre Glaubensunfähigkeit richtig heraus und sind deshalb stets wenig geneigt, die Taufübertritte innerem Gewissensdrange zuzuschreiben. Deshalb achten sie auch meist die Täuflinge nicht und sie haben darin vollkommen recht. Da der taufende Geistliche natürlich über die weltlichen Beweggründe des Täuflings selten im unklaren ist, so liegt „eine gegenseitige Übereinstimmung zum Betrügen und Betrogenwerden" vor. Und der Staat wirkte bei dieser Unsittlichkeit mit, indem er dem Taufjuden sofort alle die Fähigkeiten zusprach, die er beim Glaubensjuden bis dahin verneinte. Welch bedenkliches Beispiel er dabei selbst für die nunmehrigen Untergebenen eines solchen getauften Juden, der zum Beamten oder Offizier wurde, aufstellte, scheint er übersehen zu haben. Brunner weist es höhnisch bei letzterem nach: „Der getaufte Jude aber ist schlechter, als der ungetaufte und darum ungeeigneter als dieser für gar Mancherlei. Er ist nicht geeignet für die Diplomatie, nicht für die Verwaltung, nicht für die Schule und Universität und nicht als Offizier; denn er kann nicht beanspruchen, daß man ihn achte. Als Offizier gar bietet er den Untergebenen ein arges Beispiel — er hat unmännlicherweise eine nicht schlechte, eine gute Sache nur darum, weil sie von Feinden angegriffen war, nicht vielmehr verteidigt, sondern aufgegeben und verraten und bietet also ein Beispiel von Feigheit gegenüber seiner mächtigsten Ehrenpflicht und das hier am gefährlichsten wirkende Beispiel der Fahnenflucht." Auch Cohen erhebt nicht ganz mit Unrecht, leidenschaftlichen Widerspruch gegen Treitschkes Anschauung, daß durch die Taufen die Blutvermischung und damit die Eindeutschung der Juden gefördert werden und deshalb solche zu erstreben seien. „Vom Standpunkt der allgemeinen Religiosität gibt es vielleicht keine Bezeichnung, welche die Entrüstung über solche Gesinnung zulänglich auszudrücken vermöchte." Hiermit schießt Cohen allerdings über das

Ziel hinaus, denn Treitschke redet durchaus nicht der leichtfertigen Anschauung das Wort, daß um äußerer Vorteile willen — Paris vaut bien une messe, wie Heinrich IV. von Frankreich sagte — der Glauben aufgegeben werde, sondern er betrachtet den Glaubenswechsel gewissermaßen als ein Opfer, um Größeres zu erreichen, ein Standpunkt, der immerhin noch anfechtbar bleibt und außerdem von der falschen Annahme der Eindeutschungsmöglichkeit der Juden ausging. Noch weniger haltbar scheint mir Hartmanns Standpunkt zu sein, der den Staat auffordert, eine verwässerte Richtung innerhalb des Protestantismus zu dulden, nur damit dies „den Juden ohne Gewissensbedenken den nominellen Übertritt zum Christentum ermöglicht". Da hat man die „wasserlose Taufe" aus Friedländers Zeit in schönster Neuauflage.

Die Judentaufen nahmen im Laufe des 19. Jahrhunderts zeitweise einen derartigen Umfang an, daß man von einer „Taufepidemie" sprechen konnte. Welch fragwürdige Christen daraus entsprangen, zeigen die Namen Heine und Börne, von welch beiden Graetz sogar die Ehrlosigkeit annimmt, daß sie nur den Glauben gewechselt hätten, um in der feindlichen Rüstung desto sicherer den Gegner, d. h. das Christentum, bekämpfen zu können. Diese Annahme stimmt allerdings nicht hinsichtlich der Gründe zum Übertritt. Beide traten in der ebenso verwerflichen Absicht über, durch diesen Schritt besser vorwärts zu kommen. Ihr Kampf gegen das Christentum — und Deutschtum! — war dabei nicht vorüberlegte Absicht, sondern ein Naturdrang, dem sie folgen mußten. Unter Friedrich Wilhelm IV. wurden dann die Judentaufen von oben her gefördert. Der Einfluß des überschwenglichen Bunsen vermochte sogar, den König für den Plan zu stimmen, die Juden in ihrer Heimat für den christlichen Glauben zu gewinnen — ein vorweggenommener, christlicher Zionismus — und dem neugegründeten Bistum auf Zion in dem Breslauer Taufjuden Alexander seinen ersten Bischof zu geben (1841). Unter den Juden, die in der Folgezeit in Deutschland hervortraten, haben nicht wenige ebenfalls das „Opfer des Intellekts" gebracht: man beachte nur, daß unter dem etwa einen Dutzend jüdischer Abgeordneter im Frankfurter Parlament 1848 nur vier noch Glaubensjuden waren. Im Wilhelminischen Zeitalter mehrten sich die Übertritte von neuem in auffälliger Weise — von den jüdischen Ratgebern Wilhelms II. behielten nur wenige, wie Ballin und die Rathenaus, ihre Religion bei. Hoffentlich bringen die neuen Zustände wenigstens das eine Gute mit sich, daß diese Bereicherung der christlichen Kirchen durch Übertritt ohne Überzeugung aufhört, nachdem ja der Hauptbeweggrund, die Erwartung irdischer Vorteile, großenteils hinfällig geworden ist.

Fast noch umfangreicher als mittels der Glaubensübertritte erfolgte das Eindringen jüdischen Bluts in unsern Volkskörper durch Mischehen. Ursprünglich wurde zunächst der Glaubenswechsel allgemein gefordert, ehe eine solche Ehe geduldet wurde. Auch in dieser Beziehung betrachtete man die Judenfrage unter rein religiösem Gesichtspunkt. Über Goethes Empörung wegen des Weimarer Mischehengesetzes von 1823 wurde schon berichtet; aus dem Falle des Dr. Falkson aus Königsberg konnte man ersehen, welche Schwierigkeiten sich bis zum Umsturzjahr 1848 aus der Mischehenfrage ergaben. Die geringen Schranken, welche einer wahllosen Vermischung deutscher und jüdischer Rassenangehörigen noch entgegen-

standen, fielen durch die spätere Gesetzgebung. Welch heillose Schäden daraus entstanden, mögen einige Zahlen beleuchten. Von 100 Judenehen wurden mit Deutschblütigen im Jahre 1908 in Frankfurt 30, 1905 in Berlin 44 und in Hamburg sogar 50 geschlossen! Daß die Kinder der Mischehen fast stets nach der ärgeren Seite, der jüdischen, schlagen, ist erwiesen. Ebenso ist es nach Chamberlains Feststellungen unbestreitbar, daß die Mischung mit Juden für uns überhaupt wegen der großen Artverschiedenheit zu verwerfen ist. Hartmann war allerdings 1885 noch anderer Ansicht und glaubte, daß der Rassenunterschied nicht so groß sei, um „in den Mischlingen vorwiegend die übeln Eigenschaften beider Eltern hervortreten zu lassen; sondern die Verwandtschaft ist bereits so nahe, daß in Mischlingen überwiegend die günstigen Eigenschaften der Eltern hervortreten.“ Deshalb versprach er sich von Mischehen günstige Ergebnisse für die Lösung der Judenfrage. Heute ist jedenfalls der Zustand infolge des überhandnehmens der Mischehen ein solcher, daß er zu den stärksten Befürchtungen für die Arterhaltung unseres Volkes Anlaß gibt. Nur ganz entschiedene Maßregeln können weiteren schlimmen Folgen vorbeugen, unter ihnen, so schwer das manchem angehen mag, ein rücksichtsloses Zuweisen der gesamten Mischehen-Abstämmlinge an das Judentum, dessen zukünftige gesetzliche Beschränkungen auch für sie zu gelten haben.

Eine besondere Gefahr der Taufübertritte besteht darin, daß sich die Täuflinge, wenn es ihnen um die Sache Ernst war, mit Vorliebe der geistlichen Laufbahn zuwandten. Sowohl in der katholischen, als in der evangelischen Kirche trat dies in Erscheinung. Und es ist merkwürdig, daß man den Aufstieg dieser Übergetretenen in den Kirchen schnell förderte, so daß sie einflußreiche Stellen in ihr erobern konnten. Leider brachten sie dabei nicht den Geist christlicher Duldsamkeit mit, und es ist bezeichnend, daß Thomas von Torquemada, der berüchtigtste Ketzerbrenner Spaniens, aus jüdischem Blute stammte. Auch im Jesuitenorden scheint anfänglich ein starker jüdischer Einschlag gewesen zu sein. Neuerdings soll er sich aber durch eine sehr nachahmenswerte scharfe Ahnenprobe auf christlicher Grundlage einige Gewähr verschafft haben, daß Judenblut nur in wesentlicher Verdünnung in ihn eindringen kann. In der protestantischen Kirche fanden die Täuflinge gleiche Förderung. Man begünstigte sie weit über ihre Fähigkeiten. So begegnet man einer Reihe jüdischer Hochschullehrer der evangelischen Theologie und Generalsuperintendenten, die infolge ihrer Unbedeutsamkeit die Achtung vor der wissenschaftlichen Bildungshöhe der höheren evangelischen Geistlichkeit nicht hoben. Dagegen entstand durch sie die Gefahr, daß auch in protestantische Kreise der Geist der Unduldsamkeit verpflanzt würde. Dieser Geist war ursprünglich in der christlichen Kirche nicht heimisch. Sie zeigte sich für die Juden in Zeiten der Bedrängnis vielfach als Beschützerin, wie ja auch der freiwillige Dank des Synedrions an die katholische Kirche zeigt. Und ebenso ist daran zu erinnern, wie im Kampfe um die Gleichberechtigung Geistliche beider christlichen Konfessionen, Abbé Grégoire, Rabaud, Schleiermacher, judenfreundlich hervortraten. Heutzutage wimmelt es leider in der höheren protestantischen Geistlichkeit von Juden und Judensprossen. Aber schon zur Zeit Friedrich Wilhelms III. und IV. konnte der Taufjude Mendel,

der sich dann Neander nannte, die Rolle eines Bischofs spielen und durfte sogar bei so wichtigen Fragen, wie der Einführung eines neuen Kirchengesangbuches, mitwirken.

Die Duldsamkeit der Juden gegen die christliche Kirche war nicht die gleiche, wie umgekehrt. Sprachen bei dieser vielleicht Gefühle der ursprünglichen Zusammengehörigkeit für eine freundlichere Auffassung, so wirkte bei jenen die nachhaltende Mißstimmung über den Abfall für das Gegenteil. Ganz allgemein kann man im Judentum einen geradezu wahnwitzigen Christenhaß feststellen, der sich bei Christi Person bis zu wüster Beschimpfung steigerte. Treitschke hat dies für Graetz an Hand von dessen „Geschichte des Judentums" nachgewiesen. Von Brunners roher Verunglimpfung des Heilands wurde schon gesprochen. Neben Christus ist es vor allem das Kreuzeszeichen, was die Wut und Anfeindung der Juden erregt. Sie machte selbst vor der Roten Kreuzbinde der jüdischen Feldzugsärzte (1870) nicht halt, zumal sie an der Stelle zu tragen war, wo sonst die Tephillim sitzen. Um so verwunderlicher war, wie Lagarde bemerkt, der Eifer, mit dem das Eiserne Kreuz begehrt wurde.

Einen Ausdruck findet der jüdische Christenhaß auch darin, daß die Juden stets diejenigen Einrichtungen der christlichen Kirchen bekämpfen, welche der Auflösung den größten Widerstand leisten, daß sie aber alles begünstigen, was die Auflösung zu fördern scheint. Daher entstammte auch ihr katholikenfeindliches Verhalten im Kulturkampf, zu dessen Verschärfung das Judentum in Wort und Schrift nicht wenig beitrug. Hierher gehört auch das taktlose Einmischen der jüdischen Presse in innere Fragen der protestantischen Kirche, wie seinerzeit beim Apostolikumstreit. Ebenso ihre Förderung des Deutschkatholizismus, von dem man eine Lockerung des katholischen Kirchentums erhoffte, oder ihr Eintreten für Jatho und andere Geistliche, die mit der Kirche in Streitigkeiten gerieten.

Auch das selbstgerechte Pharisäertum der Juden ist mitnichten ausgestorben. Es trieb auch bei den Taufjuden-Geistlichen gar wunderliche Blüten. So bei dem bekannten Judenmissionar Paulus Cassel, der darob mit Treitschke aneinandergeriet. Dieser bekämpfte u. a. Cassels dünkelhafte Behauptung: „Das Judentum sei erst durch die frivolen Deutschen seiner Frömmigkeit entfremdet worden" und fügt etwas lieblos hinzu: „Gewiß, Heinrich Heine verdankte seine Liederlichkeit allein dem Umgange mit jener deutschen Jugend, welche die Schlachten des Befreiungskrieges geschlagen hatte!"

Vierter Abschnitt.

Zur Geschichte der Judenfrage.

Erster Teil.

Allgemeines.

„Vielfach glaubt man, die sog. ‚Judenfrage' sei eine Erscheinung der neuesten Zeit; sehr mit Unrecht; neu ist im Gegenteil, daß eine Frage, die früher ganz rückhaltlos besprochen wurde, heute infolge der übermäßigen Empfindlichkeit der Geister fast verpönt ist." Die Judenfrage ist also nicht ein Ergebnis der Emanzipation: sie ist so alt, als es Juden gibt, die nach dem Gesetze ihrer volksfremden Eigenart unter andern Völkern wohnen. Stets und immer hatten die durch jüdische Zuwanderung heimgesuchten Wirtsvölker sie, zum Teil in entschiedenster Weise, zu lösen versucht. Für Deutschland, zumal für das Deutschland der Jetztzeit, hat aber die Judenfrage eine ganz besondere Bedeutung gewonnen, und zwar durch die unerträglich hohe, stets wachsende Zahl von Juden, die auf deutschem Boden hausen, und durch ihre infolge der Emanzipation erworbene Berechtigung, sich bei uns ungehemmt nach ihrer fremden uns schädlichen Eigenart auszuleben. Gegen jede der Westmächte, England und Frankreich, hat Deutschland verhältnismäßig etwa eine halbe Million Juden zu viel, und es ist ein schwacher Trost, daß andere Länder wie Polen, Österreich, Rumänien noch schlimmer daran sind. Naudh meint schon im Jahre 1860, „wer uns diesen Überschuß abnimmt, dem wollen wir den Rest dazu schenken". Leider war dies aber ein frommer Wunsch. Denn die Abwanderung nach dem Westen kommt dem Nachwuchs aus dem Osten nicht gleich.

In welcher Weise die Emanzipation die Juden „vom Ghetto zur Macht" in unserem Lande emportrug, ist auf den vorausgegangenen Blättern untersucht worden. Mit dem Anschwellen der jüdischen Macht wuchs auch entsprechend die Bedeutung der Judenfrage für uns. Heute ist sie für uns zur Lebensfrage geworden. Wilhelm Meister faßt in seiner Abrechnung mit dem Judentum dieses Ergebnis in die Worte: „Die deutsche Daseinsfrage, die Erneuerungsfrage für Körper und Seele der Deutschen, ist schlechthin die Judenfrage. Wer sich ihr hinfort noch entzieht, ist entweder ein jämmerlicher Schwächling oder ein bewußter Volksverräter und Seelenverkäufer und wird damit selber zu einem Judas Ischariot." Schon Chamberlain hat vor beinahe einem Menschenalter „das Problem

des Judentums in unserer Mitte zu den schwierigsten und gefährlichsten der Gegenwart" (1898) gerechnet, und aus jüngster Zeit seien noch zwei Zeugnisse angeführt, die aus dem Munde von Nicht-Judengegnern doppelt beweiskräftig wirken. Für Sombart ist bereits vor dem Kriege, im Jahre 1912, die Judenfrage das „größte Problem der Menschheit", während Delitzsch in ihr im Jahre 1920 diejenige erkennt, welche vielleicht „die ernsteste Behandlung erheischt". Selbst die judenfreundlichen, zum Teil jüdischen Unterzeichner des Aufrufes „Pro Palaestina" vom Jahre 1919, worunter sich Ballod, Cohen (Reuß), Hans Delbrück, Erzberger, Gothein, Fehrenbach, Noske, Sombart u. a. m. befinden, fordern, daß „in der Frage gründlich Wandel geschaffen werde", womit sie also das Vorhandensein dieser Frage wenigstens bestätigen.

Denn merkwürdigerweise — oder vielleicht vom jüdischen Standpunkte aus erklärlicherweise — wird diese Judenfrage vielfach geleugnet. Besonders übt auf diesem Felde die Judenpresse, soweit sie nicht zionistisch beeinflußt ist — und den Zionisten wird es heutzutage fast immer noch gerade so schwer, in der verjudeten Presse des Liberalismus und der Sozialdemokratie zu Gehör zu kommen, als den Deutschen — ihre Totschweigepolitik in der übelsten Weise aus, weil sie entweder, wie Sombart annimmt, aus der offenen Besprechung der Judenfrage einen Stillstand des auf bestem Wege befindlichen „Assimilationsprozesses" befürchtet, oder weil sie, wie ich eher glaube, von der freien Erörterung die Aufklärung des deutschen Volkes und damit die schlimmsten Folgen für die jüdische Herrschaft erwartet. Wo die Sache nicht totzuschweigen ist, sucht man sie nach oft bewährter Art herabzuwürdigen; die deutschen Wortführer sucht man schlechter Beweggründe („Geschäftsantisemitismus") zu verdächtigen, die Zionisten als gefährliche Narren hinzustellen. Man hat aber noch keine weltbewegende Frage auf die Dauer zu unterdrücken vermocht, weder durch Gewaltmaßregeln noch durch Vogelstraußpolitik. Eine Sache, deren weltgeschichtliche Stunde gekommen ist, setzt sich durch, ob es den Mosse und Ullstein, deren Macht ich keineswegs zu unterschätzen geneigt bin, genehm ist oder nicht. Nur wird eine lange zurückgehaltene, plötzlich eintretende Erkenntnis viel gewaltiger wirken als eine allmähliche, gleich dem Strom, der, zurückgestaut, plötzlich seine Dämme bricht. Die Folgen werden dann vielleicht durchgreifendere und für das Judentum unangenehmere sein, als sie es anderen Falles gewesen wären.

Wer der Lösung der so überaus schwierigen und verwickelten Judenfrage nähertreten will, muß sie zunächst in ihrem Wesen klar erkennen. Daß man bisher trotz gut gemeinter Bestrebungen und verheißungsvoller Ansätze nicht weiter kam, hat seinen Grund eben darin, daß man von falschen Voraussetzungen ausging und daß vor allem die richtige Auffassung der Frage nicht Allgemeingut derer war, die an der Entjudung unseres Lebens mitwirken *wollten*, noch weniger derer, die daran mitwirken *sollten*. Man blieb meist an, gewiß nicht unwichtigen, Teil- und Begleiterscheinungen haften und drang nicht zum Kern der Sache vor. Um es vorwegzunehmen: bei der Judenfrage handelt es sich nicht in erster Linie um *Glaubensfragen* oder *wirtschaftliche* Dinge, sondern um eine *Rassenfrage*.

Auch die Rassenfrage hat man in ihrer Bedeutung herabzusetzen

versucht, indem man überhaupt das Vorhandensein von Rassen in Abrede stellte, eine Auffassung, die in ihrer äußersten Zuspitzung sich in Renans geistreichelndem Ausspruch kundgab, es gebe gar keine Juden. Das Leugnen der Rassen ist ein Spiel mit Worten. Es kommt nicht darauf an, ob das, was wir unter Rasse verstehen, dem wissenschaftlichen anthropologischen oder ethnologischen Begriff dieses Wortes entspricht, sondern ob der Ausdruck verständlich ist, selbst wenn die unterscheidenden Artmerkmale nicht mit Mikroskop und Zirkel festzustellen, sondern wesentlich seelischer Art sind. Auf die krumme Nase und die krumme Hose *allein* läßt sich gewiß kein Rassenunterschied aufbauen. Und trotzdem — allen wissenschaftlichen Haarspaltereien zum Trotz —, wer sehen will, was ein Jude ist, gehe in Berlin über den Kurfürstendamm, und er wird sich sagen. *es gibt eine jüdische Rasse.* In gleichem Sinne sind die Deutschen eine Rasse und zwar von der allergrößten Wesensverschiedenheit zur jüdischen. Freilich „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen". Die Rasse schafft man auch nicht dadurch aus der Welt, daß man sie zum politischen Zankapfel macht, wie Brunner, der erhofft, „daß die Tatsache der deutschen Republik den ganz gewissen Anfang vom Ende der antisemitischen Rassengelehrtheit bedeutet," ein sehr wertvolles Zugeständnis, das vielleicht mit der Rassenreinheit der republikanischen Hauptvertreter zusammenhängt. Aber eine Regierung — einerlei ob sie republikanisch oder monarchisch sei — ist schließlich doch nicht die Stelle, welche über derartige Dinge zu entscheiden berufen ist. Von ganz besonderem Reiz ist es übrigens, wie sich Brunner, der die Rassengelehrtheit ablehnt und zum Untergang verdammt, sich zu dem aus der Rasse ent-entsprießenden Rassenbewußtsein stellt. Der ganze jüdische Dünkel kommt in seinen Ausführungen zum Ausdruck, zugleich aber auch ein Stück Zeitgeschichte über die tatsächliche Lage der Machtverhältnisse zwischen Deutschtum und Judentum. „Das große deutsche Volk, so wie es weiß, daß *Deutsch* keineswegs gleichbedeutend ist mit Germanisch, weiß nichts von diesem Rassenbewußtsein und lacht darüber; alle seine edleren Männer lachen darüber und warnen davor, wie Virchow darüber gelacht und davor gewarnt hat als vor etwas, ‚was nur mit Verlust des gesunden Menschenverstandes möglich sei'. Dieses Rassenbewußtsein ist eine Mode, die, gleich anderer Mode, schnell sich totlaufen wird; sie kann alle 24 Stunden sterben und stinken. *Aber die Juden haben Rassenbewußtsein mit wirklich eigner Rassenerinnerung von elementarer Naturkraft, und sind als Juden sechstausend Jahr alt!*" Trebitsch hat für die Stellung zur Judenfrage vier Möglichkeiten festgestellt, die bejahende und verneinende, sowohl jüdischerseits als deutscherseits. Als bemerkenswerte Vertreter führt er Brunner und Weininger, Graf Coudenhove und Chamberlain an. Es ist bezeichnend, daß keiner der jüdischen Vertreter die jüdische Rasse bestreitet. Dies blieb dem deutschen Coudenhove vorbehalten, und er muß sich deshalb von einem Juden belehren lassen, daß wenn auch „für die Rasse im anthropologischen Sinne bei den Juden nichts Entscheidendes (nach der Schädelmessung hin) gefunden sei, — in den nicht osteologischen Merkmalen so Wesentliches enthalten sei, daß es töricht wäre, mit Coudenhove in Abrede zu stellen, was jeder Blick, jedes Hinhorchen täglich und stündlich zu lehren vermag".

Die Rassenlehre brachte uns zwei wichtige Erkenntnisse für die Behandlung der Judenfrage, die wir bis dahin nicht, oder nur undeutlich, mehr gefühlsmäßig hatten: diejenige von der Schädlichkeit der Mischung sich nicht nahestehender Rassen und die von der Unwandelbarkeit der eigentümlichen Rasseneigenschaften. Erstere ist die ältere und knüpft in ihrer klaren und festen Prägung an Gobineaus grundlegendes Werk „Von der Ungleichheit der Menschenrassen" an, das aber erst durch Schemanns Wiedererweckung eigentlich Früchte trug. Ihm waren allerdings schon andere in der Erkenntnis ganz oder teilweise vorangegangen, z. B. der Deutsche Klemm: in gewisser Hinsicht auch schon Arndt, Jahn und Görres, welche die Gefahren ungünstiger Blutmischungen, die Blendlingsart solcher Mischvölker, die Verseuchung des Blutes erkannten (1806—1810). Aber erst bei Gobineau war schließlich die Lehre von der Heiligkeit des Blutes in voller Klarheit ausgesprochen und waren die Folgen der „Sünde wider das Blut" geschichtlich dargelegt. Sie erwachte indes erst, wie schon gesagt, durch Schemanns nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst um die Jahrhundertwende zu tatsächlichem Leben. Damals hatte aber die Rassenerkenntnis schon weitere Fortschritte gemacht, auch in der Judenfrage. Bei Bismarck, der sonst einem tiefen Eindringen in diese Dinge aus praktischen und politischen Gründen auswich, finden sich im Jahre 1868 Gedanken über die ersprießliche deutsch-slawische Rassenmischung. Daß dies nicht nur eine hingeworfene Äußerung war, zeigt sich an der Wiederholung dieser Auffassung im Jahre 1871. Ob hierbei Bekanntschaft mit Gobineaus Buch mitspricht — Gobineau und Bismarck waren zu gleicher Zeit Gesandte beim Deutschen Bundestag in Frankfurt — steht dahin. Die Zuträglichkeit der Mischung verwandter Völker liegt sonst weniger in Gobineaus Gedankengängen. Sie ist erst später von Chamberlain — vorher auch von Hartmann, der irrtümlicherweise Juden und Deutsche als mehr verwandt und ihre Vermischung deshalb als unbedenklich ansah — betont und begründet worden. In die Behandlung der Judenfrage dringt der Rassengedanke um das Jahr 1880 ein, als man die Gefahren des Taufjudentums erkannte und sah, daß die Annahme des Christentums die jüdische Art nicht zu entwurzeln vermochte. Hier ist Busch zu nennen, der seinem Buche „Israel und die Gojim" die Bemerkung vorausschickt, daß er das Judentum nicht als Religionsgemeinschaft, sondern als Rasse behandelte. Ähnlich Dühring in seinem Werke „Die Judenfrage als Frage des Rassencharakters und seiner Schädlichkeiten für Völkerexistenz, Sitten und Kultur". In dieser Aufschrift liegt zwar noch nicht die volle Erkenntnis, aber schon ein gewaltiger Schritt zu ihr hin. Man übersehe hierbei nicht, daß sich kurz vorher, auch im Volksempfinden, das Gefühl des rassisch Unterschiedlichen in dem — übrigens wenig zutreffenden — Ausdrucke „Antisemitismus" kundgab. Auch in Österreich wurde schon damals das Rassenmäßige vorangestellt; „ob Christ, ob Jud, ist einerlei, in der Rasse liegt die Schweinerei", drückte sich dort der Volksmund mehr derb als zartfühlend aus. Auch die Späteren, Langbehn in „Rembrandt als Erzieher" (1890) und Dr. Friedrich Lange, lebten und wirkten im Rassengedanken. So war der Boden wohl vorbereitet, auf dem die Lehren Gobineaus und Chamberlains, jede in ihrer Weise, gedeihen konnten. Sie mahnen vor allem an die Reinerhaltung des Blutes. Die

Mischehenfrage gewann dadurch ein ganz anderes Gesicht. Noch ein solcher Judenfeind wie Schopenhauer glaubte die Judenfrage durch die Mischheirat lösen zu können. Ob dies für seine Zeit möglich war, ohne dem deutschen Volkskörper unheilbare Wunden zu schlagen, kann dahingestellt bleiben, da es für die Gegenwart mit ihrer sehr viel größeren Judengefahr bedeutungslos ist. Jetzt ist jedenfalls eine solche Möglichkeit sicher nicht mehr vorhanden. Schopenhauer hatte übrigens in Napoleon einen sehr entschiedenen Vorgänger: jede dritte jüdische Ehe sollte eine Mischehe werden, eine Forderung, bei der ihm allerdings das Synedrion die Gefolgschaft versagte. Heute ist übrigens ohne Zwang dieser Hundertsatz, in Großstädten wenigstens, bereits erreicht, ja überschritten. Um so gefährlicher für unser Volk. Außer Schopenhauer sahen ja auch andere früher die Gefahren der Vermischung für nicht so groß an. Selbst Naudh meint, daß sie „eine Sache der zukünftigen Erfahrung" wären, und vertraut auf den guten Geschmack des Volkes. Und Hartmann hält die Beimischung eines jüdischen Blutstropfens — also in beschränktem Umfange — „für einen wahren Segen für den deutschen Michel". Nietzsche vollends hält es für angebracht, unserem Adel zu der Kunst des Befehlens „das Genie des Geldes und der Geduld, vor allem etwas Geist und Geistigkeit" durch jüdische Kreuzungen hinzuzuzüchten. Dagegen ist Lagarde solchen Versuchen, trotzdem für ihn das Deutschtum „im Gemüte, nicht im Geblüte" liegt, sehr abgeneigt. Er hofft ja auf eine ganz andere neue Aristokratie als die, „welche ihren Söhnen rät, Jüdinnen zu heiraten, oder gar eine solche, welche in Berliner Zeitungen demjenigen dreißigtausend Taler verspricht, der eine unansehnlich gewordene Grafenkrone mit einer Million Börsenwuchers übergolden hilft". Er erkannte vor allem, daß die jüdische Rasse „Kraft genug besitzt, nach Mischheiraten von einem Jahrhunderte noch in Urenkeln wieder durchzuschlagen". Damit steht allerdings im Widerspruch, wenn er anderswo meint: „Mischehen geben deutsche Nachkommenschaft." Ausnahmen, die es hier wie überall gibt — man denke nur an Wildenbruch —, können diese Grundtatsache nicht erschüttern. Die Juden kennen auch sehr wohl die Bedeutung dieser Blutsreinheit und führen sie in der Hauptsache für ihren Mannesstamm als den Träger des Volkstums scharf durch: kein Rothschild hat sich bis jetzt gegen das Gebot der Rassenreinheit vergangen. Die Töchter dürfen aber helfen, das Blut der Wirtsvölker zu zersetzen, und man braucht nicht mit Chamberlain zu sagen, daß es auf diesem Wege, falls nicht rechtzeitig die Fortsetzung unterbunden wird, in absehbarer Zeit in ganz Europa nur noch „eine Herde pseudohebräischer Mestizen, und zwar ein unzweifelhaft physisch, geistig und moralisch degeneriertes Volk" gäbe: trotzdem muß man die Gefahr aus einer weiteren Steigerung der Mischehen als außerordentlich dringend ansehen. Für die jüngste Zeit stellt übrigens Sombart keine günstigen Ergebnisse dieser Mischheiraten bei uns fest, weder in ihrer Fruchtbarkeit — was ja hocherfreulich wäre — noch in der Güte ihres Nachwuchses.

Die zweite Erkenntnis, die von der Unwandelbarkeit jüdischer Art, entstammt den Fortschritten der biologischen Forschung im 19. Jahrhundert. Auch sie fand ihre Bestätigung in der Geschichte. An ihr muß die eine Lösung der Judenfrage, durch Assimilation, scheitern. Nach Som-

bart gliedert sich die Assimilationsfrage in zwei Unterfragen, nämlich ob die Assimilation, die Eindeutschung — zunächst ohne Glaubenswechsel und Mischehen —, überhaupt möglich und ob sie erwünscht ist. Wird die erste Unterfrage verneint, so erübrige sich die Erörterung der zweiten. Die Antwort muß lauten, diese Eindeutschung, soll sie mehr als eine Anähnelung, also mehr als eine Art Mimikry sein, ist nicht möglich. Aber selbst, wenn sie möglich wäre, könnte sie trotzdem nicht erwünscht sein, da, rein naturwissenschaftlich betrachtet, bei jedem Ausgleich, sich beide Teile in ihrem Wesen verändern müssen. Eine Wesensveränderung unseres deutschen Volkes ist aber gleichbedeutend mit seiner Entadelung, seinem Abwendigmachen von seinen hohen Aufgaben.

Nach den Lehren der Wissenschaft dürfte die Assimilation unmöglich sein. Wenn demgegenüber ein namhafter Gelehrter, der Botaniker Cohn, angab, „der Jude sei befähigt, wenn auch nicht Germane, so doch Deutscher zu werden", so spielt hier wieder die unglückselige Begriffsverwirrung mit, die das Wesen des Deutschtums mit der Hingabe an dessen staatliche Aufgaben erfüllt zu haben glaubt. Im Sinne eines guten Staatsbürgers des Deutschen Reiches mag es dem Juden hin und wieder gelingen, sich als Deutscher zu betätigen und als solcher zu fühlen. Das Wesentliche ist aber doch, daß er selbst von den Deutschen nicht als solcher gefühlt wird, daß er der deutschen Seele fremd bleibt und bleiben muß. Das kann für manchen ehrenwerten Mann, der den Juden in sich zu überwinden hofft, ein großes Unglück sein. Er kann daran zerbrechen. Denn es wird fast stets das tragische Ergebnis zutage treten, daß der Betreffende zwar das Judentum aufgegeben hat, daß er aber doch ein Deutscher nicht geworden ist. Diese Erkenntnis können auch einzelne anscheinend gegenteilige Erfahrungen nicht umstoßen. Denn es kommt auf das Judentum hier an, nicht auf den Juden. Übrigens sind auch Treitschke und Lagarde, die beide eine Verschmelzung für erwünscht halten, des Glaubens, daß diese sich nicht vollständig herbeiführen lasse. Dazu ist nach Treitschke der Gegensatz zu alt und zu tief; nur seine Milderung, nicht seine völlige Überwindung scheint ihm noch möglich. Und Lagarde möchte zwar auch einer Zusammenschmelzung das Wort reden, fürchtet aber, „daß wir über die Periode des Basalts und selbst des Porphyrs hinaus sind". Indem er die Unveränderlichkeit jüdischer Art mit der Unschmelzbarkeit unserer härtesten Gesteine in Vergleich setzt, deckt er die ganze Größe der Schwierigkeit auf. Gleich unüberwindliche Schwierigkeiten mögen auch Trebitschs Hoffnung, daß der Jude sich im Verlaufe dreier Geschlechtsfolgen selbst entjuden könne, gegenüberstehen.

Die jüdischen Anschauungen zur Assimilationsfrage sind natürlich geteilt, je nachdem eben „Assimilationsjuden" oder „Nationaljuden" zu Worte kommen. Während Cohen fordert, daß die Juden anerkennen möchten, „daß das Ideal nationaler Assimilation, als solches, von Geschlecht zu Geschlecht bewußter erstrebt werden soll", gesteht der Rabbiner Dr. Kahn 1901: „Der Jude wird sich nie assimilieren können; er wird niemals die Sitten und Gebräuche anderer Völker annehmen. Der Jude bleibt Jude unter allen Umständen. Jede Assimilation ist nur eine rein äußerliche." Zweifelsohne meinen es beide Männer aufrichtig mit ihren Bekenntnissen. Mir ist aber das zweite doch unverdächtiger. Bei den Assimilationsfür-

sprechern werde ich nie den peinigenden Gedanken los, daß es schließlich auf eine Assimilation des Deutschtums an das Judentum hinauslaufen soll, und gerade Cohens Schrift „Deutschtum und Judentum" ist nicht geeignet, diese Befürchtung zu zerstreuen. Naudh drückt die gleichen Bedenken in seiner manchmal bitteren Weise sehr anschaulich aus, „daß ein fauler Apfel nicht durch einen ganzen Korb gesunder geheilt wird, sondern diese mit seiner Fäulnis ansteckt". Es ist ein ähnlicher Gedanke, wie ihm Lagarde Worte gibt, wenn er die Juden als einen Fremdkörper im deutschen Körper bezeichnet, der als solcher Untergang und Verwesung herbeiführen muß, und wenn er selbst ein Edelstein wäre.

Wenn der judenfreundliche Schmoller meint, die Assimilation der obersten Judenschichten in Deutschland habe große Fortschritte gemacht (1917), so dürfte dies doch mit großer Vorsicht aufzunehmen sein. Denn zwei ebenso judenfreundlich gesinnte Forscher wie er bezeugen eigentlich, wenn nicht das Gegenteil, so doch eine starke Auffassungsverschiedenheit. 1911 stellt Ziegler fest, daß die Verschmelzung und Angleichung der deutschen Juden zwar auf dem besten Wege war, aber durch die bösen Antisemiten zum Stillstand gekommen sei, weil man nach deren Eintreten jüdischerseits den Übergang zum Deutschtum als eine Art Fahnenflucht angesehen und deshalb gescheut habe. Und Sombart glaubt im Jahre 1912, „daß die Assimilation der Juden in diesem Sinne der völligen Verschmelzung während des letzten Menschenalters keine Fortschritte gemacht hat, und daß sich ihr auch in der Zukunft mächtige Hindernisse entgegenstellen werden". Offenbar sei die „Blutsverschiedenheit zwischen ihnen und den ‚arischen' Stämmen zu groß".

Als ein Ausfluß ihrer rassischen Eigenart muß auch der Haß der Juden gegen alles Nichtjüdische bezeichnet werden. Diesen jüdischen Haß muß man kennen, wenn man die Entwickelung der Judenfeindschaft richtig verstehen will. Er wurde nicht etwa durch die harte Leidenszeit des jüdischen Volkes hervorgerufen, wenn auch gewiß bestärkt. Er beruht vielmehr auf dem jüdischen Wesen und findet sich bereits im Altertum ebenso vor, wie in der neueren Zeit. Religiöse Überspannung und das Aufbegehren des Sklavensinnes gegen das Bessere, Höherstehende mögen seine hauptsächlichsten Ursachen sein. Von den Juden wird er natürlich vielfach geleugnet, besonders, wenn er ihnen nicht als Menschenhaß im allgemeinen, oder als Christenhaß, sondern als Deutschenhaß vorgeworfen wird. Gerade der jüdische Deutschenhaß ist aber ganz unleugbar allenthalben sehr stark. Denn so sehr die Juden auch andere Völker hassen, am ausgeprägtesten offenbart sich dieser Haß gegen uns Deutsche. Wir stehen ihnen eben rassisch am fernsten und infolgedessen am unverstandesten gegenüber. Die Juden sehen bei uns nur die Größe, und diese müssen sie, ihrer selbst entbehrend, hassen. So erklärt sich auch der unsinnige Haß, mit dem sie Bismarck zeit seines Lebens verfolgten, er, dem sie doch sicher außerordentlich viel zu verdanken haben. Schon im Jahre 1831 warf Jarcke den Juden diesen Deutschenhaß vor. Börne übernahm damals die Verteidigung — trotz seines Christentums! —: „Wie, wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von bleierner Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Übermut der Aristokraten, dem Hochmut seiner Fürsten,

von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden, und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit preiszugeben?" Über den Wert dieser jüdischen Freiheit könnte man allerdings recht verschiedener Meinung sein und dies Danaergeschenk als einen besonders abgefeimten Streich jüdischen Hasses gegen das deutsche Volk ansehen. Neuere Juden sind viel ehrlicher und offener in ihren Eingeständnissen, so Zwi Klötzel, dessen Bekenntnis sich bei Hauser eingehend wiedergegeben findet. Hier nur der eine Satz: „Dem Antisemitismus, dem Judenhaß, steht auf jüdischer Seite ein großes Hassen alles Nichtjüdischen gegenüber; wie wir Juden von jedem Nichtjuden wissen, daß er irgendwo in einem Winkel seines Herzens Antisemit ist und sein muß, so ist jeder Jude im tiefsten Grunde seines Seins ein Hasser alles Nichtjüdischen." Gegenüber solchen Zeugnissen des jüdischen Schrifttums ist ein Ableugnen des Judenhasses nicht gut möglich. Am eingehendsten erfolgte sein Nachweis durch Treitschke bezüglich Graetz, dessen Werk in seinem Schlußband einer Prüfung unterzogen wird. Und da findet unser Zeuge: „sein Band predigt von der ersten bis zur letzten Seite Haß, wilden Haß gegen das Christentum und hoffärtige, herausfordernde Verachtung gegen das deutsche Volk". Oder greifen wir zu Brunner, damit man nicht denkt, in allerneuester Zeit habe sich irgend etwas geändert. Daß er Christus in hämischer Weise „Josephssohn" nennt und von der „Haarkräuslerin" Maria spricht, wohlbewußt, daß er damit die tiefsten Gefühle von Millionen deutscher Christen verletzen muß, wurde schon erwähnt. Man lese nur nach, was er über deutschen Patriotismus schreibt, wobei auch ein entsprechendes Seitenlicht auf den „edeln Patrioten Walter Rathenau" fällt oder wie er den Antisemiten, die er „Judenhasser" genannt, vorwirft, „sie stehen nicht wie denkende Menschen zur Sache, sondern wie Tiere". So sieht die jüdische Kampfesart aus, wenn der eingefleischte und angeborene jüdische Haß die Feder führt. Gewiß gibt es auch andere — man braucht nur an die vornehme Schreibweise Weiningers zu denken — aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Zweiter Teil.

Kurze Geschichte der judenfeindlichen Bewegung in Deutschland.

Man hat sich angewöhnt, die judenfeindliche Bewegung landläufig als Antisemitismus zu bezeichnen. Dieser Ausdruck greift bekanntlich daneben, da die Juden nämlich keine Semiten sind, vielmehr nur einen Bruchteil semitischen Blutes haben und von den reinen Semiten, beispielsweise den Arabern, nicht nur gehaßt, sondern sogar verachtet werden. Die unzutreffende Bezeichnung hat sich aber derart bei uns eingebürgert, daß man sie nicht mehr ändern kann, zumal andere Benennungen, wie Brunners „Judenhaß", sowohl mißverständlich sind, als auch den Kern der Sache nicht treffen. Denn der Haß gegen das Jüdische ist doch erst eine Folge-

erscheinung der judenfeindlichen Bewegung, welche auf der Erkenntnis der jüdischen Gefahr beruht und diese daher bekämpft. Auch ich werde daher zeitweise von dem bequemen Wort Antisemitismus Gebrauch machen, besonders wenn es sich um die politische Seite der Bewegung handelt.

Die Judengegnerschaft eines jeden, auch unseres deutschen Volkes, entstammt letzten Endes dem Aufbegehren gegen das dem eigenen Wesen Fremde einer Rasse, die sich nicht mit dem Genusse des gewährten Gastrechts bescheiden und dankbar begnügt, sondern die anspruchsvoll eigener Artung zur Herrschaft auf fremdem Boden verhelfen will. Sie ist also der natürliche Rückschlag gegen all das, was wir als Beeinträchtigung unserer eigenen ungestörten Entfaltung, auf welchem Gebiete es immer sei, ansehen müssen. Sie entspringt also dem Rassengegensatz, dem Kampfe ums Dasein zwischen zwei wesensverschiedenen Rassen, zwischen denen es einen versöhnenden Ausgleich nicht geben kann. Es gibt für beide Gegner nur zwei Möglichkeiten, reinliche Scheidung oder Untergang des weniger kräftigen. Dies ist mit schonungsloser Schärfe hervorzuheben, mag uns diese Erkenntnis nun angenehm sein oder nicht. Aus dieser Hauptquelle des Antisemitismus entströmen alle übrigen: sie sind nur verschiedene Werdeformen des antisemitischen Stroms. Seine wesentlichsten und für die geschichtliche Entwickelung bedeutungsvollsten Erscheinungen entstammen, neben dem Rassengegensatze, religiösen, wirtschaftlichen und politischen Ursprüngen.

Man hat sich vielfach bemüht den Begriff des Antisemitismus kurz und scharf zu begrenzen. Da aber alle diese Begriffsbestimmungen gewöhnlich nur eine Seite des Antisemitismus fassen, genügt keine von ihnen, um den Begriff erschöpfend wiederzugeben. Trotzdem wird eine kleine Zusammenstellung solcher Deutungen zeigen, wie umfassend und vielseitig in Gründen und Auswirkungen die Judengegnerschaft ist. Auch geschichtlich ist sie nicht ohne Wert und anregend genug. Die wirtschaftliche Seite wird vielfach in den Vordergrund gestellt, so von Mantegazza, nach Semikürschner selbst einem Juden, für den der Antisemitismus eine Bewegung ist, „die durch Furcht und Neid hervorgerufen wird: Furcht vor allem, was stärker ist als wir, Neid gegenüber allem, was reicher und mächtiger ist.“ Bebel machte es sich leicht, wenn er mit dem ganzen Dünkel seiner bettelhaften Halbbildung den Antisemitismus den „Sozialismus der dummen Kerle“ nannte. Er hätte sich bei Fourier, den er vielleicht doch nicht zu den „dummen Kerlen“ zu rechnen brauchte, eines Besseren belehren können, wenn Parteifanatiker überhaupt belehrbar wären. Schon mit besserem Recht konnte Kretzschmar sagen, der Antisemitismus sei vorzugsweise der „Sozialismus derer, die noch etwas besitzen“, insofern als die Auflehnung gegen die völlige Verelendung durch jüdische Raff- und Raubgier, bei den Massen wenigstens, keine kleine Rolle spielt. Weniger einseitig beurteilen Ziegler und Fritz den Antisemitismus. Sie heben zwar auch ein Überwiegen wirtschaftlicher Beweggründe hervor. Ziegler kennt aber auch die religiösen und rassischen Gegensätze, während Fritz im Antisemitismus eine Fiebererscheinung, einen Gesundungsvorgang gegen das Überhandnehmen artfremder Entwickelung, zunächst in geldlicher, später auch in rassischer Hinsicht, sieht. Für Mommsen, denselben Mann, der doch das Judentum als Krankheitskeim und Beschleuniger der Völkerauflösung erkannt hatte, ist

der Antisemitismus eine Krankheitserscheinung, bei der sich die „Gesinnung der Kanaille" offenbart. Dort spricht der wissenschaftliche Forscher, hier der verbohrte Parteimann —! Für die Juden ist ein unbefangenes Urteil natürlich viel schwerer. Vielfach findet man gar nicht einmal den Versuch, dem Gegner gerecht zu werden. Pharisäische Selbstgerechtigkeit kommt nicht darauf, daß die seltene Übereinstimmung aller Völker und aller großen Männer in der Ablehnung des Judentums am Ende doch anderen als unsittlichen Gründen entspringen könne, daß die Schuld vielleicht sogar beim Juden selbst liege. Hören wir beispielsweise die Schimpfkanonade Brunners, für den ja Antisemitismus „Judenhaß" schlechthin ist, übrigens ein echt jüdisch-talmudischer Kniff, den anstößigsten Teil einer Sache zu ihrer Herabwürdigung für das Ganze zu setzen. Er sagt: „Alle Deutschen, die politisch reif und von gesellschaftlichem Verantwortungsgefühl beseelt sind, müssen zusammenstehen gegen die Kooperation der Dummen, der Unreifen, der Verwirrten, der windgeblähten Narren, der gesellschaftlich-politisch Irrsinnigen und des ebenso kecken, wie verlotterten und ruchlosen Gesindels — ein langer Zug, von welchem den Zugführer der Antisemitismus macht." Armer Goethe! Armer Treitschke! Auch Goldstein kann sich den Antisemitismus der „besten Geister, kluger, wahrheitsliebender Männer" nur durch eine Art Tobsucht erklären, die sie befällt, wenn sie von Juden hören. Lombroso, ebenfalls Jude, erklärt sogar kurzweg alle Antisemiten für Syphilitiker. Der einzige, der hier tiefer schürft, ist wieder Weininger, der das Judentum für eine Geistesrichtung hält, gegen die sich der Antisemitismus, der jüdischen Geistesrichtung innerlich verwandt, auflehne. Diese jüdische Geistesrichtung sei aber nicht auf das Judentum beschränkt, sondern finde in ihm nur seine „grandioseste Verwirklichung". Zugegeben, daß es auch „deutsche" Juden gibt: ich glaube bestimmt, daß bei solchen für fremde Rasseneigenschaften Empfänglichen eine mindere deutsche Rassenwertigkeit stets die Vorbedingung ist und in jedem einzelnen Falle nachgewiesen werden kann. Was Weininger anführt, um Wagners, zweifellos des „tiefsten Antisemiten", jüdische Artung zu beweisen, scheint mir indessen nicht zwingend zu sein. Weininger widerspricht sich auch selbst etwas, wenn er an anderer Stelle den Antisemitismus hervorragender Menschen (Tacitus, Paskal, Voltaire, Herder, Goethe, Kant, Jean Paul, Schopenhauer, Grillparzer, Wagner) auf deren besseres Verstehenkönnen des Judentums zurückführt. Die rassische Erbveranlagung läßt sich eben nicht ganz zugunsten des Reingeistigen wegdeuten, und Bleibtreu bemerkt fein, daß gerade Weininger, der sonst so geistesfreie, vielleicht in seiner Einseitigkeit gegenüber den Frauen am besten die Stammeseigenschaft der jüdischen Maßlosigkeit beweise. Und es vermag im letzten Grunde dem begabten jungen Denker die Pistole in die Hand gedrückt haben, als er erkannte, daß er eben über sein Judentum nicht hinauskonnte. Zum Schlusse sei noch Hausers Urteil angeführt, weil es mir eines der umfassendsten und treffendsten zu sein scheint: „Der Antisemitismus ist nichts anderes als die Ablehnung des Wesens der Mischrassigen durch den Reinrassigen, gleichviel ob er lichter oder dunkler ist."

Eine besondere Abart ist der jüdische Antisemitismus, der sich uns in verschiedenen Gestaltungen darbietet. Neben oberflächlicher Witzelei und Selbstverhöhnung finden wir bei Juden auch ein tiefinneres Bewußtsein

des jüdischen Wesens in sich, das man gerne loswerden möchte. Weininger erklärt den jüdischen Antisemitismus aus dem Haß dessen, „was man nimmer sein will und doch immer zum Teil noch ist". So erkläre es sich, daß gerade unter den Juden die schärfsten Antisemiten zu finden seien. Demnach liefere der Antisemitismus des Juden den Beweis, daß niemand, der diesen kennenlernte, ihn als etwas Liebenswertes empfinde — selbst der Jude nicht. Das ist allerdings eine so trostlose Erkenntnis, daß man danach wirklich zur Pistole greifen kann. Fesselnd ist auch, was der jüdische Denker über den Unterschied zwischen arischem und jüdischem Antisemitismus zu sagen weiß. Dem jüdischen Antisemiten sei der Jude nur unangenehm, der arische aber sei „Judäophobe", er fürchte den Juden als seine absolute Verneinung. Gegen die jüdischen Antisemiten wendet sich Brunner besonders lebhaft, da er, in den meisten Fällen vielleicht nicht ganz mit Unrecht, an der Wahrhaftigkeit ihres Antisemitismus zweifelt. Denn sonst müßten sie doch bei sich selbst mit der Bekämpfung des Judentums den Anfang machen usw. Lassen wir aber diesen häuslichen Streit die Juden unter sich ausmachen. Es genügt die Feststellung des antisemitischen Juden: ihm gegenüber ist besondere Zurückhaltung angebracht. Schon Friedrich Lange warnt: „Wir werden uns, sobald der Kampf völlig ernst geworden sein wird, vor der Sippschaft der antisemitischen Juden ganz besonders in acht zu nehmen haben."

Die gleiche Warnung ist am Platze gegenüber den Auswüchsen des deutschen Antisemitismus. Wo ein starker Wind weht, wird auch Staub aufgewirbelt. Bei keiner großen Bewegung fehlen die menschlichen Unzulänglichkeiten, und, um bei unserem Bilde zu bleiben, die Staubwolken haben manchmal auch ihr Gutes. Sie künden auch dem, der eingekapselt in seine Beschaulichkeit den Frühlingssturm nicht merkt, daß ein Brausen und Neugestalten durch die Natur dahinfegt. So haben die lauten und überlauten — leider nicht stets ebenso lauteren, wie lauten — Gebarungen der sogenannten Radauantisemiten am Anfang vielleicht manchen Träumer aus dem Schlafe gerüttelt und die Zeichen der Zeit erkennen gelehrt. Diese Zeit des aufbrausenden Mostes, der sich auch ab und zu absurd gebärden darf, ist aber jetzt vorbei. Heute muß die judengegnerische Bewegung jeden Auswuchs, sei er radau-, sei er geschäftsantisemitischer Art, sofort und auf das entschiedenste niederhalten, damit das Ganze nicht Schaden leide. Man erinnere sich nur, wie sehr das Auftreten eines Ahlwardt, mag er nun in Einigem recht gehabt haben oder nicht, der jungen Bewegung zahlreiche tüchtige Kräfte fernhielt, die sich von der ganzen Art seiner Betätigung abgestoßen fühlten. Gewiß darf eine Bewegung, die das Volk aufwecken will, gelegentlich auch vor einem derberen Auftreten nicht zurückschrecken — man braucht nicht gleich bei jedem schärferen Worte zu rufen: „Nachbarin Euer Fläschchen!" und es ist ganz abwegig, wenn Ziegler schon einem Treitschke die Art seines Antisemitismus als Demagogentum ankreiden will. Eines ist aber unerläßlich bei aller Schärfe des Kampfes: Wer im Vordertreffen steht, muß durchaus reine Hände haben. Das ist nicht immer der Fall gewesen — auch bei anderen Bewegungen vielleicht nicht — aber die Zeit der Kinderkrankheiten muß vorbei sein. Jede stürmische Ausartung der Bewegung leitet ja auch nur Wasser auf die jüdischen Mühlen und ist deshalb unklug, indem sie es den Juden leicht macht, sich

als die Bedrohten hinzustellen und das Mitgefühl der Deutschen in beweglichen Worten anzurufen.

Nach diesen mehr allgemeinen Feststellungen über den Antisemitismus können wir uns der Geschichte der judenfeindlichen Bewegungen in Deutschland zuwenden. Sie sind weder eine Gegenwirkung gegen die Mißstände des Ghettojudentums noch eine Folge der Emanzipation. Sie sind so alt, wie die deutsche Geschichte. Da hier nur die Geschichte des jüdischen Aufstiegs geschildert werden soll, muß die ihm vorangegangene Zeit mit wenig Worten abgetan werden, nur so vielen, als zum Verständnis des Nachfolgenden notwendig ist. Der Antisemitismus besteht nach Renan schon vor Christi Geburt: gerade das ihm vorausgehende Jahrhundert war von heftigem Kampfe gegen das Judentum erfüllt. Die Tätigkeit Jesus' selbst kann man ebenfalls nur als eine unbedingte Abwendung vom Judentum betrachten, und insofern hat man ein gewisses Recht, ihn als einen der ersten und größten Judengegner zu bezeichnen. Als dann die Deutschen auf die weltgeschichtliche Bühne traten, kam sowohl in den Goten- wie in den Frankenreichen die Judenfeindschaft zum offenen Ausbruch. In einem früheren Abschnitte wurde schon die Tätigkeit des großen Judenbekämpfers, des Erzbischofs Agobard von Lyon, eines echten Germanen seinem Namen nach, geschildert, der besonders aus seiner Umgebung hervorragt und dessen Namen der Vergessenheit entrissen zu werden gebührt. Im weiterfortschreitenden Mittelalter ging dann neben der wirtschaftlich-politischen Bewegung, die das allmähliche Abdrängen der Juden in die Ghettos zur Folge hatte, eine geistige. Vor allem gab sich in der deutschen Mystik die Abneigung gegen das überkommene jüdische Glaubensgut kund: nach Chamberlain ist „jeder Mystiker (ob er's will oder nicht) ein geborener Antisemit". Hierin liegen wohl auch die Keime der Deutschbewegung im Christentum unserer Tage, die sich ja ebenfalls vom Alten Testament und dessen Überlieferungen, die für die Mystiker noch die Bedeutung sinnbildlicher Erkenntnisse hatten, ganz wegwendet. Mit dem Herannahen des Reformationszeitalters wurde diese judenfeindliche Bewegung in ganz Deutschland eine allgemeine, so daß Froissard, der berühmte französische Geschichtschreiber, wie schon erwähnt, im Jahre 1497 schreiben konnte: „Der Judenhaß ist in ganz Deutschland so allgemein verbreitet, daß selbst die ruhigsten Männer in Aufregung geraten, wenn auf die Juden und ihren Geldwucher die Rede kommt. Es würde mich nicht wundern, wenn plötzlich und gleichzeitig in allen Gegenden eine blutige Verfolgung der Juden ausbräche, wie sie dann bereits aus mehreren Städten gewaltsam vertrieben sind." Zur Beurteilung dieser Stimmung vergegenwärtige man sich, daß damals England und Frankreich sich schon ihrer Judenschaft durch allgemeine Ausweisung entledigt hatten und daß Spanien gerade zu dieser Zeit zu der gleichen Maßregel griff. Es waren also ganz allgemein verbreitete Mißstände, die auch unserem Volke das Judentum unerträglich erscheinen ließen. In der nun folgenden Zeit der Reformation mit ihrer Richtung auf das Religiöse kam die Judenfrage wieder allgemein auf die Tagesordnung. In Martin Luther entstand der zweite große Judengegner auf Deutschlands Boden. Aber auch im katholischen Lager war die Abneigung gegen die Juden keine geringere, wie denn Luthers Gegner Dr. Eck kaum mildere Worte gebrauchte, als der Reformator. In der damaligen Zeit

entstand auch zum ersten Male eine Hochflut judengegnerischer Schriften. Als erste schrieben die Taufjuden Pfefferkorn, bekannt aus der sich darob entspinnenden Fehde mit Reuchlin und den Humanisten, und Margaritha gegen die Juden. Von ersterem stammen mehrere maßlose, dazu recht anfechtbare Bücher, „Der Judenspiegel" vom Jahre 1507, „Der Juden Feind" vom Jahre 1509 u. a., während Margaritha in seinem Werke „Der ganz Jüdisch Glaub" viel ruhiger und sachlicher sich mit den Glaubenslehren der Juden auseinandersetzte. Allerdings ging er auch auf die wirtschaftliche Seite, vor allem den jüdischen Wucher ein, ebenso wie das folgende judenfeindliche Schrifttum, über das man das Nähere bei Liebe nachlesen mag. An diesen Schriften ist nicht zum wenigsten bemerkenswert, wie sie den Schuldanteil der Höheren, der Fürsten und Obrigkeiten, an dem Heranwachsen der Judenplage immer wieder rügen müssen. Am Ausgang des Reformationsjahrhunderts fand dann mit der Austreibung der Juden aus der Mark Brandenburg die judenfeindliche Bewegung jener Zeit gewissermaßen ihren Abschluß.

Die Gründe für die judenfeindlichen Bewegungen des ausgehenden Mittelalters und der anbrechenden neueren Zeit liegen fast stets auf wirtschaftlichem Gebiete. Den äußeren Anlaß geben dagegen alle möglichen Geschehnisse, oft an sich unbedeutender Natur, wie überhebliche Übergriffe einzelner Juden, die aber durch ihre unverhältnismäßig schweren Folgen zeigten, wie weit verbreitet und tiefgehend die Mißstimmung gegen das Judentum und sein Gebaren war. In vielen Fällen spielte auch religiöser Argwohn und Haß mit, besonders waren die Anschuldigungen der Blutmorde und Hostienschändungen immer wiederkehrend. Sie sind ja bis in die neueste Zeit oft die Ursache für ein neues Anschwellen der judenfeindlichen Volksstimmung geworden. Man darf aber über diesem Beiwerk nicht vergessen, daß der Boden stets wohl vorbereitet war, auf dem der Judenhaß gedeihen konnte. Neben den wirtschaftlichen Gründen trat dabei in nicht geringem Umfange der rassische Gegensatz hervor. Die tiefe Abneigung gegen die Juden wurzelte, wenn auch unbewußt, zu allen Zeiten und bei allen Ständen in unserem Volke und trug viel dazu bei, daß an sich unscheinbare Vorgänge sich zu verhängnisvollen Folgen für das Judentum entwickeln konnten.

Mit dem 17. Jahrhundert ging die judenfeindliche Bewegung in Deutschland allenthalben stark zurück. Auswüchse, wie der Aufstand Fettmilchs in Frankfurt a. M., gehören zu den Seltenheiten. Dagegen trug zur Sicherung der Juden das Wohlwollen der Kaiser erheblich bei, die im Dreißigjährigen Kriege wiederholt ihren Feldherrn die Schonung der Juden ans Herz legten. Hierbei sprach wohl weniger eine besonders judenfreundliche Gesinnung solcher Glaubenseiferer, wie es die Ferdinande waren, zugunsten der Juden mit, als die Geldbedürfnisse der Kaiser, welche es ihnen ratsam erscheinen ließen, die reiche Judenschaft bei guter Stimmung zu erhalten. Die unter Leopold I. eintretende Vertreibung der Juden aus Wien hing wohl mit deren zweifelhaftem Verhalten gegen die Türken zusammen, was der spanisch-frommen Kaiserin die Verwirklichung ihrer judenfeindlichen Pläne erleichterte. Die Maßnahme wurde aber bald zurückgenommen und hatte nur die *eine* verhängnisvolle Folge, daß die

Juden infolgedessen in die Mark Brandenburg einzogen. Die heutige Berliner Judenplage nimmt von damals ihren Anfang.

Das Abflauen der judenfeindlichen Bewegung in Deutschland in der Zeit zwischen der Reformation und den ersten Anfängen der Emanzipation hat aber auch andere Gründe. Das deutsche Volk war durch die furchtbare Kriegszeit derart in seiner ganzen Lebenskraft geschwächt, daß es alles daransetzen mußte, um selbst über die dringendsten Nöte hinwegzukommen. Irgendeinen Kraftüberschuß, der sich gegen das von den allmächtigen Fürsten geschirmte Judentum hätte wenden können, war nicht vorhanden. Auch war die große Masse des Judentums — Hamburg, Frankfurt und wenige andere Plätze ausgenommen — selbst in ihrer Lebenshaltung zurückgegangen, so daß manche wirtschaftliche Anlässe zur Judenfeindschaft vorübergehend geschwunden sein mögen. Den Hauptanteil hat an dieser Erscheinung aber wohl die Absonderung der Juden in den Ghettos, die sie der täglichen Berührung mit der deutschen Umwelt doch mehr entzog, wodurch sich die Reibungsflächen verringerten. An Stelle des Hasses war vielfach die Verachtung getreten. Sowie das Ghetto und wo immer es verlassen wurde, steigerte sich auch sofort die feindselige Stimmung gegen die Juden, ohne daß sich zunächst die wirtschaftlichen Schädigungen merklich zu erhöhen brauchten. Auch hier wirkte wieder der eingewurzelte nationale Widerwillen mit, indem der Jude als Fremdkörper vom Volke empfunden und schwer ertragen wurde. Natürlich hatte die Sprengung der Ghettoschranken im weiteren Verlaufe auch eine Vergrößerung der wirtschaftlichen Mißstände zur Folge, aus der dann ebenfalls die judenfeindliche Stimmung neue Nahrung sog.

Die Zeit des Absolutismus enthob aber die breitere Masse des Volkes auch in gewissem Umfange der *Notwendigkeit* judenfeindlicher Betätigung, weil die Fürsten — wenigstens zum Teil — jetzt den Schutz ihrer Untertanen gegen jüdische Ausbeutung übernahmen. Neben einer besseren Pfand- und Wuchergesetzgebung sollte die Erschwerung weiteren jüdischen Zuzugs hauptsächlich diesem Schutze dienen. Allerdings erfüllten nicht alle Fürsten diese Pflicht in dem Maße wie ein Friedrich Wilhelm I. oder Friedrich II. von Preußen. Für viele galten die Juden, wie in den voraufgegangenen Jahrhunderten, noch als die willkommenen Helfer, um die eigenen Untertanen zu schröpfen: das bekannteste Beispiel ist das des Herzogs Karl Alexander von Württemberg und seines Hofjuden Süß Oppenheimer. Spätestens mit dem Ableben des betreffenden Fürsten wurde dann allerdings dem beleidigten Volksempfinden Genugtuung und der schuldige Jude dem Gerichte überantwortet. Es ist aber bemerkenswert, daß sich die Volksstimmung in all diesen Fällen stets nur gegen den *einen* Missetäter, nicht mehr gegen die *ganze* Judenschaft richtet. Nur in Prag mußte noch einmal im Jahre 1745 die Gesamtheit der Juden leiden: hier lag aber auch angeblich eine allgemeine Verschuldung der Juden im vorausgegangenen österreichischen Erbfolgekrieg vor.

Das Zeitalter der Aufklärung war inzwischen heraufgezogen. Es war der Durchführung judenfeindlicher Maßnahmen nicht günstig. Muß doch selbst ein so tatkräftiger Herrscher wie Friedrich der Große, der die Juden wie keiner vor ihm erkannt hatte, immer und immer wieder seine Beamten mahnen, die Judengesetze mit größerer Schärfe zu handhaben. Ob diese

Lässigkeit nur in der allgemeinen Aufklärungsstimmung begründet war oder ob schon die Bestechlichkeit der Beamtenschaft und ihre Verschuldung an das Judentum mitspielt, wie es unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. der Gesandte von Borcke um das Jahr 1787 schildert, sei dahingestellt. Auf jeden Fall war der Einfluß der sogenannten Aufklärung ein sehr großer. Ohne sie und ihre Wortführer in Deutschland, Lessing voran, hätte Mendelssohn kaum die Möglichkeit zu so wirkungsvoller Tätigkeit gefunden, wie er sie ausübte. Selbst in dem deutschen Schrifttum, wo noch zwei Menschenalter vorher Eisenmenger und Wagenseil ihre judenfeindlichen Aufklärungsbücher veröffentlichten, war es um 1750 ganz stille, und auch die Ablehnung judenfreundlicher Schriften, wie es Lessings „Juden" waren, durch einen Gelehrten von der Bedeutung eines Michaelis, verbarg sich unter den vorsichtigsten Redewendungen. Nur unter den französischen Aufklärern erstand den Juden in keinem Geringeren als Voltaire ein gewaltiger Gegner. Es ist lächerlich, die Judenfeindschaft dieses bedeutenden Mannes auf seine Verstimmung wegen erlittener Geldverluste seitens der Juden zurückzuführen, wie Graetz es tut. Sein schmutziger Handel mit dem Berliner Juden Hirschel hat damit auch nichts zu tun. Denn damals war Voltaire schon 54 Jahre alt, und man wird schwerlich behaupten wollen, daß sein ungünstiges Urteil über die Juden sich erst nach dieser Begebenheit gebildet habe. Allerdings hat Voltaire auch unter den deutschen Aufklärern einen Genossen in der Judengegnerschaft, nämlich in Reimarus, von dem Lessing das „Fragment eines Ungenannten" veröffentlichte. Die entscheidenden antisemitischen Stellen der Schrift von Reimarus, beispielsweise sein bündiges Urteil: „Die ganze Rasse taugt nicht", sind aber bezeichnenderweise nicht mit veröffentlicht und bis zum heutigen Tage noch nicht herausgegeben, so daß ihre Wirkung verloren ging.

Die judenfeindliche Bewegung in Deutschland nahm erst wieder größeren Umfang an im Gefolge der Sturmzeichen, welche der Französischen Revolution vorangingen. Infolge des besonders harten Wucherdrucks durch die im Elsaß überaus zahlreichen Juden gärte es dort schon seit dem Jahre 1779, wobei ein gewisser Hell, den Graetz natürlich in den schwärzesten Farben malt, der schriftstellerische Anwalt der Bevölkerung war, deren Leiden er in den „Bemerkungen eines Elsässers über die gegenwärtigen Händel der Juden von Elsaß" schilderte. Die Bewegung kam nicht zur Ruhe, trotzdem hohe Einflüsse den Juden beisprangen. Von besonderer Bedeutung ist, daß im Verlaufe dieser Angelegenheiten die elsässischen Juden durch den bekannten Cerfberr versuchten, die Feder Mendelssohns für ihre Sache zu gewinnen, ein Auftrag, den dieser an Dohm weiterzuleiten verstand und dem dessen Werk „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" sein Entstehen verdankt. Die Erregung im Elsaß verbreitete sich unterdessen weiter und sprang auch auf Lothringen über, wo ähnliche Verhältnisse wie im Elsaß damals herrschten. Eine Schrift aus Metz „Schrei des Bürgers gegen die Juden" bekundete die Unerträglichkeit der dortigen Zustände. Als dann die Volksleidenschaft durch die Nachricht vom Bastillesturm weiter erregt wurde, erfolgte im Elsaß ein Ausbruch, der die Juden zur zeitweiligen Abwanderung nach Basel zwang. In der Nationalversammlung war es vor allem Rewbell, der die Belänge der gepeinigten Bevölkerung vertrat und der es schließlich bei dem Emanzipa-

tionsgesetz durchsetzte, daß es zugleich mit Entschuldungsmaßnahmen für die elsässische Bevölkerung verbunden wurde.

Im übrigen Deutschland nahm man die judenfreundliche Bewegung mit einer gewissen Gleichgültigkeit hin. Nur Michaelis, „ein Kenner des Hebräischen" griff gegen Dohm wiederum zur Feder und hielt ihm auf Grund seiner theologischen und geschichtlichen Erkenntnisse entgegen, „die Juden seien eine unverbesserliche Rasse. Selbst Schutzgeld von den Juden zu nehmen, sei nicht mehr als recht." Die Warnung des einzelnen konnte gegen die Stimmung der Zeit aber nicht aufkommen und verhallte ungehört. Vielleicht nimmt es wunder, daß man damals Kants Wort nicht vernahm, den Weininger als den „schärfsten Antisemiten" unter seinen Zeitgenossen Voltaire, Herder, Goethe, Jean Paul bezeichnet. Kant stand aber in einem persönlich freundschaftlichen Verhältnisse zu dem damals tonangebenden Mendelssohn, dessen schriftstellerische Leistungen er ja auch günstig und wohlwollend beurteilte. Zudem war er nicht der Mann, der in die Kämpfe des Tages einzugreifen geneigt und geeignet war — so fiel seine gewichtige Meinung nicht gegen die Juden in die Wagschale.

Mit der wachsenden Entfesselung der Juden und deren stärkerem Hervortreten aus ihrer Abgeschlossenheit vermehrten sich naturgemäß, wie schon erwähnt, die Reibungsflächen und die Äußerungen des Widerstandes mußten entsprechend zunehmen. Die Überheblichkeit, in welche die Juden leicht verfallen, sowie es ihnen gut geht, bestärkte zudem noch die persönliche Abneigung gegen ihr Geschlecht, die schon an und für sich stark verbreitet war. Man glaube aber nicht, daß lediglich solche äußere Gründe allein das Wiedererwachen einer judengegnerischen Stimmung hervorriefen. Es sind vielmehr tiefe Einsichten in das Wesen des Juden und ihre Geschichte, welche die bekannten Worte eines Herder, Goethe oder Fichte zum Ausdruck brachten. Am meisten an der Oberfläche haftet noch Schillers jüdische Charakterzeichnung in der Gestalt des Moritz Spiegelberg in den „Räubern", wobei es ein gewisses geschichtliches Interesse beanspruchen dürfte, daß dort schon mit dem zionistischen Gedanken einer Judenherrschaft in Palästina gespielt wird. Während bei Herder die Judenfrage mehr allgemein betrachtet und die Fremdartigkeit des jüdischen Volkes hervorgehoben wird, nehmen Goethe und Fichte unmittelbare Stellung zur damals die Geister bewegenden Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden. Beide kamen zu einem ablehnenden Ergebnis. Über das Verhältnis Goethes zu den Juden unterrichtet eingehender Maurenbrechers Schrift „Goethe und die Juden". Auch aus Chamberlains „Goethe" kann man die Anschauungen unseres Dichterfürsten über das Judentum kennen lernen. Seine judenabholden Äußerungen verteilen sich fast über sein ganzes langes Leben. Bei Fichte dagegen findet man sie im wesentlichen in seinen „Revolutionsbeiträgen von 1793" vereinigt.

Die judenfeindliche Bewegung fand neue Nahrung durch die Art und Weise, wie die Juden auf dem Kongresse zu Rastatt und anschließend in Regensburg ihre Wünsche auch mit Hilfe des Auslands durchzusetzen versuchten. Daß sich auch dieses Mal wieder Deutsche fanden, welche die Geschäfte des Volksfeindes besorgten, wie schon zu Lessings und Dohms Zeiten und wie auch später jedesmal, wenn es galt, das Judentum einen weiteren Schritt voranzubringen, dieser geistige Verrat am eignen Volk, ist

tief beschämend. In Rastatt und Regensburg knüpfen sich diese trüben Erinnerungen an den Namen des Hofrats Grund, der es fertigbrachte, „die Forderung der holländischen Juden an die diplomatischen Vertreter, in Deutschland die Achtung der deutschen Juden von den Fürsten gewissermaßen zu erzwingen“, mit seiner Feder zu unterstützen. Zu diesem schnöden Tun gesellte sich nun noch 1799 der unwürdige Versuch der gutgestellten Berliner Juden in ihrem „Sendschreiben“ an den Probst Teller, sich durch eine „trockene“ Taufe gewissermaßen in die christliche Gemeinschaft einzuschmuggeln, sich deren Vorteile einzuheimsen, ohne ihre religiösen Pflichten übernehmen zu wollen. Dazu kam das schamlose Treiben der Berliner Salonjüdinnen. All dieses, sowie die tatsächlichen Erfolge, welche die Juden bei einigen Fürsten schon errungen hatten, trug zu dem Entstehen der schriftstellerischen Judenbekämpfung der Jahre 1803—1805 bei, die hauptsächlich in Berlin ihren Sitz hatte und sich an die Namen Grattenauer, Paalzow und Buchholz knüpfte. Während der erstere mehr ein literarischer Klopffechter war, handelt es sich bei den beiden letzteren um namhafte Gelehrte. Ihre Beweisführung ist durchaus sachgemäß, wenn sie von der Minderwertigkeit der Juden und ihrer Unverträglichkeit mit dem christlichen Staate, ihrem Schmarotzerdasein usw. sprechen und zu dem Schlusse kommen: „Die ganze Judenfrage ginge nur darauf hinaus, wie man die Christen vor den Juden schützen könne.“ Paalzow hat sich allerdings in den Ausdrücken stark vergriffen, wenn er wirklich von der jüdischen als einer „viehischen“ Religion sprach. Den Haupterfolg hatte Grattenauer, da er die judenfeindlichen Triebe des niederen Volkes in Rechnung zu stellen wußte und deshalb auch seine Ausdrucksweise dem Verständnis dieser Kreise anpaßte: die Wirkung seiner Schrift „Wider die Juden“ war zündend. In kurzer Zeit wurde die für die damalige Zeit ungeheure Zahl von 13000 Stück abgesetzt. Die Juden blieben natürlich die Antwort nicht schuldig, und beide Seiten verfielen dabei in einen rohen Ton, der die Gegensätze nur vertiefte, ohne irgend etwas zu bessern. Ein Gebot der Regierung machte schließlich dem ganzen Hader ein Ende.

Noch ist Napoleons Stellung zu den Juden näher zu betrachten, da sie ja für weite deutsche Landesteile von größter Bedeutung war. Die Nöte des Elsaß waren es vor allen Dingen, welche neben militärischen Erwägungen, seinen Blick auf die Judenfrage lenkten. Man darf sich nicht durch die Ehrung der Judenschaft gelegentlich der Notabelnversammlung und des Synedrions täuschen lassen. Die wahre Gesinnung Napoleons war eine eindeutig judenfeindliche. Und er kehrte nur da den Begünstiger der Juden heraus, wo es ihm in seinen politischen Kram paßte. Sowie aber beispielsweise im Jahre 1807 mit der Beendigung des Feldzugs die erhofften Ziele erreicht waren, kehrte er zu seiner wahren Meinung zurück, wofür das in Deutschland ja bis 1845 nachwirkende „infame“ Dekret von 1808 den besten Beweis liefert. Noch in seiner Verbannung von St. Helena läßt er seinen Unmut über den unverbesserlichen Schachersinn der Juden, aus denen er vergeblich Staatsbürger zu machen versucht habe, aus.

Die Art und Weise, wie sich die Juden in dem Napoleonischen Zeitalter die Verhältnisse zunutze gemacht hatten, um sich die ersehnten Rechte zu erringen, zu erschleichen und zu erkaufen, brachte es mit sich, daß sofort nach Beseitigung der feindlichen Zwangsherrschaft eine Bewegung einsetzte,

um diese unfreiwillig gegebenen Rechte wieder rückgängig zu machen. Nur Preußen machte eine Ausnahme, da ja seine Judenemanzipation von 1812 eine freiwillige gewesen war. Ferner die Staaten, die wie Österreich und mehrere kleinere süddeutsche Länder keine Besserstellung der Juden in einem irgendwie nennenswerten Umfange vorgenommen hatten. Sie brauchten deshalb auch nichts zurückzunehmen, ja sie konnten sich sogar großmütig, wie Österreich durch Metternichs Mund, als Sachwalter der bedrängten Judenschaft aufspielen. Die Bereitwilligkeit hierzu wurde allerdings durch den Einfluß der jüdischen Geldmächte wesentlich gefördert. Das Eintreten der beiden Großstaaten für die jüdischen Wünsche auf dem Wiener Kongreß war jedoch im allgemeinen, wie wir sahen, erfolglos, da der Widerstand gegen die Juden zu allgemein war und es zudem gelungen war, die das Judentum betreffende Bestimmung der Bundesakte in einer so zweideutigen Weise zu fassen, daß jeder Staat das gesetzliche Recht erhielt, die Dinge — unter Ausschaltung der Fremdherrschaft — auf ihren alten Stand zurückzuführen. Es muß aber vor allem die Einmütigkeit der judengegnerischen Stimmung betont werden, die es in der Folgezeit selbst dem fortgeschrittensten Liberalismus, dem badischen, nicht erlaubte, sich für die vollkommene Gleichberechtigung der Juden einzusetzen.

Neben dieser politischen Richtung entwickelte „sich aber nach den Befreiungskriegen die judenfeindliche Bewegung noch nach der christlich-nationalen und wirtschaftlichen Seite hin". Die damals in Deutschland herrschende Geistesrichtung pflegt man als die romantische zu bezeichnen. Ihre Stellung zum Judentum faßt Ziegler kurz dahin zusammen: „Die Romantik war antisemitisch geworden." Das war sie nicht von Anfang an. Schleiermacher und Friedrich Schlegel waren ja Hauptstützen der jüdischen Berliner Salons gewesen, und letzterer hatte sogar keinen geringen Anteil an ihrer Entsittlichung durch seine Beziehungen zu Mendelssohns Tochter gehabt. Erst allmählich trat die Schwärmerei für das Christentum und die Hochschätzung der deutschen Vorzeit bei den Romantikern mehr in den Vordergrund. Nun erst nahm die Romantik immer entschiedener eine antijüdische Wendung an. Die religiöse Grundstimmung der Befreiungskriege und die dreiste Überheblichkeit des kaum emanzipierten Judentums verstärkten diese Richtung. Ihren hauptsächlichen Ausdruck fand diese Stimmung in der ersten deutschen Burschenschaft. Arndts und Jahns, wenn auch noch unklare, Rassenerkenntnisse mögen ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die Gesinnung der Hochschulkreise gewesen sein, wobei zu erwähnen ist, daß gerade Arndts judengegnerische Äußerungen — die vor allem unbedingten Grenzschluß gegen weiteren Zustrom der Ostjuden fordern — in „Ein Blick aus der Zeit auf die Zeit" aus dem Jahre 1814 stammen. Aus all dem entwickelte sich unmittelbar nach dem Kriegsende eine heftige schriftstellerische Fehde, wobei als Wortführer der Judengegner namhafte Wissenschaftler, der Geschichtsforscher Rühs, ferner Fries, Luden und Paulus auftraten. Wenn Graetz meint, die Ansichten von Rühs und derartiger Männer mit Worten wie „unwahre Behauptungen und blödsinnige Forderungen" abtun zu können, oder wenn Dubnow die Schrift von Fries ein Pamphlet nennt, so verkennen sie doch die Urteilsfähigkeit der nichtjüdischen Leser. Rühs' „Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht" (1815) und Fries' „Gefährdung des Wohlstandes

und Charakters der Deutschen durch die Juden" (1816) richteten sich vor allem gegen die überstürzte Gleichstellung der Juden und forderten eine Einschränkung der staatsbürgerlichen Rechte unter Belassung der bürgerlichen. Auch der Theologe Paulus kann sich in seinem Buche „Beiträge von jüdischen und christlichen Gelehrten zur Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens" (1817) mit der Gleichberechtigung nicht befreunden. Er verlangt eine unterschiedliche Behandlung der Juden, je nach dem Grade ihrer Assimilation, ein außerordentlich gefährlicher und dabei fast undurchführbarer Gedanke. In seiner Halbheit konnte er zudem keinen zufriedenstellen und trug also nichts zur wirklichen Lösung der Frage bei.

Neben dieser geistigen Bewegung oder besser gesagt im Anschluß an sie entstand dann 1819 eine große Volksbewegung, zumeist in Süddeutschland, die aber ihre Wellen bis nach Holland und Dänemark schlug: sie beruhte hauptsächlich auf wirtschaftlicher Grundlage und artete stellenweise in eine Judenverfolgung aus. Noch einmal sollte die gesamte Judenschaft einer größeren Stadt zum Wanderstab greifen, und einige hundert Juden Würzburgs mußten mehrere Tage lang die Stadt meiden. Die gewalttätige Art der Bewegung vom Jahre 1819 gibt sich natürlich auch in den gleichzeitigen antisemitischen Schriften kund. Der „Judenspiegel" von Hundt-Radowsky ist in seiner Maßlosigkeit kaum mehr zu überbieten.

Die folgende Zeit der politischen Bedrückung förderte in Deutschland den Liberalismus, an dessen Rockschöße sich die Juden geschickt zu hängen verstanden. Ihre Beschützung durch diese maßgebende Partei im Verein mit ihrer allmählich sich immer mehr durchsetzenden Beherrschung der Presse bewirkten, daß in der judenfeindlichen Bewegung ein gewisser Stillstand eintrat. Die unter den Verfolgungen der Reaktion leidenden Kreise sahen in völliger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse in den Juden Leidensgefährten und ließen sich einreden, daß es mit einer fortschrittlichen Gesinnung nicht vereinbar wäre, irgend etwas gegen die Juden zu unternehmen. Denn diese verstanden es, jedes Aufbegehren gegen ihre wirtschaftlichen Sünden deutscherseits als Ausfluß religiöser oder politischer Unduldsamkeit darzustellen. Diese Scheu, die jüdische Frage entschlossen anzupacken, haftet auch heute noch dem Liberalismus aller Schattierungen an. Lieber mag das Vaterland zugrunde gehen, als daß man an den Glaubenssatz von der Unantastbarkeit des Judentums rühren läßt. Der günstigen Stimmung des politischen Liberalismus gegen die Juden kam auf dem Gebiete des Schrifttums eine gleich günstige bei dem „Jungen Deutschland" entgegen, wenn auch ein oder der andere Hauptteilnehmer dieser Bewegung selbst nicht judenfreundlich war. Hier wirkte auch der außerordentliche Einfluß der beiden getauften Juden Börne und Heine zugunsten ihrer Stammesgenossen mit. Aber andererseits war es gerade die immer stärker hervortretende Maßlosigkeit jener beiden Männer und ihre freche Verunglimpfung all dessen, was dem Deutschen heilig und wert war, was den Rückschlag herbeiführte. Schon seit Beginn der dreißiger Jahre treten Alexis, Gervinus und Simrock gegen den vergifteten Witz der Börneschen Schmähungen auf, der damals gerade die patriotische Maske vollständig abgenommen und erklärt hatte: „Ich bin so viel Franzose als Deutscher, ich war Gott sei Dank nie Tölpel des Patriotismus." Viel schärfer als sie trat aber später Wolfgang Menzel in die Schranken. Zunächst aber

sprach nochmals Paulus, der alte Kämpe von 1817. Er nahm im Jahre 1830 von neuem seine Gedankengänge über die Unmöglichkeit einer allgemeinen jüdischen Gleichberechtigung auf in der Schrift „Die jüdische Nationalabsonderung", die ihn in eine Fehde mit Gabriel Rießer (1831) verwickelte. Er führt, etwas klarer als in seiner ersten Schrift, aus, solange die Juden an ihren Religions-, zugleich ihren Nationalgesetzen festhielten, könnten sie keine vollgültigen Staatsbürger, sondern nur auf Grund bestimmter Verordnungen geduldete Schutzbürger sein. Mit diesen Vorschlägen scheint Paulus übrigens Schule gemacht zu haben, denn der früher erwähnte Entwurf von Streckfuß (1832) will ja ebenfalls jüdische Bürger von zwei Klassen schaffen, was ihm allerdings als einem „Judenfresser" die ganze Feindschaft der Juden zuzog.

Gabriel Rießers Eintreten für die Gleichberechtigung seiner Stammesgenossen blieb aber nicht auf diesen Fall beschränkt. Er ist von nun an bis an sein Ende der unbestrittene Wortführer des Judentums in Deutschland. Sein Augenmerk richtete sich natürlich zuerst auf die Verhältnisse seiner Heimatstadt Hamburg. Dort hatten auch im Jahre 1830 wieder Unruhen gegen die Juden stattgefunden, und es kann daher fraglich sein, ob sein Gesuch vom Jahre 1834 an den Senat um Bewilligung weiterer Rechte für die Juden bei der herrschenden feindseligen Haltung der dortigen Bevölkerung nicht geradezu herausfordernd war. Tatsächlich fanden auch wiederum Ausschreitungen (1835) statt, so daß die Beratung seines Gesuchs zur Beruhigung der Gemüter vertagt wurde. Inzwischen war auch in Süddeutschland die Judenfrage in Fluß geraten. Die jüdischen Forderungen hatten aber den Widerspruch selbst eines so anerkannt liberalen Mannes wie Rotteck hervorgerufen, der allerdings von seiner Geschichtsforschung her das Judentum kannte und nicht, wie Mommsen, als Politiker die Überzeugung verleugnete, die er als Forscher gewonnen hatte. In Württemberg war Menzel 1836 zunächst für die Juden eingetreten. Erst durch seinen Kampf mit dem „Jungen Deutschland" wurde er auf das Judentum als Schädling des Deutschtums hingewiesen und ging nun allerdings mit schonungsloser Offenheit vor. Seine Angriffe gingen aber im allgemeinen über das schriftstellerische Gebiet nicht hinaus. Sie trugen ihm die giftigste Befehdung und späterhin die Verleumdungen der Juden ein, von denen das Andenken des wackeren Mannes heute noch nicht ganz befreit ist. Von anderen bedeutenderen Deutschen der Zeit vor 1848 sind vielleicht noch Ruge und Döllinger zu nennen. Der erstere war anfangs den Juden durchaus abgeneigt, deren flaches Treiben er erkannte. Die Rahel Varnhagen war ihm „das eklige Mensch, nicht wert negiert zu werden". Später jedoch in seiner Pariser Zeit, als beinahe einziger Deutscher des fast ausschließlich jüdischen Kreises um Heine, Heß und Bernays, wechselte er seine Anschauungen und langte schließlich „in den Tiefen des vaterlandslosen jüdisch-französischen Radikalismus an". Döllinger dagegen trat im Jahre 1846 in der Judenfrage in der bayrischen Kammer hervor: seine Ausführungen bewirkten hauptsächlich, daß ein judenfreundlicher Gesetzentwurf zu Falle kam. Noch sei auch hier zweier Dichter gedacht, die um das Jahr 1840 sich über den Umfang der jüdischen Gefahr bereits ganz klar waren. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles", klagte schon damals

Israel an: „Du raubest unter unsern Füßen Uns unser deutsches Vaterland", und Dingelstedt brach in die vielberufenen, ahnungsvollen Verse aus:

„Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingsvolk des Herrn. —
Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie euch in die Christenviertel sperr'n."

Und nur kurze Zeit darauf (1843) befürchtet auch Hebbel eine „Krisis, welche die Emanzipation der Christen notwendig machte".

Immerhin war eine allgemeine Erkenntnis der jüdischen Gefahr bis 1848 nicht durchgedrungen, sie blieb nur das Gut einzelner Geister. Das sieht man am deutlichsten an den Verhandlungen des „Vereinigten Landtags" im Jahre 1847. Während noch in den zwanziger Jahren sich die preußischen Stände insgesamt gegen eine Erweiterung der Judenrechte ausgesprochen hatten, war hier nur eine kleine Minderheit, allerdings bedeutungsvoll durch ihren Hauptredner Bismarck, die ihre ernsten Bedenken nicht verhehlte. Das sieht man auch ferner daran, daß im Rausche des Jahres 1848 deutsche Wähler sich keinen besseren Rat wußten, als in ihre Volksvertretungen, die ersten für den größeren Teil des deutschen Volkes, das gleichzeitig damit einen Beweis seiner Wahlmündigkeit geben sollte, eine ganze Anzahl zungenfertiger Juden, darunter in das Frankfurter Parlament (mindestens) 4 ungetaufte zu entsenden. Wenn in dieser Zeit stellenweise, in Elsaß oder Oberschlesien, sich der Volkszorn gegen die Juden entlud oder wenn ihnen 1848 die volksmäßige Dichtung eine Rückkehr durch das Rote Meer wünschte mit der frommen Bitte:

„Und wenn in dieser Wasserrinne
Die ganze Judenschaft ist drinne,
O Herr, dann mach' die Klappe zu!
Und alle Völker haben Ruh'",

so sind das nur vorübergehende Teilerscheinungen, die an dem Gesamtbilde der judenfreundlichen Zeit nichts änderten.

Auch die weiteren Jahre bis zur Reichsgründung behielten im wesentlichen das gleiche Gesicht. Gewiß wurden vereinzelte Stimmen laut, welche die Judengefahr betonten. Am bemerkenswertesten vielleicht bei Gustav Freytag in „Soll und Haben", dessen Schilderungen jüdischen Wuchers und Verbrechertums noch heute aufrüttelnd wirken: aber ebenderselbe Dichter und Schriftsteller hielt es bereits Ende der sechziger Jahre nicht mehr für zeitgemäß, an die Judenfrage zu rühren. 1869 schrieb er in den „Grenzboten": „Wir halten gegenwärtig einen ernsten Angriff auf das jüdische Wesen unter uns nach keiner Richtung für zeitgemäß, nicht in Politik, nicht in Gesellschaft, nicht in Wissenschaft und Kunst." Und das war nicht die vereinzelte Stimme eines Mannes, der von seinen früheren Anschauungen abrückte, es war die Richtung der Zeit. Schließlich bietet ja auch Bismarcks Verhalten einen Vergleich: 1847 der Vorkämpfer gegen jüdische Gleichberechtigung, 1869 ihr Schöpfer! Nur Richard Wagner machte da eine rühmliche Ausnahme. Seine Schrift „Das Judentum in der Musik" war zuerst 1850 erschienen, wohl die bedeutungsvollste Absage an das Judentum in jenen Jahren, und 1869 gab sie der Meister — trotz oder wegen

der Anfeindungen, die er durch das Judentum erlitten hatte — erneut heraus und stand zu seinen alten Anschauungen. Eine gleich bedeutungsvolle Schrift, inhaltlich vielleicht sogar wertvoller, da umfassender, war Naudh's „Die Juden und der deutsche Staat", die es schon nach Jahresfrist (1861) zur dritten Auflage gebracht hatte. Dies ist sicher ein Zeichen, daß die judengegnerische Stimmung keineswegs erloschen war, daß sie nur schlummerte und des Weckers harrte. Das eigenartige Werk, das noch heute seiner Wirkung sicher ist, soll dreifacher Vaterschaft das Dasein verdanken, wie Fritsch bei seiner verdienstvollen Neuherausgabe berichtet. Die Einheitlichkeit der Darstellung läßt diese dreifache Urheberschaft jedenfalls nicht erkennen. Bucher und Wagener, die, gewissermaßen als Paten, das Kind mit aus der Taufe hoben, sind jedenfalls als Judengegner bekannt: Wagener vom preußischen Landtage her, Bucher, obwohl früher Lassalles Freund, aus den „Tagebuchblättern" von Moritz Busch.

Die schrankenlose Entfesselung des Judentums im Deutschen Reiche sollte in diese dumpfe Gleichgültigkeit unseres Volkes bald Wandel bringen. Schon die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes war vom Judentum in einer Weise beeinflußt, die Widerspruch hervorrufen mußte. Als nun vollends der Gründungsschwindel sich in Deutschland austobte, da vermochte es Laskers Taschenspielerkunst zwar den verhaßten Wagener zu Falle zu bringen, aber doch nur vorübergehend die Aufmerksamkeit von dem wahren Schuldigen, dem Judentum, abzulenken. Glagaus Enthüllungen über den „Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin" brachte dann 1876 trotz einzelner Übertreibungen doch eine solche Fülle von Anklagestoff, daß die Erkenntnis der Wahrheit in immer weitere Kreise drang. Dazu kam die Frage, zu welchem Zwecke wohl das Judentum seine engen Verbindungen zum reichsschädlichen Freisinn und nicht zum wenigsten zur staatsgefährlichen Sozialdemokratie gesponnen hatte. So mußte denn der Kampf endlich von neuem beginnen. Die Kampfeseröffnung und die ersten Erfolge knüpfen sich an den Namen Stöckers, der sich bald in der „Christlich-sozialen Partei" auch ein politisches Ausdrucksmittel mit einem festen Ziele schuf (Jan. 1878). Stöcker führte den Kampf für seine Person durchaus „vornehm". Leider war er nicht imstande, seine eigene vorbildliche Haltung im politischen Streite auf alle seine Anhänger zu übertragen, so daß die Erfolge, die er selbst durch das Mitreißende seiner Person und Redegewalt gewann, durch das Gebaren mancher Parteigänger aufgehoben wurden, die manchmal mit Unrecht, vielfach mit Recht der Bewegung den Vorwurf wühlerischer Hetze eintrugen. Stöcker konnte wohl auch manchmal sagen, „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon selbst fertig werden". Wenn wir aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen wollen, dürfen wir an den Fehlern dieser ersten so vielversprechenden und doch so ergebnislosen Bewegung nicht leisetreterisch vorbeigehen, sondern müssen sie rücksichtslos aufdecken. Schwer schadete es auch der Bewegung, daß die Regierung nicht half, daß der starke Arm Bismarcks nicht förderte. Zuerst verhielt sich der Kanzler abwartend — führte doch Stöcker seinen Kampf gegen die Kreise, die auch den großen Staatsmann bekämpften. Bald jedoch scheinen andere Einflüsse, im Zusammenhang mit Stöckers Verdächtigung durch Bleichröder, den Kanzler verstimmt zu haben, bis etwa vom Jahre 1881 an eine ruhigere Stimmung durchbrach, die

sich aber jedes Anteils an der Bewegung enthielt. Den Mut Stöckers erkannte Bismarck, ehe er durch den sog. Scheiterhaufenbrief verstimmt war, stets an. Schließlich hat es der Stöckerschen Bewegung auch geschadet, daß er selbst Geistlicher war und daß es infolgedessen den Juden nicht schwer wurde, sein Auftreten als religiöse Unduldsamkeit zu verdächtigen — „Stöckerei und Muckerei" wurde das Stichwort, mit dem man diese Behauptung dem Volke einhämmerte. Naudh hat in einer der späteren Auflagen seines Buches auch treffend darauf hingewiesen, daß die Unkirchlichkeit der Volksmassen jeder politischen Betätigung evangelischer Geistlicher argwöhnisch gegenüberstehe, so daß „der leiseste kirchliche Anstrich hinreicht, eine Sache in weiten Kreisen unbeliebt zu machen".

Inzwischen hatte sich aber auch außerhalb der Stöckerschen, einseitig christlich-konservativen Richtung der Antisemitismus stark ausgebreitet. Die Kreise, welche sich mit den Stöckerschen Zielen nicht zu befreunden vermochten, vereinigten sich ebenfalls zu einer Parteibildung, und so entstand im September 1881 die „deutsche Reformpartei". Es ist schon früher davon gesprochen worden, daß Parteien, die mehr als Splitter sein wollen, neben einem verneinenden Ziele — hier die Bekämpfung des Judentums — auch aufbauende haben müssen. In großzügiger Weise können solche tatsächlichen Ziele nur diejenigen Parteien haben, welche die Vertreter großer Berufsstände — des Bürger-, Bauern-, Arbeiterstandes — sind oder bei denen die auseinanderstrebenden Berufsbelänge durch die einigende Gewalt einer festgegliederten Glaubensgemeinschaft zusammengeklammert werden. Dies fehlte der Reformpartei, so trefflich manche ihrer Satzungspunkte waren. Denn sie suchte das Gute von überall her zu entlehnen und setzte sich damit nicht nur zwischen zwei, sondern gleich zwischen drei bis vier Stühle. So blieb denn auch die Spaltung in einen mehr ländlichen und einen kleinbürgerlichen Flügel bald unabwendbar, und als nun gar die antisemitischen Gruppen auf den unglücklichen Gedanken kamen, die Erfolge, die ihnen auf feindlichem Gebiete versagt blieben, auf dem Besitzgrunde der rechtsstehenden Parteien bis einschließlich der Nationalliberalen zu suchen, zogen sie sich unvermeidlich auch noch deren grimmige Feindschaft zu. Diese Fehler müssen ebenfalls in Zukunft vermieden werden. Die zugänglichen Parteien müssen von dem „antisemitischen" Gedanken oder für heutige Verhältnisse besser von dem „völkischen" Gedanken von innen heraus erobert, nicht von außen her bekämpft werden. Nur auf diese Weise kann eine starke völkische Kampffront entstehen, indem sie in die bestehenden großen Parteigliederungen hineinwächst, bis sie dort das ausschließliche und entscheidende Wort spricht. Für Eigenbröteleien und Sonderbestrebungen, die womöglich dem Wortführer jeder kleinen Meinungsschattierung ein eigenes Parteigrüppchen und Parteiblättchen schafft, ist jetzt die Zeit zu ernst. Erst gilt es den Sieg zu erringen: dann erst kann der weitere Ausbau erfolgen.

Es würde zu weit führen, hier die Einzelgeschichte all der antisemitischen Parteigebilde, ihre Vereinigung und Wiedertrennung zu verfolgen, da sie der Vergangenheit angehören und gesetzgeberische Spuren nicht hinterlassen haben. Sie hatten wechselnde Erfolge bei den Wahlen und es im Jahre 1898 bis auf eine Gesamtzahl von 284000 Stimmen gebracht. Eine immerhin kleine Zahl, wenn man sie mit den 8½ Millionen Stimmen für

die deutschnationale und deutsche Volkspartei vergleicht, von denen — ganz abgesehen von den Judengegnern bei den katholischen Parteien und den Welfen — wohl der größte Teil, mindestens aber 5 Millionen Wähler, als ausgesprochene Judenfeinde anzusehen sind. Hier sei nur noch zweier Männer gedacht, die als Vertreter der antisemitischen Parteien im politischen Leben der letzten Jahrzehnte eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatten, Böckels, des ersten antisemitischen Vertreters im Reichstage, und Liebermann von Sonnenbergs, einer Führernatur, der leider das politische Wirkungsfeld versagt blieb, da er und die Seinen den Grundfehler antisemitischer Parteibildung nicht erkannten.

An ähnlichen Fehlern wie der deutsche, krankte auch der österreichische Antisemitismus, der ebenfalls Anfang der 30 er Jahre festere politische Gestaltung gewann und in Schönerer einen Führer von nicht gewöhnlichem Ausmaße besaß, der aber leider sich nicht derart selbst zu beherrschen verstand, daß er auf die Dauer andere hätte führen können. Der Bruderzwist innerhalb der österreichischen Bewegung erstickte die hoffnungsvollen Anfänge dann vollends.

Ungleich wirkungsvoller und in seiner Bedeutung gewaltiger war es, daß nun auch die deutsche Bildung in einer Anzahl ihrer glänzendsten Vertreter wieder in die Erörterung der Judenfrage eingriff. Dies rettete geradezu die Bewegung, die zeitweise sich ganz in eine maßlose Wühlerei zu verirren schien. Hier ist an erster Stelle Heinrich von Treitschke zu nennen, dessen erster Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern" vom 15. November 1879 wie eine Sprengbombe wirkte. „Die Juden sind unser Unglück" war das erschütternde Ergebnis seiner Betrachtung. Er hatte in ein richtiges Wespennest gegriffen. Von allen Seiten hagelte es seitens der Juden und Judengenossen Angriffe und Erwiderungen. Treitschke war der Mann, die Hiebe nicht auf sich sitzen zu lassen, und in vier weiteren Aufsätzen rechnete er bis zum Dezember 1880 mit seinen Gegnern gründlich ab. Als die vornehmlichsten und vornehmsten sind hier die jüdischen Professoren Breßlau, Lazarus und Cohen zu nennen. Daneben ging er aber auch mit dem Taufjuden Cassel ins Gericht, deckte er den ganzen abgrundtiefen Christen- und Deutschenhaß eines Graetz auf und setzte sich schließlich auch mit dem zur Judenverteidigung stets bereiten Mommsen auseinander. Ganz außerordentlich war aber auch die Wirkung auf deutscher Seite. Denn ohngeachtet ein Lagarde und ein Dühring sicher selbständige Denker sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß Treitschkes Vorgehen sie gerade in den Jahren 1880 und 1881 zur Veröffentlichung grundlegender Kundgebungen zur Judenfrage bestimmte. Allerdings beschäftigte sich Lagarde schon lange mit dem Judentum. In den fünfziger Jahren war er aber noch völlig der Meinung, daß das Deutschtum „im Gemüte, nicht im Geblüte" liege. In dieser schroffen, unhaltbaren Form hat er später seine Anschauung nicht mehr aufrechterhalten, ja er trat sogar der deutschsozialen Gedankenrichtung nahe, die schon die Rassenfrage betonte. Auch Dühring ist jedenfalls durch Treitschke zu seiner Stellungnahme nur äußerlich angeregt worden, da er auf einem ganz selbständigen, in der Rassenfrage gegenüber Treitschke weit fortgeschritteneren Standpunkte steht. Eine Wirkung der Treitschkeschen Aufsätze war es auch, daß im November 1880 einige siebenzig Berliner, „darunter nicht ganz wenige Mitglie-

der der preußischen Akademie der Wissenschaften", eine wachsweiche Erklärung abgaben, um die Erregung wieder zu beschwichtigen, ein Unternehmen, das natürlich völlig im Sinne der Juden war und das Lagarde zu dem Wunsche drängt, „daß die wissenschaftlichen Leistungen dieser Männer mehr taugen, als ihre politischen: zu schreiben haben sie nicht verstanden, und den Tatsachen tun sie — was selbst in der Erregung des Augenblicks Führern nicht erlaubt ist — auf das ärgste Gewalt an". Auch die etwa zweitägige Aussprache im preußischen Abgeordnetenhause über die Judenfrage, durch den philosemitischen Rettungseifer des Abgeordneten Hänel von der Fortschrittspartei entfacht, steht in ursächlichem Zusammenhang mit Treitschkes Kampf. Die Aussprache verlief übrigens ergebnislos, da die Regierung zurückhielt und die bürgerlichen Parteien bis zum Zentrum einschließlich nicht Farbe bekannten.

Noch etwas vor Treitschke, also unabhängig von seinem Auftreten, traten unter dem Einflusse der großen im ganzen Volke herrschenden judenfeindlichen Strömung noch zwei Große unseres Volkes auf: Konstantin Frantz und Richard Wagner. Es ist schon früher gesagt, daß im Jahre 1848 und später die Juden politisch sich auf die Seite der Kleindeutschen schlugen, eine Tatsache, die dem werdenden Reiche keineswegs zum Segen gereichte, da sie dem Judentum einen grundlegenden Einfluß auf die Gestaltung oder vielmehr Mißgestaltung des Reichsbaues gewährte. Kein Wunder, daß der geistig hervorragendste der Großdeutschen mit dem geschärften Blicke der Abneigung gegen Bismarcks Werk dessen wunde Punkte mit besonderer Schärfe erkannte. So kam Frantz von der Politik her zur Erkenntnis und Bekämpfung der Judengefahr. In seinem Werke „Förderalismus" vom Jahre 1879 stellte er diese Verjudung Deutschlands fest. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, nicht nur dem der politischen Gesetzgebung sah er das Überwuchern des jüdischen Einflusses und vor allem „die Zersetzung des deutschen Geistes durch den Judengeist". Auch Richard Wagner trat vom Jahre 1878 an erneut auf den Plan, besonders mit zwei Aufsätzen in den Bayreuther Blättern: „Modern" (1878) und „Erkenne dich selbst" (1881). Vor allem ist der letztere deshalb erwähnenswert, weil in ihm zuerst die tiefere Erkenntnis der Judengefahr sich durchbricht. Die nähere Bekanntschaft mit Gobineau hatte Wagner mit dessen Rassenlehren vertraut gemacht und ihn über die wirtschaftlich-politische Seite hinaus den Kernpunkt der Judenfrage erkennen lassen. Erst jetzt sprach er sein bekanntes Wort, daß der Jude „der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit sei". Wagner starb bald darauf. Sein erneutes Eintreten für das bedrohte Deutschtum ist aber darum so wichtig, weil von Bayreuth aus dieses Erbe treu gehütet wurde, und in Hans von Wolzogen, C. F. v. Glasenapp u. a. beredte Anwälte fand, die vor allem in den „Bayreuther Blättern" auch diese Seite Wagnerschen Geistes pflegten und scharfe Kampfesstellung gegen das Judentum nahmen. Bekanntlich fand dann auch Chamberlain nächsten Anschluß an das Haus Wagner.

Mit seinem Weckruf vom Jahre 1879 und der sich daran schließenden Auseinandersetzung war Treitschkes Tätigkeit in der Judenfrage keineswegs erschöpft. Seine „Deutsche Geschichte", deren Erscheinen in die nächstfolgenden Jahre fiel, gab ihm Gelegenheit genug, seinem Volke den

Judenspiegel vorzuhalten, und es ist ein Verhängnis, daß dieses Werk infolge dies allzufrühen Todes des Forschers unvollendet blieb. Wie viel lebensvoller hätte er die treibenden Kräfte in der Reichsgründungszeit bloßgelegt, als etwa Sybel, und uns dadurch auch tiefere Einblicke in die fördernde und hemmende Beteiligung des Judentums an den Ereignissen von 1848 bis 1871 vermittelt. Gewaltig war die Aufklärung, die von Treitschkes Schilderung der jüdischen Zersetzungstätigkeit seit Beginn des 19. Jahrhunderts ausging, gewaltiger noch die persönliche Wirkung, die er als Hochschullehrer auf Tausende von Schülern ausübte. Ich glaube, daß der frühe Heimgang von Treitschke und Lagarde viel dazu beigetragen hat, daß die hoffnungsvolle Bewegung der neunziger Jahre so bald verebbte. Denn ihr waren damit die lebenspendenden Ströme abgegraben. Unter Treitschkes Einfluß entstand auch Mitte der achtziger Jahre der „Verein Deutscher Studenten“, der wohl als erster das ausschließlich Völkische in den Vordergrund rückte und dadurch zur Bekämpfung des Judentums kam. Auch andere hervorragende Hochschulverbindungen wurden von diesem Zeitgeiste durchdrungen und schlossen sich, wenn auch nicht grundsätzlich, so doch tatsächlich von den Juden ab. Dadurch wurde zwar der Kampf verschärft, indem er sich schon auf die Jugend ausdehnte. Es wurde aber andererseits das völkische Gewissen frühzeitig geweckt und gegenüber der herrschenden stumpfsinnigen Gleichgültigkeit das Bewußtsein der eigenen Wesensart gestärkt. Unter der Nachwirkung Lagardescher und Treitschkescher Lehren wuchs das Geschlecht heran, das heute die Führung im Kampfe zu übernehmen berufen ist.

Mit den 90er Jahren trat ein gewisser Wechsel in der geistigen Bekämpfung des Judentums insofern ein, als immer mehr der Rassengedanke durchbrach, dessen erstes Aufleuchten zwar schon Ende der 70er Jahre festzustellen war, der aber gerade den einflußreichsten Führern im Streite, Lagarde und Treitschke, noch ferne lag. Die Bekanntschaft mit Gobineau, die dem deutschen Volke zu vermitteln Schemann sich als hehre Lebensaufgabe gestellt hatte, bereitete den Boden vor, daß die zeitgemäßen, der neuesten Forschung entsprechenden, mit hinreißender Beredsamkeit verkündeten Lehren Chamberlains so gewaltig wirken konnten. Zudem kam ihnen zugute, daß der Kaiser eine Zeitlang den „Grundlagen“ sein Interesse zuwandte und besonders für ihre Verbreitung unter der Jugend sorgte. Nun war erst der Kampf gegen das Judentum auf eine unverrückbare Grundlage gestellt und die Möglichkeit gegeben, ihn von den Schlacken des politischen Tageskampfes, religiöser Unduldsamkeit und wirtschaftlichen Hasses zu befreien. Die Abwehr wurde leidenschaftsloser, da man auch die persönliche Schuld der einzelnen Juden auf ihr richtigs Maß zurückführte, nachdem man erkannt hatte, daß er meist nach dem gebieterischen Gesetze seiner Art nicht anders handeln kann, als er tut. Die Abwehr wurde aber auch mitleidloser, da man die Empfindsamkeit und die Humanitätsphrasen ausschalten konnte. Es wurde ein zäher Kampf, auf Leben und Tod.

Aus den neunziger Jahren sind noch mehrere bedeutsame Erscheinungen zu verzeichnen. In erster Linie das Wiedererwachen und stärkere Betonen des nationalen und im weiteren Verlaufe auch des völkischen Geistes, das der Wendepunkt in Deutschlands Geschicken, welchen Bis-

marcks Entlassung bedeutete, mit sich brachte. Ihm verdankte der Alldeutsche Verband sein Entstehen (1890). In seinen ersten Jahren war seine Haupttätigkeit dem Deutschtum außerhalb der Landesgrenzen und in den Grenzmarken gewidmet. So kam es, daß er von der ganzen Judenfrage zunächst nur dem Teilgebiete der Ostjudenfrage größere Aufmerksamkeit zuwandte. Die wachsende Not im Innern führte einen allmählichen Wandel herbei: immer deutlicher traten die Gefahren der jüdischen Zersetzung und der jüdischen Weltfeindschaft zutage. Heute steht der Verband im Kampfe gegen das Judentum im Vordertreffen, und gerade von seiner Mitwirkung ist viel zu erhoffen, da er stets den klaren Blick für die deutschen Belänge und entschiedenes Handeln mit besonnener Überlegung zu paaren wußte. Ich persönlich glaube sogar, daß sich schließlich die judenfeindliche Kampfesfront unter alldeutschem Banner einen muß, will anders sie etwas erreichen. Diesen Gedanken sprach Adolf Reinecke schon 1901 in seiner „Deutschen Wiedergeburt“ aus, daß nämlich „die ‚antisemitische‘ Bewegung, wenn sie eine Rassenbewegung in der Tat ist, mit zwingender Notwendigkeit eine alldeutsche sein muß“.

Nächst dem „Alldeutschen Verband“ ist noch der „Deutschbund“ zu nennen, der seit Mitte der neunziger Jahre ein „reines Deutschtum“ pflegte und von Anfang an zielbewußt alles Unvölkische und Widervölkische bekämpfte, also auch das undeutsche und widerdeutsche Judentum. Sein Begründer war Friedrich Lange, ein Mann von weitem Blick und warmer vaterländischer Gesinnung, der seine ganze Kraft in den Dienst des Deutschgedankens gestellt hatte. Ihm gelang es auch, die erste lebensfähige Tageszeitung zu begründen, welche den Kampf gegen das Judentum in vornehmer Sachlichkeit aufnahm. Im Jahre 1896 entstand die „Deutsche Zeitung“, die in zäher Arbeit bis heute den Zielen ihres Gründers treu nachstrebt. Einen viel stärkeren, aber weniger nachhaltigen Einfluß als Lange übte Langbehn mit seinem Buche „Rembrandt als Erzieher“ aus. Anfangs stand er der Judenfrage fremd gegenüber. Theodor Fritsch, der in ihm die geistesverwandte Gesinnung erkannte, erwarb sich das Verdienst, Langbehn auf sie hinzuweisen und ihn zu gewinnen. So zog dieser in den späteren Auflagen auch die Judenfrage in den Kreis seiner Betrachtungen, nunmehr ganz „durchdrungen von der Bedeutung des Blutes, der Rasse“. Sein Wahlspruch ist „Deutschland für die Deutschen“. Bekannt ist sein Wort: „Ein Jude kann so wenig zu einem Deutschen werden, wie eine Pflaume zu einem Apfel werden kann; ein Pflaumenzweig auf einen Apfelbaum gepfropft, stört immer das betrachtende Auge; und er wirkt höchst schädlich, wenn er den Wurmfraß mitbringt. Die Juden im jetzigen Deutschland tun dies . . . die politische Gesundheit muß sich mit der politischen Fäulnis auseinandersetzen“ und „diese unüberbrückbare Kluft zwischen beiden Rassen ist die ‚gegebene Größe‘, von der eine dauernde Regelung ihres Verhältnisses zueinander ausgehen muß — sei es im freundlichen, sei es im feindlichen Sinne“.

Auch Bismarck ließ sich in den ersten neunziger Jahren wieder mehrere Male zur Antisemitenfrage in den „Hamburger Nachrichten“ vernehmen: seine Ansicht hatte er aber nicht geändert, da er als Nur-Politiker die große Judenfrage immer mit der Antisemitenfrage, der damals in Ahlwardts Blütezeit nur allzu reichlich Menschliches anhaftete,

zusammen betrachtete und infolgedessen mit der politischen Unergiebigkeit und Unfruchtbarkeit der damaligen antisemitischen Parteien die gesamte Bewegung belastete. Es ist leider so. Bismarck hat sich auch in der Ruhe des Sachsenwaldes nicht die Zeit genommen, tiefer in die schwierige Frage einzudringen: sein Urteil blieb an der Oberfläche haften.

In Österreich hatte die starke antisemitische Bewegung der achtziger Jahre unter den gleichen Fehlern zu leiden, wie bei uns. Als 1888 sich ihr bedeutendster Führer, Georg Schönerer, eine Blöße gab, die zu seiner gerichtlichen Verurteilung führte, benutzten die Christlich-Sozialen unter ihrem mehr gewandten als gewissenhaften Führer Lueger die günstige Gelegenheit, die antisemitische Volksstimmung für ihre Partei einzufangen. Dies gelang über Erwarten und stärkte zwar den Einfluß dieser Partei erheblich, schadete aber dem Antisemitismus selbst aufs ärgste. Denn durch ihre Verschwisterung mit den Christlich-Sozialen wandten sich große Teile der Antisemiten von der bewußt völkischen Richtung ab. Es war ein Rückfall in den Glaubens- und Geschäftsantisemitismus, den man schon überwunden glaubte. Nur langsam konnte sich die völkische judenfeindliche Bewegung in Österreich von diesen Schlägen erholen. Immerhin erstarkte die Bewegung von neuem. Besonders im nationalen Vereinswesen breitete sie sich aus und vollzog eine reinliche Scheidung: die Schutzvereine und auch viele Studentenverbindungen versagten den Juden den Zutritt. Der Rassengedanke schlug in Österreich viel schneller und gründlicher durch als bei uns. „Nirgends ist er so wie in Deutschösterreich zur Losung einer breiten Front geworden, für die schließlich Arier einfach der Mensch ohne Judenblut ist."

Will man ein abschließendes Urteil über den Stand der Judenfrage in dem Deutschland kurz vor dem Weltkriege gewinnen, so greife man zu Daniel Frymanns aufrechtem Buch: „Wenn ich der Kaiser wäre" vom Jahre 1912, das mit weitem Blicke die Verkettung des Judentums mit den gesamtdeutschen Verhältnissen überschaut. Es war wie ein letzter Mahnruf zur Umkehr, leider zu spät, da der Hereinbruch des Weltkrieges ein Ausreifen der Wirkung dieser staatsmännischen Schrift in unserem Volke vorzeitig unterband. — Erwähnenswert ist noch, daß ebenfalls im Jahre 1912 unter dem unmittelbaren Eindruck der Judenwahlen der „Verband gegen Überhebung des Judentums" entstand, ein Zeichen der Zeit, wie die judengegnerische Bewegung durch den politischen Machtzuwachs ihrer Feinde immer mehr in die reine Abwehr gedrängt wurde. Mit reiner Abwehr ist aber kein Sieg zu erringen. Die beste Abwehr ist von je der Hieb.

Es folgt die Kriegszeit, die trübste für die Bewegung, der die Staatsweisheit eines Bethmann jede Betätigung für unser Volk versagte, damit die Juden desto ungestörter ihr tödliches Werk gegen dasselbe fortsetzen konnten. Jede Äußerung der Judenfeindschaft wurde rücksichtslos unterdrückt, alles im Zeichen des Burgfriedens, wo man doch gleichzeitig ein so hetzerisches Buch wie Brunners „Der Judenhaß und das Judentum" ungehindert erscheinen ließ. So ist aus dieser Zeit nicht viel zu berichten. Ein einziger Erfolg wurde erzielt, als die Judenzählung im Heere durchgesetzt wurde, um dem beleidigten Volksempfinden Genugtuung zu geben. Aber gerade bei diesem Unternehmen zeigte sich am deutlich-

sten, wie weit schon die Judenherrschaft war, wie ohnmächtig sich Regierung und Volk dem jüdischen Machtgebot beugen mußten. Die Ergebnisse — und wir wissen heute, daß sie wenig erfreulich für die Judenschaft waren — durften nicht veröffentlicht werden, damit das Volk nicht noch rechtzeitig erwache und das jüdische Netz zerreiße.

Mit dem Novemberumsturz glaubte das Judentum vollends die Maske fallen lassen zu können. Der Siegerübermut ließ es die gewohnte Vorsicht vergessen. Die Erkenntnis der wahren Lage unserer Judenverknechtung mußte sich nun Bahn brechen. Dies geschah in einem Umfange und einer Stärke, gegen welche die frühere Bewegung selbst in ihrer Blütezeit verblaßt. Man kann behaupten, daß es heute in Deutschland keinen Nichtjuden gibt, der nicht im Innersten ein Judenfeind ist, wenn auch Parteirücksichten, persönliche Gründe und ererbte Vorurteile noch allzu vielen den Mund zum mutigen Bekenntnis verschließen. Von der Sozialdemokratie und den Demokraten ist da kaum Besserung zu erwarten. Wir hoffen aber auf den Tag, da sich auch beim Zentrum der Mut einstellt, sich dem Judeneinfluß trotz der jüdischen Versippung mancher ihrer Führer zu entwinden und die Hand an den Pflug zu legen, und wir hoffen ferner, daß auch die Arbeiterschaft, wozu schon verheißungsvolle Anfänge vorhanden sind, in dieser Lebensfrage sich nicht auf die Dauer ihrem Volke entzieht. Die Parteien aber, welche die Sünde am Geist und Leben unseres Volkes noch weiterhin begehen, verdienen nichts Besseres als den Untergang.

Hocherfreulich ist es, daß es gelungen ist, die machtvolle Bewegung in ein einheitliches Sammelbecken zu leiten. Einige größere Bünde vereinigten sich am 1. Oktober 1919 zum „Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbund", der trotz heftiger Befehdung schon nach Jahresfrist über 100000 Anhänger unter sein Banner scharte. Ja, der Novemberstaat wird sich damit abfinden müssen, daß trotz aller Gegenmaßnahmen der Kampf gegen das Judentum auf der ganzen Linie entbrannt ist. Dagegen kommt weder eine besondere amtliche Stelle auf, die in Berlin angeblich zur „polizeilichen Repression antisemitischer Exzesse" errichtet wurde, noch eine einseitig judenfreundliche Handhabung der republikanischen Schutzgesetze in einigen Bundesstaaten. Mit „einer Mischung von Geheimrats- und Parteisekretärmethoden, mit Beamtengehirnen und Schutzmannfäusten" zwingt man keine Bewegung von so urgewaltiger Kraft, wie sie jetzt in der Judenfrage unser ganzes Volk durchzieht. Und ebensowenig hält man unsere Jugend durch das Verbot des Tragens von Hakenkreuzen von ihr zurück. Denn das ist das Hoffnungsvolle an ihr: **Unser** ist die deutsche **Jugend**, und deshalb ist unser auch die deutsche **Zukunft**. Ein kleines Zeichen für den Wandel der Anschauungen ist es im großen Gären der Zeit, daß ein Mann wie Friedrich Delitzsch, den Chamberlain um die Jahrhundertwende noch als einen, wenn auch vielleicht unbewußten, Schildträger des Judentums ansah, im Jahre 1920 seine Schrift „Die große Täuschung" herausgab, die ausdrücklich dazu bestimmt ist, mitzuwirken, damit sich „das deutsche Volk beizeiten den Schlaf aus den Augen reibe", um die ganze Ernsthaftigkeit der jüdischen Frage zu erfassen. Hiermit kommen wir auf ein Gebiet, das heutzutage aller Gemüt bewegt: auf das Verhältnis zwischen der alttestamentarischen Überlieferung und dem deut-

schen Christenglauben. Schon Dühring hatte dem verjudeten Christentum die schärfste Absage erteilt. Mit der bloßen Verneinung kommt man aber solchen Fragen nicht bei. Erst die deutschchristliche Bewegung, die sich frei von allen Übertreibungen verschrobener Wotansverehrer, die man ihr vor allem von seiten des Zentrums gerne anhängt, ein Christentum schaffen will, in dem der deutsche Geist zur reinen Geltung kommen soll, ist vielleicht imstande, die Entjudung unserer Kirchen anzubahnen. Chamberlain ist hier als einer der ersten in seinen Grundlagen vorangegangen und hat schon die Meinung verfochten, daß das Deutschtum nur in dem Maße genesen könne, wie es sich auch in seinem religiösen Glauben von der jüdischen Erbschaft zu befreien vermöge. In neuerer Zeit sind für diese Entjudung des Christentums besonders Hans von Wolzogen, Prof. Bartels und Pastor Andersen eingetreten; ob sie der Größe ihrer Aufgabe gewachsen sein werden oder nur berufen sind, die Rolle von Vorläufern eines Größeren zu spielen, kommt für unsere geschichtliche Darstellung nicht in Betracht.

Dritter Teil.

Die namhaftesten Judengegner in Deutschland.

Es ist gewiß von eignem Reiz, die Auffassung der Männer, die uns hauptsächlich als Widersacher des Judentums und des jüdischen Geistes in Deutschland bekannt sind, näher kennenzulernen. Deshalb seien hier noch einige Ergänzungen zu den Ausführungen des vorhergehenden Teiles gegeben. Für einige bedeutende Deutsche ist hier schon reicher Stoff zusammengetragen und verwertet. Besonders verdienstvoll ist das Unternehmen des „Deutschen Volksverlags", eine Schriftfolge „Deutschlands führende Männer und das Judentum" herauszubringen, von der bereits die Hefte über Schopenhauer, Wagner, Goethe, Luther und Hebbel erschienen sind.

Wenn man die Sammlungen von Aussprüchen berühmter Männer über das Judentum oder die Judenfrage durchgeht, so bieten sie dem ersten Blicke ein fast einheitliches Bild entschlossener Judengegnerschaft und klarer Erkenntnis der jüdischen, uns so schädlichen Eigenschaften. In Wirklichkeit ist dies Bild aber keineswegs so eindeutig, weder bei den einzelnen Vertretern, noch in ihrer Gesamtheit. Wir besitzen oft von einem und demselben Manne ganz verschiedene Zeugnisse, entstammend aus verschiedenen Zeiten und geboren aus verschiedenen Stimmungen. Luther denkt und schreibt im Jahre 1520 ganz anders über die Juden als zwanzig Jahre später. Und der gleiche Goethe, der vor den jüdischen Pfiffen Mendelssohns warnt, spricht anläßlich seines Todes mit Ausdrücken hoher Achtung von ihm.

Beginnen wir mit Luther. Wer sich eingehender unterrichten will, wird Falbs Schrift „Luther und die Juden" nicht entbehren können. Gleich bei Luther sehen wir, wie sich die Wandlung zum entschlossenen Judenfeind erst im Laufe seiner reiferen Mannesjahre vollzieht. In seiner früheren Zeit muß man ihn dagegen als ausgesprochenen Judenfreund bezeichnen. Zeugnis davon legt seine Schrift ab „Daß Jesus Christus

ein geborener Jude sei". Sie stammt aus dem Jahre 1523 und verfolgte nebenbei auch die Absicht, die Juden durch Güte dem Christentum zuzuführen. Eine wohlwollende Behandlung der Juden stand für Luther damals außer aller Frage, da er in ihnen ja Blutsverwandte des Heilands sah. Ob sich diese Judenfreundlichkeit der ersten Zeit nur von der Weltfremdheit Luthers herleitet, erscheint mir fraglich: denn 1523 war er bereits 36 Jahre alt, hatte Rom gesehen und vor Kaiser und Reich Zeugnis abgelegt. Vielleicht mögen seine Verbindungen mit dem Kreise um Reuchlin — Melanchthon war mit diesem verwandt — seine anfängliche Gesinnung beeinflußt haben, da ja die Humanisten in dem ärgerlichen Streite mit Pfefferkorn die jüdische Sache verfochten hatten, vielleicht hat auch die Hoffnung, die Juden in den Bann seiner kirchlichen Bewegung zu zwingen und sie dadurch dem Christentum zu gewinnen, mitgesprochen. Sicher erscheint mir nach Luthers ganzem Wesen, daß seine spätere Judenfeindschaft nicht darauf zurückzuführen ist, daß er sich in seinen Bekehrungsversuchen enttäuscht sah, wie dies Graetz behauptet. Hier mißt dieser, bei seiner Verständnislosigkeit für wahre menschliche Größe, den Riesen Luther am Maßstabe seiner eignen Kleinheit. Die judenfeindlichen Schriften Luthers erschienen beide genau zwanzig Jahre nach der ersten, im Jahre 1543 und heißen „Von den Juden und ihren Lügen" und „Vom Schem Hamphoras". Für den Umschlag von Luthers Ansichten waren neben persönlichen Erlebnissen und wissenschaftlichen Erkenntnissen vor allem auch sein Bekanntwerden mit den schweren wirtschaftlichen Schädigungen, die das Volk durch die Juden erlitt, maßgebend. Seine Vorschläge zur Lösung der Judenfrage sind nun äußerst scharf. Von der Judentaufe will er nichts mehr wissen, dagegen will er ihrem Gottesdienst und ihren Lehren ernstlich zu Leibe gehen und ihnen daneben Beschränkungen der Freizügigkeit, Verbot des Wuchers und Erziehung zur körperlichen Arbeit auferlegen. Sollte ihnen das nicht genehm sein, so ist er mit ihrer Auswanderung durchaus einverstanden. Die Sprache der letzten Schriften ist selbst im Anbetracht des rauheren Tones jener Zeit ungewöhnlich schroff. Dieser äußere Mangel darf aber nicht verhindern, anzuerkennen, daß seine Vorschläge, abgesehen von den auf die Unterdrückung des jüdischen Kultus bezüglichen, auch für unsere Tage im allgemeinen sachgemäß wären, wenn sie auch nicht als eine vollständige Lösung der Judenfrage angesehen werden können.

Im Emanzipationszeitalter finden sich in den Reihen der namhafteren Judengegner die Namen von Herder, Goethe, Kant und Fichte. Allerdings ist es mit Herder so ein eigen Ding um seine Judenfeindschaft. Gewiß findet man bei ihm auch gelegentlich ein scharf ablehnendes Urteil, wie das schon früher angeführte. Im allgemeinen stößt man aber bei ihm doch auch auf ein gewisses Wohlwollen, wobei vielleicht seine Eigenschaft als Geistlicher ein Hindernis zur völligen Abstreifung überkommener Vorurteile wurde. So ergab sich bei seinen Urteilen oft eine milde Lauheit, wo Schärfe geboten gewesen wäre, beispielsweise, wenn er die Juden nur als ein uns „fremdes" Volk bezeichnet, wo doch die Bezeichnung „feindselig" eher am Platze gewesen wäre. Daher faßte auch Herder die Emanzipation als eine Art Schuldverpflichtung unseres Volkes gegenüber den Sünden unserer Vorfahren an den armen, ge-

quälten Juden auf. Viel wichtiger als Herders Stellung ist aber diejenige Goethes. Selten hat wohl jemand das wahre Wesen der Juden schärfer und tiefer erkannt, als es seinem kühl prüfenden Verstande möglich war. Gleichgültig, ob sein Urteil ihre Wesensart, ihren Glauben oder ihre Geschäftsgewohnheiten berührt, überall ist es von der gleichen Wahrheit und Klarheit. Seine Kenntnis der Juden erzeugte bei ihm nicht nur Abneigung, sondern stellenweise sogar Verachtung einer Rasse, bei deren Schaffung die Natur „in eine Sackgasse geraten ist". Geradezu vernichtend ist es, wenn er vom jüdischen Volke sagt: „es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker" — oder wenn er in noch schärferer Ausprägung feststellt, „daß es alle früheren Fehler behalten, dagegen seine alten Tugenden verloren habe". Goethe mußte deshalb ein ausgesprochener Gegner der Gleichstellung sein; besonders um die Erziehung seines deutschen Volkes ist er besorgt und wollte deshalb den Juden auch keinen Anteil an der Bildung geben, die sie verleugnen. Seine Ablehnung bezieht sich dabei nicht nur auf das Gebiet der staatsbürgerlichen Rechte, sondern auch auf Fragen der bürgerlichen Gleichstellung. Seine schon bekannte Haltung in der Mischehenfrage zeigt dabei den großen „Heiden" von wahrerem Gefühle für die christliche Selbstachtung beseelt als die Jünger der Duldsamkeit um jeden Preis unter der Geistlichkeit, die sich nicht scheuten Glaubensjüdinnen kirchlich einzusegnen, wie sie sich ja auch nicht gescheut hatten, der Tauflüge Vorschub zu leisten. Manchmal erscheint uns in Einzelfragen Goethe sogar als rückständig, wenn er es beispielsweise als „löbliche Anordnung" noch im Jahre 1816 preist, daß in Jena kein Jude übernachten dürfe. Wie übrigens schon in der Mischehenfrage vielleicht in Goethes Unterbewußtsein die Erkenntnis der Gefahren der Rassenentwertung mitspielte, so läßt auch noch eine andere Stelle vermuten, daß er über die Rassenfrage nachgedacht hat. Er lehnt nämlich die Verwandtschaft zwischen den Deutschen und den Juden kräftig ab: „dem auserwählten Volke wollen wir die Ehre der Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir Anderen war . . . hatten gewiß auch andere Urväter."

Diese Haltung Goethes ist natürlich den Juden sehr peinlich: sie hätte sie eigentlich, wenn sie das besäßen, was man „verecundia" nennt, abhalten müssen, seinen erlauchten Namen für ihre jüdischen Zwecke in allerhand Goethebünden u. dgl. zu mißbrauchen. Sie suchen deshalb auch seine wenigen judenfreundlichen Beziehungen nach Kräften zu übertreiben. So vor allem diejenigen zur Rahel Lewin, sowie deren Verdienste um ihn. Die Sache lag aber so, daß sich Goethe die jüdische Aufdringlichkeit der Lewin und ihres Berliner Kreises mehr mit höflicher Zurückhaltung gefallen ließ, als daß er sie ermuntert hätte. Und den großen Heinrich Heine mit seiner vorlauten Überheblichkeit ließ er bei dessen Besuch die ganze Kälte und Unnahbarkeit des Olympiers fühlen. Wie wenig Goethe das Anschmeißerische des jüdischen Wesens schätzte, zeigte sich schon in seiner Äußerung über den „Humanitäts-Salbader" Jacobsohn, der an den Pranger der Lächerlichkeit vor aller Welt gehöre.

Es ist eine auffallende Tatsache, daß eine ganze Reihe unserer bedeutenderen Philosophen den Juden so abgeneigt sind, daß man sie zu den schärfsten Judengegnern zählen muß: Kant, Fichte, Schopenhauer —

dann Feuerbach und Dühring. Auch Ed. von Hartmann, obwohl kein Judenfeind, hat den Juden manche so bittere Wahrheiten gesagt, daß er sich scharfe Angriffe und den Vorwurf gefallen lassen mußte, seine Darstellungen leiteten nur „Wasser auf die Mühle der Antisemiten". Einzig Nietzsche, wenn anders man ihn unter die Philosophen rechnen will, war entschieden judenfreundlich, wobei unentschieden sein mag, wieviel davon seinem Widerspruchsgeist und seiner schlummernden Krankheit zuzuschreiben ist. Von Kant wurde schon erwähnt, daß er trotz seiner freundschaftlichen Stellung zu Mendelssohn von Weininger für den schärfsten Antisemiten gehalten wurde. Es wäre eigentlich von Wert, zu wissen, wie hoch er in Wahrheit die philosophischen Leistungen Mendelssohns, die Goethe nur als öde jüdische Platitüden und als Pfiffe empfand, einschätzte und wie viel man bei seinen Urteilen kollegialem Wohlwollen zuschreiben muß. Denn das Oberflächliche an jenem Manne kann dem großen Denker unmöglich entgangen sein. Kant hatte vor allem die moralische Unvollkommenheit der Juden im Auge: es erscheint ihm befremdlich, sich ein Volk von Betrügern vorzustellen, das den Mangel an Gefühl für bürgerliche Ehre durch seinen Schachersinn auszugleichen versucht. Wie aber Chamberlain annimmt, hatte der Königsberger Philosoph doch wohl schon eine Ahnung von der rassischen Bedingtheit dieser jüdischen Eigenschaft. Er warnt deshalb vor den Gefahren der Vermischung: „So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen: daß die Vermischung der Stämme, welche nach und nach die Charakter auslöscht, dem Menschengeschlecht, alles angeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei."

Fichtes hartes Urteil stammt aus dem Jahre 1793, als die französische Staatsumwälzung schon in Bahnen gelenkt hatte, die dem völligen haltlosen Schreckensregiment zuliefen. Ob dies von Einfluß auf seine Stellungnahme zur jüdischen Emanzipation war, läßt sich nicht erkennen. Jedenfalls steht Fichte dem jüdischen Begehren nach Gleichstellung völlig abweisend gegenüber. Der unausrottbare Haß der Juden gegen das ganze menschliche Geschlecht, ihr Zusammenhalt als „Staat im Staate", ihre Bevorrechtung, indem man ihnen erlaubte, ungestraft das Volk auszuplündern, wo selbst der Herrscher niemandem die väterliche Hütte nehmen dürfe, ihr grenzenlos überheblicher Stammesdünkel — das alles zwinge dazu, ihnen ihre Forderungen zu versagen. Fichte ließ sich auch nicht durch den jüdischen Phrasenschwall der Aufklärungszeit benebeln. „Dies alles seht ihr mit an", ruft er, „und könnt es nicht leugnen, und redet zuckersüße Worte von Toleranz und Menschenrechten und Bürgerrechten, indes ihr uns die ersten Menschenrechte kränkt." So will er denn auch den Juden nur Menschenrechte zugestehen, nicht aber Bürgerrechte: „Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich wenigstens kein Mittel, als das: in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee steckt. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie alle dahin zu schicken." Fichte erkennt also die Unmöglichkeit der Assimilation und sieht eine dauernde Lösung der Judenfrage nur in deren Abwanderung. Äußerstenfalls begnügt er sich mit ihrer staatsbürgerlichen Abkapselung.

Schopenhauer hat vielleicht in Einzelheiten klarer über die jüdische Art geurteilt als Fichte. In der Folgerichtigkeit des Schlusses, was zu tun sei, hat er ihn nicht erreicht. Es ist schon früher davon die Rede gewesen, daß wir uns mit seiner Lösung, die Juden durch Aufheiratung für uns unschädlich zu machen, nicht befreunden können. Wenngleich die Gefahr einer dauernden Blutverschlechterung unserer Art zu Schopenhauers Zeit noch nicht so groß war, wie heute, so konnte er sich doch auch schon damals über die unausbleiblichen schlimmen Folgen solcher Blutsmischung nicht im unklaren sein. Seine Lösung ist die Lösung ohnmächtiger Verzweiflung, die sich gezwungen sieht, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Abgesehen von diesem Punkte ist jedoch die Einsicht Schopenhauers in die jüdische Eigenart zu bewundern. In seinem Wohnort Frankfurt mochte er ja allerdings die beste Gelegenheit haben, seine Erfahrungen zu sammeln. Schopenhauer verdanken wir vor allem die Kenntnis von der Unveränderlichkeit des Judentums, lange bevor die Naturwissenschaft diese Stetigkeit wissenschaftlich bestätigt hat. Deswegen vermag er sich auch mit der falschen Anschauung, die das Judentum als eine Glaubensgemeinschaft und nicht als eine festgefügte, fremde Nation erscheinen läßt, nicht abzufinden. So muß von dieser Grunderkenntnis aus auch Schopenhauer zu einer Verneinung der Emanzipationsgelüste der Juden kommen. Auch er ist nur für ihre bürgerlich-rechtliche, nicht aber für die staatsrechtliche Gleichstellung. Und es ist nur Fichtes Erkenntnis vom „Staat im Staate" in anderen Worten, wenn er sagt: „Das Vaterland der Juden sind die übrigen Juden", wobei Schopenhauers Deutung die treffendere und umfassendere ist, da sie gleichzeitig das übervölkische Wesen des Judentums kennzeichnet. Wie unter solchen Verhältnissen sich heute Juden finden können, die mit Schopenhauers Namen geistige Geschäfte machen wollen — man erinnere sich an gewisse Ereignisse in der Schopenhauer-Gesellschaft —, ist um so mehr verwunderlich, als gerade Schopenhauer, im Gegensatz zu Kant und Fichte, bei seiner Beurteilung und Verurteilung der Juden sich seinem Hang zu Spott und Hohn überließ und schonungslos ihre Schwächen aufdeckte.

Von Schopenhauer zu Wagner ist nur ein Schritt. Bei den geistigen Zusammenhängen, die von dem Philosophen zu dem Meister der Töne laufen, kann wohl unbedenklich angenommen werden, daß diesem die Anschauungen des ersteren über das Judentum nicht unbekannt waren, jedenfalls zur Zeit seiner letzten hieher gehörigen Schriften. Wagner befaßte sich ähnlich wie Luther mit den Juden in zwei um zwanzig Jahre auseinanderliegenden Zeiten seines Lebens. So ist es erklärlich, daß sich bei ihm eine gewisse Ausreifung seiner Anschauungen mit den wachsenden Jahren vollziehen mußte, zumal er noch in der letzten Zeit seines Lebens in den Einflußbereich eines Mannes wie Gobineau kam. Seine erste Kundgebung zur Judenfrage erfolgte im Jahre 1850 mit dem Aufsatz „Das Judentum in der Musik". Erst im Jahre 1869 erfolgte die Neuausgabe mit einem einleitenden Vorwort. Die letzten Aufsätze „Modern" und „Erkenne dich selbst" entstammen dann den Jahren 1878 und 1881. Wagner hat sich durch seine Offenheit einen außerordentlichen Haß seitens der Juden zugezogen, obwohl er im Tone und Urteil stets maßvoll zurückhielt und jedenfalls nicht im entferntesten an die deutliche Ausdrucksweise

Schopenhauers heranreichte. Es ist dies, wie Chamberlain zutreffend bemerkt, ein beachtenswertes Zeichen, wie sich die Unduldsamkeit der Juden mit ihrer wachsenden Macht vermehrt hatte, die bereits im Jahre 1850 jede Anzweifelung ihrer Gottähnlichkeit als todeswürdiges Verbrechen betrachteten. An sich kann ich ihnen deshalb nicht so gram sein. Ich wünschte meinem Volke nur einen Bruchteil dieser nationalen Empfindlichkeit, und die jüdische Dreistigkeit müßte sich andere Gegenstände zum Begeifern aussuchen, als sie es heute tut, wo sie alles, was uns teuer und heilig ist, verunglimpft. Grundlegend für Wagners Stellungnahme zu den Juden ist es, daß er nie die wirtschaftliche Seite in den Bereich seiner Betrachtungen zieht, sondern daß es ihm stets nur um die Erhaltung deutschen Kunstsinns und deutscher Sittlichkeit zu tun ist. Aber während er anfangs noch glaubte, daß der Jude sich in sich selbst überwinden könne und durch diese „Erlösung Ahasvers — den Untergang" die Möglichkeit finde zur menschlichen Gemeinschaft mit uns, war er später durch seine Bekanntschaft mit der Rassenlehre Gobineaus zur Erkenntnis der für uns bedingungslosen Schädlichkeit des Judentums gekommen und sich der ungeheuren Schwierigkeiten der Assimilation deutlich bewußt geworden. „Soll dieses Element uns in der Weise assimiliert werden, daß es mit uns gemeinschaftlich der höheren Ausbildung unserer edleren menschlichen Anlagen zureife, so ist es ersichtlich, daß nicht die Verdeckung der Schwierigkeiten dieser Assimilation, sondern nur offenste Aufdeckung derselben hierzu förderlich sein kann." Bis zur Überzeugung von der Unmöglichkeit der Assimilation scheint Wagner nicht gekommen zu sein.

Es ist schon auf die fesselnde, aber schwerlich haltbare Auffassung Weiningers, die auch von Bleibtreu geteilt wird, hingewiesen worden. Weininger hält Wagner für den „tiefsten Antisemiten" und glaubt, daß dessen Einsicht in die jüdische Natur von einem Beisatz jüdischen Wesens in seiner Art herzuleiten sei, was sich in seiner Kunst auch hin und wieder offenbare. Ich kann mich mit derartigen Geistreicheleien nicht befreunden. Der Schöpfer des Siegfried, des Parsival und der Meistersinger hat nichts Jüdisches an sich. Wenn er in seinen ersten Frühwerken von der jüdischen Mache Meyerbeers als Kind seiner Zeit nicht ganz unbeeinflußt gewesen sein soll, was ich als Nichtmusiker nicht zu entscheiden wage, so war er es doch sicherlich nur im Äußern, in der Form, nicht aber im innersten Wesen seiner musikalischen Ausdrucksweise. Wie man aber die Werke des selbständigen Meisters wegen ihres „Aufdringlichen, Lauten, Unvornehmen" mit dem Theaterlärm eines Meyerbeer auch nur in einem Atem nennen kann, ist mir unerfindlich und beweist höchstens, daß das Judentum selbst in seinen Besten wie Weininger eben nur an die Schale, nicht an den Kern unseres Wesens heranreicht.

Von den drei großen wissenschaftlichen Judengegnern der achtziger Jahre sei Dühring vorweggenommen. Dühring ist ein Mann, der eigene Wege geht. Er drang auf ihnen zu Erkenntnissen vor, die im allgemeinen jener Zeit noch verschlossen waren, die aber eine spätere Zeit als wahr anerkannt hat. Seine Schrift „Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage" leidet an einer gewissen Fahrigkeit; man vermißt die kristallhelle Klarheit, die uns bei Treitschke und Lagarde so schnell und leicht zurechtfinden läßt. Auch klingt durch sein Werk ein Ton der Verbitterung

durch, der sich manchmal bis zu einseitiger Ungerechtigkeit steigert. Diese Mängel dürfen uns aber nicht abhalten, das Ganze als eine große Bereicherung unserer Anschauungen über die Judenfrage, der Dühring ganz neue Seiten abgewann, gebührend hochzuschätzen. Wie schon aus dem Titel des Buches hervorgeht, hat Dühring die Judenfrage in erster Linie als eine Rassenfrage erkannt und er rühmt sich stolz dessen in der Vorrede zu der 5. Auflage, daß er als erster den „Rassenstandpunkt ... im Gegensatz zu dem damals ganz allein maßgebenden Religionismus" vertreten habe. Unzweifelhaft hat Dühring in dieser Hinsicht starken Einfluß bis zu der Zeit ausgeübt, als die Veröffentlichungen Schemanns und Chamberlains die Rassenerkenntnisse auf eine breitere und gesichertere Grundlage stellten. Beim Judentum sieht nun Dühring „die in einer Rasse verkörperte Rechtswidrigkeit" als das Entscheidende an, die es geradezu zu einer Lebensgefahr für unser Volk werden läßt. Aber nicht nur diese Auffassung des Judentums als eines infolge seiner Rechtsauffassung gemeingefährlichen ist bei Dührung neu, auch die geistige Unfruchtbarkeit der jüdischen Rasse ist von keinem seiner Vorgänger mit gleicher Bestimmtheit ausgesprochen worden wie von ihm. Das Judentum ist also nicht nur für uns gefährlich, sondern auch in jeder Hinsicht überflüssig. Sein Verschwinden aus unserem heutigen Dasein oder sein Hinwegdenken aus unserer Vergangenheit würde weder für die Gegenwart noch für die früheren Zeiten irgendeine Lücke bedeuten. Daher ist auch Dühring für völlige Ausmerzung des Judentums aus unserer Mitte. Er hält die Gefahr für so dringend, daß ihm selbst sein früheres Wort vom inneren Karthago — „meine Meinung ist es übrigens, daß Karthago zerstört werden müsse" — im Jahre 1900 kaum mehr auszureichen scheint. Der Verlauf der Geschichte hat im wesentlichen Dühring recht gegeben: seine Erkenntnisse in der Rechts- und Befähigungsfrage des Judentums sind von Chamberlain, der Dühring nirgends in den „Grundlagen" erwähnt, also ganz unabhängig von ihm geforscht zu haben scheint, durchaus bestätigt worden. So steht Dühring am Eingang einer Zeit der Ermannung unseres Volkes als ein Pfadfinder durch das Dunkel der Vorurteile, in dem wir bis dahin irregegangen waren.

Treitschke und Lagarde haben vielleicht nicht so tief in das Wesen der Judenfrage einzudringen vermocht als der einsame Dühring. Dennoch war ihr Einfluß auf ihre Zeit sowohl als auf die Zukunft ein allgemeinerer und nachhaltigerer, weil sie ihr Wirken in engere Beziehungen zu dem Deutschtum zu bringen verstanden wie Dühring, dem es schwerfallen mußte, seine Ansichten über das Judentum „mit seinem allem nationalen Egoismus abholden Kosmopolitismus in Einklang zu bringen". Auch hatte Dühring schon im Jahre 1877 seinen Lehrstuhl aufgegeben und damit die Möglichkeit verloren, vor großem Zuhörerkreis für seine Anschauungen zu werben. Dies war besonders Treitschke in vollem Maße beschieden. Es war kein zurückgezogener Privatgelehrter, der da die Stimme erhob, sondern ein Forscher von anerkanntem Ruf, ein Politiker, der seit dem Jahre 1871 dem Reichstag und der Partei der Lasker und Bamberger angehörte und das jüdische Treiben der siebenziger Jahre aus allernächster Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Aber gerade daß Treitschke ein Liberaler und ein hochangesehener Gelehrter war, traf das Judentum

so empfindlich. Bis dahin hatte man die judengegnerische Bewegung als ein Anhängsel der Konservativen und der Zentrumspartei betrachtet, da Stöcker der ersteren nahestand und die letztere vom Kulturkampfe her die jüdische Hetze noch nicht vergessen hatte. Um so mehr wirkten Treitschkes Worte wie ein Peitschenhieb. Ihm schien es gerade „wünschenswert, daß einmal ein Mann, den man nicht mit den beliebten Schlagworten ‚unduldsamer Pfaff‘ oder ‚der Jude wird verbrannt‘ abfertigen konnte, sich unumwunden für die judenfeindliche Bewegung ausspreche“. Denn die jüdische Erbitterung kann keineswegs auf eine besonders scharfe Sprache zurückgeführt werden. Wenn wir heute den grundlegenden Novemberaufsatz vom Jahre 1879 lesen, so sind wir im Gegenteil erstaunt, mit welcher Vorsicht Treitschke seine Worte abwägt, wie er immer wieder nur gegen Auswüchse eifert und wie er vor allem beteuert, daß er an eine Einschränkung der jüdischen Gleichberechtigung trotz dieser trüben Erfahrungen, trotzdem man bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf die Juden für unser „Unglück“ halte, nicht denke. Zudem konnte er darauf hinweisen, daß er schon acht Jahre früher, also unmittelbar nach dem Kriege, genau dieselben Gedanken, nur weniger eingehend, in seinen „Historischen und politischen Aufsätzen“ besprochen habe. Die Empfindlichkeit der Juden um die Jahreswende 1879/80 war vielmehr einerseits ein Zeugnis für ihr seit dem Jahre 1871 gesteigertes Machtbewußtsein, andererseits aber der Ausdruck ihrer gesteigerten Wachsamkeit und Angst infolge der Stöckerschen Bewegung. Sie bewies, daß eine „deutsche Judenfrage, deren Dasein man abzuleugnen suchte, in der Tat vorhanden“ war. Schon die einfache Feststellung der Tatsache, daß an dem Unmut unseres Volkes nicht nur „Roheit, Neid, nationale und religiöse Vorurteile“ schuld seien, sondern daß auch der wachsende Übermut der Juden, ihr Mangel an „Pietät gegen den Glauben, die Sitten und Gefühle des deutschen Volkes“ Gründe seiner leidenschaftlichen Erbitterung seien, konnte die Selbstgerechtigkeit des Judentums nicht vertragen.

Die tatsächliche Ausbeute des Treitschkeschen Aufsatzes im Sinne einer Lösung der Judenfrage ist gering. Treitschke sieht nur die doppelte Möglichkeit, die Deutschen zu Juden zu machen oder umgekehrt. Da ersteres nicht angängig sei, fordert er, daß die Juden „Deutsche werden, sich schlicht und recht als Deutsche fühlen“. Er muß aber selbst zugeben, daß die Kluft zwischen den beiden Völkern zu groß sei, als daß die Aufgabe jemals ganz gelöst werden könne. Daß in der Erkenntnis dieser Unmöglichkeit Treitschke — nicht ganz unähnlich der Halbheit Schopenhauers in der Mischehenfrage — sich mit der unzulänglichen halben Maßnahme eines aussichtslosen Versuchs begnügen wollte, liegt wohl daran, daß auch er in politischen Anschauungen aufgewachsen war, für welche die Judenemanzipation von vornherein als etwas Unantastbares galt, und über die er später hinauswuchs. Jedenfalls ist bei Treitschke in den folgenden Büchern seiner „Deutschen Geschichte“ und in seiner ferneren Lehrtätigkeit eine Entwickelung zu immer entschiedenerer Judenfeindschaft festzustellen. Daß man ihm dabei harmlose Witze über jüdische Äußerlichkeiten, die doch schließlich immer noch ein gutmütiges Wohlwollen bekundeten, verargte und ihm die Schuld an den Entartungserscheinungen des Antisemitismus aufbürden wollte, ist in hohem Grade ungerecht. Treitschke selbst schob diese

Schuld, daß ein „unsauberes Antisemitentum" emporkomme, wohl nicht mit Unrecht, der feigen Zurückhaltung der gemäßigten Parteien zu, welche die offensichtlichen Mängel nicht sehen wollten und durften. Wenn sich aber die Berufenen einer notwendigen Tat versagen, besteht immer die Gefahr, daß sie von unberufenen Händen in Angriff genommen wird. In der literarischen Fehde Treitschkes und auch später findet sich keine Andeutung, wie er sich zu der Rassenfrage stellte, die ihm doch aus Dührings Schrift nicht unbekannt sein konnte. Vielleicht mag er sie für die praktische Lösung der Judenfrage, wie er sie sich dachte, für bedeutungslos, ja sogar für hinderlich angesehen haben. Immerhin findet man auch bei Treitschke Anklänge an die Rassenlehren, die uns die Reinheit des Blutes und die Erhaltung der Eigenart zur Pflicht machen, wenn er bekennt, daß in den zwanziger Jahren bereits ein fremder Tropfen in unser Blut gekommen sei oder daß sein berechtigter Kampf dem Schutz „der alten deutschen Art gegen die wachsende Macht und den wachsenden Übermut des Judentums" gelten solle. Leider verbietet es der Raum, hier noch näher auf den Austrag der Meinungen zwischen Treitschke einerseits, den jüdischen Professoren Breßlau, Lazarus und Cohen andererseits oder auf die treffenden Abfuhren von Graetz und Paulus Cassel einzugehen. Auch mit Mommsen, einem der Mitunterzeichner der von Lagarde verhöhnten Erklärung, setzt sich Treitschke auseinander. Bei diesem Streite ist von einem gewissen Interesse, daß Mommsen in seiner Schrift „Auch ein Wort über unser Judentum" sein ihm wohl unbequemes Wort vom „Ferment der Dekomposition" für unsere Verhältnisse im Sinne umzuändern versuchte, indem er das Judentum bei uns nunmehr als „ein Element der Dekomposition der deutschen Stämme" bezeichnete, natürlich in der Meinung, daß es die gegenseitige Abschleifung der Stammesunterschiede vermittele. Ganz abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob eine solche Ausgleichung der Unterschiede, ein solch einheitlicher Brei für uns von Segen wäre, ist Mommsens Behauptung aber auch sachlich unrichtig. Und Treitschke weist nachdrücklich darauf hin, daß das Treiben der Judenpresse durchaus nicht dem Stammesausgleich zwischen Sachsen und Franken, sondern der Zersetzung aller Stämme, der Förderung eines heimatlosen Weltbürgertums diene, daß es allem deutschen Wesen feindlich sei.

Lagarde hat in Schemann einen Künder seines Lebens und seines Wirkens gefunden. Ein jeder, der sich eingehender mit Lagarde beschäftigen will, sei deshalb auf Schemanns „Paul des Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild" verwiesen. Auch für die folgenden Ausführungen ist dies Buch mit großem Nutzen verwendet worden. Bei Lagarde, dem gelehrten Orientalisten, erstreckt sich die Beschäftigung mit der Judenfrage auf einen Zeitraum von fast 40 Jahren. Es ist daher verständlich, daß sich seine Anschauungen im Laufe der Jahre schärfer ausprägten, ja auch wohl teilweise änderten. Gerade sein vielberufenes Wort „das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte" stammt schon aus dem Jahre 1853 — im Drucke veröffentlicht schon 1874 —, während man aus späteren Äußerungen, wenn auch nicht gerade eine Abkehr von dieser Anschauung, so doch ein stärkeres Betonen der deutschen Eigenart gegenüber dem „fremden" Juden erkennen kann, dessen Eindringen in den deutschen Blutkreislauf „Eiterung und den Tod" hervorrufe.

Auch Lagarde redete gewissermaßen der Assimilation das Wort. Er sah aber doch tiefer wie Treitschke, der die Überwindung des Juden im Juden, die Deutschwerdung des Juden, wenn auch nicht für restlos durchführbar, so doch für so weit möglich hielt, daß er andere Möglichkeiten kaum in Betracht zog. Lagarde dagegen erkannte, daß die Tötung des Jüdischen im Judentum die Vorbedingung für deutsches Gedeihen sei. Dies hielt er aber für so schwer, daß er auch vor der anderen Lösung, das Jüdische aus dem deutschen Körper — durch Absonderung oder Abwanderung — auszuscheiden, nicht zurückscheute. So oder so: „Fort müssen sie." Und da er andererseits verlangte, daß Deutschland so „voll deutscher Menschen und deutscher Art werde, so voll von sich wie ein Ei: dann sei für Palästina kein Raum in ihm", so scheint er doch zuletzt mehr für die Ausscheidung als für die Einverleibung gewesen zu sein. Mit Treitschke hat dagegen Lagarde gemein, daß er auch dem Deutschtum einen nicht unwesentlichen Teil der Schuld an dem Übel beimißt. Ersterer sieht unseren Schuldanteil in der mißverstandenen Duldsamkeit, die zur Gleichgültigkeit gegen die Religion ausarte, und in der Untätigkeit gegen den Wucher und andere jüdische Laster, während ihn letzterer, weniger beschönigend, nicht übertriebener Duldsamkeit, sondern unserer Feigheit zuschiebt. Lagarde schießt sicher manchmal in seiner Offenheit und aufrechten Ehrlichkeit über das Ziel hinaus. Für einen Arzt ist es aber besser, eine Krankheit schonungslos aufzudecken, als sie zu vertuschen. Denn nur aus genauer Kenntnis des Schadens kann uns Genesung werden. So nehmen wir auch Lagardes Schroffheiten gerne in Kauf in Ansehung des Nutzens, den seine derbe Offenheit brachte. Treitschke verspricht sich von einem Eingreifen der Staatsgewalt nicht viel: in dem deutschen Volke selbst müsse die Heilung entstehen. Auch hier sah Lagarde klarer, daß das Übel schon zu fortgeschritten war, um ohne starke äußere Anstöße von innen heraus zu heilen. Er wußte, daß hier auch der Staat mittun müsse, solle anders die Sache vorankommen, und er fand starke Worte des Tadels für dessen verständnislose Gleichgültigkeit. Er befürchtete, daß wenn sich der Staat seiner Führerpflicht entziehe und bloß von den Ereignissen treiben ließe — wer denkt da nicht an Bethmann während des Krieges? —, die notwendige Abwehr leicht in falsche Hände komme. „Denn der Kampf mit dem Judentum wird erst aufhören, wann der letzte Funke deutscher Ehre in Deutschland verloschen sein wird, aber er wird, gerade weil die berufenen Führer des Volks ihrer Pflicht, zu helfen, noch nicht haben nachkommen können, sehr leicht zu falschen Waffen greifen." Und nun das mutige Wort: „Ich entschuldige die in diesem Kampfe Fehlenden willig . . ." Der Ruf nach der Mitwirkung der staatlichen Macht bei der Bekämpfung der Juden war aber nicht nur der Besorgnis Lagardes entsprungen, daß die Bewegung in den richtigen Bahnen bleibe, sondern ihm ganz allgemein von seiner Überzeugung eingegeben, daß die Judenfrage nicht nur „eine Religions- oder Toleranzfrage", sondern „ebensosehr eine Machtfrage" sei.

Unter den vielen Vorbedingungen für eine Übernahme der Juden in das deutsche Volkstum nennt Lagarde außer der Entsagung „ihres Pochens auf vorzugsweises Begnadigtsein, ihrer Ansprüche auf Weltherrschaft, der Verbindung mit ihren außerhalb Deutschlands wohnenden Blutsverwandten" das rückhaltlose Aufgeben „ihrer aus einer wertlosen statistischen

Notiz und den groteskesten Riten bestehenden Religion". Denn immer wieder betont Lagarde die Minderwertigkeit der religiösen Auffassung der Juden und ihre schädlichen Nachwirkungen auf das heutige Christentum und infolgedessen auch das Deutschtum. Ja „er wollte das ganze Alte Testament aus der christlichen Religionslehre ausgeschieden wissen", da an seinem „Einflusse das Evangelium, so weit dies möglich, zugrunde gegangen" sei. Lagarde kann somit in gewisser Hinsicht als ein Vorläufer der heutigen deutschchristlichen Bewegung betrachtet werden. In ähnlicher Weise berührt er sich hier mit dem späteren Chamberlain, der 1902 im Vorworte zur vierten Auflage seiner „Grundlagen" schreibt: „Gelänge es, aus unserem religiösen Leben den semitischen Einschlag zu entfernen, wir wären Neugeborene, und im selben Augenblick würde der Jude für unser Auge in die richtige perspektivische Entfernung wegrücken, wo es uns leicht werden würde, ihn zugleich gerecht und mild zu beurteilen. Das ist die These, die ich in diesem Buche verfechte." So hat Lagarde die Judenfrage wohl tiefer erfaßt als Treitschke, ohne indes seine Wirkung erreichen zu können. Und man kann es bedauern, daß sich die Anregung, Lagarde einen deutschsozialen Reichstagssitz anzubieten, nicht hat durchführen lassen. In ihm hätten die politischen Parteigruppen die geistige Kraft gewonnen, die ihnen in ihrem Kampfe leider fehlte.

Allerdings hatte auch der politische Antisemitismus in seinen Anfängen einen Führer von nicht gewöhnlichem Zuschnitte. Dies war der Hofprediger Stöcker, dem das Verdienst gebührt, nicht nur als erster — noch vor der Regierung — eine Politik der Arbeiterfürsorge vertreten zu haben, sondern auch die verderblichen Einflüsse des Judentums, vor allem des herrschenden Berliner, in breiter Öffentlichkeit bekämpft und den Versuch unternommen zu haben, die Massen dem Christentum zurückzugewinnen. Dieser christliche Einschlag bei Stöcker stand jedoch in keiner Beziehung zu seiner Judenbekämpfung. Es spielt also keinerlei religiöse Unduldsamkeit bei dem mit dem Schlagworte „Stöckerei und Muckerei" verlästerten Hofprediger mit, noch weniger das Bestreben, die Juden in den Schoß der christlichen Kirche zu führen. Gerade Stöcker wäre sicher nicht der Mann gewesen, eine Judentaufe, die nicht überzeugter Glaubensregung entsprungen war, zu vollziehen. Daß das Judentum allerdings mit bekannter Geschicklichkeit verstand, die Eigenschaft Stöckers als eines geistlichen Würdenträgers zu benutzen, um den verhaßten und gefürchteten Feind in Verruf zu bringen, ist für den, der jüdische Kampfesweise kennt, nicht wunderbar, und, daß es mit dieser Unwahrheit Erfolg hatte, bei seinem Einfluß in der Presse ebensowenig. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Stöcker in den Juden nicht die Andersgläubigen bekämpfte, sondern die Haupttonangeber des „kirchenfeindlichen Fortschritts", der „damals förmlich verjudet und vaterlandslos war", und der „gottfeindlichen Sozialdemokratie". Es ist keine Unduldsamkeit, wenn ein Geistlicher für die Wiederbelebung seiner Religion streitet, sondern dessen Pflicht. Und es zeugt von einer eigenartigen Begriffsverwirrung, wenn man den Juden das Recht zugestehen will, ihre Zersetzungstätigkeit auch auf christlich-religiösem Gebiete auszuüben, ja sich selbst in innerkirchliche Angelegenheiten wie Pfarrerwahlen einzumischen, wenn man aber eine Zurückweisung derartiger jüdischer Übergriffe als unduldsam brandmarkt. Stöcker fand leider nicht

nur die Judenmacht in der Presse und den verjudeten Parteien als seine Feinde, sondern er erfuhr auch die Gegenwirkung der Regierung. Schon damals konnte er klagen, daß man sich zwar die Unterstützung im Kampfe gegen den Fortschritt, Bismarcks erbittertsten Widersacher, gerne gefallen ließe, daß „in dem Augenblicke aber, wo das Judentum angegriffen wurde, es mit der Geduld der leitenden Kreise zu Ende gewesen" sei. Stöcker aber erschien „ohne die Bekämpfung der Judenwirtschaft jede aufbauende Politik" in sozialem Geiste unmöglich. Als er sich vollends den Haß des allmächtigen Herrn Bleichröder (1880) zuzog, da begann gegen ihn das planvolle Kesseltreiben, das schließlich den Rücktritt Stöckers aus dem politischen Leben zur Folge hatte. Gewiß hat Stöcker große Fehler gehabt und sich vielleicht auch im politischen Kampfe der späteren Jahre Blößen gegeben, die es verhinderten, daß Bismarck ihn als Mitstreiter ausnutzen konnte. Noch im Jahre 1888 aber trat der Kanzler vor dem Kaiser Friedrich III. für Stöcker ein und setzte durch, daß während der hundert Tage nichts gegen ihn unternommen wurde.

Stöckers Tätigkeit bei der Bekämpfung des Judentums war zu einseitig, da er „nicht die Juden angriff, sondern nur das frivole, gottlose, wucherische, betrügerische Judentum, das in der Tat das Unglück unseres Volkes" sei. Er hat also nicht erkannt, daß das gesamte Judentum bekämpft werden müsse, weil seine für uns Deutsche schädlichen und unerträglichen Eigenschaften sich nicht auf einzelne besonders unsittliche Einzelmitglieder dieses Volkes beschränken, sondern die Folge von Naturanlagen sind, deren sich höchstens einige Ausnahmen ledig machen können. Um dieser wenigen weißen Raben willen darf aber der Kampf nicht verwässert werden, ebensowenig wie sich ein Krieg zwischen zwei Völkern etwa auf die Staatsangehörigen beschränken kann, die auf beiden Seiten den Krieg gewollt haben. Stöckers einseitig christlich-konservativer Standpunkt verhinderte ferner, daß er, der sonst wirkliche Führereigenschaften besaß, die gesamte judenfeindliche Bewegung als ihr Leiter in die Hand bekam, wodurch vielleicht deren unglückliche Zersplitterung vermieden worden wäre.

Neben Stöcker verschwinden die anderen politischen Führer der Antisemiten, selbst ihr bedeutendster, Liebermann von Sonnenberg, da keiner von ihnen schöpferische Gedanken besaß wie der streitbare Hofprediger. Solche gewann die Bewegung zunächst erst wieder durch den Eroberungszug der Rassenlehren Gobineaus und Chamberlains um die Jahrhundertwende. Ihre Stellung zum Judentum muß ebenfalls noch besprochen werden. Des ersteren Verhältnis zum Judentum ist in Schemanns Werk: „Gobineaus Rassenwerk" ziemlich ausführlich dargestellt. Wer sich ganz in den Gedankengang Gobineaus einleben will, wird daneben sein Hauptwerk eingehend vornehmen müssen. Der Entstehungszeit dieses Werkes entsprechend sind Gobineaus Anschauungen über die Juden — besonders über die zeitbewegende Judengefahr — nicht so scharf umrissen als die seiner Nachfolger. Der französische Forscher sieht bei seiner Beurteilung der Juden mehr in die geschichtliche Vergangenheit als in die Gegenwart. Nur selten hat er sich zu den brennenden Fragen der Zeit, wie beispielsweise zur Judenemanzipation, geäußert, die er „für einen Fehler" gehalten hat. Im übrigen gibt wohl Schemanns Zusammenfassung am besten Auskunft, die wir deshalb wiedergeben möchten: „Gobineaus Stellung zum Judentum

läßt sich charakterisieren als eine eigentümliche Verbindung von anthropologischem Respekt und menschlichem, durch historische Betrachtung vertieftem Antagonismus. Wie die meisten großen Arier empfand auch er ein fast mit Grauen gemischtes Unbehagen angesichts des Wesens und der geschichtlichen Rolle der Juden, angesichts des Verhängnisses, das diese dämonische Rasse, eben als Rasse, ausstrahlt und verbreitet; aber andererseits mußte er doch wiederum anthropologisch deren Bedeutung und Begabung hoch einschätzen und hatte außerdem in Asien wie in Europa auf den Pfaden seiner Wissenschaft wiederholt vorteilhafte Eindrücke und gediegene Beisteuern von einzelnen äußerst wertvollen Individuen jüdischen Geblütes ... empfangen." Bei diesem Urteil fällt einem unwillkürlich ein, daß Weininger jeden judenfeindlichen Arier als gewissermaßen „Judäophoben" bezeichnet hat.

Viel nutzbarer für die heutige Zeit ist, was Chamberlain in seinen „Grundlagen" über das Judentum und die Judenfrage geschrieben hat. Besonders reich an grundlegenden Erkenntnissen ist das fünfte Kapitel „Der Einrtitt der Juden in die abendländische Geschichte"[1]). Chamberlain hat den großen Vorteil, daß er von den Naturwissenschaften ausgehen konnte, die gerade seit dem Erscheinen von Gobineaus „Versuch" auf dem Gebiete der Rassenlehre weitgehende Fortschritte gemacht hatte. Deshalb ist die Judenfrage für Chamberlain schlechthin eine Rassenfrage. Und zwar verfällt er hierbei nicht in den Fehler, das Rassenhafte in ganz bestimmten äußerlichen körperlichen Merkmalen zu suchen oder vielmehr nur darin zu suchen. Das Ausschlaggebende sind ihm die geistigen Anlagen, deren Unwandelbarkeit im Laufe der Jahrtausende er erkannt hat. Dieser Standpunkt ermöglicht Chamberlain eine große Entschiedenheit gegen die Juden und eine große Gerechtigkeit für sie. Indem der Einzelne „mit absoluter Sicherheit nach der Logik und Wahrheit seiner Eigenart" handelt und handeln muß, verdient er auch für gewöhnlich nicht den Vorwurf sittlicher Unvollkommenheit und Verworfenheit. Wir werden dem Einzelnen gegenüber eine mildere Auffassung haben können, um dafür dem ganzen Volke gegenüber, dem seine Natur gebietet, uns schädigen zu müssen, eine desto entschiedenere Entschlossenheit und härtere Klarheit zu zeigen. Und aus Chamberlains Auffassung gewinnen wir ferner die wertvolle Erkenntnis, daß auch die jüdische Religion eine Ausstrahlung jüdischen Wesens ist. Wenn wir also die Verjudung im deutschen Volke bekämpfen wollen, wird solange ein Erfolg nicht möglich sein, als wir den stets erneuten Zufluß jüdischer Sinnesart und Anschauungsweise auf religiösem Gebiete nicht zu unterbinden vermögen. Infolgedessen kann Chamberlain auch eine Genesung nur in Aussicht stellen, wenn uns die Selbstbesinnung unseres jetzigen Christentums auf deutsche Geistesart, frei von den Fesseln jüdischer Gesetzeseinschnürung, gelingt. Und als erste und gewaltigste dieser Fesseln müssen wir die Erbschaft der „unbedingten religiösen Intoleranz" ledig werden. Diese Auseinandersetzung mit dem Judentum kann sich natürlich nur unter schweren Kämpfen vollziehen, die darum nicht minder schwer sind, weil sie zum Teile auf dem Gebiete des Geistes und Gewissens er-

[1]) Als Gegenschrift gegen Gobineau und Chamberlain erschien von jüdischer Seite Friedrich Hertz' „Moderne Rassentheorien".

folgen und sich darum der Öffentlichkeit entziehen. „Mehr als andere ist gerade dieser stumme Kampf ein Kampf auf Leben und Tod."

Vierter Teil.

Die Abwehr der Juden und die Judenfreunde.

Wo immer das Judentum mit anderen Völkern in Berührung kam[1]), trat eine judenfeindliche Bewegung von wechselnder Stärke in Erscheinung. Es ist natürlich, daß die Juden sich der für sie aus solchen „antisemitischen" Rückschlägen drohenden Gefahren bewußt wurden und dagegen in Abwehr traten. Soweit sie damit für ihre eigene Art und deren Bestehen kämpften, verfochten sie von ihrem Standpunkte aus ihr gutes Recht. Gewöhnlich beschränkten sie sich aber nicht auf die gebotene Abwehr. Die Maßlosigkeit sondergleichen, mit der sie jeden, der sich entgegenstellte, und zwar nicht immer mit den redlichsten Waffen befehdeten, trug außerordentlich zur Verschärfung und Vergiftung des Kampfes bei, wie auch judenfreundliche Schriftsteller zugeben müssen. Dies muß hervorgehoben werden, weil man nur allzuhäufig durch entstellende Darstellungen der jüdisch gerichteten Presse zum Glauben verleitet wird, als ob die Schuld an den Auswüchsen des Kampfes lediglich auf seiten der Antisemiten läge. Das Gegenteil ist der Fall, wie ja die Ereignisse jüngster Zeit wieder bestätigen, wo oft geradezu ein mehr als gewöhnlicher Mut dazu gehört, jüdischer Vergewaltigung öffentlich entgegenzutreten. An Stelle von Judenpogromen kann man dreist von Deutschenpogromen gegen die aufrechten Bekenner des Gedankens „Deutschland den Deutschen" reden. Und auch da, wo persönliche Gefahr seitens feiler Schurken weniger in Frage kommt als bei öffentlichen Versammlungen, läßt sich mancher abhalten, an dem Kampfe der Geister teilzunehmen, weil er sich für zu schade hält, den Gegenstand der Verunglimpfung für jüdische Kampfesweise abzugeben. Es muß indes zugegeben werden, daß stellenweise sich auch Juden in durchaus würdiger und sachgemäßer Weise am Abwehrkampf für ihre Belänge beteiligen — leider sind diese anständigen Kämpfer zur Zeit noch stark in der Minderzahl. Die jüdische Kampfesart hängt mit dem orientalischen Wesen der Juden zusammen, das ihnen erlaubt, sich im Kampfe ohne Gewissensbedenken jedes, auch des verwerflichsten Mittels zu bedienen. Hierzu kommt noch die vollendete Selbstgerechtigkeit des jüdischen Volkes, die ja unseren Sprachschatz um den Begriff des „Pharisäertums" bereichert hat. Sie vermag in jeder Anfechtung nur Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit zu erblicken. Schon Treitschke mußte darauf hinweisen, daß es rein undenkbar sei, „daß ein zweitausendjähriger Kampf auf der einen Seite nur Grausamkeit, Herrschsucht, Habgier, auf der anderen nur duldende Unschuld aufweisen sollte. Die Frage sei gar nicht abzuweisen: warum haben so viele edle, hochbegabte Nationen die gemeinen, ja . . . die diabolischen Kräfte, die in den Tiefen ihrer Seele schlummerten, gerade an dem jüdischen Volke, und nur an ihm, ausge-

[1]) Hierzu vgl. Richard Andres „Zur Völkerkunde der Juden" (1891).

lassen?" Es ist so, als ob sich die Juden von Zeit zu Zeit ihrer Unfähigkeit bewußt würden, den Kampf für ihre Belänge selbst in einer Art zu führen, die ihnen wirklich nutzt, statt sich durch Maßlosigkeit zu schaden. Denn wo sie es irgend können, ziehen sie es vor, den Kampf durch Fremde, möglichst Stammesgenossen der zu Bekämpfenden führen zu lassen, wozu ihre Neigung zur Mimikry, zum „Hinter den Kulissen"-Handeln, mitspielen mag.

Es ist eine überaus traurige Feststellung, daß wir in unserem Lebenskampfe gegen das Judentum von Anfang an Deutsche die Geschäfte unserer Gegner besorgen sehen müssen. Wie erklärt sich das? Der Ursachen gibt es gar mancherlei. Offene Bestechlichkeit — eine Annahme, die am nächsten liegt und deshalb häufiger gehört wird — spielt dabei eine geringere Rolle, als man wohl gewöhnlich glaubt. Desto mehr aber natürlich die Ausnützung der jüdischen Geldeinflüsse auf mittelbarem Wege, was ich als geheime Bestechlichkeit bezeichnen möchte. Wenn zum Beispiel die Wiener Hofjuden bei dem ihnen unfreundlich gesinnten Kaiser Leopold I. die Unterdrückung von Eisenmengers Schrift durchsetzen können, so haben hier Vorgänge, unsichtbar für die Öffentlichkeit, aber klar für jeden Menschen mit gesunden Sinnen, mitgewirkt, die man als eine Beeinflussung des kaiserlichen Willens unter Ausnutzung der Geldnöte, also als geheime Bestechung bezeichnen muß. Daneben gibt es aber noch viele andere Ursachen: der eine tritt für die Juden ein, weil er wirklich oder angeblich gegen die Rückständigkeit und für den Fortschritt zu kämpfen glaubt; der andere ist als „politischer, literarischer und wissenschaftlicher Streber" Philosemit und opfert aus Eigennutz die Zukunft seines Volkes auf: bei einem Dritten spricht die Verständnislosigkeit für die Gefahren, die uns vom Judentum drohen, mit. Sie sind es, die Weininger irrigerweise als die echtesten Arier bezeichnet, die den Antisemitismus einfach nicht begreifen, und „sie sind es auch, die von den Verteidigern des Judentums gern als Philosemiten bezeichnet und deren verwunderte und mißbilligende Äußerungen über den Judenhaß angeführt werden, wo das Judentum herabgesetzt oder angegriffen wird". Zu dieser Art gehörte etwa Kaiser Friedrich III., von dem Treitschke meinte, daß er „zuweilen die Fühlung mit der gewaltig aufstrebenden Zeit verlor und ihren neuen Gedanken nicht mehr recht folgen konnte. Die antisemitische Bewegung, deren Grund doch allein in der Selbstüberhebung der Judenschaft lag, meinte er mit einigen Worten zornigen Tadels abzutun . . ." Auch in Treitschkes Fehde mit Mommsen erkennt man einige der Gründe, die manchen Deutschen zu seiner Haltung bestimmt haben: die religiöse Gleichgültigkeit, die Scheu gegen eine zahlenmäßige Minderheit — die indes in Wirklichkeit mittelbar oder unmittelbar die öffentliche Meinung beherrscht — zu kämpfen und die „Inopportunität" des Anschneidens der Judenfrage, also geruhsame Lauheit oder Feigheit.

Bei Trebitsch findet man einige treffende Bemerkungen über Judenfreundschaften. Von jüdischer Seite werde der Freund kaum anders denn als „Renommiergoi" aufgefaßt. Auf der Gegenseite finde man dagegen entweder Dankbarkeit für geleistete Dienste oder aber gönnerhafte Duldung in Erwartung von Vorteilen, die aus der jüdischen Freundschaft erwachsen sollen, oder schließlich wirklich selbstloses Erwidern freundschaftlichen Ent-

gegenkommens. Wahre Freundschaft — ohne Hintergedanken selbstischer Art — sei demnach auf Ausnahmefälle beschränkt.

Ob eine solche wirklich innere Freundschaft zwischen Lessing und Mendelssohn bestanden hat und überhaupt bestehen konnte, wird wohl nicht mehr erhellt werden können. Ich sehe natürlich von Dührings Annahme ab, daß Lessing vielleicht Judenmischling gewesen sei, und stimme Bartels völlig zu, der dies aus äußeren und inneren Gründen für ganz ausgeschlossen hält. Lessing war von wirklich bedeutenden Deutschen der einzige Judenfreund nach seinem persönlichen Umgang wie nach seinem schriftstellerischen Wirken. Daneben wäre höchstens Nietzsche zu nennen, dessen Krankheit aber seinem Eintreten für die Juden an Wert nimmt. Was Lessing durch seine Judenfreundschaft, vor allem durch seine grundfalsche Verherrlichung des „Nathan" bei gleichzeitiger Herabsetzung des Christentums geschadet hat, ist auch heute in seinem vollen Umfange noch nicht ganz sicher einzuschätzen. Jedenfalls war dieser Schaden so ungeheuerlich, daß er kaum durch Lessings alle anderen unzweifelhaften Verdienste um unser deutsches Schrifttum aufgewogen werden kann. Wer sich näher über die Frage „Lessing und die Juden" unterrichten will, sei auf das gleichnamige gründliche Werk von A. Bartels verwiesen, das frei von Dührings Übertreibungen und durchaus maßvoll und gediegen in seinem Urteile ist.

Aus Lessings Geiste heraus stammt auch die Schrift Dohms „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden". Während bei Lessing eine jüdische unmittelbare Beeinflussung zur Schaffung des „Nathan" nicht feststeht, ist sie für Dohms Werk unzweifelhaft; auch nach jüdischem Zeugnis war es eine bestellte Arbeit. Sie verdient also nicht den Anschein der Unbefangenheit, den sie hervorbringt. Daß direkte Bestechlichkeit bei Dohm vorliege, ist wohl nicht anzunehmen: hierin kann man Graetz unbedenklich beipflichten. Nicht unabhängig von Dohm ist Mirabeaus Eintreten für die Juden. Bei ihm ist eher als bei ersterem auch eine Zugängigkeit für klingende jüdische Überzeugungsgründe anzunehmen.

Als nächste bedeutungsvolle Judenfreunde in Deutschland sind die Fürsten Hardenberg und Metternich zu nennen. Auch für Hardenberg gilt, was für Dohm gesagt wurde, daß eine Bestechlichkeit, trotz seiner anerkannten Geldnöte, nicht anzunehmen ist. Seine Hinneigung zu den Gedanken der französischen Umsturzzeit und seine jüdische Umgebung, deren Einfluß ganz natürlich für ihre Stammesgenossen sich geltend machte, reichen durchaus hin, die judenfreundlichen Maßnahmen des preußischen Staatsmannes zu erklären. Bei Metternich dürften eher Möglichkeiten dieser Art bestanden haben, da er ja auch anstandslos von russischer Seite Bestechungsgelder empfing und sein Eintreten nicht wie bei Hardenberg hauptsächlich für die Juden des eigenen Staates erfolgte, sondern sichtlich den Wünschen der durch Rothschild wirkenden Frankfurter Judenschaft dienen sollte.

Von weiteren einflußreichen Judenfreunden sind die beiden Gebrüder Humboldt zu nennen. Schon in der Jugend wurden sie in den Herzschen Kreis eingeführt und mit den jüdischen Hoffnungen und Wünschen vertraut. Als Staatsmann war dann Wilhelm berufen, am Werke der Judengleichstellung mitzuwirken. Seine Absicht war allerdings die, durch die Zerstörung der nationalen Einheit der Juden „die Zersplitterung der Juden-

heit und ihre Verschmelzung mit dem ganzen Volke" zu fördern. Persönlich scheint er in späterer Zeit nicht allzuviel mehr für die Juden übrig gehabt zu haben. Sein Bruder Alexander betätigte sich als ausgesprochener Fürsprecher jüdischer Gelehrten, die er im Gegensatz zu den richtigen Grundsätzen des preußischen Staates in ordentliche und außerordentliche Professuren zu bringen suchte. Es waren dabei durchaus nicht solche Geistesgrößen, deren Weggang einen unersetzbaren Verlust für das wissenschaftliche Leben Preußens bedeutet hätte. Ob bei dieser Begünstigung der Juden die große Eitelkeit Alexander von Humboldts mitgesprochen hat oder wirkliche Wertschätzung seiner jüdischen Günstlinge allein den Ausschlag gab, ist nebensächlich. Die Wirkung war jedenfalls eine das Judentum und die Verjudung unserer Hochschulen fördernde und insofern bedauerliche.

Wenn Brunner von bekannteren Männern der damaligen Zeit noch Varnhagen von Ense anführt, der meinte, „ein Judenfeind müsse einen dunklen Fleck im Herzen oder im Verstande und wohl auch in seinem Leben haben", so ist zunächst dies Urteil vom Gatten einer Jüdin, der sich selbst gegen die Heiligkeit des Blutes versündigte, ziemlich gleichgültig. Es muß aber doch daran erinnert werden, daß gerade Varnhagen von den Flecken im Herzen, Verstande oder Leben besser nicht gesprochen hätte. Man muß bei ihm allzusehr an den Mann im Glashause denken.

Als in der Folgezeit die Juden immer mehr in die Parlamente eindrangen und die günstige Zeit für sie, bis etwa zum Jahre 1880, anhub, da fanden sie mit Leichtigkeit stets dort deutsche Fürsprecher für ihre Wünsche, so daß sie sich mehr im Hintertreffen halten konnten. Vor allem haben sich auf diese Weise eine Anzahl freisinniger Abgeordneter bloßgestellt, die durch dick und dünn sich für das Judentum einsetzten, mochte auch die Sache, die sie vertraten, noch so faul sein. Besonders ist hier der Fortschrittler Mommsen zu nennen, der die Erkenntnisse, welche der Gelehrte und Forscher gewonnen hatte, nicht auf die Gegenwart zu übertragen verstand.

Aus den Reihen dieser Parlamentarier fanden sich dann auch die Führer des 1891 gegründeten „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus", dessen erste Häupter die Abgeordneten Rickert — selbst zweifelhafter Abstammung — und Gneist waren, während heute bekanntlich der Abgeordnete Gothein für das „bedrängte" Judentum das große Wort führt. Natürlich wird diese Abwehr nicht darin gesucht, daß man den Antisemiten den Grund zu ihren berechtigten Klagen durch Besserung der jüdischen Mißstände entzieht, sondern darin, daß man dem Antisemitismus überhaupt die Berechtigung abspricht, ein sehr bequemes Verfahren, das die Streitpunkte keineswegs aus der Welt zu schaffen geeignet ist.

Von dem Abwehrsturm, den Treitschkes Novemberaufsatz vom Jahre 1879 hervorgerufen hat, ist schon die Rede gewesen. Unter seinen jüdischen Gegnern sind neben dem Abgeordneten Bamberger, der nur mit einer minderwertigen Schrift herauskam, vor allem die Professoren Graetz, Breßlau, Lazarus und Cohen zu nennen. Mit dem Christenhaß und Deutschenhaß von Graetz setzte sich der deutsche Gelehrte vernichtend auseinander. Auch Lagarde fand gegen die Art von Graetz scharfe Worte (1884). Mit den anderen jüdischen Professoren dagegen vollzog sich die Aussprache in durchaus ruhiger, beinahe wohlwollender Weise. Ein näheres Eingehen hier-

auf ist hier nicht möglich. Die Aufsätze Treitschkes sind gesammelt unter dem Namen „Ein Wort über unser Judentum" erschienen, wo sich auch die Namen der jüdischen Abwehrschriften aufgezeichnet finden.

Von anderen hervorragenden Deutschen aus der Zeit nach der Reichsgründung, die mehr oder weniger freundlich für die Juden eintraten, sind zu nennen Nietzsche und Hartmann. Wie schon betont wurde, kann sich das Judentum auf ersteren als Schwurzeugen nicht viel zugute tun. Die schleichende Krankheit hat diesem Geiste schon frühe den Stempel des Sprunghaften, Unsteten aufgedrückt. Wenn er also den Judenfreund spielte, stellte er sich nach eigenem Zeugnis außerhalb der Reihe der Deutschen, er, der gesagt hatte: „Ich habe noch keinen Deutschen gefunden, der ein Freund der Juden gewesen wäre." Seine Aussprüche: „Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat" oder „wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen", sind so oberflächlich, daß sich ein näheres Eingehen darauf nicht verlohnt. Bleibtreu hat wohl recht, wenn er annimmt: „dies schielende verlogene Philosemitische hat er sich nämlich künstlich aufgeklebt, bloß um Opposition gegen Schopenhauer und Wagner zu markieren". Und in der Tat scheint der Widerspruchsgeist in Nietzsche dessen Haltung in der Judenfrage bestimmend beeinflußt zu haben.

Hartmann dagegen hat all den Fragen viel tiefer nachgedacht[1]). Und da er trotz der judenfreundlichen Grundrichtung seines Buches den Juden viel derbe und unangenehme Wahrheiten, vor allem wegen ihrer Undankbarkeit, zu sagen hatte, entging selbst er nicht heftiger Anfeindung von jüdischer Seite. Hartmann steht auf dem Assimilationsstandpunkt. Er begeht aber von Anfang an den Fehler, die deutsche und jüdische Rasse, deren Unterschiedlichkeit er sich nicht verhehlt, als so nahe verwandt anzunehmen, daß die Mischungsergebnisse vorzugsweise erfreuliche würden. Auf welche tatsächlichen Unterlagen aus seiner Erfahrung sich dies Urteil stützt, ist unbekannt; jedenfalls steht seine Ansicht mit der landläufigen, auch wissenschaftlich bestätigten durchaus im Widerspruch. Wenn aber der Vordersatz in Hartmanns Gedankenfolge nicht richtig ist, so wankt natürlich der ganze Bau seiner Schlußfolgerungen. Wir würden es durchaus nicht wie er „als ein wirkliches Unglück beklagen, wenn es . . . zur Wiederausstoßung dieses (jüdischen) Blutstropfens aus dem Organismus des deutschen Volkes kommen sollte", sondern diese Scheidung aufs allerfreudigste begrüßen. Hartmann ist übrigens ein durch und durch vornehmer Kämpfer und hält sich von jeder Verunglimpfung der antisemitischen Gegner ferne, im Gegensatze zu Mommsen und Nietzsche.

Von den neuesten stark judenfreundlichen Gelehrten, die zur Judenfrage das Wort genommen haben, seien noch Sombart und Schmoller erwähnt. Ihnen beiden ist es gemeinsam, daß sie den Fehlern und Schäden des Judentums nicht blind gegenüberstehen. Diesen Wandel hatte doch seit Mommsens Zeit die judenfeindliche Bewegung hervorgebracht, daß man sie nicht mehr mit einer vornehmen Handbewegung beiseite schieben oder mit wenigen wegwerfenden Worten abtun konnte.

---

[1]) Außer in seinem Buche „das Judentum in Gegenwart und Zukunft" hat er seine Anschauungen im zweiten Teile seines Werkes „das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwicklung" niedergelegt.

Sombart hat sich von Berufs wegen gründlich mit der wirtschaftlichen Vormachtsstellung des Judentums beschäftigen müssen und im Jahre 1911 ein wertvolles Buch „Die Juden und das Wirtschaftsleben" geschrieben, aus dem auch derjenige, der mit Sombarts Folgerungen über die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit jüdischer Mitwirkung im Wirtschaftsleben nicht einverstanden ist, reichen Gewinn schöpfen wird. Dieses Werk rein wissenschaftlicher Art hat er dann im Jahre 1912 ergänzt durch eine kleinere Schrift: „Die Zukunft der Juden", welche die Frage der „Assimilations"-Möglichkeit und -Nützlichkeit prüft und dabei keineswegs zu durchweg für das Judentum erfreulichen Ergebnissen gelangt. Trotzdem kann sich der Verfasser nicht enthalten, zu behaupten, daß unter dem schon „recht bunten Gemisch", das wir Deutschen darstellten, „zumal dort, wo wir am reinsten germanisch seien, das Stück Orient, das mit den Juden in unsere graue Nordlandswelt hineinrage, ein wahres Labnis sei. Denn wir möchten an lauter Blondheit sonst am Ende zugrunde gehen." Es ist dies eine der üblichen höchst überflüssigen Verbeugungen vor dem Judentum, die seinem Hochmut die bittere Wahrheitspille verzuckern soll. Mit seiner Ansicht über den erlabenden Genuß, den uns das Vorhandensein des Judentums in unserem trostlos grauen Einerlei vermitteln soll, dürfte Sombart ziemlich vereinzelt dastehen. Wir gönnen ihm selbst durchaus jederlei „Labnis". Es muß aber entschieden widersprochen werden, wenn er behauptet, daß in der Menschenwelt eine gewaltige Lücke entstände, wenn die jüdische Art verschwände. Und vollends, daß das Judenvolk „seit den Propheten den großen ethischen Ton in das Menschheitskonzert gebracht hat und durch seine besten Söhne auch heute immer wieder wohl bringt". Man denkt da unwillkürlich an Trotzki und Genossen. Dieses Märchen von dem ethisch vorzugsweise veranlagten Juden sollte doch seit Chamberlain endgültig aus dem nichtjüdischen Schrifttum verschwunden sein. Im übrigen findet sich aber auch in der zweiten Schrift Sombarts viel Zutreffendes und Einsichtiges, wie es ja von diesem genauen Kenner des Judentums nicht anders erwartet werden konnte.

Schmoller ist erst in seiner letzten Lebenszeit mit Äußerungen zur Judenfrage hervorgetreten. Zunächst in einem Aufsatz in seinen Jahrbüchern, in dem er auf das Überwuchern jüdischer Elemente an gewissen Stellen hinweist und sich dazu bekennt, daß auch die gesetzliche Gleichstellung der Juden da zeitweise natürliche Hemmungen finde, „wo eine Minorität der Rasse, des Glaubens usw. sich bei freier Zulassung rasch zur intoleranten Herrscherin des Staates bzw. der betreffenden Verwaltung, der einschlägigen Organe zu machen weiß". Diese ruhigen Worte trugen dem greisen Gelehrten den üblichen Entrüstungssturm im jüdischen Blätterwalde ein: „Daß ein Gelehrter von dem Weltruf Schmollers, um seinem Standpunkte größeren Anklang zu verschaffen, sich antisemitische Schlagworte und Anschauungen zu eigen macht, ist recht bedauerlich, nicht zum wenigsten Schmollers selbst wegen." Statt auf diese Anrempeleien hin stark zu bleiben, fiel dann Schmoller in einem zweiten Aufsatze „Die heutige deutsche Judenfrage" völlig um, und der Wert seiner geschichtlichen Ausführungen wird nicht dadurch erhöht, daß er sie ebenfalls mit der üblichen Verbeugung gegen das Judentum beginnt, unter dem er „mit seine besten Freunde" gezählt habe. Mit diesem zweiten Aufsatz und seinen vielfach

falschen geschichtlichen Darlegungen ging Bartels schon ins Gericht, so daß ich bloß auf dessen Ausführungen in seinem Buche „Rasse und Volkstum“ zu verweisen brauche. Nur bei einer Sache möchte ich kurz verweilen. Schmoller ist für die Assimilation der Juden und untersucht daher, wie Sombart ebenfalls, die beiden Fragen, ist die Assimilation möglich und, wenn ja, ist sie wünschenswert? Diese Fragestellung mag vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus ordnungsmäßig sein. Vom deutschen Standpunkte aus stellt sie aber die umgekehrte Reihenfolge dar. Es ist völlig gleichgültig, ob die Assimilation möglich ist oder nicht. Es ist nur maßgebend, ob sie erwünscht ist. Und da dies entschieden zu verneinen ist, da jede etwa mögliche Assimilation doppelseitig sein, also mit der Aufgabe eines Stück Deutschtums erkauft werden müßte, so ist die Untersuchung über die Möglichkeit an sich überflüssig. Etwas anderes wäre es, wenn die Fragestellung gelautet hätte, ob eine Assimilation ohne irgendwelche Beeinflussung deutscher Artung und Gestaltung möglich wäre, ob also eine völlige Aufsaugung, nicht eine gegenseitige Anähnelung und Vermischung möglich wäre. Dann wären wenigstens bei der Untersuchung von vornherein die deutschen Belänge genügend gewahrt. Es fällt vielleicht auf, daß ich auf eine so nebensächliche Frage so umständlich eingehe. Ich glaube aber, daß es gut ist, hier ganz klar zu sehen, damit uns nicht durch falsche Fragestellung auf dem Umwege logischer Scheinbeweise unerwünschte Ergebnisse aufgeredet werden.

Fünfter Teil.

Einiges vom Schrifttum zur Judenfrage:

Das Bedeutungsvollste vom Schrifttum zur Judenfrage ist schon in den vorangegangenen Abschnitten mitgeteilt worden. Es erübrigt hier nur noch, eine kurze zusammenhängende Darstellung zu geben. Wenn man seine Gesamtheit in Deutschland seit etwa dem Jahre 1500 überblickt, so muß man leider feststellen, daß es der wirklich wertvollen und unser Wissen erweiternden Werke von beiden Seiten nicht allzu viele waren und daß hierin erst in den letzten fünfzig Jahren eine Besserung eingetreten ist. Wir sind aber noch weit entfernt von einer planmäßigen und den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Durcharbeitung des ganzen umfangreichen Gebietes. Die verheißungsvollen Anfänge, die bis jetzt vorliegen, gehen zum großen Teile von „Dilettanten“ aus und lassen sich noch nicht zu einem einheitlichen Bilde verweben. Die zünftige Wissenschaft dagegen hält sich noch sehr zurück, vor allem die Geschichtsforschung, der ein besonderer nur von einem Deutschen zu besetzender Lehrstuhl für dies so wichtige Gebiet fehlt, ein Mangel, der unbedingt behoben werden muß. Neben diesem Mangel, der die planmäßige Inangriffnahme der Erforschung der Judenfrage, das Entstehen einer wissenschaftlichen Überlieferung und die Heranziehung eines Nachwuchses geeigneter „Judaisten“ erschwert, haben dann noch die bekannten, oft beklagten Umstände bei unseren Gelehrten dazu beigetragen, daß die Judenfrage von wissenschaftlicher

Seite nicht diejenige Beachtung fand, die sie verdient: Gleichgültigkeit und Unverstand, sowie die Scheu, sich das allmächtige Judentum zum Feinde zu machen, in den Ruf der Unduldsamkeit zu kommen und sich das eigene Fortkommen zu erschweren. Besser als auf dem Gebiete der reinen Geschichtswissenschaft liegen die Dinge auf dem der Theologie, Philologie und Volkswirtschaft. Die kritische Bibelforschung, unterstützt durch die großen Errungenschaften der Assyriologie, hat sich sehr eingehend mit dem Alten Testament beschäftigt und wesentliche Erkenntnisse über das Entstehen des Judentums, nicht nur auf religiösem Gebiete, zutage gebracht. Ebenso gewann bereits die wirtschaftliche Seite der Judenfrage durch Sombarts Forschungen lichtvolle Aufklärung. Schließlich sei der verdienstvollen Gelehrtenarbeit auf dem Gebiete der Rassenforschung gedacht, die unsere Kenntnis der Judenfrage stark erweiterte. Das zusammenfassende große Werk, das die neuesten Forschungsergebnisse hinsichtlich der jüdischen Rasse verwertet, harrt noch des Schöpfers.

Kennzeichnend für die Entwickelung des Schrifttums zur Judenfrage ist es, daß dieses nicht in gleichmäßigem Flusse, sondern gewissermaßen stoß- und ruckweise entstand. Gewöhnlich gab irgendein Fall die Anregung zu einem Aufsehen erregenden Werke, an das sich dann eine längere Aussprache für und wider anschloß. Dann schlief das Interesse wieder ein. Durch das Fehlen der Zwischenglieder gingen viele bereits gewonnene Erkenntnisse bedauerlicherweise wieder verloren und mußten später von neuem erworben werden. Man staunt manchmal, wie weitsichtig und richtig schon viele Frühere über die Judenfrage im ganzen und einzelnen geurteilt haben, wenn man heute die älteren Schriften zur Hand nimmt. Nur liegt oft das Gold unter einem Wust von taubem Gestein verborgen. Hier hat in letzter Zeit eine verdienstvolle Arbeit eingesetzt, indem ältere Schriften, die auch heute noch Bedeutung haben können, der Vergessenheit durch Neuherausgabe entrissen wurden. Ich erinnere nur an Naudhs und Wahrmunds Schriften. Hier könnte noch viel mehr geschehen, und zwar müßte bei solchen Neuausgaben die Spreu von dem Weizen, das Veraltete von dem noch Gültigen geschieden werden, eine Arbeit, die natürlich klugen Takt, großes Wissen und feines Verständnis erfordert.

Das erste bedeutendere Anschwellen des Schrifttums zur Judenfrage erfolgte zur Reformationszeit. Die Bekanntschaft mit der hebräischen Literatur durch die Humanisten war die eigentliche Veranlassung dazu, während die äußere Ursache in den ärgerlichen Händeln des Taufjuden Pfefferkorn aus Köln zu suchen ist. Bei Liebe finden sich nähere Angaben über die bedeutenderen hierher gehörigen Schriften der damaligen Zeit. Für heute sind davon nur noch diejenigen Luthers von Wert, nicht nur wegen der Person des Verfassers, sondern auch wegen des Inhalts, der hinsichtlich der Erkenntnisse jüdischer Eigenart und der zu ergreifenden Maßnahmen manches noch gegenwärtig durchaus Beachtenswerte enthält. Das Nähere darüber ist schon an anderer Stelle dargelegt worden.

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts erhielt dann das Schrifttum zur Judenfrage neuen Aufschwung, als in kurzer Folge drei gelehrte deutsche Hebraisten, **Wülfer**, **Wagenseil** und **Eisenmenger**, mit ihren Werken hervortraten. Ihre Anregung zum Beschäftigen mit der Judenfrage hatten sie wohl von Holland empfangen, wo kurz vorher das Juden-

tum in Baruch Spinoza und dem erfolgreichen Förderer seiner Stammesgenossen Manasse ben Israel bedeutende Männer hervorgebracht hatte und wo auch nichtjüdische Gelehrte, ebenso wie in Frankreich und Dänemark, in judenfreundlichem Sinne aufgetreten waren. Von den drei genannten Gelehrten fesselt uns vor allem der dritte, weil er noch heute von manchen Seiten als Fundgrube gegen das talmudische Judentum ausgebeutet wird und weil die Art und Weise, wie sein Werk durch jüdische Machenschaften unterdrückt wurde, auch heute noch geeignet ist, selbst solche stutzig zu machen, denen sonst diese religiösen Klopffechtereien gleichgültig sind. Ich führe den ganzen Titel an, weil er mich einer Inhaltsangabe enthebt. Er lautete: „Entdecktes Judentum oder gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die heilige Dreieinigkeit erschrecklicherweise verlästern und verunehren, die heilige Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Apostel, die christliche Religion spöttisch durchziehen und das ganze Christentum auf das äußerste verachten und verfluchen. Dabei noch vieles Andere, entweder gar nicht oder wenig Bekannte und große Irrtümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch lächerliche und kurzweilige Fabeln an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen Büchern erwiesen . . .“ Für Graetz bedeutet Eisenmengers Werk natürlich nur ein „giftgeschwollenes Buch“, während der Verfasser eine Kreatur ist, die aus „Blumen Gift“ sauge. Er erwähnt aber nicht, daß der deutsche Gelehrte seine Beweisstücke überall im Wortlaute der Ursprache anführt, und wenn sich aus diesen Talmudblüten tatsächlich Gift saugen ließ, so liegt es doch wohl daran, daß sie Gift enthielten. Wer eine unbefangene Beurteilung Eisenmengers haben will, sei auf Hauser verwiesen, der das „Entdeckte Judentum“ eingehend bespricht. Die Nachwirkung Eisenmengers auf die heutige Zeit ist noch eine starke, da fast alle Bekämpfer der Talmudmoral auf ihm fußen — so soll nach Strack Rohlings „Talmudjude“, der 1871 erschien, ganz von Eisenmenger abhängig sein.

Mit der Mendelssohnschen Zeit kam eine neue Welle des Schrifttums zur Judenfrage. Als ihren Vorläufer kann man die „Lettres juives“ des Marquis d'Argens und die judenverklärenden Werke von Gellert („Schwedische Gräfin“) und Lessing („Die Juden“ und „Nathan der Weise“) betrachten. Das Hauptwerk erschien aber erst 1781. Es war Dohms Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Juden“. Dohm hatte selbst schon die jüdische Vergangenheit zum Gegenstand seiner Forschung gemacht, da er eine „jüdische Geschichte“ schreiben wollte. Er war also nicht ganz unvorbereitet, als ihn Mendelssohn für die Abfassung der Schutzschrift für die elsässischen Juden gewann. Der Inhalt der Schrift ist ganz einseitig judenfreundlich und muß im wesentlichen auf Mendelssohns Mitarbeit zurückgehen, wenn man nicht über Dohms Befähigung zu wissenschaftlicher Prüfung des Stoffes sehr gering denken soll. Bei Dubnow finden sich kleinere Auszüge aus der Schrift, die so einseitig alles für die damaligen Juden Lästige heraushoben, ohne auf die Gründe zu diesen Maßnahmen einzugehen und deren Berechtigung zu untersuchen, daß für unsere Zeit die Schrift nur geschichtlichen Wert hat. Auch die unleugbaren und sehr tief eingewurzelten jüdischen Fehler werden von Dohm sehr obenhin genommen. Sie seien kein Grund, nicht sofort — also ehe diese Fehler

abgelegt seien — mit der Reform, nämlich der vollkommenen Gleichberechtigung, zu beginnen. „Ich wage es sogar," meint er, „demjenigen Staat Glück zu wünschen, der zuerst diese Grundsätze (der Gleichstellung) in Ausführung bringen wird. Er wird sich aus seinen eigenen Mitteln neue, treue und dankbare Untertanen bilden." Für die Dankbarkeit liefert dann Graetz gleich selbst den Beweis, indem er von oben herab erklärt: „Dohm hat damit, so wie Lessing mit seinem ‚Nathan', die große Schuld, welche gerade das deutsche Volk an der Knechtung und Entwürdigung der Juden hatte, teilweise gesühnt." Dieses selbe deutsche Volk, welches allein die Juden gastlich duldete, als sie in England, Frankreich und Spanien des Landes verwiesen waren! Die Wirkungen von Dohms Schrift war groß: Josefs II. judenfreundlichere Maßnahmen vom Jahre 1782 kann man mit auf sie zurückführen. Dennoch gab es Leute, denen Dohm noch nicht weit genug ging, so Diez, der zur Entlastung der Juden gerne noch eine stärkere Hervorhebung der christlichen „sittlichen Verdorbenheit" gesehen hätte. Nur der wackere Michaelis, der schon früher Lessing gegenüber dessen von Edelmut triefenden „Juden" als eine poetische Unmöglichkeit bezeichnet hatte, trat gegen Dohm auf.

Nachdem Dohms Schrift ihre Wirkung getan hatte, trat auch Mendelssohn selbst aus seiner Zurückhaltung hervor, um gewissermaßen die Nachlese zu halten — 1782 in seiner „Rettung der Juden" und 1783 in „Jerusalem oder die religiöse Macht des Judentums". Wie irreführend und deshalb so gefährlich seine „jüdischen Pfiffe" waren, mag der eine Satz zeigen, den Mendelssohn nach Graetz verfocht. Hiernach behauptete er, „das Judentum erkenne die innere Freiheit religiöser Überzeugung an". Es kann dahingestellt bleiben, ob dies allgemein zutrifft. Sicher ist jedenfalls, daß es die äußere Betätigung solcher Freiheit nie gestattet, daß das Judentum die Geburtsstätte der härtesten religiösen Unduldsamkeit ist. Ob sich diese Unduldsamkeit aus dem Glauben oder aus der „geoffenbarten Gesetzgebung" herleitet, ist dabei weniger wichtig. Mendelssohn durfte aber die Gewissensfreiheit nicht unter dem Vorwande jüdischer Duldsamkeit fordern, wenn diese tatsächlich nie und nirgends bei dem Judentum bestanden hatte.

Durch Dohm empfing auch Mirabeau gewisse Anregungen zu seiner Schrift: „Über Mendelssohn und über die politische Reform der Juden" (1787), die ja mittelbar auch dem deutschen Judentum zugute kam. Allerdings bin ich nicht der Meinung, daß der schriftgewaltige Franzose sich lediglich durch ideale Beweggründe, „erfüllt von Mendelssohns großartiger Persönlichkeit und begeistert von dem Gedanken, einem geknechteten Volksstamme die Erlösung zu bringen" zur Abfassung seines Buches bestimmen ließ. Dazu war die Sittlichkeit Mirabeaus nicht einwandfrei genug. Im übrigen bringt seine Schrift nur eine Wiederholung Dohms, auch in der Wiederholung der Forderung, die Gleichberechtigung der Juden nicht von deren vorherigen gründlichen Umwandlung abhängig zu machen.

Die Ereignisse um die Jahrhundertwende gaben dann von neuem Anlaß zu einer Beschäftigung mit der Judenfrage. Der Bemühungen des Hofrats Grund aus Regensburg gelegentlich der Neuregelung der deutschen Verhältnisse ist schon früher gedacht. Auch sie sind nicht auf eigenen Antrieb, sondern auf jüdische Veranlassung zurückzuführen, ähnlich wie es

bei Dohm der Fall war. Hierdurch verliert das Eintreten dieser Männer für das Judentum sehr an sittlichem Wert — da aber diese „Statistenrolle" der Dohm und Grund von den Juden selbst bezeugt wird, ist wohl nicht daran zu zweifeln. An Grunds Schriften schloß sich dann 1799 das „Sendschreiben" der jüdischen Bürger Berlins an, dem dann der Antisemitenstreit von 1803—1805 folgte. Alle damaligen Streitschriften haben sich über die Bedeutung von Tagesgezänk selten erhoben und können uns Heutigen nichts mehr sagen.

Von viel größerem Werte ist das Schrifttum zur Judenfrage, das an die Befreiungskriege anknüpft. Eine Reihe jüdischer Schriften jener Zeit, darunter Saul Aschers berüchtigte „Germanomanie", noch vom Siegesjahre 1815, findet man bei Treitschke vermerkt. Von deutschen Schriftstellern wurden schon Rühs, Fries, Luden, ferner Paulus erwähnt, die gegen die jüdische Gleichberechtigung schrieben, während Ewald und Krämer für die Juden eintraten. Die Titel der bedeutenderen Werke dieser Zeit findet man bei Dubnow, teilweise auch kurze, aber einseitig gefärbte Inhaltsangaben der Schriften. Auch Börne, obwohl von der jüdischen Religion abgefallen, schrieb damals für seine Stammesgenossen eine allerdings schwächere Schrift: „Für die Juden". Als später der Streit nochmals aufflammte und Paulus erneut zur Feder griff, erhielt das Judentum in Gabriel Rießer einen beredten Anwalt, der nunmehr dreißig Jahre lang in Wort und Schrift die Belänge seines Volkes vertrat, nicht nur in seiner engeren Heimat Hamburg, sondern auch in Preußen, Baden und schließlich im Frankfurter Parlament für das gesamte Bundesgebiet.

Dies gesamte ziemlich umfangreiche Schrifttum der Zeit zwischen 1815 und 1848 birgt auch für unsere heutige Zeit manch treffliches Wort. Es wäre ein verdienstvolles Tun, aus den schwer zugänglichen Schriften das Wesentlichste zusammenzustellen und zu verarbeiten, wobei auch das Wesentlichste von Rießers Aufsätzen und Reden zu berücksichtigen wäre, ebenso wie an Marx' früheren Arbeiten, sowie an Börne und Heine nicht vorübergegangen werden dürfte. Ich glaube, daß ein solches Werk nicht nur für die geschichtliche Betrachtung von Nutzen sein würde, sondern bei richtiger Behandlung der Sache auch unserer Zeit noch geistige Waffen mancher Art und vielfache Einsicht in jüdisches Wesen und jüdische Kampfesweise liefern könnte.

Die Zeit von 1848 bis zur Reichsgründung ist verhältnismäßig ruhig auf dem Gebiete des Schrifttums zur Judenfrage. Nur ein bedeutungsvolleres Werk ragt hervor als Fels aus der Brandung: H. Naudhs „Die Juden und der deutsche Staat". Mit der Neuherausgabe dieses Werkes (1920) hat sich Theodor Fritsch ein wirkliches Verdienst erworben. Denn die lebensvolle und wahrheitsgetreue Darstellung des Judentums jener uns schon fernen Zeit wird von scharfem politischen Verständnis getragen. Manches, was damals noch undeutlich geahnt wurde, liegt heute klar vor aller Augen. Wenn wir das wenige Zeitliche des Werkes abstreifen, hat es uns auch heute noch viel zu sagen. Leider ist die Benutzbarkeit des Buches durch den Mangel einer Inhaltsangabe und eines Sach- und Personenverzeichnisses erschwert. Für spätere Auflagen könnte diesem Übelstande abgeholfen werden. Die Gründerzeit und die sich daran anknüpfende politische Bewegung brachte dann neuen Aufschwung in die schriftstellerische

Behandlung der Judenfrage. Eröffnet wurde der Reigen durch die Aufsätze Otto Glagaus „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin" (1876), der, wenn auch im einzelnen über das Ziel hinausschießend, doch mutig den Finger an eine schwärende Wunde unseres Volkskörpers legte und hierdurch zur Erkennung der Mißstände und ihrer Urheber wesentlich beitrug. Ihm folgte Wilhelm Marr mit seiner warnenden Schrift: „Der Sieg des Judentums über das Germanentum", die man — wohl fälschlicherweise — Bismarckscher Anregung zuschreiben wollte (1878). Nicht viel später erschien eine Aufsatzreihe in den „Grenzboten", die dann 1880 in Buchform unter dem Namen „Israel und die Gojim" bekannt wurde und Moritz Busch zum Verfasser hatte, wie er selbst in seinen „Tagebuchblättern" mitteilt. Auch Busch gehörte damals noch dem näheren Kreise um Bismarck an. Jedenfalls hat er sein Buch auch dem Kanzler zugeleitet. Leider wissen wir nichts von Bismarcks Urteil über das Werk.

Viel wichtiger wurde aber der Eintritt von Treitschke und Dühring in den Kampf der Meinungen. Er vollzog sich 1879/80 und wurde dann auch von Treitschke in seinen weiteren Veröffentlichungen, besonders den späteren Bänden seiner „Deutschen Geschichte" nachdrücklich fortgeführt. Es erübrigt sich, auf diese Schriften und die Flut der hierdurch hervorgerufenen Gegenschriften nochmals näher einzugehen. Etwas später trat Lagarde mit seinen „Deutschen Schriften" an die Öffentlichkeit, von denen einzelne Aufsätze allerdings schon älteren Ursprungs waren. 1887 folgte sein Werk „Juden und Indogermanen". Schemann hat in seinem Lebensbild Lagardes all die Stellen aus dessen Schriften zusammengestellt, die für seine Stellung zur Judenfrage in Betracht kommen. Deshalb sei nochmals auf dieses treffliche Werk verwiesen.

Etwa gleichzeitig mit Lagardes „Deutschen Schriften" erschien 1885 Eduard von Hartmanns Buch „Das Judentum in Gegenwart und Zukunft", das trotz seiner im allgemeinen judenfreundlichen Richtung dem Verfasser manche Anfeindung eintrug. Auch Hemans Werk „Die historische und religiöse Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage" stammt etwa aus der gleichen Zeit (1882). Heman scheint trotz seines jüdisch klingenden Namens kein Jude zu sein. Sein Werk ist aber im allgemeinen judenfreundlich gehalten.

Als bedeutungsvolles Buch erschien dann 1886 Professor Wahrmunds Werk „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft", im Jahre 1919 vom verdienstvollen „Deutschen Volksverlag" in München neu herausgebracht[1]). Es war das erste Werk aus Deutsch-Österreich, das unserer Erkenntnis über die Judenfrage neue Wege wies und als ein Unterpfand gleichen Strebens bei unseren Brüdern an der Donau besonders zu begrüßen. Der Verfasser benutzt sein umfassendes Wissen und seinen scharfen Verstand, um den Nachweis zu führen, daß sich das ganze Judentum aus einem Punkte erklären lasse, aus seinem Nomadentum, wobei es ja einerlei ist, ob dieses Nomadenhafte des jüdischen Wesens eine ursprüngliche oder abgeleitete Erscheinung ist. Damit verfällt allerdings das Werk einer gewissen Einseitigkeit. Denn es werden dabei Kräfte über-

[1]) Von Wahrmund erschienen noch andere Schriften zur Judenfrage. Ich verdanke diese und andere Berichtigungen und Ergänzungen Herrn Prof. Schemann, dem ich auch an dieser Stelle dafür meinen Dank ausspreche.

sehen, die ebenfalls für die Beurteilung des Judentums nicht unwesentlich sind und ihm ebenso als rassisches Erbgut anhaften. Insofern sind die Wahrmundschen Anschauungen nur mit einer gewissen Vorsicht anwendbar für unsere heutige Zeit. Dieser Vorbehalt hinsichtlich der Allgemeingültigkeit von Wahrmunds Lehren tut aber der Verdienstlichkeit seines schöpferischen Werks keinen Abbruch. Niemand, der sich selbst eine Meinung über das Judentum bilden will, kann am „Gesetz des Nomadentums" achtlos vorbeigehen.

Um die Jahrhundertwende erschienen dann Schemanns Gobineau-Verdeutschung und Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", beide von grundlegender Bedeutung für unsere Erkenntnisse in der Rassenfrage. Beide Werke sind bereits besprochen. Ihnen folgte 1903 Georg Liebes „Das Judentum in der deutschen Vergangenheit", eine ausgezeichnete Quelle für die frühere (weniger für die spätere) Geschichte des deutschen Judentums, im allgemeinen den Juden nicht unfreundlich gesinnt, von ernstem Streben nach geschichtlicher Treue und Wahrhaftigkeit erfüllt. Das mußte ihn natürlich dazu führen, mit vielen herkömmlichen Märchen über den Ursprung des Ghettos, über den gegen ihre Veranlagung den Juden aufgedrungenen Wucher u. a. gründlich aufzuräumen. Alle späteren Werke haben, soweit ich es feststellen konnte, Liebe viel zu verdanken, und auch ich konnte für mein Buch reiche Belehrung aus dem trefflichen Werke ziehen. Kurz nach Liebe erschienen Bleibtreus „Die Vertreter des 19. Jahrhunderts" (1904), ein Buch, das für Einzelheiten eine Menge Stoffes bietet und im allgemeinen mit den Juden sehr scharf ins Gericht geht. Mit seiner günstigeren Beurteilung Heines und Lassalles muß man sich abfinden. Und dann muß aus der gleichen Zeit noch der nimmer ruhende Theodor Fritsch erwähnt werden, der schon seit den achtziger Jahren inmitten der judengegnerischen Bewegung steht und etwa seit Beginn des 20. Jahrhunderts seine Halbmonatsschrift „Der Hammer" herausgibt, die nach Rapp „bei etwas stierköpfigem Auftreten, durch gesunde Anschauungen reinigend" wirkte. Fritsch hat vorher und nachher gar manches geschrieben, nicht alles gleichwertig, und sich wohl auch hin und wieder zu weit vorgewagt. Man muß hierzu aber vor allem betonen, daß er stets voll und ganz seinen Mann gestanden hat und mutvoll für das eingetreten ist, was er als richtig erkannte. Und schon allein durch dieses Beispiel hat er sich große Verdienste erworben, mag man sich im übrigen zu seinen Anschauungen, besonders über die Jahwe-Lehre, stellen, wie man will. Nicht unerwähnt seien auch seine Hammerschriften, die über Einzelgebiete der Judenfrage, nicht immer kritisch, aber im allgemeinen zuverlässig, unterrichten. In noch höherem Maße gilt dies von Fritschs „Handbuch der Judenfrage", das nicht mehr beansprucht, als eine Gedächtnishilfe für den Mitkämpfer zu bieten, und einen außerordentlich reichhaltigen Stoff gibt. Auch sind anfängliche unvermeidliche Fehler in den letzten Auflagen schon im wesentlichen ausgemerzt, so daß es ein recht brauchbares Hilfsmittel geworden ist. Das Ausscheiden von manchem Überflüssigen würde künftigen Auflagen zugute kommen.

Unmittelbar vor dem Kriege, nicht zuletzt angeregt durch das Anwachsen des Zionismus einerseits, der Rassenerkenntnis anderseits, schwoll das Schrifttum zur Judenfrage erneut zu größerem Umfange an. Es

können deshalb hier nur einzelne besonders auffallende oder bedeutende Erzeugnisse dieser Zeit erwähnt werden. Das Beste, was in diesen Jahren zur Judenfrage wohl gesagt wurde, findet sich in Daniel Frymanns „Wenn ich der Kaiser wäre" (1912), einem Buch, das die Judenfrage nicht lediglich als eine Teilerscheinung unseres ganzen öffentlichen Lebens faßt, sondern die Erkenntnis bringt, daß in ihr gewissermaßen der Angelpunkt der deutschen Frage liege und daß daher die Lösung der deutschen (Kaiser-)Frage ohne eine solche der Judenfrage nicht möglich sei. Bei dieser Ermittlung bleibt indes der Verfasser nicht stehen, sondern er stellt eine Reihe von Vorschlägen zur Judenfrage zur Erörterung, die frei von Überschwenglichkeit und auf dem Boden der Möglichkeit fußend, auch heute noch Richtlinien für eine künftige gesetzliche Regelung der schwierigen Frage abgeben können. Im gleichen Jahre erschien G. v. Glasenapps vortreffliche Schrift „Der Charakter der Israeliten und die Art ihres Wirkens", die in geistreicher, aber etwas einseitiger Weise den durchlaufenden Zug der jüdischen Art darin sucht, daß sie nicht Sachen, sondern Personen zu bearbeiten, sich dienstbar zu machen versucht, im Grunde genommen eine verwandte Anschauung mit der, welche dem Juden statt des Heldengeistes den Händlergeist, statt der schöpferischen Betätigung die wertumsetzende zuweist.

Aus der Fülle der anderen damaligen Schriften ragen hervor diejenigen von Sombart, von denen „Die Juden und das Wirtschaftsleben" im Jahre 1911, „Die Zukunft der Juden" im darauffolgenden Jahre erschien. Auch eine Reihe jüdischer Schriften ist von Bedeutung. Es sei nur ein Aufsatz Lomers genannt „Der Massen-Aufstieg des Judentums". In ihm enthüllten sich bereits klar die jüdischen Endziele, das Erringen der jüdischen Geld- und Weltherrschaft. Der Aufsatz erschien 1910 in der „Zukunft". Er täuschte geschickt eine gewisse Unparteiischkeit vor, um dann desto ungestörter für die jüdischen Ansprüche werben zu können. Viel gelesen wurde auch Ruppins Buch „Die Juden der Gegenwart", das eine Menge Tatsachenstoff enthält und 1911 erschien.

Abenfalls in den Jahren 1912 und 1913 erschienen zwei Werke, der „Semigotha" und der „Semikürschner", die den an sich verdienstvollen Zweck verfolgten, die weit fortgeschrittene Verjudung unseres Adels und unserer Gesellschaft bloßzulegen und vor allem das sich unter deutscher Maske herumtreibende und dadurch doppelt gefährliche Judentum zu entlarven. Bei den Schwierigkeiten, die diesen Unternehmungen, die völliges Neuland bearbeiteten, entgegenstanden, konnten sie nicht auf den ersten Wurf einwandfrei gelingen. Dies muß man billigerweise berücksichtigen, wenn man mit der Sonde der Kritik an solche Werke herantritt. Sie weisen naturgemäß viele Fehler und Mängel auf, Fehler nicht nur des tatsächlichen Inhalts, sondern auch Mängel im Aufbau und der Durcharbeitung. Besonders fällt das unterschiedslose Vermengen wesentlicher und unwesentlicher Dinge auf. Es steht zu hoffen, daß Neuauflagen auf breiterer Grundlage und in besserer Durcharbeitung diese Werke zu zuverlässigen Hilfsmitteln der Forschung nach der lexikographischen Seite hin werden lassen.

Während der Kriegsjahre fand das Schrifttum zur Judenfrage keine große Bereicherung. Hauptsächlich war es die Ostjudenfrage, welche in der ersten Kriegshälfte die Gemüter bewegte. Gg. Fritz' „Die Ostjuden-

frage, Zionismus und Grenzschluß" beleuchtet sie vom deutschen Standpunkte, während Binjamin Segels Buch: „Der Weltkrieg und das Schicksal des jüdischen Volkes", das im Auftrage des Auswärtigen Amtes im Jahre 1915 entstand, für das Ostjudentum Stimmung zu machen versuchte. Beide Schriften sind durch die Ereignisse seit 1918 im wesentlichen überholt. Es wäre sehr wichtig, wenn erneut eine Bearbeitung dieser Frage von höherer Warte, als der der Tagespolitik, aus erfolgen würde.

Wegen der Person seines Verfassers ist ferner erwähnenswert Hermann Cohens „Deutschtum und Judentum" (1915), der im Grunde genommen ein Ineinanderaufgehen der beiden „verwandten" Völker, natürlich unter Einbuße deutscher Art, verficht. Es ist derselbe Marburger Philosoph, der schon im Jahre 1880 Treitschke bekämpfte und nun, sicherlich in guter Absicht, so schädliche Gedanken vertrat. Einen Erfolg in der Wirklichkeit konnten sie natürlich nicht haben. Wohl aber waren sie geeignet, die Begriffe zu verwirren und die klare Erkenntnis der jüdischen Gefahr zu trüben. Ganz das Gegenteil von der geflissentlich bescheidenen Zurückhaltung Cohens ist die Kampfschrift Brunners „Der Judenhaß und die Juden", die nach Form und Inhalt gleichmäßig abgelehnt werden muß. Etwas Gehässigeres ist seit Graetz wohl kaum von jüdischer Seite geschrieben worden. Dankenswert an dem Werke ist nur, daß es mehr wie jedes andere geeignet ist, auch dem blödesten Träumer die Augen über das Judentum zu öffnen. Selbst Brunners Stammesgenosse Trebitsch findet das Werk „außer für den geborenen Philosemiten, unerträglich". Gegen Brunners gemeine Witzeleien über den Heiland findet er leider kein Wort des Tadels.

Noch ist die Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" zu erwähnen, die im Jahre 1917 von J. F. Lehmann in München unter Mitwirkung bedeutender Deutscher, wie Chamberlain, Claß u. a. ins Leben gerufen wurde und die viel Gutes zur Aufklärung über die jüdische Gefahr gebracht hat.

Der Umsturz von 1918 und die Einsetzung der uneingeschränkten Judenherrschaft seitdem hat die judenfeindliche Bewegung, die schon infolge der Mißstände während des Krieges in stetem Anschwellen war, mächtig wachsen lassen. Dies kommt auch im Schrifttum zum Ausdruck. Es ist ganz unmöglich, auch nur annähernd, die Namen aller wertvollen Neuerscheinungen hier zu nennen, geschweige denn sie zu besprechen. Auf einige wurde ja im früheren schon hingewiesen. Erfreulich ist, daß nun planvoll ganze Arbeitsgebiete in Angriff genommen werden. So entstehen Bücherreihen, deren einzelne Veröffentlichungen verwandte Stoffe behandeln, beispielsweise die Sammlung „Deutschlands führende Männer und das Judentum", oder „Die Judenfrage im Ausland". So werden immer mehr Bausteine zusammengetragen, um das große Werk der Vollendung näher führen zu können.

Von besonderem Werte ist Wilhelm Meisters „Judas Schuldbuch". Es ist für die Beurteilung der jüdischen Schuld während des Krieges und nachher schlechthin unentbehrlich. Ebenfalls auf hoher Warte steht Rosenberg, der die „Spur der Juden im Wandel der Zeiten" verfolgt. Auch Buchs Schrift „Vom internationalen zum nationalen Arbeitsstaat" gibt wertvolle Anhaltspunkte zur Beurteilung der Judenfrage. Alle diese

Bücher sind auch dem vorliegenden Werke in mannigfaltiger Weise, anregend und fördernd, zugute gekommen. Das gleiche gilt von den nachbenannten Werken A. Bartels' und O. Hausers. Ersterer gab seine gesammelten Aufsätze über „Rasse und Volkstum" heraus und verbreitete damit viel Licht über manche Seite des Judentums, die sonst weniger Beachtung findet. Und erst jüngst ist der unermüdliche Kämpfer einem jener Deutschen entgegengetreten, die stets dem eigenen Volke im schweren Kampfe in den Rücken fallen, mit seinem Schriftchen: „Die Berechtigung des Antisemitismus". Schließlich sei als jüngstes umfangreiches Werk Otto Hausers „Geschichte des Judentums" erwähnt, das eine reiche Belehrung und auch für den, der nicht mit allen Folgerungen des Verfassers einverstanden ist, eine Verbreiterung seiner Wissensgrundlage bietet. Es ist auch von mir, nicht ohne reichen Gewinn, stellenweise zu Rate gezogen worden, trotzdem ich in manchem von der Hauserschen Auffassung abweiche.

Von jüdischer Seite ist in dieser Zeit vor allem ein geistvolles Buch „Geist und Judentum" von Trebitsch erschienen, der seit Weiningers Judenkapitel in „Geschlecht und Charakter" (1903) jedenfalls am tiefsten und, so weit er als Jude konnte, am freiesten über das uralte Problem der Überwindung des „Juden in sich selbst" nachgedacht hat. Wenn ich auch die hoffnungsvollen Anschauungen Trebitschs nicht zu teilen vermag und die Überwindung der unverlierbar erblichen Rasseneigentümlichkeiten nur in vereinzelten Ausnahmefällen — nicht allgemein bei günstigen Bedingungen in dritter Geschlechtsfolge — für möglich halte, so empfehle ich doch jedem, der tiefer in den Kern der Judenfrage eindringen will, sich eingehend mit dem genannten Werke zu beschäftigen. Trebitsch ist übrigens ebenso wie Weininger österreichischer Staatsangehörigkeit. Es scheint, als ob auf dem dortigen Boden dem Judentum heutzutage günstigere Bedingungen zur Entfaltung seiner besten Denkfähigkeiten winken, als auf dem Sandboden schnodderigen Berlinertums.

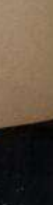
Sechster Teil.

Bekämpfungsvorschläge.

Es liegt nicht in meiner Absicht, selbst mit einem fertigen Plan zur gesetzlichen Lösung der Judenfrage an dieser Stelle hervorzutreten. Es erscheint mir dies eine Aufgabe, so schwierig, daß die besten Männer gerade gut genug zur Mitarbeit an ihr sind. Die Beantwortung wird auch verschieden ausfallen, je nachdem nur eine allmähliche Gesundung möglich sein wird, oder aber ob sich die politischen Verhältnisse so gestalten werden, daß im Gefolge stärkerer Umwälzungen und auf Grund diktatorischer Machtbefugnisse eine raschere, sprungweise Lösung der Judenfrage erfolgen kann. An diesem Platze seien nur einige der zahllosen Besserungsvorschläge angeführt, die geschichtlichen Wert haben und vielleicht noch für die Gegenwart von Nutzen sind. Auszuschalten sind natürlich alle die Maßnahmen, die auf falscher Grundlage beruhen, die also in der Annahme der Taufe oder in dem Hineinwachsen in das Deutschtum Möglichkeiten zur Beseitigung der Judengefahr sehen.

Unter den älteren Vorschlägen sind diejenigen von Martin Luther bemerkenswert, die auf eine Beschränkung der jüdischen Freizügigkeit und des Wucherunwesens, sowie auf den Zwang zu körperlicher Arbeit hinauslaufen. Ihre strenge Durchführung würde allerdings derart den Grundeigenschaften jüdischen Wesens zuwiderlaufen, daß die Juden sich bald zur freiwilligen Abwanderung entschließen würden. Es ist von Interesse, festzustellen, daß heute Trebitsch zu ähnlichen Forderungen kommt, wenn auch aus anderen Gründen. Die Beschränkung der Freizügigkeit soll ihm vor allem den Zufluß neuer unerwünschter Ostjudenströme unterbinden, während der Arbeitszwang der körperlichen Gesundung und Ertüchtigung seiner Rasse als Vorbedingung für ihren Aufstieg zum „Freigeborenen" dienen soll. Auch seine Vorschläge würden, soweit es die Überführung der Juden zur werteschaffenden Arbeit mit harter körperlicher Anstrengung angeht, an der inneren Unmöglichkeit, an dem eingeborenen Widerstreben der jüdischen Natur scheitern. Der Grenzabschluß dagegen ließe sich wohl durchführen und wird ja auch von allen Kennern der Ostjudenfrage wie Fritz und vor ihm schon Prof. Hasse empfohlen.

Nach der Judenemanzipation sahen die Männer, die sich ernsthaft mit der Judenfrage beschäftigten, zunächst die Lösung der Schwierigkeiten in der Rückgängigmachung der Gesetzgebung, soweit sie vorschnell und über das Maß gesunden Fortschritts hinaus den Juden Rechte verliehen hatte. Rühs und Fries verlangten daher eine Beschränkung der Gleichberechtigung auf das bürgerlich-rechtliche Leben, während im staatsbürgerlichen Dasein der Jude als Fremder nach besonderem, gegebenenfalls abgestuftem Recht zu behandeln wäre. Man wird zugeben müssen, daß um das Jahr 1820 herum derartige Maßnahmen noch recht wohl ohne schwere Erschütterungen durchführbar waren: es muß aber bezweifelt werden, ob sich die geplanten Einschränkungen in dem losen Staatengebilde des Deutschen Bundes hätten auf die Dauer aufrechterhalten lassen. Denn vielleicht war erst die Enthüllung der jüdischen Gefahr in ihrem ganzen Umfange, das Erkennen der jüdischen Endziele das Mittel, das die Auflehnung gegen jüdischen Geist und jüdische Macht so nachhaltig in unsere Seelen pflanzt, daß einem entschiedenen Schritte zur Entjudung nicht in Bälde ein stärkerer Rückschlag und Rückfall in jüdische Sklaverei nachfolgt. In diesem Sinne kann vielleicht Treitschkes Auffassung verstanden werden, wenn er glaubt, daß es in Deutschland „keinen verständigen Politiker" gäbe, der die vollzogene Tatsache der Gleichberechtigung umstoßen möchte. Was übrigens für 1880 zur Not richtig war, braucht es für heute nicht mehr zu sein, nachdem sich die Dinge aufs äußerste zugespitzt haben. Übrigens hatte auch Treitschke selbst für seine Zeit nicht ganz recht. Denn Dühring wird man den politischen Verstand unmöglich abstreiten können, wenn er auch manchmal seine der Zeit vorauseilenden Anschauungen, in wunderlicher Form kundgab. Der sprach aber schon 1880 das Wort vom inneren Karthago, erhob also grundsätzlich die Forderung nicht nur der Aufhebung jüdischer Gleichberechtigung, sondern der Austilgung der Juden aus dem deutschen Körper und erklärte in späteren Auflagen seines Werkes sogar, daß seine Vorschläge aus früherer Zeit — Ausschluß von Beamtentum, Volksvertretung und Presse — nicht mehr hinreichend seien gegenüber dem Anwachsen der jüdischen Gefahr in der Zwischenzeit.



Daß gegenüber Dührings klarer Bestimmtheit uns Hartmanns Vorschläge zum Teil geradezu harmlos anmuten, zumal wenn er einen freiwilligen Wandel der Juden erhofft, ist nicht erstaunlich. Es seien nur die zwei letzten seiner sieben Forderungen an die Juden hier mitgeteilt, um die ganze politische Verträumtheit dieses sonst so klaren Kopfes ermessen zu können. Danach verlangt er also, die Juden hätten „sechstens sich unter die Gesamtbevölkerung sowohl räumlich wie in Bezug auf alle Berufsarten, insbesondere solche der produktiven Arbeit zu verteilen, siebentens sich der politischen Tätigkeit entweder ganz zu enthalten, oder aber sich auf die bestehenden Fraktionen zu verteilen“. Das ist beinahe so, als ob man der Katze zumutet, aus freien Stücken das Mausen zu lassen.

Lagarde sah doch deutlicher. Er redet zwar auch stellenweise der Assimilation das Wort, glaubt aber doch nicht so recht an ihre Möglichkeit und erteilt dann seinen Deutschen Ratschläge, so ganz deutsch zu werden, daß für das Judentum kein Raum mehr sei, was für die Wirklichkeit, wenn Worte eine Bedeutung haben sollen und nicht nur leeres Geklingel sind, doch auch ein Ausscheiden des Fremdkörpers, der uns die „Verwesung“ bringt, bedeutet. Daneben finden wir bei Lagarde auch schon Vorschläge, die auf eine Brachlegung der jüdischen Geldvorherrschaft abzielen, so seine „judainfreie“ Reichsbank, Reichssparkassen usw.

Recht durchgedacht sind dann schon Wahrmunds Vorschläge, die vor allem auf eine Stärkung und Sicherung des Grundbesitzes hinauslaufen und daneben die politische Beschränkung der Juden fordern. Auch der jüdische Kultus solle einer gewissen Staatsaufsicht unterliegen. Hier sind also schon wirtschaftliche, politische und religiöse Maßnahmen vereint. Es fehlen also nur noch die rassischen Schutzmaßnahmen. Diese Forderungen finde ich am ersten im Jahre 1908 von A. Bartels in seinem Aufsatz „Rassenzucht“ klar ausgesprochen, womit nicht gesagt sein soll, daß er nicht schon Vorgänger gehabt habe. Seit Chamberlain lagen ja solche Forderungen gewissermaßen in der Luft; das Schwierige war schließlich bloß, eine Form zu finden, die eine gesetzmäßige Durchführung ermöglichte.

Im Grunde genommen gab es ja stets nur die Wahl zwischen zwei Lösungen: Stellung der Juden unter Fremdenrecht — Abkapselung — oder ihre freiwillige oder erzwunge Abwanderung. Schon Naudh drückte dies sehr nett in seiner etwas spöttischen Weise aus: „Entweder die Juden begnügen sich damit, mit uns gleichberechtigt als Privatpersonen zu leben, oder sie machen, wenn ihnen dies nicht zusagt, von ihrem Talente zur Ertragung fremder Klimate Gebrauch. Den Schmerz der Trennung werden wir überstehen.“ Wir werden dann bei diesem Ausscheiden auch kaum einige Juden bei uns behalten; damit sie uns gewissermaßen als mene tekel dienen, wie Weininger meint, daß die Juden die Aufgabe haben, „den Arier immerfort zum Bewußtsein seines Selbst zu bringen, ihn an sich zu mahnen“. Ein wirklich klares politisches Ziel stellte zum ersten Male hinsichtlich der Juden Daniel Frymann auf, mit seiner Lösung „die Juden unter Fremdenrecht!“ Er ist sich der Schwierigkeiten und auch der unvermeidlichen Härten dieser Lösung wohl bewußt, glaubt aber nur noch auf diesem Wege überhaupt aus dem Wirrnis hinausfinden zu können. Erfreulich ist die Bestimmtheit, mit der bei ihm das Judentum als Rassentum gefaßt wird, so daß also auch die Taufjuden und das ganze Heer der

Mischlinge von einem gewissen Zeitpunkte an der Judenschaft und ihrem Fremdentum zufallen. Ob dieser Zeitpunkt etwas früher oder später gelegt, ist dann Zweckmäßigkeitsfrage. Grundsätzlich sollte er so weit zurückgelegt werden, als irgend möglich, also bis zu Friedrichs des Großen Tode, mindestens aber in die Zeit, wo durch die „Taufepidemien“ um das Jahr 1800 der erste reichlichere jüdische Zuwachs in den deutschen Volkskörper kam. Es ist hier nicht der Platz vorhanden, all die wohlerwogenen Maßnahmen Frymanns aufzuzählen, zumal nicht sicher ist, ob sie der Verfasser unter den jetzigen so veränderten Verhältnissen noch durchweg als ausreichend ansehen würde. Auch wollen Bücher wie „Wenn ich der Kaiser wäre“ von jedem selbst gelesen und durchgeprüft sein.



Schluß.

Damit bin ich am Schluß meiner Darstellungen angelangt. Sie sind im wesentlichen geschichtlicher Natur und sollen jedem einzelnen selbst das Feld der Betrachtung erschließen. Die ganze Rückschau, wie es zu den heutigen unseligen Zuständen kam, hat natürlich nur Zweck, wenn man, in unverwüstlichem Glauben an die Zukunft unseres Volkes, an die Möglichkeit und nahe Wirklichkeit einer Besserung harrt und hofft. Und ich glaube daran. Alle Anzeichen sprechen dafür. Hochmut kommt vor dem Fall; schon allein die jüdische Selbstüberhebung und Maßlosigkeit sollte unsere Hoffnung mit frischem Mute beleben.

Wie die Besserung erfolgen wird, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Es steht zu erwarten, daß sich die berufenen Männer über Mittel und Wege zum Endziele klar sind und ebenso wissen, daß die Strategie nach Moltke ein System der Aushilfen ist, daß also zur Zeit ein starrer Plan nicht aufgestellt werden kann, der sofort an jeder Änderung der Lage scheitern müßte. Über zweierlei muß man sich aber klar sein: daß nur **Einheitlichkeit** zum Ziele führt und daß nur **ganze Maßnahmen** helfen können. Daher fort mit allen Halbheiten, fort mit der Scheu vor unvermeidlichen Härten, wenn ihre Unterlassung dem eigenen Volke das Leben kostet. Und ferner fort mit der Zersplitterung, mit dem Geist mangelnder Zucht und Unterordnungsfähigkeit. Es schadet nichts, wenn die Führer auch in einem oder dem anderen Falle anders denken, als wir es glauben besser zu wissen. Wenn wir uns nicht unterzuordnen lernen, wenn wir nicht gehorchen können, werden wir auch nicht würdig sein, wieder im eigenen Hause Herr zu sein. Darum seid einig, einig, einig! Und lernt hier etwas vom vorbildlichen Zusammenhalt des Judentums. Nur so ist das Ziel zu erreichen.

Von demselben Verfasser erschien früher im gleichen Verlage:

Deutschlands Schuld und Sühne

Geschichtliche Betrachtungen zur Entstehung und Lösung der Judenfrage

XII u. 301 S. Gr. 8°.

Grundpreis M. 4.— × Schlüsselzahl, geb. Grundpreis M. 6.— × Schlüsselzahl.

Die Buchaufschrift läßt erkennen, daß in dem neuen Werke Otto Kernholt's eine doppelte Frage untersucht werden soll, einmal, wen die Schuld treffe an der heutigen Verjudung unseres öffentlichen und staatlichen Lebens und ferner, auf welche Weise diese Schuld durch Beseitigung des Übels gesühnt werden könne. Bei oberflächlicher Betrachtung erschien es bisher, als ob die Schuld an den heutigen Zuständen einseitig bestimmte Persönlichkeiten bzw. Stände unseres Volkes belaste. Mit dieser falschen Vorstellung räumt der Verfasser an der Hand unanfechtbarer geschichtlicher Tatsachen auf. Das grundlegende Ergebnis seiner Untersuchung ist es, daß unser gesamtes Volk die Schuld trägt und deshalb auch unser gesamtes Volk die Pflicht der Wiedergutmachung habe. Damit wird die Lösung der Judenfrage auf eine breite sittliche Grundlage gestellt und zu einer völkischen Forderung, der sich niemand entziehen darf, der deutschen Blutes ist. Das Buch zerfällt in zwei Teile. Im ersten, umfangreicheren, wird die Entwicklung der Judenfrage in der deutschen Geschichte dargestellt und durch eine Fülle geschichtlichen, vielfach wenig bekannten und schwer zugängigen Materials belegt, wobei stetige Nutzanwendungen und Bezugnahmen auf die Gegenwart bereits auf den zweiten Teil des Werkes vorbereiten. Dieser ist nämlich der „Lösung der Judenfrage" gewidmet. Planmäßig werden die Bedingungen untersucht, die hierfür in Frage kommen, damit die künftige Lösung eine wirkungsvolle und dauernde werde. Wenngleich es der Verfasser dabei vermeidet, selbst mit einem fertigen Programm hervorzutreten, so hält er doch nirgends mit seiner eigenen Meinung zurück, nachdem er das Für und Wider im einzelnen sorgfältig erwogen hat.

Kernholts neues Werk steht mit seinem früheren „Vom Ghetto zur Macht" in engem inneren Zusammenhange. Beide gehören zusammen. Trotzdem ist es so gehalten, daß auch ohne die Vorkenntnis des früheren Werkes das neue mit Vorteil und Genuß benutzt werden kann. Wir hoffen zuversichtlich, daß die günstige Aufnahme, welche „Vom Ghetto zur Macht" allenthalben in deutschen Kreisen, wissenschaftlichen wie politischen, gefunden hat, auch dem neuen Werke in reichem Maße zuteil werden wird.

In demselben Verlage erschien:

Gildemeister, Otto,

Judas Werdegang in 4 Jahrtausenden

128 Seiten gr. 8°.

Grundpreis M. 1.50. geb. M. 2.50 × Schlüsselzahl.

Jordan, Hermann, Prof. D.,

Der Versailler Vertrag und die Schuldfrage

54 Seiten.

Grundpreis M. 0.30 × Schlüsselzahl.

Loewenfeld, Albrecht Hoeffer von,

Republik oder Monarchie?

IV und 140 Seiten 8°.

Grundpreis M. 1.50 × Schlüsselzahl.

Merbach, H., Prof. Dr.,

Die Slavenkriege des deutschen Volkes

Ein nationales Hausbuch

VIII und 138 Seiten gr. 8°.

Grundpreis M. 1.50, geb. M. 2.50 × Schlüsselzahl.

Pastor, Willy,

Naturgewalten — Göttergestalten

207 Seiten 8°.

Grundpreis M. 1.—, geb. M. 2.— × Schlüsselzahl.

Schemann, Ludwig,

Von deutscher Zukunft

Gedanken eines der auszog, das Hoffen zu lernen

136 Seiten 8°.

Grundpreis M. 1.—, geb. M. 2.— × Schlüsselzahl.

Schmieder, Arno,

Zahl und Zeit

Der Kampf zwischen dem vier- und fünfdimensionalen Weltgefühl. Deutschlands Schicksal.

Zugleich Deutung und Überwindung von Spenglers Werk: „Der Untergang des Abendlandes". VIII und 152 Seiten gr. 8°.

Grundpreis M. 1.50, geb. M. 2.— × Schlüsselzahl.

In demselben Verlage erschien:

Bartels, Adolf, Professor,

Die Berechtigung des Antisemitismus

Eine Widerlegung der Schrift des Herrn von Oppeln-Bronikowski: „Antisemitismus"

Geh. M. 0.50 × Schlüsselzahl.

„Die vorliegende Schrift ist zwar scharf aber sehr ruhig und darf als die beste Begründung der judengegnerischen Bewegung gelten, die wir bisher erhalten haben. Es sollten sie auch alle die Nichtantisemiten lesen, die sich ehrlich unterrichten wollen. Eine treffliche Aufklärungsschrift des aufrechten Streiters für unser Volkstum. **Alldeutsche Blätter.**

Bodelschwingh, Franz, Freiherr von,

Herr mach' uns frei

Reden zu Deutschlands Schicksalsfrage

Grundpreis M. 0.10 × Schlüsselzahl.

Jebens, Jutta,

Der Feind im Hause

Roman

Grundpreis M. 1.50, geb. M. 2.50 × Schlüsselzahl.

„Das künstlerisch hochstehende Werk behandelt die brennendste Frage unserer zu neuem völkischen Empfinden aufgerüttelten Zeit in glänzenden leidenschaftlich bewegten Schilderungen. Mit erschütternder Anschaulichkeit schildert die Verfasserin die Mischehe eines deutschen Offiziers mit einer jüdischen Bankierstochter und die im Kriege besonders hervorgetretenen Gegensätze zwischen Helden- und Händlertum. An dem zu spät erkannten, unüberbrückbaren Rassengegensatz geht der Held des Romans in Deutschlands schwerster Notzeit zu Grunde."

Halbach, Fritz,

Genosse Levi

Roman

Grundpreis M. 1.50, geb. M. 2.— × Schlüsselzahl.

„Der durch seinen Roman ‚Jud Günther' und die völkischen Psalmen ‚Das Heil von den Bergen' weithin bekannte Dichter behandelt in diesem neuesten Roman die brennendste Frage der Gegenwart: International oder national? Dem glänzend geschilderten Levi, als typischen Vertreter und Führer des internationalen Sozialismus sind die deutschsozialen Führer gegenübergestellt. Mit Recht wendet sich der ungemein spannende Roman an das gesamte deutsche Volk ohne Unterschied der Klassen und Parteien, denn der Weg des Romanhelden ist unser aller Weg zur Gesundung."

Meinhart, Roderich,

Wiener Totentanz

Zeitroman

Grundpreis M. 1.50, geb. M. 3.— × Schlüsselzahl.

„Dieser Großstadtroman schildert das Familienleben eines hohen Gerichtsbeamten. In äußerst spannender Handlung werden uns die verschiedensten Typen des heutigen Wien vor Augen geführt: der pensionierte General, der monarchische Pläne schmiedet, der alte Hofrat, der seinen Kaiser nicht vergessen kann, der reichgewordene Schieber, der Mischling aus deutschem und jüdischen Blute usw. Das Elend Österreichs, das ohne Anschluß an Deutschland nicht leben kann, findet in erschütternden, aufwühlenden Bildern ergreifenden Ausdruck."

Schlüsselzahl = Teuerungs-Ziffer. Am 15. Juli 1923 war sie 15000. Mit dieser Zahl sind sämtliche Preise zu multiplizieren. Die Ziffer ändert sich mit den Teuerungsverhältnissen.